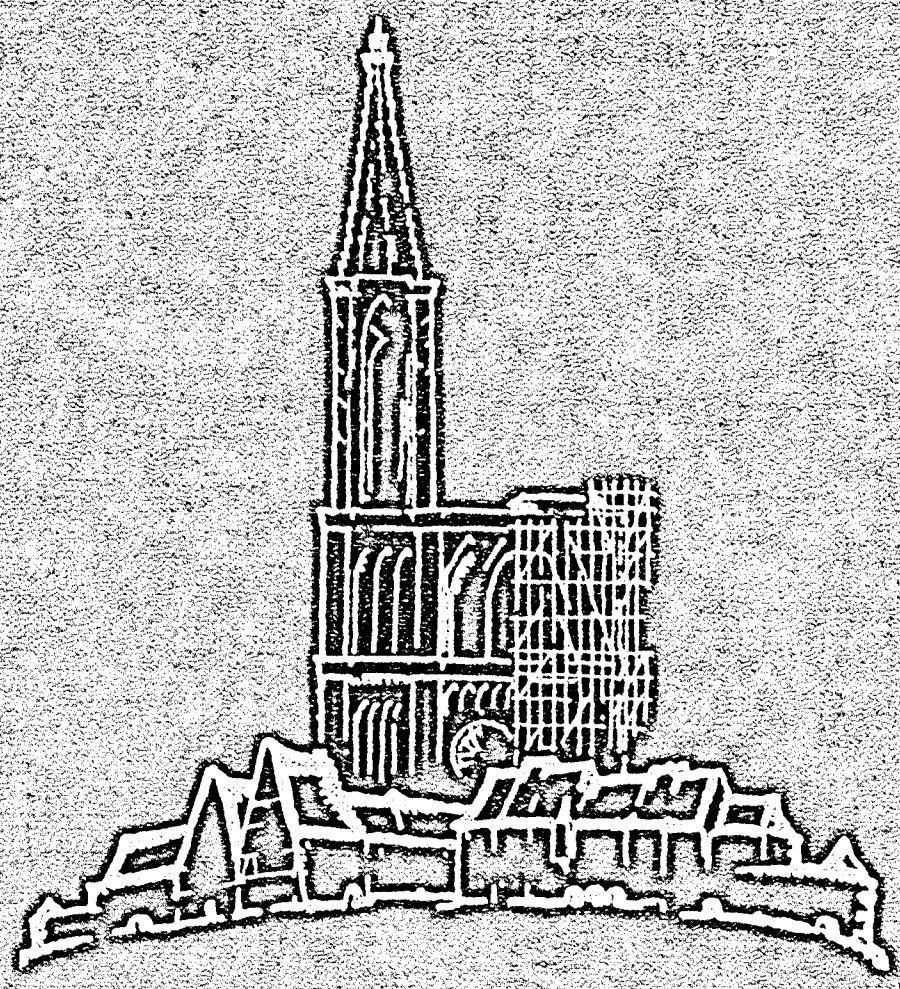
Elsaß-Lothringen

Heimatstimmen

Herausgeber Dr. Robert Ernst



1924

2 Jahrgang 2

57/8540 Universitätsbibliothek Frankfurt a.M.

2.1924

Elsaß-Lothringen

Heimatstimmen

Deutschland u. Dtsch.-Oesterreich
Monats-Bezugspreis:
beim Post-Bezug . . . 20 Goldpfennige
bei Streifbandbezug . 25 Goldpfennige
Jahresbezugspreis für das Ausland:
Frankreich . . . . . 20 Frank. (frz.)
Schweiz . . . . . 5 Frank. (schwz.)
Übriges Ausland . . . 1 Dollar (amer.)
Bestellungen aus dem Ausland und für den unmittelbaren Streifbandbezug an die Schriftleitung
Berlin W 30, Postschließfach Nr. 5
Buchhandlungen 40 % Rabatt

Herausgeber: Dr. Robert Ernst

Zahlungen erbeten:
Deutschland:
Postscheckkonto **Dr. Robert Ernst, Berlin NW 7, Nr. 109 799.**
Ausland:
Brieflich an die Schriftleitung
Berlin W 30, Postschließfach Nr. 5
Anzeigen:
die 4 gespaltene mm-Zeile 4 Goldpf.
(Familienanzeigen 2 Goldpf.)
Nachdruck
mit Quellenangabe gestattet.

Nummer 1 **Berlin, Januar 1924** **II. Jahrgang**

Universitätsbibliothek Frankfurt a.M.

Für die Wahrheit.

Dr. Robert Ernst.

Freunde sprachen mir vor einigen Wochen ihr Mißfallen darüber aus, daß ich im Novemberheft unserer Zeitschrift den Plänen und Hoffnungen gewisser elsässischer und lothringischer Kreise, auf dem Wege über einen „neutralisierten Rheinlandstaat" zur Befreiung unserer Heimat von der volksfremden französischen Herrschaft zu gelangen, mit schroffer Ablehnung entgegengetreten bin. Es sei doch nicht zu verkennen, so betonen sie, daß die Ansichten unseres Landsmannes, die im Novemberheft unserer Zeitschrift unter dem Titel „Rheinland—Elsäß-Lothringen" niedergelegt sind, in weiten Kreisen des elsaß-lothringischen Volkes heute schon Wurzel gefaßt haben und in der Zukunft noch viele Anhänger finden dürften. Es sei daher notwendig zur Kräftigung des Willens zur Selbstbehauptung, zur Beseitigung des lähmenden Gefühls der übermächtigen französischen Nation rettungslos ausgeliefert zu sein, jede Hoffnung auf Erlösung aus den französischen Fesseln zu beleben, unabhängig davon ob diese Hoffnung begründet oder illusorisch sei.

Die Frage ob die Schaffung eines Rheinlandstaates auch für die Lösung der elsaß-lothringischen Wirren wesentlich werden kann, ob mit einem Anschluß Elsaß-Lothringens an ein solches rheinisches Mittelreich gerechnet werden kann, ist wohl wichtig genug, um uns auch heute wieder zu beschäftigen. Auch bietet mir die Auseinandersetzung mit dem Vorschlag meiner Freunde, „gegebenenfalls Illusionen zu nähren", Gelegenheit, in diesem Januarheft, mit dem wir in das 2. Jahr unserer Arbeit eintreten, kurz davon zu sprechen, was wir Elsässer und Lothringer im Reich als unsere Aufgabe betrachten, was wir wollen.

Es ist richtig: Die Hoffnung, daß die Neutralisierung der Rheinlande auch unseren Stämmen Freiheit und Selbständigkeit bringen würde, findet unter unseren Landsleuten immer mehr Anhänger. Sie sind des Glaubens, daß eine Selbständigkeitsbewegung der Rheinländer und Pfälzer auch die Deutschlothringer und Elsässer mit fortreißen würde. Unser Landsmann, — ein Mann, der in unserer Heimat in politicis eine wesentliche Rolle spielt — der in seinem im November veröffentlichten Brief diesem Glauben Ausdruck gab, hält auch jetzt, nachdem er den Separatistenrummel als Schwindel erkannt hat, an diesem Glauben fest. In einem vor kurzem bei uns eingegangenen Schreiben, das wir im Nachstehenden unseren Lesern in Form eines besonderen Aufsatzes zur Kenntnis bringen, träumt er von einem freien Elsaßland, von einer Freiheit, die alle deutschen Menschen in einem Rheinstaat links des Stromes vereinigen würde. Niemand wird verkennen, daß diese deutschen Stämme links des Rheins durch viele Gemeinsamkeiten der Weltanschauung und der Lebungsführung verbunden sind, Gemeinsamkeit des Glaubens, der Sprache, der Sitten. Aber diese Gemeinschaft besteht nicht nur mit den Rheinländern, sie besteht auch mit den Westfalen, mit den Bayern, ja mit dem ganzen deutschen Volke; denn auch die Spaltung in zwei konfessionelle Lager teilen unsere Stämme mit allen Deutschen, und diese Spaltung ist auch bei ihnen übertürmt durch die Bande des Blutes, der Sprache, der Sitten.

Die besondere Zusammengehörigkeit mit Rheinländern und Pfälzern wird nur darum herausgearbeitet, weil ein Anschluß der Elsässer und Deutschlothringer an einen selbständigen Rheinstaat aus inneren und äußeren Gründen für möglich gehalten wird. Dies aber ist ein ungeheuerlicher Irrtum. Es fehlt zu einer solchen Entwicklung die wichtigste Voraussetzung, der Wunsch der rheinischen Bevölkerung sich vom deutschen Volke loszulösen. Davon zeugen die Ereignisse der letzten Wochen. Ein selbständiges Staatswesen auf dem linken Ufer des Rheins wird nie und nimmer Ausdruck des Willens der Bevölkerung sein, die einzigen Stützen eines solchen Staates würden französische Bajonette sein. Und aus einem solchen „neutralen Rheinland", aus dieser französischen Kolonie, sollen dem Freiheitswillen unserer elsaß-lothringischen Bevölkerung die entscheidenden Kräfte zufliessen?! Wer erst erkannt hat, daß es mit der rheinischen Freiheitsbewegung nichts ist, daß ein „neutrales Rheinland" nur als französische Kolonie zu werten ist, der muß sich darüber im Klaren sein, daß das „freie Rheinland" elsässische

Universitätsbibliothek Frankfurt a.M.

Knechtschaft bedeutet. Nur ein in seiner Macht ungebrochenes Frankreich, das die Rheingrenze zu halten gewillt ist, vermag das Trugbild eines rheinischen Staates zu schaffen. Sollte es wirklich so naive Gemüter geben, die daran glauben, daß dieses Frankreich den Elsässern und Lothringern eine Lösung aus dem französischen Staatsverband gestatten würde? Wir sind auf Grund unserer Kenntnis der rheinischen Bevölkerung berechtigt zu sagen: Der Tag, an dem ein rheinischer Staat nicht mehr möglich sein wird, der Tag, der das Rheinland von der französischen Unterdrückung völlig befreien wird, dieser Tag wird auch unseren Stämmen am Oberrhein, an Ill und Mosel, nicht das Recht, sondern auch die Möglichkeit bringen, ihr Leben nach eigenem Willen zu gestalten. Daher weg mit dem Gedanken: „Neutrales Rheinland — neutrales Elsaß-Lothringen. Das ist Utopie. Das Pflegen solcher Utopien wäre gefährlich. Denn wenn auch mit solchen Träumen die Hoffnung auf bessere Zeiten im Augenblick gestärkt werden kann, der Tag kann nicht ausbleiben, wo solche Hoffnung in sich zusammenbrechen muß, und der Zusammenbruch zerstört die Kräfte mit, die sich auch ohne falsche Hoffnung hätten entwickeln können.

Schon aus diesem praktisch-politischen Grunde wollen wir die Illusion: „Neutrales Rheinland-neutrales Elsaß-Lothringen" nicht künstlich am Leben erhalten. Darüber hinaus aber kann ich im Namen der Elsässer und Lothringer, in deren Auftrag ich seit einem Jahre diese Blätter herausgebe, betonen, daß wir es grundsätzlich ablehnen, mit solchen Mitteln, mit Illusionen, zu wirken. Als wir uns im Dezember 1922 zur Gründung unserer Zeitschrift entschlossen, leitete uns nicht der Wille, auf eine staatsrechtliche Umwälzung in unserem Heimatlande hinzuwirken. Wir haben uns nicht das Ziel gesetzt, an dem Aufbau eines neutralen elsaß-lothringischen Staates mitzuarbeiten. Hätten wir ein solches engbegrenztes Programm, so könnte uns wohl jedes Mittel zur Stärkung des „Neutralitätswillens" unserer Bevölkerung recht sein. Wir aber sehen unsere Aufgabe darin, ohne uns auf eine zukünftige bestimmte politische Gestaltung einzustellen, die Erkenntnis in unser Volk hineinzutragen oder zu stärken, daß wir deutscher Art sind, daß wir in Gefahr sind eine Menschenklasse niederer Art zu werden, wenn es dem Franzosen gelingt, uns unsere ursprüngliche Art, unsere deutsche Sprache und unser deutsches Fühlen zu rauben. Gegen all die Lügen und Verdrehungen, mit denen diese Verachtung des „eigenen Ich" erreicht werden soll, wenden wir uns. Wir machen kein Hehl daraus, daß wir Elsässer und Lothringer, die wir um unserer deutschen Gesinnung willen fern von der Heimat leben und die Not des deutschen Volkes mitdurchleben, Deutsche sind und bleiben. Aber wir sind und bleiben auch Elsässer und Lothringer und blicken als Kinder unserer Heimat in das Land unserer Väter. Nicht als Deutsche, sondern als Elsässer und Lothringer werfen wir uns der welschen Flut entgegen, die mit ihrer Kraft, mit ihrer Klarheit und nicht zuletzt mit ihrem Schlamm uns vom Erdboden hinwegzuspülen sucht. Wir aber wollen bleiben, was unsere Väter waren, wir wollen uns nicht selbst verachten, wir wollen aufrecht, unserer Art treu, so durch die Welt gehen, wie wir hineingestellt sind. Wer vermöchte heute noch an ein solches Leben im Zeichen der Wahrheit unter französischer Herrschaft zu glauben?

Seit 1000 Jahren ist Frankreich bestrebt seine Staatsgrenze über die germanischen Grenzgebiete an den Rhein und darüber hinaus vorzuschieben. In neuerer Zeit tritt zu dieser Eroberung des Bodens, die Eroberung des germanischen Menschen. Frankreich erstrebt die Rheingrenze nicht nur als Staatsgrenze sondern weiterhin als Volksgrenze. Die deutschen Menschen am Ober- und Niederrhein sie sollen Franzosen werden. Das deutsche Blut soll dem alternden französischen Volkskörper neue Kraft zuführen, auf daß der Franzose als Sieger und Herr des Lebens froh werde. Wir Elsässer und Lothringer tuen gut daran, uns Frankreichs Vormarsch gegen Osten in den letzten 1000 Jahren zu vergegenwärtigen. Die Zähigkeit, mit der dieses Volk sein Ziel zu verfolgen wußte, wird uns zu der Ueberzeugung führen müssen, daß Frankreich, nachdem es sich einmal die Romanisierung der Elsässer und Lothringer zum Ziel gesetzt hat, ebensowenig davon lassen wird, wie von seinem Streben nach der Rheingrenze.

Nach dem Gesagten wird es jedermann verständlich sein, warum wir in der ersten vorliegenden Nummer unseres 2. Jahrganges eine so ausführliche Behandlung von Frankreichs Eroberungspolitik der letzten 1000 Jahre bringen. Dr. Fr. König, der sich als Historiker durch verschiedene Arbeiten bereits einen guten Namen erworben hat, ist gewiß zu solchen Darlegungen in unserer Zeitschrift berufen. Unsere Gegner auf französischer Seite, die Vertreter unserer elsässischen Bourgeoisie — eine Gruppe unserer Bevölkerung, die zum Teil erst vor 2 bis 3 Generationen aus Deutschland in unsere Heimat eingewandert ist! — werden ihn als Altdeutschen und Boche verhöhnen. Die Herrschaften höhnen und heulen immer, wenn sie sachlich nichts zu sagen haben. Wir aber wissen, daß Friedrich Koenig nicht nur im Elsaß geboren und aufgewachsen ist, sondern auch elsässische Art völlig verstehen gelernt hat, ja in sich aufgenommen hat.

Unser Landsmann aus dem Elsaß schließt mit den Worten: „Glaubt und hofft". Wir aber entgegnen: „Erkennet und handelt". Der Wahrheit soll im neuen Jahr unsere Zeitschrift weiter dienen. Denn nur auf dem Boden der Wahrheit wird sich unser Volk ein Haus bauen, gewachsen und getragen durch seinen eigensten Willen.

„Rheinland — Elsass-Lothringen."

Von ***

Charakterpresse und Pressecharakter. — Los von Frankreich! — Ein phrasenreicher Abwehrversuch.

Die meiner Arbeit in Heft 11 dieser Zeitschrift vorausgestellten Bemerkungen des Herausgebers, weiter die durch meine Arbeit in langsamen Fluß gebrachte Fortspinnung des Gedankens und die phrasenreichen Abwehrversuche im offiziellen Organ des „Haut-Commissariat de la République Française dans les Provinces du Rhin", dem „Nachrichtenblatt", veranlassen mich, an der Stelle meiner ersten Arbeit eine weitere zur Klärung mir unbedingt notwendig erscheinende folgen zu lassen.

Ich gestehe freimütig, daß meine erste Arbeit heute nicht mehr in der Form nochmals geschrieben würde, wenn es noch zu geschehen hätte, wobei ich jedoch fest bleibe in der Ansicht, daß ein neutrales linkes Rheinufer mit Einschluß Elsaß-Lothringens die beste Friedensgarantie darstellen würde. Erst in den Tagen, als sie in der Zeitschrift erschien, sind uns im Elsaß die Augen geöffnet worden für die wahre Sachlage in dem Kampf der Separatisten um die Unabhängigkeit des linken Rheinufers. Es ist in der Tat so, wie der Herausgeber der „Heimatstimmen" sagte: die Heuchelei unserer Presse und der hinter ihr stehenden Dunkelmänner in den besetzten Gedieten ist tief in unser Volk eingedrungen. Auch ich bin ihr teilweise zum Opfer gefallen, besonders in Bezug auf die Einschätzung der Träger des separatistischen Gedankens. Es war für unsere Landespresse einfach selbstverständlich, daß sie in den Wochen, wo die rheinische Unabhängigkeitsbewegung zum Siege zu schreiten schien, nur das berichtete, was den offiziellen Stellen und Organen nach Wunsch war. Und das hieß denn nicht anders, als daß die todesmutigen Heroen der Freiheitsparteien sich unbedingt von dem barbarischen Preußen zu trennen wünschten, und daß sie unter französisch-belgischem Schutze (Schutz vor dem Terror der von Berlin unterstützten preußisch-nationalistischen Banden!) ihr Ziel unbedingt erreichen würden, weil das rheinische Volk in seiner überwältigenden Mehrheit hinter ihnen stünde im Kampf um die Freiheit. „Wir sind die Nachkommen der Generation, die bis 1815 französisch war!" so läßt Herr Guinchard im „Echo d'Alsace et de Lorraine" einen (erfundenen!) Greis ausrufen. Es paßte sich dieses Wort justement so gut, wie das uns bekannte „Le plébiscite est fait", anno 1918. Diese Sünde der Einlullung durch unsere Presse (soweit man von „unserer" reden kann), wird sich ja noch bitter rächen; für den Augenblick aber ist ernst genug die Tatsache, daß wir auf die in den offiziellen Büros der Interalliierten Rheinlandkommission zusammengebrauten Gifttränklein hereingefallen sind und — wir nicht allein! Selbst die Linksblätter haben zu einer bestimmten Zeit die „Siegesmeldungen" kommentarlos gebracht, während sie vorher als die einzigen im Lande weit von den Separatisten abgerückt waren. Es liest sich nicht nur wie ein Spaß, wenn der „Elsässer" am 1. Dezember, also nach der separatistischen Pleite (wie der kluge Beobachter immer es tut), mit erhobenem Zeigefinger feststellt: „Wir hatten von Anfang an Zweifel gehegt und geäußert". Es tut mir leid, meinen verehrten „Elsässer" von früher heute einer bewußten — Unwahrheit bezichtigen zu müssen. Denn es hieß kurz vorher im „Elsässer" gerade umgekehrt. Diese Erscheinung ist aber — um es in diesem Zusammenhange auch festzustellen — typisch für unsere Presse. Immer und überall, in allen Situationen das charakterlose Hinschielen auf Paris, auf die Offiziellen, und wenn dabei unsere Bevölkerung bewußt in einen Irrgarten hineinmanövriert wird. So rückenmarkslos wie die elsässische Presse ist keine andere. Wir könnten von Ausnahmen sprechen, die aber nur die Regel bestätigen würden. Und auf dem Gebiete des Pressewesens ist, wie sonst auf keinem Gebiete, eine Assimilierung an die der Metropole erfolgt, an die feile Dirne, vor der in den vergangenen Wochen die anständige Welt die Nase zugehalten hat. Dieses Bewußtsein veranlaßt den „Elsässer" wohl auch, im Anschluß an den Zusammenbruch der Separatistenbewegung von einer „Aufgabe des Elsaß", d. h. seiner Presse, ein langes und breites zu reden. Subventionierte elsässische Zeitungen sollten anstandshalber und aus Reinlichkeitsgefühl so etwas lieber nicht schreiben. „Herr Poincaré hat vor kurzem gesagt, die Elsässer hätten die besondere Aufgabe, Frankreich über die deutschen Strömungen, die sie besser kennen, zu unterrichten." Schön gesagt! Aber wenn die Hypokrisie — um im Tone der uns nicht sonderlich sympathischen „République" zu reden — in einem Lande zum moralischen Gesetz erhoben wird, und wo die Feinde der Heuchelei Opfer, wo die Künder der Wahrheit schachmatt gesetzt werden, da kann diese Aufgabe nicht nur nicht gelöst werden, sondern da kommt das Gegenteil der Wahrheit heraus. Die Berichte aus Deutschland, die unsere Presse zu bringen gezwungen ist, entstammen größtenteils offiziellen Büros. Vor der Welt erscheint auf diese Weise ein Elsaß, das es überhaupt nicht gibt, weil ihm offiziell Heuchelei aufgezwungen wird. — Das ist ein Skandal, nicht weniger ernst als die Unterschleife beim Wiederaufbau, die Empfänglichkeit für russische Gelder, die Machenschaften für die russischen Anleihen, die nun verloren sind, u. a. m. — Wir werden Rechenschaft fordern an dem Tage der Abrechnung darüber, wo die Staatsgelder geblieben sind und wie die öffentliche Meinung in unserm Lande gemacht und finanziert worden ist! —

* * *

Ich bin schmerzlich enttäuscht, in den Vorbemerkungen des Herausgebers eine restlose Ablehnung meines Leitgedankens finden zu müssen. Ich bin mir selbstredend sehr wohl bewußt, daß der Schwerpunkt der deutsch-französischen Krisis nicht im Rheinland, sondern in Elsaß-Lothringen liegt oder dort doch ihren Anfang genommen hat. Es ist auch selbstverständlich, daß der deutsche Nationalstaat auch in Elsaß-Lothringen verletzt ist, auch wenn in der ersten Arbeit der Finger mit Absicht nicht auf diese gefährlichste Wunde mehr als nötig gelegt worden ist. Auch wäre ja ein neutraler Streifen geschaffen durch die Schweiz, Elsaß-Lothringen, Luxemburg, Belgien und Holland. Alles das zugegeben. Aber jeder rechte Elsässer, der 5 Jahre lang dem französischen Wüten gegen unsere angestammte Kultur, besonders gegen die Sprache, kurz gegen alles, was deutsch ist, beigewohnt hat, sieht ein, daß wir als germanische Minderheit mit der Zeit aufgerieben werden. Deshalb liegt die Rettung kultureller Güter nur auf dem Wege, daß ein Staatsgebilde mit möglichst reichem germanischen Einschlage geschaffen werde, an das wir uns anzulehnen vermöchten. Die Schweiz kann nicht genügen. Zum andern sind aber unsere Traditionen religiöser Art gefährdet. Das fast ausschließlich katholische Rhein-

land wäre uns treuester Bundesgenosse, wenn es gelten sollte, den Hoerbann aufzubieten gegen die Feinde der Religion und der Kirche. Ich weiß, daß gewisse Kreise in Deutschland die Gefahren für unser völkisches Sein unterschätzen. Ich möchte gerade die „Heimatstimmen“ dringend vor dem Optimismus warnen, als könnte die geistige Struktur des Elsaß durch die betriebsamste Propaganda der Franzosen nicht verändert werden. Gewiß geschieht eine Umformung nicht von heute auf morgen; aber die Zeit wird kommen, wo die französische Schule ihren Henkersdienst getan haben wird, wo die Umgangssprache des Volkes — um nur dieses zu nennen — mehr und mehr verfranzösiert sein wird. Wie lange wird unsere deutsch-sprachige Presse noch Daseinsberechtigung haben? Wie lange noch die deutsche Sprache im Katechismus und in der Beichte? Wir stehen dabei und sehen mit verschränkten Armen, wie unsere Kinder gezwungen werden, sich in den Schulpausen und auf der Straße in französischer Sprache zu unterhalten. Kein deutsches Lied mehr in der Schule! Nicht einmal mehr das unserm Boden entsprossene Heidenröslein. Wir haben die Zeit Ludwigs XIV. hinter uns, wo unser Land als „Province effectivement étrangère“ verwaltet worden ist. Die Entdeckung der gallischen Kulturfundamente rechtfertigt Frankreichs „nationalisation“ bei uns vor der nichtdeutschen Welt. Das Elsaß des 19. und 20. Jahrhunderts ist nicht das Land starker Persönlichkeiten, die aus sich heraus retten würden, was eben noch zu retten ist. Wir brauchen Hilfe von außen, um nicht erdrückt zu werden. Und nun überlege man sich nochmals meinen Vorschlag zur Schaffung eines zweiten Lotharingischen Reiches. Heute ist sicher, daß die haltlosen Banden der Separatisten unter ihren moralisch minderwertigen Führern nicht dieses hohe Ziel erkämpfen können und wollen. Muß aber deshalb die Hoffnung darauf aufgegeben werden?

Das letzte Wort darüber ist noch nicht gesprochen. Es ließe sich ja auch über das Thema von der Neutralisierung unseres Landes sprechen. Und Ley's Ausruf vor den Geschworenen „das Elsaß gehört den Elsässern“, hat ein tiefes Echo gefunden in unserer Bevölkerung. So hieß es vor der Zeit unserer „Befreiung“ auch schon. Aber uns will scheinen, als wäre mit soviel innerstem Mitfühlen dieses Wort nie zuvor aufgenommen worden wie diesmal, wenn es auch gesprochen worden ist von einem — irrenden Charlatan. Wir haben mit Ley nichts zu tun. Aber wir hielten, wie er, die Neutralisierung unseres Landes für eine ungemein starke Friedensgarantie. Wir bemängeln dabei nur das eine, daß uns starke deutsche Kräfte nicht unmittelbar stützend zur Seite stehen würden. Sonst: ja! — Unser nächstes Ziel muß sein, wenn vorerst aus dem neutralen Rheinstaate nichts werden sollte, eine Volksentscheidung, bei der jedermann sich äußern könnte über seine Ansicht darüber, unter welcher Staatsform und in welchem Verbande er das Heil seiner Heimat erkennt. Das Ergebnis wäre unter allen Umständen eine sichere Absage an Frankreich. Es ist für Frankreich gefährlich, daß es einen Märtyrer der Neutralität geschaffen hat in der kleinen Person Ley's. Unter dem Banner der Menschenrechte und des Selbstbestimmungsrechts der Völker darf ein ehrlicher Schwärmer nicht Zuchthäusler werden, wenn er weiter nichts getan hat, als das, was Frankreich im Rheinland offiziell begünstigt. „Doppelmoral!“

* * *

Ein reiner Zufall spielt mir das „Nachrichtenblatt“ vom 6. Dezember in die Hände mit dem Leitartikel über „Die rheinische Frage und eine daraus angeblich resultierende „Befürchtung“.“ Der Verfasser ist, wenn meine Erkundigungen richtig sind, ein Markircher, Eduard Redelsperger, z. Zt. Sekretär an dem offiziellen Organ des Haut Commissariat de la République Française am Rhein. Also ein „Offizieller!“ Seine Arbeit wendet sich vorgeblich gegen eine in der „Kölnischen Volkszeitung“ erschienene Arbeit „Fallende Nebel“, ist aber unverkennbar geschrieben, um den „berüchtigten Heimatstimmen“ eins auszuwischen. Wie das französische Propagandablatt einen Grund finden könnte, gegen die „K. V.“ vorzugehen, ist, nachdem wir die angefochtenen Stellen kennen gelernt haben, nicht ersichtlich. Lehnt doch die „K. V.“ als deutsches Blatt, führend in der katholischen Welt, es absolut ab, sich mit den Gedankengängen über psychologische Rückwirkungen eines neutralen Staates am Rhein auf die Elsaß-Lothringer, besonders aber mit der Stellung Elsaß-Lothringens innerhalb Frankreich, zu beschäftigen. „Wir wissen uns frei von jeglicher Illusion“. Und so etwas sagt eine Zeitung, das führende Organ einer Welt, auf die wir uns stützen wollten im Ringen um unsere völkische und religiöse Erhaltung. Wenn wir nicht schon andere Stimmen des Rheinlandes gehört hätten und wüßten, daß wir als volkhaft deutsche Minderheit doch in weiten Kreisen etwas Anderem, als bloß einem kühlen Desinteressement begegnen, hätte eine solche Offenbarung für uns einfach katastrophale Folgen. — So können wir den Anlauf des „Nachrichtenblattes“ gegen die „K. V.“ nur als Scheinangriff auffassen, hinter dem die Absicht gegen die „Heimatstimmen“ unzweideutig erkennbar ist. Herr Redelsperger hat in der französischen Giftküche schon viel gelernt, vor allem aber die Beherrschung der Phrase, mit der die Welt eingelullt werden soll, sodaß seine Ausführungen geradezu komisch wirken müssen. Es ist hier folgender Erguß zu lesen: „Freidenkende, aufgewachsen hierorts, seit Generationen aufs engste an ihre heimatliche Scholle gekettet, halten von der Warte überlegener Denkfähigkeit aus Ausschau nach dem durch das starke Hoffen noch weit begehrlicher gewordenem Ziel: der endlichen und absoluten Besinnung auf sich selbst, nach dem Selbstbestimmungsrecht, das in eines jeden Menschen Brust gelegt ward vor Jahrtausenden schon.“ Wen meint er damit? Wenn ein Elsässer so etwas schreibt, dann kann doch nur das um sein Selbstbestimmungsrecht bisher betrogene elsässische Volk gemeint sein. Aber mit dieser Vermutung ist's nichts; die Rheinländer (Separatistenhorden) sind gemeint, denen er zum Schluß wünscht, daß sie zu sich selbst zurückfinden möchten, im Gegensatz zu den Elsässern, die heimgefunden hätten. Unter uns wissen wir, daß solche Ergüsse mindestens geschmacklose Ungereimtheiten darstellen, die bei uns nicht mehr ziehen, mögen sie auch da Eindruck machen, wo man das Belogenwerden als Lebensbedürfnis einwertet. — Nein; die Autonomisten im Elsaß sind nicht einige wenige, das Bild des harmonischen Volksgefüges verunzierende Köpfe, es sind

täglich mehr Männer der Wirtschaft, des öffentlichen Lebens, der Arbeiter, die die Schwäche der Fundamente unseres staatsrechtlichen nnd volksrechtlichen Zustandes erkennen und sich sehnen nach der endlichen Befreiung aus den Krallen der französischen Unterdrücker, die unsere heiligsten Volksgüter schänden. Und nun kommt dazu noch der wirtschaftliche Niedergang Frankreichs, in den wir mit hinein verstrickt sind. Die Rückwirkungen auf die Volkspsyche aus diesen Erscheinungen heraus ist heute unverkennbar. Wir müssen über kurz oder lang darauf zurückkommen. — Wenn Herr Redelsperger schwärmt von den Trikoloren von 1918, wenn er sich selbst begeistert an der Marseillaise, die begeistert gesungen ward von Franzosen gebliebenen Menschen, die der französischen Sprache nicht mächtig waren, (!) dann ist das ein Liedlein, zu dem er heute schon eine Variation schaffen müßte. Wir älteren Elsaß-Lothringer in Elsaß-Lothringen bilden uns ein, über unsere Schmerzen besser Bescheid zu wissen, als die Ueberläufergeneration, die sich der Pöstchen in Koblenz und Mainz zuliebe in den Chorus von Haß und Rache, Verleumdung und Verdrehung der Tatsachen mischt, dort, weitab am Rhein. Wir haben kein Bedürfnis, Frankreich zu warnen vor Schritten, die es dem Abgrund entgegenführen. Wir warten in Ruhe ab den Tag unserer Befreiung von der dreifarbigen Fahne! Und dieser Tag kommt, durch Frankreich selber heraufbeschworen! Elsaß-Lothringer: glaubt und hofft!

Eine Abrechnung.

Von A. Gilg.

Eigentlich sollte heute an dieser Stelle meine Erwiderung auf die neuerlichen Artikel des Redakteurs Paul Risch in der Colmarer „République“ über die Neutralisierung Elsaß-Lothringens erscheinen. Aber einerseits haben in den letzten beiden Monaten in Colmar und Straßburg zwei „Neutralisten“-Prozesse stattgefunden, über die zunächst unsere Leser ausführlich unterrichtet werden müssen, da sich aus den Besprechungen, die sich an diese Prozesse in der elsaß-lothringischen Presse anschlossen, neues Material zur Beleuchtung der „Neutralitätsfrage“ ergibt. Andererseits erschien es uns notwendig, mit einem neuen elsässischen Blatte zuvor gründliche Abrechnung zu halten, das in letzter Zeit sich in gehässigster Weise mit unseren „Heimatstimmen“ zu beschäftigen pflegt, ja den Mut aufbringt, uns das Recht abzusprechen, uns um das Geschick unserer verlorenen Heimat und unserer Bluts- und Volksgenossen daselbst zu kümmern. Da dieses Blatt den ergreifenden Weihnachtsartikel unseres geschätzten Freundes und Landsmannes Professor Dr. Krencker zum Anlaß nimmt, den Hohn geheuchelten Mitleides über den „Berliner Krencker“ und die „Elsässer rechter Abstammung“ auszugießen, die es vorzogen, lieber „in einem besiegten Deutschland, als in einem siegreichen Frankreich zu leben“, soll ihm die verdiente Antwort nicht länger erspart bleiben.

Das erwähnte Blatt ist das **„Echo d'Alsace et de Lorraine“**, in dem, wie bei allen Zeitungen unserer Heimat, die auf einen weiteren Leserkreis in dem zu neun Zehnteln deutschsprachigen Lande rechnen, außer dem Titel und einigen Pariser Reklamen kaum etwas Französisch-sprachliches zu finden ist. Nur einzelne Leitartikel französischer Mitarbeiter, **die es im Auszuge seinen Lesern verdeutschen muß**, stehen von Zeit zu Zeit an der Spitze seines sonst deutschen Textes. Was allerdings den **Inhalt** des Blattes betrifft, so steht es an Gehässigkeit gegen alles Deutsche **den schlimmsten französischen Chauvinistenblättern in nichts nach.** Kein Wunder! Wurde doch das Blatt vor einigen Monaten von den bekannten Deputierten **Dr. Pfleger, Abbé Wetterlé,** dem Senator Kanonikus **Delsor** und einigen anderen unentwegten Parteigängern des französischen Nationalismus — darunter mehreren „Nouveaux revenus“ — aus der katholischen „Nationalen Republikanischen Volkspartei“ in **Straßburg** eigens zu dem Zwecke gegründet, um durch einen von vielen elsässischen Zeitungen selbst als **Ultra-Nationalismus** und **Chauvinismus** gekennzeichneten patriotischen Eifer der französischen Regierung den guten Willen der katholischen Partei und die nationale Harmlosigkeit der regionalen Sonderforderungen der katholischen Bevölkerung, die übrigens in ihrer übergroßen Mehrheit dem Geiste dieses Blattes völlig fern steht, zu beweisen. Zum Chefredakteur dieses Tendenzblattes berief man — man konnte zu diesem Zwecke keinen Würdigeren finden — Herrn Charles **Haenggi,** jenen **schweizerischen Staatsbürger,**

- der einst in **München-Gladbach** (!) seine **politische Ausbildung** empfing und — sicher nicht aus Abneigung gegen deutsches Wesen und nicht in der Absicht, einmal ein Vorkämpfer französischer Art am Rhein zu werden, — eine **Rheinländerin** zur Frau nahm;
- der dann — immer zur deutschen Zeit — in Colmar als Redakteur des „Elsässer Kurier“ mit „Zähneknirschen“ gegen alle anging, die seinen politischen Fanatismus als nicht ganz verträglich mit dem Volks- und Staatswohl fanden;
- der noch vor dem Kriege mit Eifer seine **Naturalisation** als elsaß-lothringischer und damit **deutscher Staatsbürger** erwirken wollte, aber nicht mehr durchsetzen konnte;
- der während des Krieges in der Schweiz **im Solde Frankreichs französische Propaganda** betrieb;
- der nach dem Kriege infolge seiner dortigen Erfahrungen seinen Freunden erklärte, er sei so vom Ekel erfaßt, daß er nun **überzeugter Sozialdemokrat** sei;
- und der dann doch **wieder im französischen Propagandadienst** in der Saargegend debütierte,

bis er an die für ihn richtige Stelle gerufen wurde, wo er jetzt das elsaß-lothringische Volk über Deutschlands innere Zustände und äußere Politik belügt und den giftigsten Haß gegen alles Deutsche sät, gewiß nicht im Sinne der die Erhaltung des Friedens um jeden Preis erstrebenden großen Mehrheit unserer Volksgenossen und nicht zum Segen unserer Heimat.

Diesem „Echo“, das also nichts weniger als ein „Widerhall“ der wahren Volksstimmung in Elsaß-Lothringen ist, hat es unsere Zeitschrift ganz besonders angetan. Nicht, daß es, um uns zu widerlegen, etwa die Ehrlichkeit aufbrächte, seinen Lesern etwas aus dem Inhalt unserer Artikel und Berichte mitzuteilen; es benutzt nur einzelne aus jedem Zusammenhang losgelöste Ausdrücke oder den Anlaß der Versendung von Sonderdrucken oder Werbebriefen, um in spaltenlangen Artikeln Gift und Galle über uns auszuspeien und uns bei seinen Lesern zu verdächtigen. Zwei Verdächtigungen vor allem sucht es bei jeder Gelegenheit wieder anzubringen; einmal spricht es uns das Recht ab, uns den Ehrennamen **„Alt-Elsässer“** und **„Alt-Lothringer“** beizulegen, und zweitens verdächtigt es uns, **im deutschen Solde Propaganda** zu Gunsten Deutschlands zu treiben. Die letztere Verdächtigung ist bei einem von einem **Charles Haenggi** geleiteten Blatte nichts Verwunderliches. Wie kann dieser Söldling des französischen Propagandadienstes begreifen, daß es wirkliche Alt-Elsässer und Alt-Lothringer gibt, die **aus innerer Ueberzeugung** freiwillig ihre Heimat verlassen haben, um im Deutschen Reiche das karge Brot eines von ihm selbst propagandistisch übertrieben immer als darbend geschilderten Volkes zu essen, und daß sie dies taten, einzig nur, um **ihre völkische Ueberzeugung** und **persönliche nationale Freiheit** zu bewahren und für Recht und Freiheit ihrer zurückgebliebenen

Volksgenossen zu wirken? Wie kann er verstehen, daß sie, dem Zwange ihrer Pflicht gehorchend, stets opferbereit, **aus eigener Kraft** Mittel aufbringen und Wege finden können, um in einer bescheidenen Zeitschrift für das Recht und die Freiheit ihrer angestammten Heimat zu kämpfen? Seine Verdächtigung ist ein Pfeil, der auf den Schützen selbst zurückfliegt und bedarf darum keiner Widerlegung. Nur **ein** Wort will ich an dieser Stelle ihm entgegenhalten, das ich im Februar 1919 während der Tagung der deutschen Nationalversammlung in Weimar, als wir Elsaß-Lothringer dort unsere Wünsche vortrugen, einem bekannten Abgeordneten auf seine Frage, ob man uns wegen unseres Auftretens nicht als Beauftragte Deutschlands und der Käuflichkeit durch Deutschland verdächtigen werde, entgegenhielt: „Wenn wir käuflich wären, dann wären wir **nicht hier!**"

Um die Kampfesweise des „Echo" zu kennzeichnen, genügen außer dem oben schon erwähnten noch einige kurze Beispiele. Daß ich in meinem Artikel über die Neutralisierung Elsaß-Lothringens vom „unersättlichen **französischen Imperialismus**" gesprochen habe, gibt ihm nicht etwa Gelegenheit, in würdiger sachlicher Weise Frankreichs friedliche Politik zu verteidigen, sondern, ohne den Inhalt meiner Ausführungen auch nur anzudeuten (— den dürfen seine Leser nicht erfahren —), einen haßsprühenden Hetzartikel gegen den **deutschen** Imperialismus in der **Vergangenheit** loszulassen. Wir wollen keineswegs die Fehler der deutschen Politik in der Vergangenheit leugnen oder auch nur beschönigen; aber die Art, wie **Frankreichs heutige Politik** nach seinem Auftreten — nicht nur an Saar, Rhein und Ruhr, sondern überall in Europa — in der Welt allgemein beurteilt wird, sollte dem „Echo" doch etwas mehr Zurückhaltung nahelegen. Weil unser Mitarbeiter J. Karcher im Oktoberheft der „Heimatstimmen" festgestellt hat, daß die Herren Jean Louis **Marceleau,** Daniel **Massé,** Ambroise **Got,** Pierre **Fauvet** und andere „Urelsässer" zumeist von **Paris** aus bestimmen, was die Elsässer über Frankreichs Politik zu denken haben, bricht das „Echo" die Gelegenheit vom Zaun, nach einem mißlungenen Nachweis, daß die Namen in einem Grenzlande nichts beweisen (aber doch wohl die **Herkunft** und **Nationalität?** d. V.) und daß es zur deutschen Zeit umgekehrt ähnlich war (?!), den Kreis unserer Mitarbeiter in der angedeuteten Weise, die weiter unten noch genauer gekennzeichnet werden soll, persönlich zu verunglimpfen. Die Versendung eines Sonderabdruckes des Artikels „Der elsässische Lehrer und sein Volkstum" aus unserem Oktober- und Novemberheft gibt dem „Echo" Veranlassung, von einem **„infamen, infernalen Revancheplan"** und von **„Deutschlands Hetzpropaganda"** zu fabeln und uns nicht nur der fälschlichen Beilegung des Namens „Alt-Elsässer" und „Alt-Lothringer", sondern auch der Verschwendung deutscher Propagandagelder zu verdächtigen. Nach solchen Proben nimmt es unsere Leser wohl nicht mehr wunder, daß das in **Coblenz** erscheinende **„Nachrichtenblatt",** das den alles bezeichnenden Untertitel **„Französischer Pressedienst, Coblenz"** trägt, sich mit Wonne zum Echo des „Echo" macht und seine „Abfuhr" unserer „Schmähartikel" in den „Heimatstimmen" abdruckt; — nur wundert man sich vielleicht, daß das „Echo" sich nicht mit dem Stolz des wahren „Patrioten" einen ähnlich bezeichnenden Untertitel wie das Coblenzer Propagandablatt beilegt.

Auf **eine** der Verdächtigungen des „Echo" müssen wir noch **näher** eingehen. Ueber unsere **Volkszugehörigkeit** wagt das Blatt zu schreiben:

„Wir trauten unseren Augen kaum und mußten nochmals lesen „nach Deutschland abgewanderte Altelsässer und Altlothringer". Eine solche Umkehrung der Begriffe, eine solche Vorspiegelung falscher Tatsachen! Altelsässer, Altlothringer waren bekanntlich unter deutschem Regime im Reichslande die alteingesessenen Familien im Gegensatz zu den zugezogenen und eingewanderten Altdeutschen. Nun sind die Hintermänner der Berliner „Elsaß-Lothringer Heimatstimmen", die nach dem Waffenstillstand 1918 aus Elsaß und Lothringen abgeschoben worden sind, in ihrer erdrükkenden Mehrzahl nichts anderes als eingewanderte Altdeutsche oder ihre Sprößlinge ersten Grades. Mit „Elsässer- und Lothringertum" hatten sie höchstens insofern zu tun, als die von Bismarck annektierten Provinzen für sie Jahre hindurch das gelobte Land waren, wo Milch und Honig reichlich flossen. Daß sie durch den Sieg Fochs über Hindenburg gezwungen wurden, dieses Land wieder zu verlassen, um in der alten Heimat die Vorzüge der Papierwirtschaft zu studieren, gibt ihnen keinen Rechtstitel auf den Ehrennamen „Altelsässer, Altlothringer", auch wenn sie dadurch des billigen Ruhmes, „Märtyrer des Deutschtums" zu sein, verlustig gehen sollten." (Nr. 78 vom 26. November 1923.)

„Wenn aber Leute im Weltkrieg „siegreich Frankreich schlagen" wollten, wenn sie ihre elsässischen Nachbarn denunzierten, in Gefängnis und Verbannung brachten, wenn man halb Frankreich annektieren und sich an französischem Gut bereichern wollte, dann gehört man weder zu den „Ur-Elsässern" noch zu den Elsässern schlechthin, sondern an die Spree, nach Berlin." (Nr. 59 vom 7. November 1923.)

Abgesehen davon, daß man ja nun auch im gelobten Lande des Frankens „die Vorzüge der Papierwirtschaft studieren kann", hätte der, wenn mein Gedächtnis mir treu geblieben ist, im **badischen** Städtchen **Säckingen** geborene **Schweizer** Staatsbürger und Söldling des **französischen** Propagandadienstes, Redakteur **Haenggi,** so nicht schreiben dürfen, nicht nur um seiner selbst willen, sondern auch weil eine Wiederholung dieser Verdächtigungen uns leicht in Versuchung führen könnte, auch den Stammbaum und die politische Vergangenheit so manches der ihm zum Teil sehr nahe stehenden Männer zu untersuchen, die jetzt als **„Elsässer"** und **„Franzosen"** reinsten Wassers drüben in der Heimat das große Wort führen, — und das könnte manchem sehr unangenehm sein. Jedenfalls haben wir Altelsässer und Altlothringer, die wir der Pflicht, der politischen Wahrheit und Ehrlichkeit zu dienen, gehorchend, uns zur Herausgabe unserer „Heimatstimmen" zusammengefunden haben, eine solche Untersuchung unseres Stammbaums nicht zu fürchten. Und wenn wir gelegentlich einem Freunde halbelsässischer oder altdeutscher Abstammung in den Spalten unserer Zeitschrift das Wort erteilten und noch erteilen werden, so geschieht es, weil wir in ihm einen Gesinnungsgenossen gefunden haben, der das Recht, sich „Elsässer" oder „Lothringer" schlechthin zu nennen, mindestens ebensogut beanspruchen darf wie so viele, die drüben durch Ueberpatriotismus diesen Mangel ihrer Ahnenreihe am liebsten vergessen machen möchten. „Hintermänner" aber haben wir **keine;** Herr Haenggi sollte uns doch genugsam kennen, um zu wissen, daß wir solche „dunkeln Hintergründe" nicht lieben, sondern Manns genug sind, für unsere Ueberzeugung, **auf uns allein gestellt,** im **offenen Licht des Tages** einzutreten.

Halb Frankreich zu erobern, war nie unser Ehrgeiz, und an fremdem Gut uns zu bereichern, nie unsere Gier, wie die so vieler Zurückgebliebener, auf die man dort heute mit Fingern deutet, weil sie in der Zeit gesetzloser Willkür am Gut der vertriebenen Deutschen sich bereichert haben. Niemand kann uns beschuldigen, jemals einen unserer elsässischen Nachbarn denunziert und dadurch in Gefängnis und Verbannung gebracht zu haben. **Wir** sind wahrlich unschuldig daran, wenn während des Krieges solche Fälle sich ereignet haben, unschuldig daran, daß **nach dem Einrücken der französischen Truppen** gemäß dem in meiner Gegenwart gesprochenen Worte eines Mitgliedes des „Comitée de réception" einer mittelelsässischen Stadt: „Jetzt wird geputzt!" **zahlreiche elsaß-lothringische Beamte und Angestellte ihres Dienstes enthoben, viele ehrenwerte Männer infolge von Denunziationen der eigenen Landsleute von den berüchtigten „Commissions de triage" als ehrlos gebrandmarkt und geschäftlich aufs schwerste geschädigt und angesehene Männer des öffentlichen Lebens zur Heilung ihrer Gesinnung in französische Verbannung geschickt wurden.** Der Fall eines Mülhauser Apothekers, der auf Grund einer ihm nie mitgeteilten Denunziation wegen „deutscher Gesinnung" im Januar 1919 infolge der damaligen Ueberlastung der „Commission de triage" vom zuständigen Militärbefehlshaber ohne Untersuchung ausgewiesen, amtlich seiner Konzession für verlustig erklärt und durch betrügerische Liquidation seiner Apotheke und seiner Privatwohnung beraubt wurde und jetzt endlich nach fünfjährigem verzweifeltem Kampf am 16 d. M. vor dem „Tribunal administratif" in Straßburg sein „Recht" (natürlich nie mehr sein verlorenes Eigentum) finden soll, — dieser **eine** bekannt gewordene Fall von den **ungezählten vielen** zeigt deutlicher als

lange Ausführungen, zu welcher **moralischen Verwilderung** das nach Einzug der Franzosen **behördlich geförderte Denunziationswesen** geführt hat, so daß heute die elsässische Presse voll Entrüstung von „Rechtlosigkeit im befreiten Elsaß" schreiben muß.

Herr Haenggi sollte also mit der Erinnerung an dieses schimpfliche Denunziationswesen, diese größte Schmach unserer Heimat aus der Kriegs- und Nachkriegszeit, als „guter Patriot" etwas vorsichtiger sein. Und gerade er hätte auch **persönlich** allen Anlaß dazu, zeigt doch auch sein heutiges Blättchen noch sehr die Neigung, im Parteistreit die Aufmerksamkeit der französischen Behörden auf die politische Unzuverlässigkeit seiner Gegner zu lenken, — wofür es sich noch dieser Tage von zweien seiner Straßburger Kolleginnen, der sozialdemokratischen „Freien Presse" und der radikalen „République", scharfe Zurechtweisungen gefallen lassen mußte. Auch dürfte er doch noch nicht ganz vergessen haben, daß zur Zeit der deutschen Herrschaft, als er noch im „Elsässer Kurier" die Politik der Preiß, Blumenthal und Wetterlé „zähneknirschend" verteidigte, **ich selbst** von den genannten Herren im **Landtage** und auch in **seinem Blatte** mit seinem Wissen und Zutun wegen „republikanischer Reden in sozialdemokratischen Versammlungen", wegen „Beleidigung des deutschen Kaisers" (!!) und ähnlicher „Vergehen" bei der **deutschen Regierung** mit der Aufforderung zum Einschreiten gegen mich **wiederholt denunziert** wurde.

Das dürfte für diesmal zur Kennzeichnung des Straßburger Hetzblattes und seines Leiters genügen. Gern hätten wir unsere „Heimatstimmen" von solchen persönlichen Auseinandersetzungen und Erinnerungen freigehalten; aber diese mußten einmal und zwar bald gesagt werden, um einem Blatte, daß durch seine vergiftende Kampfesweise die Reinheit unserer Sache zu beschmutzen und die Wahrheit und Sachlichkeit unserer Darstellungen zu diskreditieren sucht, einmal **vor aller Oeffentlichkeit die Maske vom Gesicht zu reißen.**

Politische Rundschau.

Straßburg, Mitte Januar.

Seit unserem letzten Bericht an dieser Stelle (November 1923) ist mancherlei geschehen, was bedeutsam und gewichtig genug ist, auch nach Wochen noch geschildert zu werden. Erfreulich ist an all diesen Dingen recht wenig, wenn es nicht das ist, daß durch solche Vorfälle immer deutlicher und unverkennbarer aufgezeigt wird, welchen Wegs unser armes Land und Volk geführt werden soll, wenn es nach dem Willen der Herren in Paris geht. Damit es keinen Zweifel gibt, wollen wir es aussprechen, **wohin dieser Weg führen wird, wenn kein Halt geboten wird: Zum moralischen und kulturellen Untergang all dessen, was uns als elsässisch und deutsch-lothringisch in den schmerzlichen, aber doch immer wieder auch begeisternden Jahrhunderten unserer Geschichte gewachsen ist., Zum Verfall, Verderb und ja wohl schließlich zum Verschwinden und Vergessenwerden aller ureigensten Eigenart unserer Stämme und unserer Lande.**

* * *

Da ist zunächst über den **Straßburger Neutralistenprozeß** zu berichten, der die moralische — oder besser gesagt: die unmoralische Seite der staatspolitischen Folgen unserer „Befreiung" durch Frankreich blitzlichtartig erhellt.

Im Mai 1920 waren vom unterelsässischen Schwurgericht die Führer des sog. **„Exekutivkomitees der neutralen Republik Elsaß-Lothringen"** (Rapp, Ley und Muth) im Abwesenheitsverfahren wegen „Komplotts gegen die Sicherheit des französischen Staates" zu lebenslänglicher Deportation verurteilt worden.

Am 20. April 1923 stellte sich einer der Verurteilten, der Elsässer René César **Ley,** freiwillig in St. Ludwig bei Basel dem französischen Grenzkommissar, um die Wiederaufnahme des Verfahrens und dadurch die öffentliche Behandlung der französischerseits als „Hochverrat" angesehenen Bewegung zu erzwingen.

Nach mehrmonatiger Untersuchungshaft erschien **am 4. Dezember 1923 Ley vor den Straßburger Geschworenen,** um sich wegen „Komplotts, begangen im Jahre 1919 in Straßburg zum Zwecke des Sturzes der Regierung in Elsaß-Lothringen" zu verantworten. Mit ihm erschien ein wenig hervorgetretener „Komplize", André **Pfistermeister,** als Angeklagter; er wurde — wie bereits hier bemerkt sei — freigesprochen, da er nur unselbständiges, untergeordnetes Organ der Bewegung gewesen sei.

Das Gericht verurteilte Ley zu sieben Jahren „détention", einer selten ausgesprochenen, entehrenden (!!) Strafe, einem Mittelding zwischen Zuchthaus und Deportation, („une peine politique, afflictive et infamante", „Journal d'Alsace et de Lorraine" in seiner Nummer vom 7. Dezember).

Zu den Verhandlungen hatte nicht nur die einheimische Presse, sondern auch **die große Pariser Presse ihre besten Berichterstatter entsandt.** („La grande presse parisienne avait délégué ses as du reportage", „Journal d'Alsace" vom 5. Dezbr.)

Anschaulich schrieb über die Stimmung im Gerichtssaal der Hauptschriftleiter des **„Echo d'Alsace et de Lorraine",** der französisch-schweizerische Propagandist **Charles Haenggi,** in seinen „Notizen und Beobachtungen":

„Die Verhandlungen gegen Ley, den vielgenannten Baden-Badener Neutralisten, spielten sich in einem etwas andern Milieu ab als die üblichen Kriminalfälle. Das Publikum war ein anderes; im Proszenium drängten sich viele Anwälte, und die langen Journalistentische waren dicht besetzt. .. Nach einer halben Stunde drückt die Physiognomie eines großen Teils des Saales den Gedanken aus: **„Wieder einmal ein Gesinnungsdelikt! Wieder einmal ein Märtyrer seiner Ueberzeugung!"** Mit solchen hat der Zuhörer, hat die Presse und haben schließlich auch die Geschworenen, auf die es allein ankommt, leicht Sympathie. Und der Gerichtspräsident, der die Verhandlungen etwas temperamentvoll führt, und der Staatsanwalt, der mit steinernem Antlitz dasitzt, sie erscheinen leicht als die erbarmungslosen Inquisitoren.

Eifrig fahren die Reporterstifte über das Papier und notieren gerührt, wenn der Angeklagte mit ausgestreckter Hand die Geschworenen beschwört: **„Elsässisches Blut wird elsässisches Blut nicht verurteilen!"** Oder wenn er in den Saal schmettert: **„Elsaß-Lothringen gehört den Elsaß-Lothringern!",** worauf ihm der Präsident erwidert: „Elsaß und Lothringen gehören zu Frankreich!" ...

Es ist selbstverständlich auch begreiflich, daß sich nicht nur einige Journalisten freuen (diese natürlich nur vom Standpunkt des lebendig gefärbten Berichtes, der sich damit machen läßt!), sondern auch Maître Jaeglé, einer der beiden Verteidiger, wenn der Angeklagte dem Präsidenten eins versetzt. Zum Beispiel: **„Aber, Herr Präsident, ereifern Sie sich doch nicht!"** Was den Angeklagten, als er die Wirkung beobachtete, veranlaßte, wenigstens zehnmal diese freundschaftliche Mahnung zu wiederholen. Ich hatte die Freude des Verteidigers an solchen „Treffern" bereits notiert, als sie einmal auch dem Präsidenten aufzufallen und ihn zu vexieren schien. War es **dort, wo der Angeklagte Ley verächtlich von denen sprach, die von den Deutschen Orden angenommen hatten und sich dann beeilten, die dadurch wundgescheuerte Stelle auf ihrem Frack mit einem französischen violetten oder roten Ruban zu verdecken?"**

Selbst aus diesem Berichte Haenggis geht hervor, **wie wenig der Gerichtspräsident wahrer Richter zu sein verstand;** er war offenbar als Franzose über diesen Elsässer, der an dem geheiligten patriotischen Märchen von der „unverbrüchlichen Treue zu Frankreich" zu rütteln wagte, sittlich entrüstet. Den abstoßenden Eindruck, den diese Haltung erweckte, faßt die **„République"** vom gleichen Tage in die Worte zusammen:

„...Wir wollen dem Spruche der Geschworenen nicht vorgreifen und es deshalb peinlichst vermeiden, ein Urteil über die Sache selbst, die zur Verhandlung steht, abzugeben; aber wir glauben, was die **Form der Verhandlung** angeht, **im Interesse des guten Rufes unserer Justiz das Recht und die Pflicht** zu haben, **einige Bemerkungen** zu formulieren.

Der Prozeß bedeutete insofern ein Novum, als **der Herr Gerichtspräsident offenbar seine Rolle mit der eines Staatsanwaltes zu verwechseln schien, was so ziemlich allgemein ein peinliches Empfinden auslöste. Das Verhör war fast ausschließlich polemischer Natur und gestaltete sich gewissermaßen zu einer unaufhaltsamen, erregten, politischen Gardinenpredigt. Es war ein mit historischen Exkursen verbundenes vorbereitetes Requisitorium an die Adresse der Geschworenen, fast möchte man sagen: des Auslandes. Der**

Angeklagte konnte kaum einen Satz richtig beenden, er hatte nicht sobald angesetzt, so wußte der Herr Präsident schon, was er sagen wollte, hatte schon die mehr oder minder logische Widerlegung darauf fertig und ersäufte sozusagen die Ausführungen des Angeklagten in einem djalektischen Redeschwall.

Es wäre gerade in einer derartigen politischen Affäre, die je nach dem Ausgange im Auslande leicht zu Propagandazwecken ausgenutzt werden kann, der französischen Sache unstreitbar dienlicher gewesen, wenn die Verhandlung in ruhiger, sachlicher und überlegener Weise geführt worden wäre, daß in dieser Hinsicht nicht der geringste Vorwurf gemacht werden könnte. Es macht einen wenig imponierenden Eindruck, wenn ein Angeklagter mit „Responsabilité atténuée", dessen Nerven in einer längeren Untersuchungshaft sicher nicht gewonnen haben, und der um seine Existenz kämpft, ruhiger erscheint als der Richter...."

* * *

Den französischen Propagandastellen, die eifrig an der Arbeit sein werden, blau-weiß-roten Honig aus dem Straßburger Urteil zu saugen, halten wir entgegen, was der Herausgeber der Straßburger „République" (am 6. Dezbr.) schreibt:

„... Im Elsaß kann infolge der Tatsache, daß die Gerichtssprache hier eine andere ist als die Muttersprache der Bevölkerung das Schwurgericht leider nicht, wie es seine eigentliche Bestimmung verlangt, als die Emanation des ganzen Volkes gelten. Es wird bekanntlich heute nur eine Minorität, die eben die französische Sprache beherrscht, zu dieser Rechtsprechung zugezogen. Das Arbeiterelement z. B. scheidet fast vollständig aus, ebenso der größte Teil des Bauernstandes."

Das Urteil ist also, wenn man ihm schon eine politisch-patriotische Signatur geben will, **das Urteil der französisch sprechenden Minderheit der städtischen Bourgeois**, das Urteil der Kreise also, auf deren Rücken unter Ausschaltung der weitaus überwiegenden Mehrheit des Landes die „Befreiung" aufgebaut worden ist. Das Urteil beweist also höchstens gute Regie, sonst garnichts! Das ist auch gegenüber dem Schlußwort des französischen Straßburger „Journal d'Alsace et de Lorraine" zu sagen:

„So haben zwölf Elsässer die loyale Gesinnung ihrer Landsleute gezeichnet und die geringe Bedeutung, die sie einer deutschen Propaganda beilegen, unter welchen Formen sie sich auch bekunden möge." (!!)

Während die meisten Blätter seltsam wenig Eignes zu sagen w...ußten, war **die „République" des Herrn Camille Dahlet** wieder einmal in richtiger Erkenntnis der Bedeutung des Falles Ley so ehrlich (und damit im Grunde genommen denn schließlich am „patriotischsten" — nur nicht in der Art, die in Paris beliebt ist —), ein ausführliches **Urteil über das Urteil** zu fällen. Sie schrieb:

„... Wir müssen das von den Geschworenen gefällte Urteil respektieren. Aber wir wollen, ohne Rücksicht auf die Möglichkeiten einer demagogischen Ausschlachtung unserer Stellungnahme von gewisser bekannter Seite, nicht verhehlen, daß wir es **bedauern.**

Wir bedauern es, weil im Elsaß ganz allgemein in der Beurteilung von derartigen politischen Vergehen, die aus dem speziellen tragischen Schicksal unseres Landes herausgewachsen sind, ein anderer Maßstab angelegt werden sollte als anderswo. Die heutige Generation der Elsässer ist das Produkt ihrer Erziehung. Ein Mann, der ohne sein Zutun im deutschen Geiste oder wenigstens nicht im französischen Geiste erzogen ist, ist zweifellos anders zu beurteilen als z. B. ein Franzose aus dem Innern im gleichen Falle. Schon vom rein menschlichen Standpunkte aus hätte sich also hier, zumal der Verurteilte sich freiwillig gestellt hat, eine großmütige Geste des Verstehens und Verzeihens empfohlen. Wir können nur hoffen, daß sie von behördlicher Seite aus möglichst bald nachgeholt werde.

Wir bedauern aber diese Verurteilung aus politischen Gründen. Wäre Ley freigesprochen worden, so hätte unsere französische Propaganda im Auslande, da wo sie nötig ist, darauf hinweisen können, wie wenig Frankreich die neutralistische Propaganda zu fürchten habe, da es sogar einen der Baden-Badener Hauptagitatoren, als er reumütig in seine Heimat zurückkehrte, großzügig habe laufen lassen. **Heute wird die gegnerische Propaganda das Urteil ausschlachten können. Sie wird sagen, daß Frankreich zwar im Rheinland und in der Pfalz das Recht zum Neutralismus verteidige und fördere, im Elsaß jedoch die gegenteilige Moral betätige. Sie wird auf alle Behauptungen unsererseits, daß im Elsaß eine neutralistische Idee nicht existiere, antworten, daß diese sich nur nicht manifestieren könne, weil eben hohe Strafe darauf stehe.** Der freie Ley hätte Frankreich schwerlich geschadet, **der eingekerkerte Ley ist viel, viel gefährlicher.** Es gibt Fehler, die man nicht begehen soll, wenn man sie vermeiden kann."

* * *

Und nun ist zum Ueberfluß gleich auch noch über einen **zweiten Neutralistenprozeß** zu berichten, der dem Ley-Prozeß zeitlich vorangegangen war. Der Verleger und Redakteur des Molsheimer radikal-sozialistischen Wochenblättchens **„L'Alsacien Français", Schlaflang,** hatte in diesem den parteipolitisch lebhaft tätigen **Pfarrer Dr. Jérôme** aus Ergersheim als **„ultramontan-neutralistisches Nationalblock-Oberhaupt"** bezeichnet und war deshalb wegen Beleidigung verklagt worden.

Das Zaberner Landgericht sprach Schlaflang frei, der in der Verhandlung erklärt hatte, mit dem Ausdruck **„neutralistisch"** habe er lediglich einen Mann kennzeichnen wollen, der entgegen dem Geist der in Frankreich geltenden Gesetze für Elsaß-Lothringen das Sonderrecht der konfessionellen Schule fordere (!!?), und er (Schlaflang) habe keineswegs die Absicht gehabt, dem Kläger zu schaden. Pfarrer Dr. Jérôme legte im Einverständnis mit der (katholischen) Unabhängigen Nationalen Republikanischen Volkspartei Berufung gegen die Freisprechung seines Gegners ein, aber der Appellhof in Colmar bestätigte am 17. November das Zaberner Urteil. Damit war die Sache nun aber nicht erledigt. Im Gegenteil; die Parteipresse des Pfarrers Jérôme bemächtigte sich nun eifrig, unter dem ungestümen Drängen des unglückseligen Herrn Michel Walter etwas zu gekünstelt übereifrig, der Angelegenheit — und rief damit die auf derartige „gefundene Fressen" immer lauernde **„République"** auf den Plan. **Tage und Tage, ja durch Wochen hin, suchte nun jede Richtung der andern nachzuweisen, daß sie doch eigentlich so harmlos und so waschecht blau-weiß-rot nicht sein könne,** wie sie es doch sein wolle, da ja doch...! Und dann kamen so **verfängliche Dinge** zur Sprache, daß man in Paris gewiß beide Ohren gespitzt hat, und daß man in Paris nun wahrscheinlich erst recht keinem Elsässer mehr über den Weg trauen wird, ... wenn mans auch nicht vor sich selber und vor andern zugeben wird!

Ob in der Sache selbst Herr **Camille Dahlet,** der Verfasser der bissigen Artikelreihe „Der Klub der Harmlosen", oder Herr **Michel Walter,** der vorlaute Wortführer im Kreise der katholischen Blätter, recht gehandelt hatte, und ob in der Frage der Richtigkeit oder Unrichtigkeit des Urteils von Zabern und Colmar die „beleidigte" Seite mit Recht oder ohne Recht sich aufregen durfte, das ... können wir nicht entscheiden. Und wir wollen's auch gar nicht, denn **für uns liegt in dem Begriff „Neutralist" nicht so eine fürchterliche entehrende Kränkung,** daß wir uns mitbeleidigt fühlen müßten, und andererseits regen wir uns überhaupt nicht darüber auf, was sie in Paris von uns denken und denken könnten. Was wir von dort fordern, werden wir weder mit patriotisch-umränderten Ergebenheitsbücklingen, noch mit taktisch klugen Parteimanövern erreichen, und ergo werden wir weder jetzt noch künftig jedes Wort und jedes Schrittchen und jedes Mienenspiel erst einstudieren und ausprobieren, weil uns das nicht nur als Komödie, sondern als zwecklos und unredlich vorkommen will. „Mir redde, wie uns der Schnawwel gewachsen isch!" Nit wohr, Herr Mairel?

* * *

Beide Prozesse haben die bei uns amtierenden französischen Gerichte in sonderbares Licht gestellt. In der Ley-Sache haben wir Pressestimmen schon angeführt; in der eben erwähnten Affäre sind gelegentlich der Zurückweisung der Urteilsbegründungen ein paar auffallende helle Lichter in das Bild gesetzt worden, dem man die Unterschrift geben könnte: „Die französische Idee in ihrem Siegeszuge im befreiten Elsaß". Wenn einem z. B. in einer Zuschrift an den **„Elsässer"** vom 22. November — ausgerechnet nun am Befreiungstag! — ein Satz aufstößt: „... Ich kenne die Herren des Colmarer Gerichts nicht; ich weiß nicht, wie lange sie im Lande sind und welche Beziehungen sie mit unserm Volk unterhalten ...", oder wenn man in einem langen Artikel des **„Elsässer Kuriers"** vom 28. November lesen muß, der Berichterstatter des Gerichts habe ausgeführt, „daß das Wort „Neutralist" eigentlich keinen bestimmten Sinn habe und man damit heute vielfach nur eine gewisse politische Programmrichtung bezeichne", und wenn man dazu schließlich dann die nicht gerade unverdiente Abfuhr des „Kuriers" hinzunimmt: „Man muß ein Fremder in Israel sein, um derartiges zu behaupten, und daß eine solche Redensart vor einem Appellhof verlauten kann, ist ein starkes Stück", dann ..., ei, dann denkt man sich halt gar mancherlei! Man denkt sich z. B., daß also nicht nur die Verwaltungsleute, sondern auch die **Richter** (wie die eingewanderten Militärs und die andern eingewanderten „Innerfranzosen") uns Elsässern halt doch recht fern stehen. **Zwei Welten,** zwischen denen unsere Bourgeois — die echten und die ehemals aus der Bochie zugewanderten jetzt ganz echten Bourgeois mit und ohne Accents auf den verfügbaren „schwäbische e-Schwänzle" — die Verbindungsbrücke markieren!

* * *

Kurz vor Weihnachten hat die französische Regierung den Vorhang vor den Plänen weggezogen, über die man in Paris in der großen Presse schon lange munkelte, über die man von einheimischer Seite weder als Député, noch als Journalist, noch als Conseil-Mann bis zur entscheidenden Stunde etwas in Erfahrung bringen konnte, trotzdem wir nun doch in einer Volldemokratie leben, wo nichts über den Kopf der Betroffenen hinwegbeschlossen werden kann. Herr **Justizminister Colrat** hat höchst eigenhändig dem **Conseil consultatif** vorgelesen, was er dem Staatsrat zur gesetzlichen Formulierung nun übergeben wird. Und das gibt **folgendes Bild unserer zukünftigen Verfassung:**

Anstelle des Straßburger Generalkommissars wird vom 1. Juli ab ein **„Unterstaatssekretär für Elsaß-Lothringen"** mit dem Amtssitz in **Paris** die oberste Leitung unserer Angelegenheiten führen und gegenüber der Regierung, der er selbst angehört, und gegenüber der Kammer verantworten. **Im Lande** werden lediglich einige **„Direktionen"** und **„Generaldirektionen"** verbleiben (für Kultus, öffentlichen Unterricht, für Inneres nebst der allgemeinen Landesverwaltung, und ... für Polizei), die aber gleichfalls dem neuen Unterstaatssekretariat unterstehen werden, die jedoch — und das wird von optimistischen Leuten wie etwa Herrn Dr. Pfleger als Fortschritt begrüßt — lediglich auf Grund eines besonderen Gesetzes werden an Paris angeschlossen werden dürfen.

Zwei Wünsche hat der Conseil consultatif dem Plane in seinem „Bericht Schumann" nachgeschickt; erstens: es möge doch in jedem Ministerium eine besondere Stelle als Verbindungsmann zum Unterstaatssekretär geschaffen werden, damit diesem leichter möglich sei, sein Einspruchsrecht geltend zu machen, und zweitens: es möchte eine Körperschaft beibehalten oder geschaffen werden zur Beratung des Unterstaatssekretärs und unter Beiziehung von Einheimischen! Die Bescheidenen! Da Herr Colrat nichts über die Zukunft des Conseil consultatif selber verlauten ließ und so schnell — vor der Beratung des Gesetzesvorschlags!! — nach Paris zurückreiste, daß man über diesen Punkt ihn nicht mehr befragen konnte, so ist man in dieser Parodie auf eine Volksvertretung nun nicht so undelikat, selbst an sich zu erinnern! Es geht nichts über elsässisch-lothringischen Stolz vor Königs- und Ministerthronen und über Loyalität! „Numme immer loijol!"

* * *

Die Aussprache im Conseil consultatif über das **„Umzugsprojekt"** — man hat das Colrat-Projekt nicht mit Unrecht so genannt, da es im Grunde nur bedeute, daß der Chef der elsaß-lothringischen Verwaltung mit seinen Büros und seinem Kabinett von Straßburg nach Paris übersiedelt — hat dem Mitglied des C. C., **Député Prof. Dr. Müller,** Gelegenheit gegeben, sich grundsätzlich über seine **regionalistische Auffassung des elsaß-lothringischen „Uebergangsproblems"** auszulassen, die ihm in den Kreisen der „bons Alsaciens" und der meisten „Innerfranzosen" auch immer wieder den Vorwurf einbringt, es sei den Regionalisten eben nur darum zu tun, die innere Verschmelzung des befreiten Landes mit der Mutter Frankreich zu verhüten. Nach dem Bericht, wie ihn die **„Lothringer Volkszeitung"** vom 23. Dezember („Randglossen und Reden zum Projekt Colrat") gibt, sagte Professor Müller „unter allgemeiner Stille und Aufmerksamkeit des Hauses":

„Das Vorprojekt Colrat entspricht nicht dem Ideal, das ich verteidige. Und die bisherigen Diskussionen in der Kommission haben meine Ueberzeugung in keiner Weise erschüttert.... Ich kann das Projekt, abgesehen von gewissen Details, nicht annehmen. Es handelt sich dabei nicht um die Unterdrückung eines Organismus, sondern um eine tiefergreifende Umgestaltung. Das Commissariat Général hatte eine große Mission zu erfüllen. Es sollte das Organ einer klugen und vorsichtigen Vereinheitlichung in gesetzgeberischer Hinsicht sein. Selbst in der Kammer ist dieser Standpunkt — und zwar vom Sozialisten Laffont! — vertreten worden. Es wäre töricht, erklärte dieser, wollte man im Elsaß und in Lothringen Gesetze einführen, die schlechter sind als die lokalen. Und ein berühmter Jurist schrieb in einem Werk: Es sei schwierig, vorauszusagen, ob der elsässische Regionalismus vorübergehend oder dauernd sei. Aber sehr zu begrüßen sei es, wenn er von Dauer wäre, bis er in ganz Frankreich eingeführt sei."

„Das Commissariat Général ist ein Organ der Konservation; es sollte bewahren, was wert ist, bewahrt zu werden. Indem es die besonderen Interessen unseres Ländchens bewahrte, sollte es der Prototyp für ganz Frankreich sein. Aber das Projekt Colrat ist nicht im Sinne dieser Mission gehalten. Unser Regionalismus soll Frankreich nicht schaden, sondern Nutzen bringen. Und daß eine Verwaltungsreform in Innerfrankreich dringend nötig ist, ergibt schon die Tatsache, daß auf dem Büro der Kammer drei Gesetzesprojekte zu diesem Zweck niedergelegt sind. Wir sind nicht schuld, wenn sie bisher nicht zur Diskussion gelangten."

„Durch Sabotageakte ist das Commissariat Général ständig geschädigt worden. Den Geist des Gesetzes, der das C. G. schuf, hat man dauernd verletzt. Die Unterdrückung des Budgets für Elsaß und Lothringen war eine große Torheit. Unter diesen Umständen sind manche unserer Freunde pessimistisch geworden und hatten sich gesagt, von einem solchen Organismus ist nicht mehr viel zu erwarten. Ein neuer Organismus kann uns vielleicht Vorteile bringen. Ich bin in letzterer Hinsicht Pessimist. Der Posten des Commissaire Général wird aufgehoben. Für uns verkörperte Herr Alapetite die Konzentration unseres Landes. Er **war für uns das Symbol und die Personifikation unserer lokalen Freiheiten....** Vor dem alten System des Etatismus und Zentralismus, vor dem Despotismus und der Zuchtrute der Bureaukratie habe ich die allerschwersten Bedenken. Ihnen gegenüber stelle ich eine gesunde, dezentralistische, regionalistische Auffassung. Dieser entspricht das Projekt Colrat nicht. Es kann mich nicht befriedigen, und ich werde dagegen stimmen."

In der Tat hat Prof. Müller bei der Abstimmung **gegen** den Gesetzentwurf gestimmt, mit ihm u. a. Abbé **Haegy**-Colmar und der Präsident des elsaß-lothringischen Katholikenbundes **Weydmann.**

Auch die Generalkommissariatsfrage wird nach bewährtem Muster hierzulande natürlich von vornherein dadurch verhängnisvoll kompliziert, daß sie parteitaktischen Erwägungen unterstellt wird. So standen denn die Erörterungen der Blätter der Linken mit geringen Ausnahmen unter dem wenig großzügigen Leitgedanken: Bei Aufrechterhaltung der Sonderstellung Elsaß-Lothringens werden die Laiengesetze nicht eingeführt, also bleibt die Kirche mächtig und damit bleiben unsere „klerikalen" Gegner ausschlaggebend. Wie töricht und falsch dieses Zusammenwerfen völlig verschieden gelagerter Dinge ist, zeigt sich mit am anschaulichsten darin, daß die beiden Straßburger katholischen deutschsprachigen Blätter **„Der Elsässer"** und das **„Echo d'Alsace-Lorraine"** das Colrat-Projekt ganz verschieden beurteilen. „Der Elsässer" erklärte z. B., Müller, Haegy und die anderen Nein-Sager hätten sich um ihre Heimat verdient gemacht; man werde ihnen ihren Mut noch einmal danken. Dagegen rechtfertigt der Vorsitzende der katholischen Partei Dr. Pfleger im „Echo" die Annahme des Entwurfs, den er als „Fortschritt" gegenüber dem bisherigen Zustand betrachtet wissen will.

Die Behandlung des regionalistischen Problems gehört in das trübe Kapitel „elsaß-lothringische Presse von heute" und „elsaß-lothringische Parteipolitik von heute"; das hat sich bei Gelegenheit der Dezember-Beratungen über ein derart lebens-

wichtiges Projekt, wie es die Verlegung der Verwaltungszentrale aus dem Lande weg doch, ganz abgesehen von der politischen Bedeutung, rein technisch schon ist, wieder schmerzlich gezeigt.

* * *

Vom Frankensturz müssen wir auch an dieser Stelle sprechen. „Der Frank ist nicht die Mark", hatten die stolzen Titel der Leitartikel noch vor kurzem geheißen. Ja, was ist daraus geworden? Jetzt wird mit Gewaltkuren versucht, dem abrutschenden Franken wieder etwas Rückgrat zu geben; das kann ein nettes Stück vom Goldbestand der „Banque de France" kosten! Alles Intervenieren an den Börsen des Auslandes, alle Steuererhöhungen, alle (imaginären) Herabsetzungen der Getreidezölle, ja nicht einmal die schönen Reden des Herrn Poincaré und die Leitartikel der Herren Wetterlé, Charles Frey usw. werden verhüten, daß man den französischen Franken nur „mit Vorsicht genießt" und sich rasch, rasch von ihm zu trennen bestrebt ist. Bei Deutschland war es „betrügerischer Bankrott", „verächtliche Börsenmanöver", „hinterlistige, heimtückische Sabotage", wenn die Mark immer tiefer sank; und beim Franken?? Das Leben wird teurer und teurer; die kleinen Erhöhungen der Beamtengehälter bedeuten wenig; es heißt sich einschränken, und nun soll man auch noch erhöhte Steuern zahlen! Und der einzige „Erfolg" ist eine Flut von Druckerschwärze, der über unsere armen Köpfe sich ergießt. Der Linksblock erklärt, der Nationalblock sei schuld. Der Nationalblock erklärt, der Linksblock sei schuld. „Als wir auf Geheiß der imperialistischen Poincaré-Regierung an die Ruhr zogen, haben wir gleich gesagt, daß das schwere wirtschaftliche Folgen haben werde, daß uns dieser Feldzug mehr kosten als einbringen werde, und daß uns unsere Annexionspolitik das bißchen Vertrauen und Sympathie kosten werde, das wir im Ausland noch besitzen." „Seht ihr", sagen dagegen die Nationalblöckler, die Getreuen des Leithammels Poincaré, „wir haben immer vorausgesagt, daß euer dummes, verantwortungs- und vaterlandsloses Gerede von der militaristischen, imperialistischen Politik Frankreichs uns das Mißtrauen der Welt einbringen werde. Wären wir nicht in die Ruhr gegangen, so hätten wir Deutschland nie auf die Knie gezwungen und ständen also noch viel schlechter als so". Was soll man da sagen?

„Nur keine Panik", heißt es jetzt, aber kann man damit verhindern, daß die Straßburger Sparkasse von den mißtrauischen Sparern gestürmt wird, wie es dieser Tage geschah, so daß die Auszahlung größerer Beträge gesperrt werden mußte. Kann man damit erzwingen, daß die Landwirte mehr als ein paar Sack Kartoffeln an den Markt liefern? Mißtrauen, berechtigtes Mißtrauen besteht nun einmal; wer mißtrauisch ist, dem machen auch die klugen Reden des Herrn Wetterlé keinen Eindruck, die er im „Echo d'Alsace" vom Stapel läßt. Und auch solche Kunststücke wie das polizeiliche Ueberkleben (!) der Worte „Der Sturz des Frankens" auf den Plakaten der Straßburger sozialistischen Partei haben nicht hindern können, daß die Versammlung in der Aubette, die man durch dies Ueberkleistern schädigen wollte, mehr als überfüllt war.

Der Eindruck, den dieser unerwartete Umschwung des Verhältnisses der deutschen Mark zum französischen Franken gemacht hat, ist in so netter Form in einer **„Causerie uf em Klewerplatz"**, die der **„Elsässer"** veröffentlichte, geschildert, daß ein Auszug hier wiedergegeben sei:

D'r Pfruendner: Jo, d'Seine, d'Marne und Saone mache glaawi kann lätzi Stejunge, ass viel Hiiser han müesse gerümt wäre.

D'r Pensionär: 's wär gschejder, d'r Franke dät steje anstatt d'Seine.

D'r Maire: Jo, so wie m'r höert, isch d'r ditsch Rentemarik sogar schun g'stöje, derwielsch ass d'r Franke burzelt.

D'r Pfruendner: Bisch glaaw-i nitt gschejd!

D'r Maire: Nitt gschejd. D'r Rentemarik isch so witt gstöje, ass m'r hitt 8 bis 10 Fränkle derfur bezahlt.

D'r Pensionär: Du maansch allewäj umgekehrt, ass m'r 8 bis 10 Marik für 1 Fränkel bezahle mueß.

D'r Pfruendner: So dät isch's noch annämme.

D'r Maire: Naan — 8 bis 10 Fränkle bezahlt m'r fur ain Rentemarik!"

Und anführen möchten wir an dieser Stelle eine Ueberlegung, die wir über das Thema: **„Sparsamkeit und Verschwendung"** — das ja neben dem ausländischen Mißtrauen über dem Frankensturz schwebt — in der hiesigen **„République"** gefunden haben. Wegen der Teuerung hatten die französischen Beamten eine ausgleichende Erhöhung ihrer Gehälter gefordert, die Regierung aber bekanntlich mit der Begründung verweigert, daß das nötige Geld dem Staate fehle!

„Fehlen?", schreibt dazu Herr Camille Dahlet. „Eigentlich nicht ganz! **Für außenpolitische Abenteuer ist auch heute noch Geld vorhanden.** Zur gleichen Zeit, wo man den Beamten die Aufbesserung verweigerte, votierte man ungefähr die gleiche Summe, die hierzu nötig gewesen wäre, als Darlehen an einige Staaten der Kleinen Entente, damit sie sich Kanonen und anderes Kriegsmaterial in Frankreich kaufen könnten... Alle europäischen Gleichgewichtsrechnungen in Ehren, seitdem der Völkerbund nicht ohne unsere vornehmste Mitwirkung mattgesetzt ist! **Aber fast möchte es erscheinen, als ob uns die Sicherheitspsychose immer ärgere Streiche spielte.** Nachdem wir uns die zahlreichen Freundschaften aus dem Weltkrieg und besonders die Sympathien unserer großen Verbündeten durch unsere meist durch Sicherheitsmotive beeinflußte Nachkriegspolitik verscherzt haben, **sind wir nun so weit, daß wir unsere Sicherheit nur dadurch gewährleisten zu können glauben, daß wir außer unsern eigenen phantastischen Rüstungen auch noch die unserer Vasallenstaaten finanzieren..."**

* * *

„Um der Sicherheit willen". Aus diesem gleichen echten oder vorgeschobenen Sicherheitswahn heraus erklärt sich ja teilweise auch die von Frankreich geförderte **Separationspolitik in den Rheinlanden und in der Pfalz**, die so an innerer Unwahrhaftigkeit krankt, daß es uns hierzulande, die wir nüchtern zu denken gewöhnt sind, unfaßlich erscheint, daß die klare gallische Logik, die vielgerühmte, nicht merkt, wie lächerlich und abgeschmackt dieser ganze Rummel im Grunde ist. (Noch unverständlicher ist allerdings, daß einheimische Blätter hier bei uns diese Mätzchen zum Teil mitmachen! Auf Kosten der Achtung vor ihrer Vernunft und ihrer Ehrlichkeit. Wenn beispielsweise ein katholisches Blatt wie das „Echo d'Alsace et de Lorraine" die Meldungen kritiklos wiedergibt, die den pfälzischen Klerus mit seiner Reichstreue in Gegensatz bringen zu der allein wahren reichsfeindlichen Stimmung der breiten Massen! — dann verliert man wirklich allen Respekt.)

Aus Anlaß der für Frankreichs Namen alles andere als rühmlichen Untersuchung des englischen Generalkonsuls Clive in der Pfalz äußerte sich ein Bericht der **„République"** wie folgt:

„Nichts verdeutlicht besser die Gründe, **warum Europa nicht zur Ruhe kommen kann**, und warum im besonderen eine Krise unserer Allianzen besteht, als der neue Konflikt, der heute zwischen England und uns auftaucht und zwar um die Pfalzfrage... **Die Separatistenkomödie**, die in der Pfalz zweifellos mit der Mitwirkung unserer militärischen Organe aufgeführt worden ist, hat seit langem das Mißfallen der englischen Regierung erregt und nun ihren energischen Protest zur Folge gehabt. England will wissen, was vorgeht, und wird nun selber eine Untersuchung vornehmen, die anzeigt, daß unsere Verbündeten im Weltkriege nicht gewillt sind, weiterhin ruhig zuzusehen, wie unser Militär sich auf eigene Faust daran begibt, den Versailler Vertrag zu „verbessern" und so ständig neue Elemente der Unruhe zu schaffen und den Samen zu neuen Kriegen zu legen.

Für das französische Volk sollte sich endlich die Frage stellen, ob unsere militärischen Organe in den besetzten Gebieten tatsächlich das Mandat haben, das Mißtrauen der Welt gegen unseren Sicherheitsimperialismus ständig zu nähren, uns mit unseren Verbündeten zu überwerfen und dadurch nicht nur unsere gerechten Reparationsforderungen, sondern gerade unsere Sicherheit in Frage zu stellen."

Hier in Elsaß-Lothringen empfindet man mit wachsendem Unmut diese halsbrecherischen Leistungen des französischen Herrn und Meisters; hierzulande sitzt man dem Feuer zu nahe, als daß man in Seelenruhe zusehen könnte, wie sich da Entsetzliches für eine nahe Zukunft zusammenbraut. Pflichtmäßige Aufgabe der Landespresse wäre es, unbekümmert um den unpatriotischen Eindruck, den das macht, gegen solche Dinge sich aufzulehnen, denn schließlich hat doch **unsere Presse die Aufgabe, unsere Heimatinteressen in allererster Linie** im Auge zu behalten! Sollte man meinen!

Frankreich und die westgermanischen Gebiete.

(1000 Jahre französische Eroberungspolitik).

I. Das politische Problem.

1. Der Werdegang des deutschen und des französischen Staates.

Legende.

Frankreich betrachtet den Stromlauf des Rheins als seine ideelle Ostgrenze. Gallien, das römische, habe seit Caesar bis an den Rhein gereicht: **Frankreich** sei der **Erbe Caesars.** Frankreich sei aber **auch der Erbe Karls des Großen**, jenes „Charlemagne", der, obwohl er ein Franke war, im politischen Bewußtsein der Franzosen ganz anders fortlebt als in dem des deutschen Volkes. An den Römer Caesar — den Ueberwinder des heldenhaften Kelten Vercingetorix —, an den Germanen Karl — den Beherrscher der Romanen — knüpft die französische Legende an. Der **Italiener Napoleon** hat sie zum ersten Male dann in Wirklichkeit umgesetzt.

Was aber sagt die Geschichte?

Gallien.

Frankreich ist ebensowenig dem römischen Gallien gleichzusetzen, wie das Deutsche Reich von heute dem Germanien der Zeit Caesars. Wenn Frankreichs Anspruch auf Gleichsetzung mit dem römischen Gallien berechtigt wäre, dann wäre kraft derselben Logik auch ein deutscher Anspruch auf die Länder der Ostgermanen von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer hin berechtigt. Das römische Gallien zerfiel vielmehr in den Stürmen der Völkerwanderung und ist nicht wieder auferstanden. Die germanischen „Barbaren" wurden Herren auch über den ganzen romanischen Bereich und schufen eine ganz neue germanisch-romanische Staatenwelt.

Das Frankenreich.

Aus **Germanien** und **Romanien** zusammen — Romanien möchte ich die **staatlose Masse** des von kriegsgewöhnten Romanen bewohnten, der germanischen Ueberfremdung in den Dingen des Krieges, des Staates und der Macht gegenüber wehrlosen westlichen Landes nennen — baute sich nämlich das Herrenvolk der **germanischen Franken** von Chlodwig bis zu Karl dem Großen den **germanisch-romanischen Einheitsstaat** der Merovinger und der Karolinger. In Anknüpfung an die Idee der römischen Universalmonarchie entstand so unter germanischer Führung jener gewaltige Bau, in dem das gesamte Leben des christlichen Abendlandes in Einheit zusammengefaßt war. Von ihm ist alles Spätere ausgegangen.

Wo war damals Frankreich? Es ruhte noch wie der Nachbar Deutschland im Schoße der Zukunft.

Die neuen Gebilde.

Deutschland und **Frankreich** — jenes im germanischen, dieses im romanischen Bereich — entstanden als staatliche Gebilde, als die karolingische Tradition von der Einheit des Reiches in der Familie der Karolinger an der Wucht der neuen Tatsachen zerbrach.

a. Das Deutsche Reich.

Zuerst geschah das im germanischen Bereich. Es entstand aus den Wirren des 9. und des beginnenden 10. Jahrhunderts **das erste deutsche Reich**, das Königreich aller Deutschen, das sich sodann zum „heiligen römischen Reiche deutscher Nation" weitete, das erst im Jahre 1806 unter den Schlägen des Italieners auf dem Throne Frankreichs, Napoleons, sein Ende fand. Die Scheidelinie gegen den zunächst noch karolingisch verbleibenden, sich auflösenden Westen zog „vom Jurakamm über die Quelle der Mosel bis nahe an die Quelle der Maas, dann in einer bald größeren, bald kleineren Entfernung links neben diesem Fluß entlang, bis sie dann beim 50. Breitengrad stark westlich ausbuchtend jenseits der Stadt Cameracum (Cambrai) nahe an die obere Schelde herantrat und diese schließlich von Doornik (Tournay) bis zu ihrer Mündung begleitete".

Wann ist dieses Reich entstanden? Es entstand nicht, wie oberflächliche Betrachtung meinte, schon im Jahre 843, im Jahre des Vertrages von Verdun. „Je stärker sich die neue Sachkritik in die Quellen des 9. Jhdts. vertiefte, um so enger schloß sie sich wieder an die ältere Meinung an, daß der karolingische Staatsgedanke im Fürstenhaus wie in den Völkern diesen Vertrag von Verdun nur als Familienpakt behandelte und ungeschwächt die Einheit des vom großen Karl geschaffenen Reiches allein betonte." (P. Wentzcke die tausendjährige Jubelfeier des Deutschen Reiches, Preuß. Jahrbücher 1923.) Es tritt schon deutlicher in Erscheinung im Jahre 911, als die vier Stämme der Franken und Sachsen, der Schwaben und Bayern Herzog Konrad von Franken zum König erhoben. Es wurde damals grundsätzlich mit dem Gesetz der Erbfolge gebrochen, die im alten karolingischen Staate allein die Thronfolge bestimmte. „Zugleich war **das neue Ostreich**, das damals entstand, **unteilbar**, weil seine Krone eben nicht mehr erblich, seine Lande also nicht mehr nach familienrechtlichen Gesichtspunkten teilbar waren." (P. Wentzcke, a. a. O.) Und doch waren auch jetzt noch die Verbindungsfäden mit der karolingischen Vergangenheit nicht völlig durchschnitten. Zwar schied „die verhaßte westfränkische Linie der Karolinger" aus, nach ihr aber war Herzog Konrad der nächste Erbberechtigte. Und außerdem war er Frankenherzog, Herzog des bisher bevorrechtigten Stammes der Merovinger und der Karolinger. Das aber war der Sachsenherzog **Heinrich** nicht mehr, der im Jahre **919 die erste deutsche Dynastie**, die der Könige und Kaiser sächsischen Stammes, begründete. Die Wahl vom Jahre 919 war der Auftakt, **das Jahr 925 aber brachte die entscheidende Tat.** Es entschied sich, daß ganz Lotharingen, das Mittelreich vom Jahre 843, das Land bis zur Schelde und Maas, in den Verband des neuen deutschen Königreiches eintrat. Damit war **das erste, das großdeutsche Reich** gegründet, dessen Grenze vom Jurakamm zur Maas, zur Schelde lief, jene Grenze, die so vielfach sie auch durchlöchert wurde, im Grunde bis zum Ende des Reiches bestand. **Der Rhein war Deutschlands Strom geworden, die Rheinlande waren die Kernlande des Reiches.** Mit ihrem Erwerb ist es entstanden; ihr Verlust besiegelte seinen Untergang. Das war damals so und ist heute nicht anders.

b. Frankreich.

Wann aber ist Frankreich entstanden? Es entstand, als der Westen mit der karolingischen Tradition brach, das war im Jahre 987, als nach Ludwigs V., des letzten Karolingers, Tode, nicht der Nächstberechtigte aus der Familie der Karolinger, als vielmehr Hugo Capet, der Herzog von Francien — auch er ein Germane — in Reims zum König gesalbt wurde. Auch die letzten karolingischen Scheinkönige hatten die große Wendung, die mit dem Jahre 925 im Osten eingetreten war, nicht anerkannt; sie hatten trotz ihrer inneren Schwierigkeiten, im Banne der karolingischen Idee stehend, immer wieder ihre Hände nach den Ländern am Rhein auszustrecken versucht. Das ward nun für Jahrhunderte anders. Hugo Capet, der Usurpator, und seine Nachfolger erkannten den Besitzstand des mächtigen deutschen Reiches an, „strebten eher nach Bundesgenossenschaft als nach Feindschaft mit den Trägern der Kaiserkrone". Das war die Lage bis zum Ausgang des Staufergeschlechts.

Das heilige römische Reich deutscher Nation.

Ein neues Zeitalter war angebrochen: Aus dem in den Jahren 919 bis 925 von Heinrich I. begründeten Königreich der Deutschen entstand der Wunderbau des heiligen römischen Reichs deutscher Nation, zu dem sich mit den deutschen Landen die italienischen im Süden und die burgundischen im Westen noch zusammenfanden. Seit dem Jahre 1034 etwa verlief die Grenze des Reichs und Frankreichs im Südwesten von der Maas zur Saone und rechts der Rhone bis zum Mittelmeer hin. Ein breiter Streifen Romaniens war von Brabant bis zum Mittelmeer dem Reiche angeschlossen; die flandrische Grafschaft im Norden war die einzige Landschaft germanischer Bevölkerung, die in französischer Lehensabhängigkeit war. Der deutsche König war der Kaiser im Abendlande. In den Kaiserstädten Aachen und Rom in seine Würde eingeführt erschien er der Christenheit als der Erbe Karls des Großen. — **Das erste Drittel des 10. Jhdts. sah so das deutsche Reich, das letzte Drittel desselben Jhdts. sah Frankreich entstehen.** Sie beide gehen nicht weiter zurück. Damit beginnt für Europa eine neue Zeit.

Die kapetingische Hausmacht.

Frankreich ist so seinem Ursprung nach nicht Gallien; es ist auch nicht das Karolingerreich, auch nicht Romanien; es ist **der Herrschaftsbereich des ehemaligen Herzogs von Francien**, der soweit reicht, als dessen Macht reicht. Diese aber reichte zunächst nicht weit: Hugo soll eigentlich zunächst nur 5 Städte: Paris, Orléans, Etampes, Senlis und Melun als Souverän besessen haben. Alles andere war ein Aggregat großer und kleiner Lehen, deren Inhaber die königliche Gewalt nicht zur Geltung kommen lassen wollten. Frankreich sah zu Anfang so aus wie das Deutsche Reich am Ende! Wollten die Capetinger zur Geltung kommen, so mußten sie zunächst das Gebiet bis zur Ostgrenze hin aus der staatlichen Zersplitterung herausführen. Es ist ihnen gelungen. Philipp II. August (1180—1223) macht Frankreich von der Umklammerung durch England frei, das durch die Ehe Heinrichs II. Plantagenet mit Eleonore von Aquitanien-Poitou der Herr des ganzen Westens geworden war. 1204 bis 1206 werden alle englischen Besitzungen bis auf Guyenne gewonnen; es wird Vermandois, Valois, Artois und Amiens erworben, es wird die Erwerbung der Bretagne vorbereitet. Das Ganze aber wird durch den Sieg in der Schlacht von Bouvines (1214) gekrönt, der eigentlich erst Frankreich als europäische Macht in die große Politik des Abendlandes einführt, jener Schlacht, in der zum ersten Male französische Waffen über deutsche siegten und dadurch auch die Entscheidung in Deutschland herbeiführten. Zum ersten Male hatte deutsche Zwietracht die Geschäfte des Emporkömmlings im Westen besorgt. Otto IV., der Welfe, war in seinem Kampfe gegen die Staufer mit Johann von England verbündet, Friedrich II. aber, der sich zum Gegenkönig aufgeworfen hatte, mit Philipp August. Die Niederlage Ottos IV. und der Engländer bei Bouvines bedeutete zwar den Sieg Friedrichs, zugleich aber auch einen ungeheuren Verlust an Prestige für das heilige römische Reich deutscher Nation. „Frankreichs König erhob das Haupt als Führer des national geeinten und vergrößerten Reiches. Volk und Adel fühlten sich nunmehr als Franzosen und als Untertanen des Königs." Im 13. Jhdt. werden die südfranzösischen Gebiete des Grafen von Toulouse gewonnen, werden die Engländer weiter zurückgedrängt. Philipp IV., der Schöne, — (1285—1314) — zwingt die Kirche, die eben noch die Staufer niedergeworfen und dadurch das Reich tötlich getroffen hatte, zum Gehorsam, so daß das Papsttum seinen Sitz von Rom nach Avignon verlegt, beherrscht mittelbar auch Italien und Neapel und mischt sich als Erster in die deutschen Parteiungen ein. Die Aufrichtung einer großen kapetingischen Hausmacht ist gelungen. Frankreich tritt als Großmacht neben das Deutsche Reich.

Der Drang nach Osten.

Solange das Deutsche Reich in der festen Hand der Sachsenkaiser, der Salier und der Staufen ruhte, blieb die Linie von der Schelde zur Maas, zur Saone, zur Rhone die Grenze nach Westen hin. Als die Kaiserherrlichkeit dahinsank, begann der Vormarsch der Capetinger gen Osten. Er wird zeitweise durch den Widerstreit territorialer Gewalten, durch die Eroberungsversuche Englands unterbrochen, er wird aber sofort wieder aufgenommen, wenn die Hände frei sind. **Der Drang nach Vergrößerung im Osten wird zum eingeborenen Drang eines jeden französischen Regiments**, ob nun die Valois, ob die Bourbonen, ob die Jakobiner und Napoleon I., ob Napoleon III. oder Poincaré die Geschicke Frankreichs leitet. Dazu aber bedurfte es auch des **ideenhaften Unterbaus**: Das im Kampfe gegen die Karolinger entstandene Frankreich spannt daher die **karolingische Tradition** für sich ein, betrachtet sich, obwohl es das Papsttum aufs tiefste demütigt, als älteste Tochter der Kirche, lernt es, sich als **Erben Caesars und der Römer** zu betrachten, die einst Gallien dem Ansturm der Germanen entrissen. Das römische Gallien aber war das Land bis zum Rhein, geschützt einst durch die römischen Legionen, die am Limes standen. **Der Eroberungsdrang wird so zur Aufgabe umgedeutet, der Staat und Nation auch moralisch verpflichtete. Das Interesse Frankreichs wird schließlich dem der europäischen Kultur, dem der Menschheit gleich gesetzt.** Um ihretwillen sei Germanien zu zerstören.

Der Vormarsch Frankreichs.

Verfolgen wir in knappen Zügen den Vormarsch Frankreichs nach Osten.

Die Schlacht bei Bouvines begründet Frankreichs starke Stellung im Nordosten. Sie wird 1302 durch den Sieg des flandrischen Bürgertums in der „Sporenschlacht" zwar schwer getroffen, das Ziel aber bleibt bestehen. Im 13. Jhdt. gelang die Eroberung weiter Gebiete **des Königreichs Arelat: der Province, der Dauphiné, des Vivarais.** Philipp IV., der Schöne, gewann die Städte Lyon, Epinal, gewann den westlichen Teil des an der Maas gelegenen Herzogtums Bar, für den nunmehr der deutsche Herzog von Lothringen vom König von Frankreich zu Lehen gehen mußte. Karl VIII. und Ludwig XII. bemächtigten sich der Alpenpässe und drangen nach Italien vor. Mailand wird 30 Jahre behauptet. 1444 waren die Armagnaken in die Schweiz und ins Elsaß gesandt worden, 1552 benutzte Heinrich II. die deutschen Religionswirren, um sich das Reichsvikariat in den Städten Metz, Toul und Verdun zu verschaffen. In der Folgezeit werden die drei Bistümer einverleibt. Heinrich IV. erwirbt 1601 die wichtige Landschaft Bresse-Bugey, das Aufmarschgebiet gegen Savoyen und die Schweiz. 1648 wird zu Münster und Osnabrück Metz, Toul, Verdun als französisch anerkannt. Das österreichische Elsaß wird gewonnen und dadurch das Herzogtum Lothringen umklammert. Gegen Italien wird Pinerolo gewonnen. Die Einbrüche in Flandern, Brabant — den spanischen Niederlanden — führten immer noch nicht zum Ziele. Ludwig XIV. rundete durch seine niederträchtige Reunionspolitik den französischen Besitz im Elsaß und in Lothringen ab, nahm Straßburg 1681 mitten im Frieden weg, schaffte sich eine breite Heerstraße von Straßburg nach Metz und Verdun, gründete Saarlouis und besetzte Landau, eroberte von Spanien die Franche-Comté, von den spanischen Niederlanden Lille, Maubeuge, Givet, Diedenhofen, verwüstete die Pfalz und das Rheinland. Ludwig XV. verleibte 1766 Lothringen endgültig ein. Die Jakobiner der französischen Revolution, Napoleon holten zum neuen Schlage aus. 1797 zu Campo Formio und 1801 zu Lunéville wurde das Rheinland, wurde Belgien gewonnen; Holland, Schweiz, Italien, kommen in Abhängigkeit. Es wurde der Rheinbund gegründet, der Deutschland bis zum Böhmerwald, zur Elbe, stellenweise bis zur Oder umschloß. Das Großherzogtum Warschau war französischer Vasall. Erfurt und Danzig waren französische Plätze.

Der Wiener Kongreß stellte die Grenzen von 1792 her. Louis Philippe aber betrieb 1830 die Erwerbung von Belgien wieder. Napoleon III. erwarb Savoyen und Nizza, drängte 1867 auf die Erwerbung der Pfalz, des Saargebiets, des Rheinlands, Luxemburgs und Belgiens. Er ward 1870 geschlagen, mußte abdanken und verlor Elsaß-Lothringen. Die dritte Republik eroberte 1918 Elsaß-Lothringen neu, brachte das Saargebiet und das Rheinland in Abhängigkeit, machte Belgien und Luxemburg zu Vasallenstaaten gleich den Nachfolgestaaten Oesterreich-Ungarns und Rußlands und besetzt 1923 das Ruhrgebiet. Die französische Geschichte ist so seit dem 10. Jahrhundert eine Geschichte von Annexionen, zuerst romanischen, dann germanischen Gebiets; deshalb hat Frankreich eine so große Erfahrung in den Methoden der Vergewaltigung fremder Gebiete.

Die Auflösung des Deutschen Reichs.

Diese ganze Entwicklung war nur möglich, weil der Ausbildung der zentralistischen Königsmacht in der Hand des französischen Königtums die Auflösung der zentralen Gewalt im Reich parallel ging. Während es dort gelang, die großen Herren und die Kirche zu beugen, verband sich hier das Fürstentum mit der Kirche gegen den Kaiser, so daß das Reich von innen her ausgehölt wurde Aus der gräflichen und herzoglichen Amtsgewalt entstand der eigenrechtliche Lehensbesitz, aus diesem schon zu Ausgang der Stauferzeit die Landeshoheit der Territorialherren. Das Reich ward aus einem von der kaiserlichen Zentrale her regierten einheitlichen Staatswesen zu einer ständisch aufgebauten Fürstenaristokratie, deren Glieder gar bald auch das Recht selbständiger auswärtiger Politik für sich in Anspruch nehmen. Das Reich ward zu jenem „Monstrum", von dem Samuel Pufendorf spricht, außerstande, die Grenzwacht im Westen zu halten. Immerhin gelang es dem Geschlechte der Habsburger, auf dem Trümmerfeld der mittelalterlichen Kaiserherrlichkeit **die Großmacht Oesterreich** zu errichten, die aus eigenem Interesse und in dem des Reichs, allerdings ohne dessen nachhaltige Unterstützung, den Vormarsch Frankreichs im Westen gleich dem der Türken im Osten Jahrhunderte hindurch aufhielt. Erst im 17. Jahrhundert gelang den Franzosen die Festsetzung am Oberrhein, im 18. der Gewinn der oberen Mosel und um die Wende zum 19. der Erwerb der österreichischen Niederlande: Belgiens und Luxemburgs und des Reststücks der deutschen Rheinlande: **Der Rhein war 1801 wirklich Frankreichs Grenze geworden.** Dahin hatte es der aus Eigennutz und Idealismus merkwürdig zusammengesetzte Individualismus der Deutschen gebracht. Der Rückzug aber vom linken Rheinufer, den Landen, in denen einst die größte Kraft des Reiches, wie Otto von Freising sagt, gelegen war, durch deren Zusammenschluß mit den vier rechtsrheinischen Stämmen einst das mittelalterliche Reich begründet worden war, bedeutete auch das Ende. Im Jahre 1806 legte Kaiser Franz die deutsche Kaiserkrone nieder und Napoleon griff nach der Krone Karls des Großen.

Die großdeutsche Idee.

Den Männern der Befreiungskriege aber, dem Freiherrn von Stein, Ernst Moritz Arndt und wie sie alle heißen, die von der Wiederaufrichtung Großdeutschlands träumten, erschien nach wie vor als die historische Grenze gen Westen die Linie von der Schelde zur Maas zur oberen Mosel.

„Zwei unserer Grenz- und Reichsfestungen sind uns noch übrig: Böhmen und Tirol; drei sind uns vorlängst durch wälsche List und eigene Vaterlandsvergessenheit und Herrenlosigkeit entrissen worden: die Schweiz, Elsaß mit Lothringen und die Niederlande (Belgien und Holland)", so schrieb noch 1848 E. M. **Arndt** in seinen Reden und Glossen und fuhr fort: „Aber sie werden einst wieder ganz deutsch sein, sie werden durch Liebe wie durch Not künftig wieder mit uns vereinigt werden. Wir wünschen und hoffen das; lassen Sie uns auch würdig dafür tun und wirken."

Und **Friedrich Engels**, der Freund von Karl Marx, der eine Begründer der sozialistischen Bewegung, hatte schon im Jahre 1841, als Thiers wieder gegen den Rhein vorstoßen wollte, geschrieben:

„Nachdem Burgund und Lothringen uns entrissen, nachdem wir Flandern französisch, Holland und Belgien unabhängig werden ließen, nachdem Frankreich mit Elsaß schon bis an den Rhein vorgedrungen und nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der ehemals linken Rheinseite noch unser ist, jetzt schämen wir uns nicht, großzutun und zu schreien: das letzte Stück sollt ihr wenigstens nicht haben. O über die Deutschen! Und wenn die Franzosen den Rhein hätten, so würden wir doch mit dem lächerlichsten Stolze rufen: Sie sollen sie nicht haben, die freie deutsche Weser, und so fort bis zur Elbe und Oder, bis Deutschland zwischen Franzosen und Russen geteilt wäre und uns nur zu singen bliebe: Sie sollen ihn nicht haben, den freien Strom der deutschen Theorie, solange noch ein unpraktischer Gedankenfisch auf seinem Grund die Flosse hebt! Statt daß wir Buße tun sollten in Sack und in der Asche für die Sünden, durch die wir alle jene schönen Länder verloren haben, für die Uneinigkeit und den Verrat an der Idee, für den Provinzialpatriotismus, der vom Ganzen um des lokalen Vorteils willen abfällt und für die nationale Bewußtlosigkeit. Allerdings ist es eine fixe Idee bei den Franzosen, daß der Rhein ihr Eigentum sei, aber die einzige des deutschen Volkes würdige Antwort auf diese anmaßende Forderung ist das Arndtsche: „Heraus mit dem Elsaß und Lothringen!""

Und als im Jahre 1867 sich Bismarck schließlich zur „Neutralisierung" Luxemburgs verstand, da war auch **August Bebel** unter denen, die im Norddeutschen Reichstag dem Kanzler vorwarfen, daß er ein altes Glied des Deutschen Reiches preisgegeben habe.

2. Die Frage der Grenze.

Die historische Grenze.

Frankreich stand am Oberrhein vom Jahre 1648 bis zum Jahre 1870; es hat das gesamte linke Rheinufer nur vom Frieden von Lunéville bis zum Wiener Kongreß, 14 Jahre also, besessen. Das Deutsche Reich aber stand mit vollem historischen Rechte von 925 bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts an Schelde und Maas; was ihm entrissen war am Oberrhein, an der oberen Mosel und an der Saone war ihm gewaltsam entrissen worden: die Franche-Comté 1659, Lothringen 1766. Holland und die Schweiz hatten sich erst 1648 völkerrechtlich vom Reich gelöst. Wahrlich! **Das größere historische Recht stünde auf deutscher Seite**, wenn wir gegenüber der Forderung der Franzosen nach dem Rhein die Forderung nach Schelde, Maas und Saone erhüben. Während die Franzosen nun aber sich durch die Tatsache, daß der größere Ostreifen vom Meer bis zu den Alpen durch Menschen germanischer Abkunft und Sprache bewohnt ist, in der Verfolgung ihres imperialistischen Zieles keineswegs beirren lassen, beugt das objektivere deutsche Volk sich nicht nur der Tatsache, daß die **romanischen** Gebiete des alten Reichsherzogtums Lothringen Frankreich angegliedert worden sind; es fehlt ihm sogar trotz des nicht nur historischen, sondern auch moralischen Anspruchs auf die **Freiheit der germanischen Gebiete** von Antwerpen bis zu den Walliser Alpen vom französischen Joche das rechte **„Grenzgewissen"**, das ganze Gewicht seiner Volkspersönlichkeit auch nur hierfür einzusetzen.

Recht oder Unrecht.

Das Dogma vom Rhein als der natürlichen Ostgrenze Frankreichs ist ein Doktrin, die nicht nur die Geschichte, die auch die Natur vergewaltigt, denn seit dem 5. Jhdt., zum mindesten ist das weite Land von Antwerpen bis zum Monte Rosa von Germanen bewohnt. Ueber die politische Natur eines Gebietes aber entscheidet die Natur seiner Bewohner. Indem das Frankreich der Capetinger auf die Beherrschung des gesamten gallo-romanischen Bereichs durch seine zentrale Gewalt hinarbeitete, hat es einer im Wesen der Dinge liegenden Aufgabe gedient. Es erscheint daher begreiflich, ja begründet, daß es über die engen Grenzen des Mittelalters hinaus nach der Vereinigung auch mit den dem alten deutschen Reich angehörigen romanischen Gebieten strebte, damit es mit dem sprachlich und rassenhaft zusammengehörigen gallo-romanischen Bereich sich decke. Seine Versuche aber, den germanischen Ländern an Schelde und Maas und Rhein und Mosel seine Herrschaft aufzuzwingen und ihr Volk von seiner germanischen Wurzel abzuziehen, sind Uebergriffe in das Land und die Seele des Nachbarn, für die es keine national-politische Begründung gibt: Es sind Auswüchse des machtpolitischen Strebens der „grande nation", die über der Sucht nach Sieg und Ruhm und Herrschaft die Achtung nicht nur vor der historischen, sondern auch vor der natürlichen Grenze verloren hat, so daß sie von Generation zu Generation Unruhe, Brand und Mord in das germanische Land hineinträgt.

Wo ist die Grenze?

Wenn nun aber weder die historische Grenze von der Schelde zur Maas zur Saone eine „natürliche" Grenze ist noch die unhistorische Rheingrenze, so erhebt sich doch mit ungeheurem Gewicht die Frage: wo ist sie denn sonst? Irgendwo muß doch das gallo-romanische Franzosentum des Westens sich von dem Germanentum des Ostens scheiden; irgendwo muß eine Linie sein, an der moralisch gesehen das politische Recht Frankreichs aufhört und dafür das politische Recht — ich will nicht sagen: des Deutschen Reiches — das politische Recht vielmehr des festländischen Germanentums beginnt.

Die Sprachgrenze.

Diese Linie besteht! Es ist die **Sprachgrenze, die** seit dem 5. Jhdt. Germanien und das gallische Romanien scheidet. Sie ist als Grenze der Völker, nicht der Staaten, von ungemeiner Beharrungskraft geblieben, trotzdem die politische Grenze heute so, morgen anders lief. An ihr wollen wir, an ihr möge sich die Zukunft zurecht finden. Sie läuft:

Von der Küste des Kanals zwischen Dünkirchen und Calais in fast östlicher Richtung quer durch Belgien an die Maas und über diesen Fluß an die preußische und deutsche Grenze. Die allbekannten Orte Waterloo und Mont St. Jean, Belle-Alliance bilden mit ihren Namen ein Merkzeichen für den Verlauf der Linie, die in Belgien Wlamen und Wallonen scheidet. Dann wendet sie sich beinahe im rechten Winkel scharf südwärts und läuft sogar mit einer leichten Wendung nach West bis an die äußerste Ecke des ehemaligen Reichslandes. Der bei weitem größte Teil von Eupen-Malmedy, das belgische Arel mit Gebiet, Luxemburg gehören zum deutschen Sprachgebiet. Den lothringischen Teil des alten Reichslandes durchzieht die Sprachscheide sodann in südwestlicher Richtung bis zum Grenzgipfel Donon, dem Grenzgipfel zum Elsaß hin, dann aber gewinnt sie die südliche Richtung wieder und behält sie im wesentlichen bei bis über den Kamm der Walliser Alpen hinaus, wo die italienische Sprache als Nachbar an die Stelle der französischen tritt (Dietrich Schäfer, Deutsche Geschichte I. Bd., S. 28/29).

Die westgermanischen Gebiete.

Zum mindesten seit der Völkerwanderung ist alles Land bis zu dieser Linie germanisches Land; es ist es heute noch, wenn auch da und dort die „civilisation française" die obere Schicht des Volkstums von ihrer Naturgrundlage losgelöst hat und auch die untere ins Romanische umzuformen suchte. Diese Länder am Rhein waren einst das Kernstück auch der politischen Größe Germaniens, sie waren vor allem aber auch „die Herzader" seiner Kultur. „Hier zuerst", so sagt P. Wentzcke (Die Rheinlande als Grenzgebiet und als europäische Verkehrslinie) „verblassen die Grenzen der Stämme, deren Angehörige nun als Deutsche schlechthin die Träger der neuen Kultur werden, die vom Rhein vorstößt zur Elbe einerseits, über das

Pechlarn des Nibelungenliedes zur mittleren Donau andererseits. Weit hinüber an den Ostrand des Bruchgrabens der Oder, ja bis ins fruchtbare Tal der Siebenbürger Sachsen, die heute noch die Mundart der Moselfranken festhalten, zittert diese vom Rhein herüberflutende Bewegung nach". Die rheinische Einheit zerbröckelte aber infolge der Auflösung des Reichs, die von Frankreichs kluger Politik mit den Mitteln des Krieges und der Diplomatie, unter Verwendung bald der Peitsche, bald des Zuckerbrotes gefördert wurde. Es entstand so, um mit R. Kjellen zu reden, „jenes Trümmerfeld, das in wirrem Durcheinander von der Eidgenossenschaft und von Savoyen bis hinunter zur Nordsee bedeckt ist mit den herabgestürzten Blöcken der mittelalterlichen Kaiserburg". Aus den Niederdeutschen im Mündungsgebiet des Rheins wurden **Holländer** und **Vlamen**, aus den Oberdeutschen im Quellgebiet **Schweizer**, aus den Alemannen und Franken am Oberrhein und an der Mosel **Elsässer, Lothringer, Luxemburger** und **Belgier**. Das Saarland, das Gebiet von Eupen, Malmedy, die Pfalz, Rhein-Hessen, die preußische Rheinprovinz, sie sollen heute desselben Weges geführt werden.

Das französische Ziel.

Werden die germanischen Menschen, die dieses „Trümmerfeld" bewohnen, die Kraft aufbringen, sich zu behaupten oder auch sich aus dem Zustand ihres völkischen Dahindämmerns herauszureißen, das ist die Frage. Oder wird die „civilisation française" sich immer tiefer hineinfressen, das Bewußtsein der Deutschheit zerstörend, die Volkheit der germanischen Art zersetzend? Frankreich glaubt trotz aller Mißerfolge, schließlich doch bis zum Rhein hin Meister werden zu können, so sehr sich auch das Rheinland sperrt. Im Elsaß, in Lothringen, in Luxemburg, in Vlamland, in der Schweiz sogar sind die Methoden ausgeprobt, mit denen man germanisches Volk aus dem Rahmen der Gesamtnation herauslöst, weshalb sollten sie im Laufe der Zeit nicht auch im deutschen Restst ück verfangen? Auf diesem Wege könnte dann das linke Rheinufer — so träumt der Franzose — schließlich doch wieder zum Bestandteil Galliens werden, wie es Caesar schuf, als er die Kelten und die linksrheinischen Germanen unterwarf. Dann wäre die Rheinlinie die gewaltige Bastion der „Erben Roms", wie sie einst die der Römer war gegen die „Barbaren" des Ostens; germanische Hilfsvölker würden mit den afrikanischen vereint wie einst unter römischem Banner Germanien in Schach halten und das Abendland beherrschen.

Die deutsche Aufgabe.

Ein gut Teil des germanischen Landes ist im Augenblick politisch verloren; um den Rest tobt der Kampf. Woran liegt es, daß es soweit hat kommen können? Liegt es nur an der Ungunst unserer Lage, nur am Drucke, der von allen Seiten her auf unsere Grenzen lastet? Liegen die letzten Gründe nicht vielmehr in unserem deutschen Wesen selber? In sich unklar und zerrissen birgt es der Klüfte so viele, daß es dem kultur- und volkhaft geschlossenerem Westen imer wieder gelingt,mit deutschen Kräften im Bunde Deutschland zersprengt zu halten. **Deutschland geht letzten Endes doch nur an Deutschland zu grunde, Deutschland kann letzten Endes doch nur durch Deutschland genesen**; eine andere Antwort weiß ich nicht. Seit Armins Zeiten verhindert die Selbstsucht der Stämme und Stände, der Konfessionen und Weltanschauungen die Bildung einheitlicher Meinung, einheitlichen Willens, einheitlicher Führung. Seit zwei Jahrtausenden sind wir Partikularisten und Individualisten und bezeichnen das nicht als Egoismus, sondern als Charakterfestigkeit und Treue. Vielleicht redeten wir nur von deutscher Treue so viel, weil wir im Grunde so treulos gewesen sind, so hörte ich vor kurzem einen deutschen Philosophen sagen.

Wird das anders werden können?

Nur wenn wir dem zentralistisch regierten, national unduldsamen, von Ruhmsucht, Machtbedürfnis und Angst zugleich vorwärts getriebenen Nachbarvolke gegenüber endlich zu einem Volke mit starkem „Grenzgewissen" werden, dem Not und Sorge auch des letzten Dorfes an der Volksgrenze eigene Not und eigene Sorge sind. Für ein solches „Grenzgewissen" war auch das preußisch-deutsche Reich der Jahre 1870 bis 1918, so stolz wir auch auf es sein können, trotz der großen Taten der preußischen Könige und Staatsmänner, trotz der gewaltigen Persönlichkeit des großen Kanzlers doch wohl der rechte Boden nicht. Preußen, der mächtigste der deutschen Territorialstaaten, war zum Schirmherrn im verengerten Raum geworden. Das Staatsbewußtsein suchte daher das Volksbewußtsein zu überwuchern, drängte sogar auf die Ausbildung besonderen preußisch-deutschen Volksbewußtseins hin; das Staatliche wollte sich eine eigene Seele schaffen. Darüber aber erlahmte die Volksseele und vergaß des weiten Raumes jenseits der staatlichen Grenze, in den sie hätte ausstrahlen müssen, verkannte sogar die Grenzprobleme an dieser Grenze. Und neben dem Staat beherrschte die Wirtschaft die Geister; er wurde von den seelischen Kräften, aus denen er hätte Leben schöpfen, die er hätte beleben müssen, abgezogen. Der Geist der Wirtschaft bemächtigte sich seiner und unser, schuf gewaltige materielle Blüte; **zur Nation aber wurden wir nicht.** „In glücklicher Zeit", so sagt P. Wentzcke in seiner in der „Westmark" erschienenen ausgezeichneten Untersuchung über „die Luxemburger Frage", „schwieg das Grenzgewissen unserer Nation". „Vielleicht, so hoffen und wünschen wir heute, wird es im tieferen Verständnis für die kleine Luxemburger Frage", so fährt er fort, „die in analoger Weise im volkdeutschen Westen die deutsche Grenzfrage ist, die materialistische Anschauung ganz überwinden, deren Vorherrschaft in unseren Tagen die Preisgabe des ganzen Rheintals an den wirtschaftlich stärkeren Gegenspieler bedeuten muß."

Grenzergeist muß und wird über unser Volk kommen, auf daß die Kräfte sich die Hände reichen zum Bunde, aus dem das neue Reich erwächst. Wie sang doch **Conrad Ferdinand Meyer**, der große Schweizer Meister, als einst Bismarck sein Werk schuf, in seinem „Hutten"?

Fürst, Pfaffe, Bauer, Städte, Ritterschaft,
Ein jedes trotzt auf eigne Lebenskraft.
Nichtsnutzig eine Freiheit, die vergißt,
Was sie des Reiches Ehre schuldig ist!
Nichtsnutzig eine deutsche Libertät,
Die prahlerisch im Feindeslager steht!
Gedulb! Es kommt der Tag, da wird gespannt
Ein einig Zelt ob allem deutschen Land!
Gedulb! Wir stehen einst um ein Panier,
Und wer uns scheiden will, den morden wir!
Gedulb! Ich kenne meines Volkes Mark!
Was langsam wächst, das wird gedoppelt stark!
Gedulb! Was langsam reift, das altert spat!
Wenn andere welken, werden wir ein Staat.

II. Die westgermanischen Gebiete.

1. Der Gesamtbereich.

Zu Anfang des Reichs.

Aus einer Geschichtskarte des 10. und 11. Jahrhunderts, der Zeit der sächsischen und salischen Kaiser, ergibt sich, daß **Westgermanien** — so wollen wir das Land von den friesischen Inseln bis zu den Walliser Alpen nennen — aus einer großen **Nordmasse**, einer großen **Südmasse** und einem **Mittelstück** besteht. Die erste: das **Herzogtum Niederlothringen**, mit dem nördlich des Rheins vorgelagerten Friesland und die Frankreich angehörige **Grafschaft Flandern**; **die zweite**: das **Herzogtum Schwaben**, zu dem das Elsaß, das südliche Baden und die hochalemannischen Gebiete östlich der Reuß und südlich des Bodensees gehören, während die alemannische Westschweiz noch dem Königreich Hochburgund angeschlossen ist; **das Mittelstück**: das **Herzogtum Oberlothringen**, das von den Quellen der Mosel und der Maas etwa dem Lauf der Mosel entlang bis Andernach, Coblenz, Boppard, reicht, in mittelalterlichen Quellen auch **Mosellanien** genannt. Auch das in der Hauptsache ostrheinische **Herzogtum Franken** reicht herein, da ihm das linksrheinische Land von dem elsässischen Weißenburg über Worms und die Nahe bis über Bingen hin gehört.

Das Reich zerfiel damals in eine Reihe herzöglicher Vizekönigtümer, über die der Kaiser sich die Verfügung vorbehielt. Die hohe Geistlichkeit: Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte bildeten eine Körperschaft hoher Verwaltungsbeamter von großer Tüchtigkeit und viel Erfahrung. Sie waren dem kaiserlichen Hause bis zum Investiturstreit treu ergeben, dämpften den Taten- und Freiheitsdrang der weltlichen Lehensleute und hielten an der ober- und niederlothringischen Grenze auch militärisch energisch Wacht. Es war politisch die Glanzzeit des „heiligen römischen Reichs deutscher Nation". Was ist daraus geworden?

Die Gegenwart.

a. Die Nordmasse.

Aus der **Nordmasse** entstand ein rein germanisches Staatsgebilde: das niederdeutsche Königreich **Holland**, entstand das Mischgebilde des Königreichs **Belgien**, in dem Vlamen und Wallonen zusammen leben; ihr wurde — ursprünglich zu Oberlothringen gehörig — das Herzogtum **Luxemburg** angegliedert. Es sind Gebiete, die, durch eine lange gemeinsame Geschichte verbunden, fast zur Einheit verschmolzen, dann aber wieder auseinander traten; sie sind nur von dem Hintergrund der „Vereinigten Niederlande" zu verstehen, von dem sich aber ein jedes doch auch wieder kräftig abhebt. Es ist in seiner Hauptmasse germanisches Gebiet: niederdeutsche Holländer und Vlamen, mitteldeutsche Luxemburger. In verhängnisvollster Weise aber schiebt sich zwischen das nördliche Vlamland und das östlichere Rhein- und Mosselland der romanische Keil **Walloniens**, die Vlamen von Oberdeutschland abriegelnd, Frankreich seelisch eng verbunden, jederzeit bereit, ihm Vorschub zu leisten. Es ist das Gebiet südlich des mächtigen „Kohlenwaldes", der „Silva Carbonaria" der Römer, und der von Ost nach West quer durch ihn ziehenden großen Römerstraße von Cöln über Maastrich nach Tongern und Cambrai hin, ist das Gebiet westlich des hohen Venns und der Eifel: das belgische Ardennenland, in das die Germanen einzubringen vermieden. Dem tschechischen Böhmerland vergleichbar trennt die Wallonei hier im Westen das germanische Volk und verhindert, daß es ineinander fließe. Der östliche Teil aber, das Land von Xanten bis über Bonn hinaus mit der alten Kaiserstadt Aachen im Westen, verblieb beim Reiche und bildet heute den nördlichen Teil der preußischen Rheinprovinz.

b. Die Südmasse.

Aus der Südmasse entstand im schwäbischen Becken das **Königreich Württemberg** und vom Schwarzwaldkamm bis zum Rhein hinunter der alemannisch-fränkische **badische Staat**. Sie liegen beide gleich Holland im Norden durch einen Streifen westgermanischen Volkstums, die elsässischen Alemannen, von „Romanien" getrennt im Hintergrund, ohne mit Romanen zusammengekoppelt zu sein. Die **Schweiz** aber, das hochalemannische Gebirgsland, ist gleich Belgien ein germanisch-romanisches Mischgebilde. Von den 22 Kantonen der „Schweizer Eidgenossenschaft" sind 15 rein deutsch; 7 tragen vorwiegend welschen Charakter, von diesen sieben sind drei: Neuenburg, Waadt und Genf rein kelto-romanisches Land, zwei: Freiburg und Wallis sind kelto-romanisch mit starken alemannischen Minderheiten; der Kanton Tessin ist italienisch, Graubünden aber ein Mischgebiet deutscher, italienischer, räto-romanischer Bewohner. Rund 70 Prozent der Gesamtbevölkerung ist alemannisch, 22 Prozent sind französische, rund 7 Prozent italienische Schweizer. Die „welsche" Schweiz, das Land westlich der Sprachgrenze bis zum Westende des Genfer Sees, ist zwischen die romanische Franche-Comté im Nordwesten und das romanische Savoyen im Süden eingekeilt und untersteht von jeher stark französischer Beeinflussung. Das **Elsaß** aber, das rein alemannische Vorwerk jenseits des Oberrheins, ist heute wieder Frankreich verfallen, heute wie einst die militärpolitische Flankenstellung, von der aus Frankreich die Rheinlande von Süd nach Nord aufzurollen, die Schweiz und Süddeutschland zu beherrschen gedenkt.

c. Das Mittelstück.

Von dem **oberlothringischen Mittelstück** aber lösten sich die germanischen Gebiete an der unteren Mosel und der unteren Saar los und bildeten schließlich die südliche Hälfte der preußischen Rheinprovinz, während das eigentlich oberlothringische Luxemburger Land in die Geschichte der Niederlande hineingezogen wurde. Es entstand hier außerdem die bayerische Pfalz und die Provinz Rheinhessen, sowie das oldenburgische Birkenfeld. So eindeutig klar auch hier die Sprachgrenze verläuft, auch hier ist es bis heute nicht zu einer reinlichen Scheidung gekommen. Bis zum Jahre 1870 gehörte das von den Franzosen **„Lorraine allemande"** genannte deutsche Sprachgebiet zu Frankreich, nach 1870 ward das romanische Metzer Land — **„Französisch-Lothringen"** — im deutschen Bezirk Lothringen mit „Deutsch-Lothringen" zusammengeschlagen. Durch den Frieden von Versailles aber ist das deutsche Sprachgebiet des Bezirks wieder zur französischen „Lorraine allemande" geworden.

2. Die niederen Lande (Holland, Flandern, Luxemburg).

Der Kampf der Territorialgewalten.

a. Flandern.

„Im 9. Jahrhundert waren zwei Geschlechter in den niederen Landen zur Führung gelangt: Die **Grafen von Flandern** unter Frankreichs Oberherrschaft und die **Herzöge von Lothringen**, die sich dem Deutschen Reiche unterstellten. Die Schelde war die Grenze zwischen der Grafschaft Flandern und dem Herzogtum Lothringen, zwischen Frankreich und dem Deutschen Reich. Gent und Brügge, St. Omaars (St. Omer), Ypern und Rysel (Lille) gehörten der Grafschaft an. Von dem friesischen Küstenstrich um Sluys und Brügge aus hatte sie sich ins anschließende romanische Gebiet ausgedehnt, so daß die Grafen über Vlamen und Wallonen herrschten. Die Grafschaft Flandern war das einzige französische Lehen, das sich der Krone Frankreich gegenüber behauptete; es gelang den Königen nicht, ihre nominelle Oberhoheit in eine tatsächliche zu verwandeln. Im 13. Jhdt. erreichte der Einfluß Frankreichs seine größte Höhe: Adel und Bürgertum legten sich die französische Sprache zu, Ypern ward vorübergehend zu einer Stadt romanischen Gepräges. Aus dem vlamischen St. Omaars wurde das französische St. Omer, selbst Gent und Brügge erhielten einen Einschlag französischer Kultur. Es war die Zeit, in der auch Englands Oberschicht französisch sprach. Im Jahre 1297 eroberte Philipp IV. von Frankreich fast ganz Flandern. Die Erhebung Pieter de Koninds aber und der „Klauwaerts" gegen die „Leliaerts" führte zu der gewaltigen Niederlage Frankreichs in der berühmten „Sporenschlacht" von Kortryk im Jahre 1302, durch die Frankreichs Einfluß im Norden von Flandern schwer getroffen wurde.

Es war ein Sieg der jungen städtischen Demokratie über das feudale Frankreich und seine Freunde im Lande. Die soziale Revolution der Zünfte war naturgemäß auch eine nationale Reaktion gegen Fremdherrschaft und Verwelschung. „Wat walsch is, dalsch is, slaht all dod", hatte schon Jakob von Maerlant, seit 1254 Stadtschreiber von Damme bei Brügge, der Begründer der vlamischen Literatur, seinen Landsleuten zugerufen. Es entstand die mittelniederländische Schriftsprache und mit ihr die niederdeutsche Literatur.

Die große vlamische Kultur ist so bürgerlichen Ursprungs; sie brauchte das Gewand völkischer Sprache und Sitte. Diesen Bürgern aber handelte es nicht so sehr um den politischen Zusammenhang mit dem germanischen Osten, mit den Ländern an Maas und Rhein, als um die Behauptung ihrer lokalen Freiheit und ihrer wirtschaftlichen Unabhängigkeit gegen Frankreich und den eigenen Adel, der diesem verbündet war. Deshalb war auf lange hinaus England der gegebene Bundesgenosse. Der französische Einfluß ward beseitigt; das kleine Land aber war mit einer großen Zahl städtischer Republiken bedeckt, in denen wirtschaftlich die Fäden aus aller Welt zusammenliefen. Es beruhten aber die politischen Bestrebungen jener Zeit „auf der allzu schmalen Grundlage einzelner Stadtherrschaften", die umgeben waren von einem „lockeren Nebeneinander von Territorialherrschaften". Sie konnten daher „für die Gesamtheit der Niederlande, die zum größten Teil im lockeren Verbande des Deutschen Reiches verharrten, keine dauernden Ergebnisse erzielen". (K. Hampe, Belgiens Vergangenheit und Gegenwart, Teubner, Leipzig-Berlin 1915, S. 12.) **Die von unten herauf drängenden Kräfte des germanischen Volkes** aber — das ist das Große — hatten nicht nur die von Frankreich her drohende politische Gefahr, sie **hatten auch die Gefahr der Verwelschung beschworen** und so die Grundlage für die große bürgerliche Kultur der südlichen Niederlande gelegt. Steht Flandern nicht heute wieder vor einer ähnlichen Frage?

b. Niederlothringen.

Inzwischen war auch **Niederlothringen** zerfallen. Neben die Bistümer **Lüttich** und **Utrecht** traten die weltlichen Herrschaften der Grafen von **Hennegau** und von **Namur**, von **Seeland, Holland** und **Friesland**, traten die Herzöge von **Geldern, Limburg** und **Brabant** und wie die Herrschaften sonst noch heißen mögen. „Es ist eine Zeit fortwährender Kämpfe und Streitigkeiten. Aus all dem kriegerischen Wirrwarr, den blutigen Fehden, den Intriguen voll List und Mord sehen wir stets das Eine deutlich: Unabhängig von jeder tatsächlichen Obergewalt wollen diese Gebiete bleiben. Sie erkennen eine Oberhoheit der umliegenden Mächte nur dem Namen nach an. Ihre

Politik ist schwankend, perfid, treulos; sie hat nur ein Ziel: ihre Unabhängigkeit. Jedes Mittel dazu ist ihnen recht. Wie der Adel und die Fürsten gegeneinander und gegen die Nachbarmächte kämpfen, so kämpfen die Städte untereinander, Städte und Adel, Bürger und Bauern mit- und gegeneinander. Das Gefühl der Freiheit, das vollste demokratische Gefühl sehen wir wie sonst nirgends hier bis zum äußersten getrieben, so daß es ein Kampf aller gegen alle wird." Aber ein „reiches Leben durchströmte alle Glieder: mitten in dem verwirrenden Schauspiel nie endenwollender Kämpfe mit stets wechselnder Front sehen wir eine Kulturblüte sich entfalten, die ganz Europa in ihren Zauberbann ziehen sollte". (P. Oßwald, Belgien Sammlung: Aus Natur und Geisteswelt, Band 501.) Wie hier aber, so ist es in jenen Jahrhunderten des Zerfalls der kaiserlichen Zentralgewalt im ganzen Reich, vor allem aber in den Ländern am Rhein, zu denen die niederen Lande gehören, bis zu den Alpen hinauf. Das Reich zerfällt, aber das germanische Leben, vor allem des städtischen Bürgertums, steht in vollem Safte und vereinigt die westgermanischen Gebiete zu einer volkhaften Kultureinheit von gewaltiger Größe.

Vereinigung durch das Haus Burgund.

Und doch gelang es einem klugen Fürstengeschlecht, die niederen Lande zur Einheit der Niederlande zusammenzuschließen. **Der Burgunder Philipp der Kühne**, ein Sproß des französischen Könighauses, gewann durch seine Ehe mit der Erbtochter Margarete die Grafschaft Holland im Jahre 1369. 1385 fallen Flandern, Brabant und Limburg an. 1429 wird Namur erobert. 1436 folgen Seeland und Hennegau, 1443 wird Luxemburg angegliedert. Es bildete sich **das burgundische Reich**, in dem „der heutige Belgier den ersten gelungenen Versuch der Einheit und Unabhängigkeit seines Landes, den Vorläufer und bis zu einem gewissen Grade das Vorbild des modernen belgischen Staates sieht". (Hampe, a. a. O., S. 12.) Sowohl vom Deutschen Reich wie von Frankreich lehnsabhängig, sucht es zwischen beiden eine selbständige Rolle zu spielen. Ueber den in ihren eigenen Angelegenheiten autonomen Provinzen erstand die eindrucksvolle Zentralverwaltung der burgundischen Herzöge, der die „Generalstaaten" als ständische Vertretung beratend zur Seite traten. In kluger Rücksichtnahme auf den Geist des Partikularismus und der Demokratie, auf die Sprache der Untertanen wurden die Teilgebiete in den Rahmen des Gesamtstaates hineingestellt. Karls des Kühnen nach außen imperialistische, nach innen absolutistische und zentralistische Politik brachte aber ein schnelles Ende. Zu Nancy erlag sein Ritterheer im Jahre 1477 dem Ansturm des Schweizer Fußvolkes. Er selbst fand in der Schlacht seinen Tod.

Das Haus Habsburg.

Maximilian von Oesterreich, des Kaisers Friedrich III. Sohn, der Erbe der habsburgischen Hausmacht und der Kaiserkrone, gewann die Hand der Tochter Karls, Maria, und damit die niederen Lande. Die Stände zwangen ihr schon 1477 das große Privileg ab, das den Absolutismus Karls des Kühnen beseitigte. Der Ständestaat hatte den Sieg errungen. Maximilians Enkel Karl V., der Herr im Reich und in Spanien, der letzte römische Kaiser, der sich im Geiste des mittelalterlichen Universalismus als Herr des christlichen Abendlandes fühlte, sah in ihnen aus Neigung und Interesse die wichtigste Quelle seiner Macht. Er gewann die nördlichen Gebiete, die noch außen standen, hinzu. 1524 Friesland, 1528 Utrecht und Oberyssel, 1536 Groningen und Drenthe, 1543 Geldern; 1526 schon hatte er den französischen König Franz I. zum Verzicht auf die Lehnshoheit über Flandern gezwungen und so das einzige germanische Gebiet, das seit dem Vertrag von Verdun bei Frankreich war, von diesem abgelöst. Dünkirchen, St. Omaars, Lille (vlämisch Ryssel), Arras, Cambrai und Valenciennes, nicht nur die flandrische Grafschaft, sondern auch das Artois gehörten nunmehr zu den habsburgischen Niederlanden. Karl V. regelte auch das Verhältnis der Gebiete zum Reich. Zu Augsburg wurden im Jahre 1548 auch Flandern und Artois in den Reichsverband aufgenommen. Das gesamte Gebiet wurde der Kreiseinteilung des Reichs gemäß als „burgundischer Kreis" den Kreisen des Reichs zugesellt. Dem Reichskammergericht aber sollte der Kreis nicht mehr unterstehen. Es war so mehr eine Lösung als eine Bindung. Der Schutzpflicht des Reiches entsprechen keine eigentlichen Rechte mehr. Die Interessen der Dynastie hatten den Sieg über den Reichsgedanken davongetragen. 1555 vollends wurde Don Philipp, der Nachfolger in Spanien, in der Franche-Comté, in Mailand und Neapel auch mit den zur Einheit zusammengeschlossenen 17 niederländischen Provinzen belehnt. Die Niederlande waren in Personalunion der spanischen Linie des Hauses Habsburg verbunden. Rechtlich allerdings ist die Verbindung der „spanischen" Niederlande mit dem Reiche bis zum Jahre 1797 erhalten geblieben. Holland ging bald seine eigenen Wege.

Erneuter Verfall.

Die **Glaubensspaltung** zerschlug das Reich in die zwei Lager der Katholiken und Protestanten, sie zerschlug auch die Einheit der Niederlande. Der gemeinsam unternommene Aufstand führte zur Trennung zwischen dem calvinischen Norden und dem katholischen Süden. 1579 schloß sich der Norden, der für ständische und religiöse Freiheit kämpfte, durch die Union von Utrecht zum Sonderbund zusammen. Der katholische Süden aber, für den die Erhaltung der ständischen Privilegien im Vordergrund stand, verständigte sich nach dem Falle von Antwerpen im Jahre 1585 mit Spanien, so daß die südlichen Niederlande nunmehr den nördlichen den Rücken kehrten. Amsterdam trat nunmehr das Erbe von Antwerpen an. Holland ward europäische Großmacht.

Holland.

In den Kämpfen mit Spanien hatten die Holländer sich ihre Flotte gegründet. Im 16. und 17. Jhdt. sind sie die Schiffer, Reeder und Kaufherren der ganzen Welt. Von 16 000 Schiffen, die die Meere befahren, gehören 15 000 ihnen allein. Wie die Kaufleute der Hanse aber sich einst nicht zur Aufrechterhaltung einer ständigen starken Kriegsflotte hatten entschließen können, so erging es auch den reichen Mynheern der neuen Seemacht. Sie unterlagen daher trotz ihrer großen Seesiege in 3 Kriegen 1652—74 dem englischen Nebenbuhler, mit dem im Bunde sie Spanien bezwungen hatten. Im Jahre 1595 waren sie von Frankreich und England als selbständige Macht anerkannt worden, im Jahre 1609 war Spanien gefolgt, 1648 ward zu Münster und Osnabrück auch vom Reich ihre Lostrennung anerkannt. Friesen am Meer und Franken vom Niederrhein waren **zum selbständigen Staatsvolke geworden**, das die Geschicke des Reichs gleichgültig ließen.

Und dennoch vermochten sie ihr Geschick nicht von dem des deutschen Kernvolkes zu lösen. Wenn auch nicht mehr staatsrechtlich mit ihm verbunden, die Macht der Tatsachen trieb sie **an die Seite des Reichs zurück**, als der Bourbone Ludwig XVI. nach dem Erbe Karls des Großen zu greifen versuchte. Der Große Kurfürst war es, der sie im Jahre 1672 vor der Ueberflutung durch die französischen Heere rettete, der an der Seite des Kaisers im Elsaß gegen die Franzosen focht und die Frankreich verbündeten, Holland feindlichen Schweden 1675 aus seinen Landen trieb. An der Seite von Kaiser und Reich mußten sie im Pfälzischen Kriege und sodann im Spanischen Erbfolgekrieg fechten; mit dem Reich gingen sie zu grunde, als die Heere der französischen Revolution und Napoleons Mitteleuropa überfluteten; mit Preußen-Deutschland erlebten sie 1815 ihre Wiederauferstehung unter ihrem alten oranischen Führergeschlecht.

Belgien.

a. Die spanische Herrschaft.

Die spanischen Niederlande aber, vom Meere abgesperrt, versanken in einen „totenähnlichen Schlaf von 3 Jahrhunderten". Sie wurden unter der geistigen Herrschaft der Jesuiten eine Pflanzstätte strengsten katholischen Lebens. Die Umgangssprache von Adel und Bürgertum ward das Französische; die Erziehung, vor allem der Frau, geriet ganz und gar in französische Bahn und verblieb darin bis zum heutigen Tag. Das Vlämische sank zum Dialekt der unteren Schichten der Bevölkerung herab. Erst das 19. Jahrhundert brachte neuen Auftrieb. Das Land aber ward die Walstatt der Kämpfe um die Vorherrschaft in Europa, zu denen Frankreich die anderen Mächte zwang. Im Pyrenäenfrieden vom Jahre 1659 mußte das Artois, im Frieden von Aachen 1668 das Land von Dünkirchen über Lille (Ryssel), Doornyk, Valenciennes und Cambrai hinaus abgetreten werden; damit war hier im Nordwesten die heutige Grenze geschaffen: ein gut Stück flandrischen Landes war wieder in Frankreichs Hand und ist es bis heute geblieben.

b. Die österreichische Zeit.

Durch den Frieden von Utrecht kamen die spanischen Niederlande (Belgien und Luxemburg) **an das Haus Habsburg zurück**. Sie lagen so bis zur französischen Revolution wieder beim Reiche. Ohne eigenes Leben galten sie den Großmächten als Bollwerk gegen Frankreich. Oesterreicher und Holländer lagen in den Festungen, die gegen Frankreich gerichtet waren. In den Provinzen bestanden die

alten ständischen Verfassungen fort und leisteten Gewähr, daß das Leben in den altgewohnten Bahnen ruhig weiterlief. Als Josef II., der seiner Mutter Maria Theresia so ganz unähnliche radikale Neuerer, mit dem mittelalterlichen Schutte aufzuräumen begann, brach 1789 der Aufstand los, der für Belgien den Beginn des Revolutionszeitalters bedeutet. Zwar wurde Josef II. zum Verzicht auf seine Pläne gezwungen, aber gar bald legten die Jakobiner der französisch Republik, legte Napoleon seine schwere Hand auch auf Belgien. Es ward französisch wie Holland, wie das linke Rheinufer überhaupt. Auch sein Geschick erwies sich dem des Reiches eng verknüpft.

Luxemburg.

Das **Großherzogtum Luxemburg** liegt — so wie es heute ist — seinem ganzen Umfang nach innerhalb der deutschen Sprachgrenze. Seine Bewohner sind **Moselfranken** wie die der benachbarten Rheinprovinz, wie die Deutsch-Lothringens. Bis zur französischen Revolution und dann wieder bis zur endgültigen Liquidierung der belgischen vom Jahre 1830 gehörte ihnen die heute belgische Provinz Luxemburg an, ein Land überwiegend wallonischer Bevölkerung. Im Jahre 1659 war die erste Teilung vorgenommen worden: Frankreich erwarb im Pyrenäenfrieden von Spanien den südlichen Teil: Roussy, Rodenmachern, Kattenhoven, Königsmachern, Diedenhofen, Montmédy, Carignan und wie die Orte alle heißen. In einem Aufsatz in der Zeitschrift „Ons Hémecht" (Jg. I, Nr. 4, IV, 1895), dem Organ des Vereins für Luxemburger Geschichte, Literatur und Kunst, steht zu lesen: „Die unmittelbare Nähe der politischen Macht Frankreichs hatte schon lange vor der französischen Besetzung bewirkt, daß französischer Einfluß und mit ihm französische Sprache hier überwucherte und das Deutschtum auf verlorenem Boden mühsam um ein kümmerliches Dasein kämpfte"; „das Herzogtum versiel von jeher in zwei sprachlich geschiedene Landesteile: in das deutsche und das wälsche Quartier. In ersterem herrschte deutscher Brauch und deutsche Sprache, in letzterem welsche Sprache und welsches Recht." In derselben Nummer sagt ein anderer Luxemburger in einem kurzen historischen Rückblick: „Vor seiner mehrmaligen Zerstückelung war unser Land fast dreimal größer als jetzt und gehörte vom zweiten Verduner Friedensvertrag 876 ab bis zur französischen Revolution — **sechshundertsechsundbreißig volle Jahre — zum alten deutschen Reiche** nach Abzug der Zwischenjahre, da wir vorübergehend an Burgund (59 Jahre), an Frankreich (13 Jahre), an Oesterreich-Spanien (211 Jahre) annektiert waren. Aus diesem langen Abschnitt unserer vaterländischen Geschichte leuchtet uns eine Periode entgegen, die gleichsam von einer Ruhmesglorie umflossen ist. Ich meine jene denkwürdige Zeit des 14. und 15. Jhdts., in der das Haus Luxemburg dem Reiche außer dem tapferen Böhmenkönig Johann und dem berühmten Trierer Kurfürsten Balduin vier mächtige Kaiser geschenkt hat. . . . Diese vier deutschen Kaiser aus dem Hause Luxemburg trugen während 68 Jahren die Krone Karls des Großen, und ich füge bei: daß wir in der langen Reihe der alten deutschen Kaiser keinen finden, der dem Reiche eine solche Fülle von Glanz und Ruhm zugeführt hat als Kaiser Heinrich VII., der Luxemburger."

Was braucht es da noch vieler Worte. Das Land hat das Schicksal der spanischen, der österreichischen Niederlande geteilt, ist 1797 zu Campo Formio, als das Schicksal des ganzen Rheingebietes entschieden wurde, als das alte Reich sich auflöste, in den französischen Staat hineingezwungen worden.

Die Franzosenzeit.

Im Jahre 1810 gab es weder ein Belgien noch ein Holland noch ein Luxemburg mehr; sie waren alle drei zu Departements Frankreichs geworden. **Holland** hatte in seiner großen Ueberlieferung, hatte in seiner kulturellen Einheit, in seiner niederdeutschen Schriftsprache insbesondere eine starke Waffe gegen die Verfremdung; **Belgien** und **Luxemburg** besaßen weder das eine noch das andere mehr. Hier ward denn auch mit unerhörter Gewaltsamkeit romanisiert. Gegen die zentralistischen Maßnahmen Josefs II. war der Widerstand möglich gewesen, gegen Napoleons I. unbeugsame Hand war er unmöglich. Die Lande sollten dabei nicht nur staatlich, sie sollten auch kulturell zu einem Bestandteil der „grande nation" werden. Auf die Verschiedenheit der Rassen wurde keinerlei Rücksicht genommen. Die vlämische Sprache wurde selbst fürs Privatleben verboten, für Testamente, Rechnungen u. dgl. Vlämische Zeitungen dürfen keine erscheinen, der äußere Zuschnitt des Lebens wurde der französische. Die französische Sprache drang auch in die Kreise des einfachen städtischen Volkes, der Handwerker und Arbeiter, ein; die Bauern aber blieben unberührt. Sie waren eine dumpfe, stumme Masse, materiell verelendet, geistig unbeweglich. Die Intelligenz aber auch des vlämischen Gebiets sah in Frankreich den Extrakt der Kultur. „Ein Widerstand gegen die Fremdherrschaft war bei den Vlamen" — und den deutschen Luxemburgern — „nicht zu spüren; die Wallonen waren erst recht mit der Angliederung an Frankreich einverstanden. Von belgischer Seite ist daher auch durchaus nichts geschehen, um die französische Herrschaft zu beseitigen." (P. Oßwald, a. a. O.) Nur ein Hort bodenständiger Sitte und Sprache, bodenständigen Volkstums war erhalten geblieben: die **katholische Kirche**. Sie hat sich in Flandern wie in Deutsch-Lothringen und im Elsaß gegen die mit der französischen Aufklärungsphilosophie verbündeten Mächte der Revolution, des Kaisertums und des „tiers état" — konservativ, wie sie ist — der heimischen Belange angenommen. Es ist in erster Linie ihr Verdienst, wenn Flandern die böse Zeit über Flandern geblieben ist.

Die holländische Zeit.

Der **Wiener Kongreß** brachte die Wiederaufrichtung Europas, er brachte auch die Wiederaufrichtung der Niederlande. Zwar wurden die Wünsche der deutschen Patrioten nicht erfüllt, die sie einem neuen Deutschland wieder eingliedern wollten, die Großmächte gründeten vielmehr das unabhängige **„Königreich der Vereinigten Niederlande"**, dem die drei Gebiete unter des Oraniers Wilhelm I. Regierung bis zum Jahre 1830 angehören. Der Provinz Namur ward das französische Land Fagne mit den Festungen Marienbourg und Philippeville angegliedert, dem Lande Luxemburg das Gebiet des alten Herzogtums Bouillon. An Preußen aber mußte dieses alle auf dem rechten Mosel- und dem linken Saarufer gelegenen Ortschaften, sowie fast den ganzen Kreis Bitburg nebst St. Vith abtreten. Trotzdem man die Trennung der Hauptmasse der Niederlande von dem deutschen Hinterland aufrecht erhielt, wurde doch Vorsorge getroffen, daß eine Art Verklammerung mit dem „Deutschen Bund" bestehen blieb; **Luxemburg ward Großherzogtum im Bunde**, der oranische König für Luxemburg deutscher Bundesfürst. — So kurz die holländische Zeit für Belgien war, so groß war doch auch ihre Bedeutung. Die Universitäten Gent, Löwen, Lüttich wurden holländisch geleitet und bildeten Männer heran, die später für die Wiedererweckung des vlämischen Volkstums tätig sein sollten.

Die Trennung vom Jahre 1830.

a. Belgien.

Wilhelm I. aber bewegte sich **Belgien gegenüber** in den Fußtapfen Josefs II. und Napoleons, nur daß diesmal die Wallonen und die Katholiken die Leidtragenden waren. Die Vlamen sahen in der holländischen Herrschaft die Herrschaft des „Ketzertums", die Wallonen bäumten sich gegen die Ueberfremdung durch die sprach- und volksfremden Holländer auf, die den staatlichen Apparat für sich ebenso mit Beschlag belegten, wie sie es später selber tun sollten. „Die Rassengegensätze zwischen Vlamen und Wallonen wurden damals noch so gut wie gar nicht empfunden, die religiösen Gegensätze zwischen Vlamen und Holländern überwogen." (R. Oßwald, a. a. O.) So kam es denn zu der vom Wallonentum geführten Revolution vom Jahre 1830, zur Begründung des von Holland unabhängigen belgischen Staates, an dessen Spitze das Haus Koburg trat. Frankreich witterte Morgenluft und intervenierte, es eroberte im Jahre 1833 Antwerpen, mußte es aber unter dem Druck Englands und Preußens wieder verlassen.

b. Luxemburg.

1839 kam es zum Frieden: Das Großherzogtum **Luxemburg** wurde geteilt, der größere wallonische Teil kam mit dem hochdeutschen Gebiet der Stadt Arel zum neuen belgischen Königreich als Provinz Luxemburg. Das Großherzogtum ist daher von 1839 bis heute trotz der Verwelschtheit seiner Bourgeoisie ein Gebiet einheitlich deutschen Volkstums geblieben. Als Entschädigung für die Abtretung des wallonischen Teils und Arels erhielt der deutsche Bund das holländische Herzogtum Limburg. Der König von Holland war von nun an in der zwiefachen Eigenschaft des Großherzogs von Luxemburg und des Herzogs von Limburg deutscher Bundesfürst. Dem 1870/71 begründeten kleindeutschen Reiche gehörten weder Limburg noch Luxemburg an. Luxemburg aber gehörte seit 1842 zum **Preußischen Zollverein**, aus dem es 1918 erst austrat; sein **Eisenbahnwesen** ward durch Vertrag **an die elsaß-lothringischen Reichseisenbahnen angeschlossen**. Es war wirtschaftlich und verkehrspolitisch ein Glied der kleindeutschen Lebensgemeinschaft. Als das kleindeutsche Reich zusammenbrach, beeilte sich Luxemburg, auch die Zoll- und Verkehrsgemeinschaft aufzulösen. Die Regierung brachte schon Ende 1918

der Regierung des Deutschen Reiches zur Kenntnis, „daß sie die betreffenden Verträge als nicht mehr verbindlich betrachte", kündigte sie und erklärte, „daß Luxemburg vom 31. Dezember 1918 ab aus dem Deutschen Reiche ausscheidet". Die Wilhelm-Luxemburg-Bahnen wurden schon seit dem 1. Dezember 1918 für Rechnung Frankreichs von der Kommission der Feldeisenbahnen Elsaß-Lothringens in Straßburg betrieben. Wirtschaftspolitisch scheint Frankreich seinem Trabanten Belgien in Luxemburg, um fürs erste seine gute Laune aufrecht zu erhalten, die Vorhand zu lassen. Belgien hat sich durch die Annexion des ganz germanischen Gebiets von **Eupen** und des bis auf ein kleines Gebiet um die Stadt germanischen Gebiets von **Malmedy** auf Kosten Deutschlands vergrößert.

Holland.

Holland ist durch seine Außenlage vor direktem französischem Zugriff ungleich mehr geschützt als Belgien und Luxemburg. Es ist als völkisch einheitlicher Staat mit großer Geschichte und eigener volkhaft erwachsener Schriftsprache ganz anders in der Lage, sein Wurzelwesen aus niederdeutschem Grunde zu behaupten wie das mit den Wallonen zusammengekoppelte Flandern, wie das Frankreich und Belgien verhaftete Luxemburg, dessen Bürgertum gleich dem flandrischen der „civilisation française" gar zu sehr erlegen ist. Auf dem Hintergrunde großer gemeinsamer Geschichte erwuchs eine eigene **niederdeutsche Volkheit**, Dänemark, Schweden, Norwegen vergleichbar. Sein wundervoller westindischer Kolonialbesitz hält den Blick seines Volkes in die Welt hinausgerichtet und verbürgt ihm die Aufrechterhaltung einer gediegenen, reichen Lebensführung, läßt es aber auch ängstlich darauf bedacht sein, ihn nicht durch die Einmischung in die Händel der großen Politik zu verlieren. Die **Buren** sind ein Ableger des holländischen Volkes in südafrikanische Erde und verstärken das Gewicht, das holländische Art und holländische Sprache heute noch in der Welt besitzen. So hat sich hier am Niederrhein eine geschlossene niederdeutsche Volkheit entwickelt, die in die großdeutsche Einheitsidee einzubeziehen, so leicht nicht mehr angeht, wenn uns Deutsche mit den Holländern auch die gemeinsame westgermanische Wurzel verbindet. Es verbindet uns auch gemeinsames Interesse. Holland ist **Rheinufer-, ist Rheinmündungsstaat.** Es ist daher von jeher auch ein Objekt der französischen Politik gleich den andern Ländern am Rhein. Ludwig XIV., die französische Revolution haben in gleicher Weise versucht, Holland in das französische System einzubeziehen. Auch heute versucht Frankreichs Kulturpropaganda über Belgien nach Holland vorzudringen und so den Boden für die Zukunft zu bereiten. Hollands Selbständigkeit fiel Ende des 18. Jhdts. wie wir sahen, mit dem Auseinanderfall des alten deutschen Reiches; sie wird sich auch in der Zukunft nur behaupten können, wenn sich das germanische Kernvolk Mitteleuropas dem welschen Eroberer gegenüber zu behaupten vermag. Im Rheinland und an der Ruhr fallen auch die Würfel über Hollands künftiges Geschick. Zugleich aber lenken sich seine Blicke immer nachhaltiger nach Flandern hin, wo seine südniederländischen Brüder heute ihren ungemein heftigen Kampf um die Befreiung von der Vorherrschaft des Welschtums führen.

Flandern.

Noch 1830 war der Glaubensgegensatz, der Flandern und Holland trennte, von stärkerem Gewicht als der Gegensatz der Rasse, der Vlamen und Wallonen trennte. Inzwischen ist das anders geworden. Heute stehen Vlamen und Wallonen sich als zwei feindliche Lager gegenüber. Zu der Kluft, die der Gegensatz der Rasse schuf, ist auch hier die **Kluft der Weltanschauung getreten:** denn Vlamland ist heute noch überwiegend ein Land katholischen Lebens und katholischer Parteibildung, während Wallonien ganz anders dem Liberalismus und der Sozialdemokratie verfallen ist. Von den 7,4 Millionen der Gesamtbevölkerung waren 1910 mindestens 54 Prozent Vlamen, — selbst in der Hauptstadt Brüssel verstehen noch zwei Drittel der Bevölkerung die vlamische Sprache, die Sprache ihrer Väter, wenn sie sie auch nicht mehr schreiben können — nur etwa 45 Prozent Wallonen, 1,10 Prozent (an die 80 000) Hochdeutsche, die durch den Anfall von Eupen und Malmedy zu rund 130 000 angewachsen sein mögen. Infolge der stärkeren Bevölkerungszunahme im bäuerlichen Flandern ist die Quote des Vlamentums im Steigen, die des Wallonentums im Sinken. Schon vor dem Kriege war der vlamische Auftrieb so stark geworden, daß das bisher in der Herrschaft befindliche Wallonentum sich für gefährdet hielt.

Die wallonische Bewegung.

Es gab so nicht nur eine vlamische, es gab auch eine **wallonische Bewegung** in Belgien; sie nahm den zuerst von den Vlamen erhobenen, von den Wallonen leidenschaftlich bekämpften Ruf nach Verwaltungstrennung nicht nur auf, sondern begann sogar ernstlich den Anschluß der Wallonei an Frankreich ins Auge zu fassen. „La Flandre libérale" schrieb am 26. Juni 1912: „Eine enorme Zahl von Wallonen würde gegenwärtig glücklich sein, mit Frankreich verbunden zu werden. Es genügt, Freunde und Verwandte in Wallonien zu haben, um davon überzeugt zu sein." Und Jules Destrée, der Abgeordnete von Charlervi, erklärte im August 1912 in einem „Offenen Brief" an den König: „Sire, es gibt überhaupt keine Belgier — Belgien ist ein Gebilde der Politik, das Werk der Diplomaten. Es wurde künstlich zusammengesetzt, es besitzt keine Nationalität. Es gibt keine belgische Volksseele. Eine Verschmelzung der Vlamen und Wallonen ist gar nicht wünschenswert, und wenn man sie wollte, könnte man nur feststellen, daß sie unmöglich ist. Sire, es gibt in Belgien Vlamen und Wallonen, aber keine Belgier."

Die vlamische Bewegung.

Die **vlamische Bewegung** entstand in den dreißiger Jahren. Die 15 Jahre des Zusammenlebens mit Holland wirkten nach, der Anspruch des Französischen als ausschließliche Regierungssprache, als die Umgangssprache der belgischen Gesellschaft zu gelten, ward auf die Dauer als unerträglich empfunden. Aus der zu Anfang rein literarischen wurde eine politische Bewegung. Es bildete sich die Partei der „**Flaminganten**", die gegenüber den Wortführern der „moralischen Einheit der Nation" die Schaffung einer rein vlamischen Universität in Gent und die Umgestaltung Belgiens zu einem föderativen, Gebilde unter reinlicher Scheidung Flanderns und Walloniens forderte.

Die Bewegung ist durch den Krieg zwar unterbrochen, aber nicht unterbunden worden. Die Erlebnisse im Kriege haben den Vlamen die Unnatur des Verhältnisses nur deutlicher zum Bewußtsein gebracht. Die vlamischen Soldaten bildeten zum Schlusse 80 Prozent der Armee und waren trotzdem einer so gut wie ganz wallonischen Vorgesetztenschaft ausgeliefert, die im großen ganzen die vlamische Sprache nicht verstand. Ihnen selbst war das Aufrücken unmöglich, da sie die französische Sprache kaum beherrschten. So ist die vlamische Bewegung erst recht zu einer Volksbewegung geworden, getragen von der Masse des einfachen Volkes, vom Klerus, von dem volkhaft empfindenden Teil der vlamischen Intelligenz. Im Kriege war die **Universität Gent** zu einer rein vlamischen Universität umgeschaffen worden. Ein Teil der Jugend hatte es gewagt, trotz der üblen Nachrede vom Hochverrat, trotz der Gefährdung der eigenen Person durchzustoßen und in die Hand der Deutschen einzuschlagen. Die vlamische Universität Gent ist zwar beseitigt, aber der Gedanke lebt: In der Kammer wurde ein Sieg erfochten, als die Regierung aber die Kabinettsfrage stellte, gab man sich schließlich mit der Einführung vlamischer Sonderkurse zufrieden. Der Kampf geht weiter. Es ist ein Kampf gegen die Masse der eigenen bourgeoisen Oberschicht, mit der der bourgeois gewordene Adel eine gewisse Einheit bildet. Sie ist der bourgeoisen Zivilisation Frankreichs erlegen, ist ihrem eigenen Volke untreu geworden. Sie ist zu einer für das Dasein des vlamischen Volkes „wertlosen Schicht" geworden, die im Kampf um die Seele des vlamischen Volkes auf der Seite der Volksfremden steht. „Diese für das Dasein des vlamischen Volkes wertlose Schicht", so berichtet Alfr. Schreiber in Heft 11 der „Schweizerischen Monatshefte für Politik und Kultur" vom Jahre 1923, „wollen die Flaminganten durch eine neue an einer vlämischen Hochschule gebildete geistige Elite ersetzen, die gewillt und fähig ist, dem vlämischen Volk als Führer zu dienen und ihm eine bessere, seiner stolzen Vergangenheit würdige Zukunft zu bereiten."

Daß bei alledem die Augen der Vlamen sich mehr noch wie nach Deutschland auf Holland richten, ist begreiflich. Hugo Verriest hat den Schritt von 1830 als „einen großen Fehler" bezeichnet. Ohne die holländische Schriftsprache ist das Vlämische ein Dialekt, der es als Dialekt mit der geschliffenen französischen Kultursprache nicht aufnehmen kann. Die hochdeutsche Schriftsprache steht zu fern, als daß sie die vlämischen Dialekte überwölben könnte. **Holland ist das gegebene Kulturbecken für das zu Selbstbewußtsein erwachende vlämische Volk.** Dahinter mag in nebelhafter Ferne das Ziel der Wiedervereinigung schattenhaft auftauchen, es ist ein Fernziel, das für den politischen Tageskampf noch ausscheidet. Nach wie vor ist natürlich **der kirchliche Unterschied** ein Unterschied von großer Bedeutung. Immerhin hat er im Laufe des 19. Jhdts. an Wucht verloren. Der Katholizismus spielt heute auch in Holland keine nebensächliche Rolle mehr: Ein Drittel der Bewohner Hollands ist katholisch; es läßt sich sogar eine Hinneigung gewisser Kreise der reformierten Intelligenz zur alten Kirche beobachten; Männer katholischer

Herkunft sind in merkwürdig großer Zahl selbst zur Staatsführung gelangt. Der ganze westgermanische Katholizismus aber sieht im laizistischen Geiste der französischen Gesellschaft, in der französischen Aufklärungsphilosophie den Erbfeind, mit dem es keine Verständigung geben kann. So laufen heute nicht nur zwischen den Liberalen Flanderns und Hollands, sondern auch zwischen den Katholiken die Verbindungsfäden hin und her. Bezeichnend hierfür ist **ein Aufsatz van Gorkoms im „Belaard"**, der Zeitschrift der holländischen Katholiken: **„De franshe Rynpolitik"** (August-September 1923), über den das „Hochland" berichtet. „Der Rhein ist die Längsachse des alten ursprünglichen Deutschland; das Rheinland ist das alte kerndeutsche Land", steht da zu lesen. van Gorkom, der im Hinblick auf die französischen Pläne der Schaffung eines Großfrankreich bei seinen flandrischen Brüdern das germanische Element nicht minder von „verfranching" bedroht sieht wie am deutschen Rhein, setzt schließlich seine Hoffnung, so berichtet das „Hochland", auf eine große und reiche Zukunft der niederländischen Kultur, die der vordringenden französischen „Kulturmission" gewachsen sein werde. „Der katholische Holländer will", so schreibt das „Hochland", „auf eine an sich schmale Kulturbasis eingeengt, den durch die Sprache ihm verbundenen südlichen katholischen Stammesbruder in Flandern sich nicht durch die Romanisierung rauben lassen. Hinsichtlich des deutschen Rheinlandes aber stellt van Gorkom die Frage an seine Niederländer, ob sie denn aktiv genug das miterleben und mitfühlen, was den augenblicklich machtlosen Deutschen zur Stunde dort angetan werde." Unter den Herausgebern des „Belaard" zeichnet der vlämische Bürgermeister von Antwerpen Frans van Cauwelaert.

Luxemburg.

Luxemburg hatte 1910 236 000 Einwohner, von denen 232 000 katholisch waren. Es ist also **ein rein katholisches Land.** Auch hier beruht die Stärke des Katholizismus auf dem gläubigen Sinn des germanischen Bauerntums, das sich seinen deutschen Dialekt trotz mancher französischer Einschiebsel bis heute treu bewahrt hat, während die bourgeoise Oberschicht desselben Weges gewandert ist wie in Belgien. In der Bevölkerung leben aus der Zeit des Deutschen Bundes her, in der Preußen das Besatzungsrecht der Feste Luxemburg ausübte, aus der Kulturkampfzeit, die auch die Beziehungen Belgiens zum Reiche höchst ungünstig beeinflußte, aus der Zeit des Weltkrieges starke antipreußische, antikleindeutsche Instinkte. Sie sind aber nur Produkte besonderer politischer Verhältnisse, die sich wandeln können. Antideutsch im tiefsten volkhaften Sinn sind die Luxemburger nicht außer der verwelschten Bourgeoisie. Das hat sich im Verlaufe des 19. Jhdts. mehrfach offenbart. Da ein Urteil über die Gegenwart kaum möglich ist, so möge die Vergangenheit noch einmal sprechen.

Im Jahre 1848 wurde auch Luxemburg von der deutschen Einheitsbewegung ergriffen. Die katholische Partei drängte damals auf engeren Anschluß an das deutsche Mutterland, während die liberale Partei als Vertreterin des bourgeoisen Bürgertums den Anschluß an das damals liberale Belgien forderte. Selbst die Regierung war genötigt, diesen Weg zu wandeln. Sie ließ am 3. April 1848 die schwarz-rot-goldene Fahne auf dem Regierungsgebäude hissen und bezeichnete in einem Aufruf an die Bevölkerung diese Fahne „als den Schirm für alle deutschen Nationalitäten", „als das Symbol der Freiheiten und der föderativen Wiedergeburt Deutschlands". „Die innige Vereinigung mit Deutschland ist unser Recht, unsere Pflicht, unser Heil." Luxemburg schickte mit Limburg zusammen 5 Abgeordnete in die Paulskirche. Drei waren bei der Wahl Friedrichs Wilhelms IV. zum deutschen Kaiser anwesend und stimmten für seine Wahl. Noch im Jahre 1867 waren die politischen Fäden, die hin und her liefen, recht zahlreich, wie P. Wentzcke in seiner ausgezeichneten Studie „zur Naturgeschichte der Luxemburger Frage" nachgewiesen hat (Westmark, Köln). Sie zerrissen, als das kleine Staatswesen 1867 aus dem Deutschen Bund entlassen wurde. Wie in Preußen, wie im Reich überwucherte gar bald auch hier das staatspolitische Denken im Bund mit dem wirtschaftspolitischen, mit dem parteipolitischen und erstickte die Regungen wurzelhafteren Volksgefühls. Zwar übernahmen auch jetzt wieder die verschreenen „Ultramontanen" den Schutz der deutschen Muttersprache gegenüber der „Pariser Kultur" der „höheren und gebildeten Schichten", es schlug aber gar bald, wie P. Wentzcke ausführt, „aus dem sprach- und stammverwandten Deutschland eine starke kirchenfeindliche Welle entgegen". „Ueberschwenglich feierte ja die liberale Presse insbesondere Norddeutschlands den Sieg bei Sedan zugleich als einen vernichtenden Schlag gegen das Papsttum; die törichte Gleichsetzung des Protestantismus mit dem Nationalgefühl, die bis in die jüngste Zeit den Kampf des Deutschtums im Osten so furchtbar lähmte, vergiftete auch das Gemeinschaftsgefühl, das gerade die gläubigen Luxemburger zu den Volksgenossen im Norddeutschen Bund und im Deutschen Reich hinzog. Der Kulturkampf gar entfremdete sie völlig dem deutschen Staatsgedanken, der sich allen liberalen Gegenströmungen zum Trotz auch hier bis tief in die sechziger Jahre hinein lebendig erhalten hatte."

3. Die oberen Lande (Schweiz, Elsaß, Lothringen).

Die Einheit der Länder am Rhein.

Die Lande der Eidgenossen, das Elsaß, das südliche Baden bilden den **alemannischen Bereich Westgermaniens.** So weit auch die **Niederlande und Alemannien auseinanderliegen, ihr Schicksal ist von ähnlichen Triebkräften bedingt gewesen, ist es bis heute, wird es auch künftig sein. Der Rheinstrom verbindet die Lande an Quelle und Mündung mit den Rheinlanden der Mitte zur Einheit der Länder am Rhein; die Frage der Freiheit oder Unfreiheit des Stromes ist daher gemeinsames Problem.** Sie waren beide in der Hochzeit des Mittelalters **Teile des Deutschen Reiches**, dessen Zerfall hier wie dort ähnliche Verhältnisse schuf, sie sind **beide Grenzgebiete gegen Frankreich** und sind daher gleichmäßig dem Drucke von Westen ausgesetzt, politisch und kulturell.

Vorderösterreich.

Das **Haus Habsburg** hat hier einst ähnlich den Burgundern und ihren habsburgischen Erben am Niederrhein, den Versuch der straffen Zusammenfassung der Gebiete zu einem **geschlossenen vorderösterreichischen Territorium** unternommen: Es unterstand das Land vom St. Gotthardt bis zum Bodensee, bis nach Welschland beim schweizerischen Freiburg ihrer Landeshoheit und ebenso der badische Breisgau und das Oberelsaß. Es schien, als ob **Alemannien** in ihrer Hand zu einem einheitlichen Gebilde sich runde.

Die Eidgenossenschaft.

Es hat nicht sollen sein: der **Bundesschwur vom Jahre 1291** führte die Urkantone zum Kampf für ihre altererbte germanische Freiheit gegen das Landesherrentum zusammen. Es schlossen sich in den Jahren 1353—1481 die 5 andern alten Orte an; es folgten bis zum Jahre 1513 wieder 5. Vorderösterreich war zerschlagen, **das Haus Habsburg nach Osten abgedrängt.** Wir sind unter dem Eindruck von Schillers „Wilhelm Tell" allzusehr geneigt, in dem Kampfe der Schweizer gegen das Haus Habsburg Partei für jene zu ergreifen. Aber es ist doch sehr die Frage, ob dieser Ausgang des Kampfes letzten Endes nicht doch unheilvoll gewesen ist. Es erwies sich, als Frankreich die Schwäche des Reiches zum Vorstoß nach Osten benützte, daß weder die Schweiz noch Straßburg noch das übrige Elsaß — zersplittert, wie es war — Widerstand leisten konnten. „Kein Zusammenfassen von Willen und Kräften, kein Eingreifen, durchweg eine nur durch einzelne lokale Widerstände — wie die Erhebung der verzweifelten Sundgauer Bauern im Jahre 1633 — unterbrochene, dumpfe Passivität. Jede Herrschaft und Stadt, jedes Dorf sorgt für sich allein, duldet das eigne Leid und sieht das des Nächsten. Eine wirksame Verteidigung ist in der Tat unmöglich. Es fehlt an Truppen, an Waffen, an Organisation. Keine Mauer hält stand vor der neuen Artillerie", so schildert **der Baseler R. Wackernagel** die Lage im Elsaß zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. (**Geschichte des Elsasses**, S. 266.)

Die Wende.

So ward das Elsaß in den Jahren von 1635 bis 1697 französisch. Und auch die Schweiz verfiel politischer und kultureller Umklammerung. Auf den Schlachtfeldern von Marignano (1515), Bicocca, Pavia (1525) endete ihre große Zeit. Sie hatte zuletzt den Versuch gemacht, ihre Herrschaft imperialistisch nach Italien und Frankreich hinein zu weiten. Aber ihre Kräfte erwiesen sich als unzureichend. „Der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe", zog sie sich auf sich selbst zurück, entfaltete innenpolitisch die verknöcherte Patrizierwirtschaft der nächsten Jahrhunderte, ward außenpolitisch zum Trabanten der Bourbonen.

Bindung an Frankreich.

Frankreichs Methoden waren damals dieselben wie heute. Es näherte sich in der Maske des wohlwollenden Freundes, verstand es aber sehr bald, aus dem kleinen Finger, den man ihm reichte, die ganze Hand zu machen und den Körper nachzuziehen. „Jede Erneuerung des ersten Vertrages vom Jahre 1452", so sagt der Schweizer Historiker **Hilty**, änderte das Verhältnis zu Ungunsten der Eidgenossen, bis im Laufe eines Jahrhunderts ungefähr Frankreich aus einem Hilfesuchenden der Hilfegewährende geworden war, ja bei-

nahe an die Stelle getreten war, die ursprünglich das Deutsche Reich gegenüber der eidgenössischen Verbindung eingenommen hatte". So war denn, als im Jahre 1648 der Baseler Bürgermeister Wettstein die Anerkennung der Schweizer Souveränität vom Reiche verlangte und erhielt, **die Bindung an Frankreich** schon vorbereitet, die die nunmehr vom Reiche unabhängige, dem Namen nach souveräne Eidgenossenschaft in die Knechtschaft Frankreichs brachte. Hier wie am Niederrhein hat die Auflösung des Reiches daher nicht zur freien Eigenstaatlichkeit, sondern zur Versklavung durch das landfremde Volk der Franzosen geführt. Es war letzten Endes der Strom französischen Geldes, der ins Land geleitet wurde, der dies Ergebnis zeitigte! „Die größere Hälfte unserer Vergangenheit steht im Zeichen des Söldnertums, des Waffendienstes gegen Geld in fremden Heeren", so sagt der Schweizer Dr. E. **Sauerbeck** in seiner ausgezeichneten Schrift **„Deutschland und wir Schweizer"** (bei Semminger, Bern) und fährt dann fort: „Das Schweizer Blut, mit dem man, nach einem bekannten Ausspruch eines Werbeoffiziers, einen Kanal von Paris nach Basel hätte füllen können, kam aber nicht etwa dem einstigen Mutterlande, sondern Frankreich zugute, und zwar dem Frankreich der absoluten Könige. Unsere „traditionelle Freundschaft für Frankreich", die man heute durch den Hinweis auf Frankreichs Verdienste um die Demokratisierung der Welt zu begründen liebt, hat sich am königlich französischen Gelde großgefüttert und ging auf „der Straße von Talern" hin und wieder, die die allerchristlichsten Könige zum Entgelt für den „Blutkanal" gleichfalls von Paris nach Basel hatten legen lassen" (S. 35/36). **Ludwig XIV.** wirft sich geradezu zum Garanten des Schweizerbundes auf. **Die erste Republik** errichtet ein förmliches Protektorat, und **Napoleon I.** oktroyiert der Schweiz eine in Paris ausgearbeitete Verfassung auf. Er, der Sohn der Revolution, der Vollender des französischen Zentralismus, fördert in der Schweiz wie seine bourbonischen Vorgänger den die **Herrschaft der Aristokratie und des Patriziats** verbürgenden Föderalismus, um den helvetischen Bund auf dieselbe Weise wie den deutschen Rheinbund in sein System eingespannt zu halten. Die Schweizer Einheit ist, gleich der deutschen, erst im 19. Jhdt. Wirklichkeit geworden. Trotz der Trennung vom Jahre 1648 entsprach das Geschick der Schweiz dem des Reichs, von dem sie sich in der Zeit der Not gelöst hatte, dem der Länder am Niederrhein.

Wiederherstellung der Freiheit im 19. Jahrhundert.

Das war auch im 19. Jhdt. der Fall. **„Durch die Befreiungskriege wurde die Schweiz vor dem bleibenden Anfall an Frankreich, vor der Aufpfropfung einer fremden Kultur und dem damit verbundenen geistigen Zerfall zum mindesten des deutschschweizerischen Volkes bewahrt"**, so sagt der Schweizer Oberrichter Th. **Verteau** in einem Aufsatz der „Schweizerischen Monatshefte für Politik und Kultur" (Oktober 1922). „Die Führer des Volkes dachten gar nicht daran", so fährt er fort, „es abzuwerfen, stützte sich doch ihre Herrschaft gerade auf den Willen Frankreichs, auf die französischen Bajonette, wie überhaupt Frankreich als Mittel der Beherrschung der Schweiz sich stets ihrer politisch maßgebenden Schicht bediente. Unschwer ist hier der Schluß einer langen Entwicklung zu erkennen, die über **Selbstsucht, Korruption und Unterwürfigkeit der politisch herrschenden Schicht** Volk und Staat der Eidgenossen zum gänzlichen Verlust ihrer Freiheit und Unabhängigkeit führte. Seit Jahrhunderten halfen die Schweizer die Schlachten Frankreichs schlagen, und ein jedes Mal, wenn sie dazu beitrugen, Macht und Ruhm Frankreichs zu vergrößern, arbeiteten sie mit am politischen Ruin ihres eigenen Landes; wären die militärischen Erfolge Frankreichs zur Zeit des ersten Kaiserreichs, zu denen sie beigetragen haben, bleibende gewesen, so hätten sie auch die bleibende Abhängigkeit und den endgültigen politischen Untergang der Schweiz erkämpft." Die Befreiung Deutschlands von der Vorherrschaft Frankreichs brachte so auch der Schweiz wie den Niederlanden die Befreiung. Es werden ihre Grenzen im Westen wieder hergestellt: „das Wallis, Genf, Neuenburg, Biel und der sogenannte Berner Jura kehrten nunmehr, nachdem sie von Frankreich seit 1795 sukzessive annektiert worden waren, in den alten Staatsverband zurück. Zur Sicherung von Genf und zur Herstellung des territorialen Zusammenhanges mit der Schweiz wurde das genferische Gebiet durch einige savoyische und französische Gemeinden unter sich und mit dem Kanton Waadt verbunden und die Genfer Zonen geschaffen, d. h. der Zollkordon auf die die Genfer Ebene umschließenden Höhen zurückverlegt, wie das ehedem teilweise bereits der Fall gewesen war. Als weiteres Mittel zur Sicherung Genfs und des Wallis für den Fall eines nach Italien gerichteten Krieges Frankreichs, trat die Neutralisierung der Gegend südlich des Genfer Sees hinzu. Endlich — und das war die Hauptsache — anerkannten die Großmächte die Neutralität der Schweiz als eine im Interesse Europas liegende und daher als eine unbedingte." (Berteau, a. a. O., S. 300.) Nun erst konnte sich die Schweiz, von französischen Druck einigermaßen befreit, zu dem in sich einheitlichen, trotz der Erhaltung des partikulären Charakters der Kantone in den Angelegenheiten gemeinsamen Interesses zentral regiertem Bundesstaat entwickeln, der sie heute noch ist. „Träger und Führer aber der zentralistischen Bewegung war die deutsche Schweiz, gefördert durch die gleichartige Volksbewegung in Deutschland" (Berteau, a. a. O., S. 304). Das Ereignis des Jahres 1870 bildete daher auch für die Schweiz den Schlußstein.

„Niemals seit fast 4 Jahrhunderten", sagt **Hilty** in seiner Schweizergeschichte (S. 265), „war eine Zeit wie die unsrige seit 1870, in welcher so wenig politische, staatliche, sondern lediglich persönliche und Handelsbeziehungen zwischen beiden Ländern bestanden. Das Jahr 1870 führte seit 3 Jahrhunderten den ersten Fall wieder herbei, wo die Schweiz in der Lage war, gegenüber Frankreich auf die ursprüngliche Form der Verbindung zurückzukehren, und die heutigen Verhältnisse sind im allgemeinen sicher die richtigsten, die seit Jahrhunderten bestanden haben."

Erneuter Druck Frankreichs.

Der Zusammenbruch des Deutschen Reiches vom Jahre 1918 hat mit einem Schlage die außenpolitische Lage der Zeit vor 1815 wiederhergestellt. 1815 wurde die Schweiz „verselbständigt und gestärkt, während die heutigen Verträge auf ihre Schwächung tendieren", (sagt Berteau a. a. O., S. 305). „Diese Schwächung, der mit 1919 beginnende Abbau gegenüber dem Aufbau von 1815 bildet die schweizerische Geschichte der Gegenwart." Es handelt sich nämlich Frankreich heute nicht nur mehr um die Beseitigung der Verhältnisse, die durch den Frankfurter Frieden vom Jahre 1871 geschaffen waren, es handelt sich ihm vielmehr um die Beseitigung der Verträge vom Jahre 1815. Das bedeutet aber die Herstellung des alten Abhängigkeitsverhältnisses aller Länder am Rhein von der westlichen Großmacht, bedeutet erneute „Mediatisierung" der Schweiz. Elsaß-Lothringen ist zurückerobert, Belgien und Luxemburg sind Trabanten Frankreichs, das Saargebiet und das deutsche Rheinland in Frankreichs Hand, das Ruhrgebiet ist besetzt, es gilt auch die Schweiz wieder in die Hand zu bekommen. Es genügt daher Frankreich nicht, sie durch die **Unterbindung des freien Rheinverkehrs** vom Norden abzuschnüren, es forderte sofort den **Verzicht auf die Neutralität Hochsavoyens** und der Genfer Zonen, es erzwang den **Anschluß an den Völkerbund** unter Aufgabe der „unbedingten" Neutralität der Jahre von 1815 bis 1919. Es verlangte im Jahre 1920 auch schon das **militärische Durchzugsrecht** für die Truppen des Völkerbundes.

Die Schweiz steht wie Deutschland vor der Frage „ob Widerstand oder Unterwerfung". Für den Beitritt zum Völkerbund hatte sich noch eine Majorität bei der Volksabstimmung gefunden, der vom Bundesrat vorgeschlagene Verzicht auf die „Zonen" wurde aber durch eine große Mehrheit abgelehnt. Am 10. November 1923 aber ist der entscheidende Schritt durch Frankreich geschehen: es hat durch einseitige Willenserklärung die Zonen als beseitigt erklärt und so die Schweiz vor die fertige Tatsache gestellt. Die Verträge vom Jahre 1815 sind zerrissen; die Schweiz untersteht trotz ihrer Sonderstellung demselben politischen Drucke wie die andern germanischen Länder am Rhein. „Der politische Niedergang oder gar Untergang Deutschlands hat die Lähmung des freien politischen Willens der Schweiz immer dann zur Folge, wenn er auf der Machtentwicklung Frankreichs beruht, und nur durch die Rückkehr zu natürlichen Zuständen wird dieser freie politische Wille der Schweiz wieder hergestellt." (Berteau, a. a. O., S. 311.)

Das Verhältnis zur welschen Schweiz.

Gleich Belgien ist **die Schweiz ein Staat verschiedener Nationalitäten.** 7 Prozent der Gesamtbevölkerung sind italienischer, 22 Prozent französischer Art, wie wir sahen. Das Germanentum ist also bei weitem in der Majorität. Es ist auch historisch betrachtet im Vorrang. Während das Belgien des Jahres 1830 im wesentlichen eine Gründung der Wallonen und ihrer Pariser Freunde war, ist die Schweiz das Werk des alemannischen Germanentums. „Genau genommen hat erst das 19. Jahrhundert", so sagt **Dändliker** in seiner Schweizergeschichte (S. 595), „den Doppelcharakter unseres schweizerischen Gemeinwesens geschaffen. Die Lande, welche wir heute als Westschweiz bezeichnen, waren erst seit dem 15. Jahrhundert einige lockere Beziehungen zu der schweizerischen Eidgenossenschaft eingegangen und haben noch Jahrhunderte nachher nicht eine vollberechtigte Stellung in der eidgenössischen Verbindung eingenommen. Für die ältere Geschichte der Schweiz müssen wir diese Verbindung der Ost- und Westschweiz in Gedanken auflösen und jene westlichen Lande als selbständige Gebilde betrachten, welche für die Eidgenossenschaft sekundäre und untergeordnete Bedeutung hatten." Die beiden wurden erst zu Beginn des 19. Jhdt. enger zusammengeführt: „Die treibende Kraft war der Wunsch der welschen Kantone, Glieder eines Staatswesens zu werden, das ihnen in seinen inneren Einrichtungen und seiner Stellung zur Umwelt — vor allem aber innenpolitisch — mehr zusagte, als das Frankreich jener Zeit". (**Sauerbeck**, a. a. O., S. 29.) Wenn späterhin die Lehre von der „internationalen Mission der Schweiz" aufgestellt wurde, so war das „ein Ergebnis sehr moderner Gedankengänge, die die geschichtlichen Tatsachen vielfach unter den Füßen verloren haben". Vom germanischen Standpunkt aus ist diese Verkoppelung aber doch verhängnisvoll geworden. Infolge des viel stärker entwickelten kulturellen Gemeinschaftsbewußtseins der welschen Schweiz mit Frankreich als der alemannischen Schweiz mit dem deutschen Muttervolk, gelang es der Westschweiz gar manchmal, die mehr auf die Idee schweizerischer Einheit als völkischer Beharrung eingestellte alemannische Schweiz auf die abschüssige Bahn kultureller und politischer Nachgiebigkeit zu führen und so auf dem Boden der Schweiz das Germanentum zurückzudrängen. Im Weltkrieg gar hat sie aus der verständlichen Sorge vor dem deutschen Siege, der für die romanische Welt nicht nur eine politische, sondern auch eine kulturelle Niederlage bedeutet hätte, gelegentlich die Fortdauer der Einheit aufs Spiel gesetzt und so das Zurückweichen der deutschen Schweiz erzwungen. Die Bindung germanischer Menschen an romanische ist in der Regel dem Romanentum von Vorteil gewesen. Das war in Elsaß-Lothringen, war in Belgien, in der Schweiz der Fall. Wenn heute auch in der Westschweiz eine rückläufige Bewegung eingesetzt hat, so hat das keine kulturpolitische, sondern eine staatspolitische Wurzel. Der Gedanke kantonaler Selbständigkeit ist doch in Genf, der Stadt Calvins, so fest eingewurzelt, daß man sich zum politischen Selbstmord, den Frankreich verlangt, nicht entschließen kann. Es scheint, als ob die Furcht vor dem Verlust der Eigenstaatlichkeit augenblicklich doch weite Kreise der Westschweiz an die Seite der deutschen Schweizer zurückführt. — Ueber **die italienische Frage**, die außen- und innenpolitisch für die Schweiz von ähnlicher Bedeutung ist, zu schreiben, ist hier des Ortes nicht.

Großdeutsche Kulturgemeinschaft.

Das Verhältnis der alemannischen Schweizer zu Deutschland und allen Landen deutscher Zunge ist aber doch ein viel näheres als etwa dasjenige Hollands und auch der Vlamen. „Wir Schweizer sind nicht nur den Deutschen näher blutsverwandt als irgendeines der neutralen Nachbarvölker, — obwohl auch diese ausnahmslos germanischer Rasse sind! — wir haben als einziges unter diesen Völkern mit den Deutschen die Sprache und damit einen großen Teil des geistigen Lebens gemein, wenigstens fünf Siebentel unserer Bevölkerung: die deutsche Schweiz", so sagt E. **Sauerbeck** (a. a. O., S. 13). Darin unterscheiden sich die Schweizer von den Holländern und den Vlamen und rücken zu engerem Verhältnis noch an die Seite der deutschen Rheinländer und der Deutschen überhaupt. Zwar war auch hier wie im Elsaß eine **literarische Verfremdung** eingetreten als Folge der politischen Hörigkeit, so daß im 18. Jhdt. und bis ins 19. Jhdt. das Französische für weite Kreise der oberen Gesellschaftsschicht die Sprache der Bildung geworden war, aber die kulturellen Fäden, die die deutsche Schweiz mit dem kulturellen Leben des Muttervolkes dauernd verbanden, bewirkten doch, daß dem kulturellen Auftrieb des deutschen Geisteslebens im 18. Jahrhundert **der kulturelle Auftrieb** in der deutschen Schweiz parallel ging. Früher noch als in Innerdeutschland erkannte man hier die Bedeutung der englischen Literatur gegenüber der französischen; von **Haller** und **Bodmer** und **Breitinger** an führt eine gerade Linie zu **C. F. Meyer** und **Gottfried Keller. Es gibt keine gesamtschweizerische Literatur, es gibt eine Literatur der alemannischen Schweiz, und die ist deutsch; es gibt eine Literatur der welschen Schweiz, und die ist französisch.** So steht denn die deutsche Schweiz ganz anders noch wie Flandern in der deutschen Kulturgemeinschaft darinnen, so ist sie ganz anders noch an dem Schicksal des Muttervolkes interessiert. „Das wilhelminische Deutschland, das auch bei uns, zumal seit dem Kriege, mehr und mehr Bedenken, Besorgnis, ja Furcht erregte, liegt am Boden, und nicht viele trauern ihm nach", so sagt E. **Sauerbeck** (a. a. O., S. 51), „denn dieses Deutschland lehnte nicht nur unser Geist, sondern auch unser Blut ab! Aber mit diesem wilhelminischen Deutschland ist auch all das gestürzt, was dieses selbe Deutschland in der wilhelminischen Zeit, vor allem aber vorher, lange Jahrhunderte wunderbarer geistiger Blüte hindurch geschaffen hatte an geistigen Gütern aller Art für sich und die Welt, nicht zuletzt natürlich für uns, die Sprachgenossen."

„Es dämmert uns, daß hier etwas geschehen sein könnte, was wir niemals wünschen durften, und was wir schwer ertragen werden, nun es geschehen ist. Es steigt die Ahnung auf von Wahrheiten, die man nie hätte vergessen dürfen. Und als solche Wahrheit drängt sich vor allem die Erkenntnis auf, daß es für ein Kleinvolk von 2½ Millionen Köpfen nicht gleichgültig sein kann, wenn es das Großvolk, an dessen Tisch es so oft — und nicht in den schlechtesten Augenblicken — zu Gaste war, dieses Großvolk mit seiner dreißigfachen Kopfzahl plötzlich in den Staub sinken und sein Leben als Bettler oder Sklave weiter fristen sieht!"

Das Elsaß. — Verhältnis zur Schweiz.

Das Elsaß liegt der Schweiz an gleich Flandern Holland und doch auch wieder anders. Es berührt sich mit ihr an seiner südlichen Schmalseite, mit seiner nördlichen ist es den mittleren Rheinlanden, mit seiner offenen Längsseite Süddeutschland, seiner geschlossenen Frankreich zugewandt. Die Eidgenossenschaft hat größeren Einfluß auf den elsässischen Bruder daher nur im oberen Elsaß ausgeübt, wo das Bistum Basel lange herübergriff und Mülhausen bis zum Jahre 1795 eine ihrer Städte war, in der das Schweizertum bis heute von großem Einfluß ist. **Zu innigerer Gemeinschaft geistiger oder politischer Natur hat es daher nicht kommen können. So sehr das Elsaß auch im Geheimen nach einer Gestaltung ähnlich der der Schweiz auslugt, die Idee elsässisch-schweizerischer Gemeinschaft wird doch wohl kaum von ähnlicher Bedeutung werden können wie die holländisch-vlämischer.** Sie sind beide Länder am Oberrhein, beide in das Schicksal der Länder am Rhein hineinverwoben; **das Elsaß aber wird französisch oder deutsch, vielleicht auch einmal neutral sein — eidgenössisch aber doch wohl kaum.**

Das „Schicksalsland".

Als Richelieu sich im Jahre 1640 im Elsaß festsetzte, da war im Grunde das Schicksal der Länder am Rhein entschieden; als 1918 die französischen Heere hier einmarschierten, da war das wieder der Fall. **Es ist „des Deutschen Reiches Schicksalsland", infolge der Einheit des Rheingebietes aber auch das Schicksalsland aller Länder am Rhein von Holland bis zur Schweiz. Sein Besitz entscheidet darüber, ob Frankreich oder Deutschland das Rheintal beherrscht, ob Ruhe oder Unruhe in Europa ist. Das Wissen darum sollte Gemeingut des Westgermanentums werden.**

Der deutsche Charakter des Landes.

Dieses Land aber ist von alemannischem und fränkischem Volk bewohnt, von Basel bis Weißenburg, von dem Kamm der Vogesen bis zum Rhein. Einst hat es uns die großen Mystiker, die großen Humanisten und Pädagogen gegeben; Meister Erwins Dom erhebt sich als Wahrzeichen deutscher Baukunst in Straßburg, und Grünewalds Isenheimer Altar steht im Kloster Unterlinden zu Colmar. **Soll dies Volk welsch werden, soll dies Land französisch bleiben?**

Der Kampf der Kulturen.

Die Gefahr ist groß. **Verwelscht** ist wie in Flandern, wie in Luxemburg **die bourgeoise Oberschicht.** Mit ihrer Hilfe versucht Frankreich dem Volke seine Sprache und seinen Glauben zu nehmen. Ohne eine eigene politische Tradition, ohne ein klares Verhältnis zum deutschen Muttervolk unterliegt es dem zersetzenden Einfluß der „civilisation française" und des französischen Geldes. Aber wie in Flandern ist auch hier die Masse des kleinen Volkes germanisch geblieben; wie in Flandern für die aufstrebenden völkischen Intelligenzen das Holländische, so ist hier in weitem Umfang **die hochdeutsche Sprache** des deutschen Muttervolkes wieder die eigentliche Bildungssprache geworden. Hier wie in den andern Gebieten, die dem Streifen von Antwerpen bis zum St.-Gotthardt angehören, ist der Kampf im Gange, in dem sich das Schicksal Europas entscheidet.

Alemannien.

Nördlich der Schweiz gleich dem Elsaß, diesem gegenüber, den Oberrhein von der andern Seite säumend, sitzt der dritte Genosse der alemannischen Stammesgemeinschaft: **der Badener.** Er ist beim Reich geblieben, während die beiden andern aus ihm herausgetreten sind. In ihnen allen aber wirkt der alemannische Urgrund sich bis zum heutigen Tage aus, Sprache, Sitte und Temperament bestimmend und formend. **Jeremias Gotthelf**, der große Schweizer, **die Schweizer Dialektdichter** alle, **J. P. Hebel**, der Badener, **Hermann Burte**, der zeitgenössische Lyriker des Markgräfler Landes, **die Dichter des Elsasses drüben**, Hebels Freund **Ehrenfried Stöber etwa** und, um nur einen zeitgenössischen zu nennen: unsere liebe Frau **Marie Hart**, sie alle sind alemannischer Wesensart, einander urverwandt, wenn auch die politische Grenze ihre Heimat scheidet.

a) Schweiz.

Die Schweizer haben sich ihren eigenen Staat einst zusammengezimmert, so daß ihnen eine große staatliche Tradition nachwirkt und ihnen Charakter gibt. Das scheidet sie von den andern und vom deutschen Muttervolk. Sie haben sich in der Sonderung „die ursprünglichen Züge der alemannischen Familie treuer" erhalten wie die andern. **Das Bäuerliche ist „ihre Grundnatur" geblieben.** Es durchdringt auch heute noch das ganze Volk von unten bis oben, so daß „auch jene Schichten, die dem Formprinzip der höheren Geistesbildung und der städtischen Kultur mehr unterstellt sind", volkhafter geblieben sind, als es sonst im Bereich der deutschen Kulturgemeinschaft der Fall ist. Der Dialekt, der anderswo zur Sprache der

unteren Schichten herabgesunken ist, ist hier Umgangssprache der Gesamtheit geblieben, ohne wie das Holländische Schriftsprache geworden zu sein. So bleibt denn, wie der Altelsässer **W. Kapp** in seinem Aufsatz **„Das oberrheinische Alemannentum"** in Nummer 4 des 1. Jahrgangs der „Schweizerischen Monatshefte für Politik und Kultur" (Juli 1921) sagt, „die eine Generation um die andere in dieser inneren Verbindung mit der angestammten Volksnatur". (S. 169.) Zwar war auch bei ihnen wie im Bereich unseres kleindeutschen Reiches das 19. Jahrhundert je länger, je mehr **eine Zeit vorwiegend staatspolitischen Dranges.** Es ward das alemannische Schweizertum, wie Kapp sagt, „von der Idee der Vereinigung dreier Nationen und Kulturen in einem Staatsganzen beherrscht". Darüber aber „gelangte man bis zur Grenze der Selbstentäußerung des angestammten volklichen Wesens". Aber „diese ganze der Staatsidee zugewandte Bewegung hat heute ihren Höhepunkt überschritten". Man ist der Ideologie überdrüssig geworden. „Man starrt nicht mehr so auf den roten Punkt des Staates wie ehedem, und so wäre die Bahn wieder frei, daß die ehemals von dem maßlos gesteigerten Staatsgefühl unterdrückten Naturstimmen des Stammestums sich wieder ganz anders Geltung verschaffen können."

b) Baden.

Auch **der badische Bruder** unterstand den **stammeszerstörenden Einflüssen** der Vergangenheit, er vielleicht am allermeisten. Der badische Staatsgedanke hat im Bunde mit dem von Westen eindringenden Liberalismus Baden zwar zu dem liberalen **„Musterländle"** gemacht, hat aber doch auch die volklichen Elemente gar sehr geschwächt. Der „Klerikalismus" wurzelt zwar im Volke; aber auch er ist den Weg parteipolitischer Veräußerlichung gegangen. Man kam auch hier zu jener Frontstellung, die im Grunde so volkzerstörend ist. So sind auch hier „die Instinkte des Volkes nach rein völkischer Behauptung abgeschwächt worden" (Kapp, a. a. O.). Welch ungemeine Kraft aber doch im badischen Alemannentum auch heute noch steckt, das offenbart **Herman Burtes „Madlee"**, dies erstaunliche Buch alemannischer Dialektgedichte (G. Sarasin, Leipzig 1923).

c) Elsaß.

Der elsässische Bruder hat sich auf sich selbst zurückgezogen. Zwar ist das Bürgertum, wie wir gesehen haben, in seinen oberen Schichten verwelscht, aber gerade infolge dieser Ueberlagerung des Französischen über das Heimische hat sich dieses doch auch wieder bis zum Jahre 1870 **in besonderer Reinheit gehalten und erhalten,** ohne allerdings mehr in die höhere Geistigkeit umfassenderen Kulturlebens vorstoßen zu können. So blieb der alemannische Dialekt im Süden, der fränkische im Norden ganz anders Umgangssprache des Volkes bis zur Mittelschicht des Bürgertums hin als sonst im Reiche und auch im benachbarten Baden. Es ist ähnlich wie in der Schweiz, nur daß in dieser die deutsche Schriftsprache als Ergänzung hinzutritt und so einem jeden den Zugang zur deutschen Gesamtkultur ermöglicht, während die französische Schriftsprache sich im Elsaß nur darüber lagerte, sich hineinschob wie ins „Luxemburgerditsch", aber die Masse des Volkes von dem ihr eigentlich angemessenen Kulturreich absperrte, ohne ihr das andere recht öffnen zu können. So ist das elsässische Alemannentum in seinem kleinen elsässischen Bereich recht **stammeshaft gebunden geblieben,** hat Kräfte in sich aufgespeichert, die seinen Bestand auf lange hinaus zu verbürgen scheinen. Es ist so auch dem auflösenden Einfluß des **Liberalismus** weit weniger erlegen, als es bei der Stellung der Bourgeoisie im Lande scheinen könnte. Wie in Flandern, wie in Deutschlothringen, wie in Luxemburg, wie in den katholischen Teilen der deutschen Schweiz, setzte auch im Elsaß „die katholische Volksmasse einer in die Breite gehenden Liberalisierung unüberwindlichen Widerstand entgegen, und so erhielt sich in der breiten Masse der ungebrochene Drang, sich Religion und Volkstum als unzertrennbare Einheit gegen alle Versuche von außen ungemindert zu bewahren" (W. Kapp, a. a. O.). Aber auch hier stellt der Gegensatz des radikalen Aufklärungsgedankens zum konservativen Beharrungsdrange der Bildung einheitlichen Volkswillens die größten Hemmungen entgegen.

Trotz seiner Gespaltenheit, trotz des zersetzenden Einflusses des Geistes oder vielmehr Ungeistes des 19. Jahrhunderts, trotz des Druckes von Westen lebt das Alemannentum auch heute noch ein stammestümliches Leben ähnlich den Schicksalsgenossen am Niederrhein. Es ist Frankreich zwar gelungen, nicht nur einen Teil des Landes zu besetzen, sondern sich auch in gar manche Seele hineinzusetzen, aber im Kerne sind die Menschen, die da wohnen, dieselben geblieben seit der Völkerwanderung. Es müßte merkwürdig zugehen, wenn sie es nicht auch in der Zukunft blieben. **Ob die Zerreißung in drei Teile das letzte Wort ihrer Geschichte sein wird, wer will das wissen?**

Auch für diese Lande gilt das Wort, das **Gottfried Keller,** der große Schweizer Alemanne, dem ganzen deutschen Volke zugerufen hat:

Und ich erkannte: ja, Du bist ein Grab!
Jedoch ein Grab von Auferstehungsdrang!
O deutsches Volk! Ich ruf es Dir hinab
Und mische mich in Deiner Seher Sang:
Dir werden noch die Osterglocken schallen,
Wie keinem Volke sie geklungen sind!
Dein still Ergeben hat dem Herrn gefallen,
Und hoch erheben wird er Dich, sein Kind!

* * *

Deutsch-Lothringen.

Es bleibt noch einiges über den schmalen Streifen **deutsch-lothringischen Gebietes** zu sagen, der die oberen Lande mit den Niederlanden verbindet. Ohne eigenstaatliche Tradition gleich dem elsässischen Volke, **katholisch** wie die Majorität im Nachbarlande, war sein Geschick, dauernd Objekt zu sein. Es hat sich, als der Kampf des Herzogtums gegen Frankreich zu Ende war, diesem willig eingefügt, es hat aber trotz des Druckes der französischen Verwaltung sich seine **deutsche Volkssprache** bis zum Jahre 1870 treu bewahrt. Es hat sodann den Einzug des kleindeutschen Staates, der neudeutschen Industrie erlebt. Es hat aber durch die Bildung des **Reichslandstaats** von den preußischen Rheinlanden, zu denen es gehört, künstlich abgetrennt, mit den Romanen des Metzer Landes im **Bezirk Lothringen** zusammen gekoppelt, von der Umstrickung durch französisches Wesen nicht recht frei werden können. Aber die germanische Art sitzt ihm im Blute und in der Sprache, es wird auch diesmal nicht auf sie Verzicht leisten können. **Sein Unglück** war wie das seiner westgermanischen Schicksalsgenossen **die Verkoppelung mit romanischen Volksbestandteilen;** hier wie dort ist die Frage, ob sie einmal gelöst werden wird. Möge die Zukunft die reinliche Scheidung bringen!

III. Das Gesellschaftsproblem.

1. Die französische Bourgeoisie.

Die Stellung Frankreichs im westgermanischen Bereiche beruht nicht nur auf der Stärke seiner Waffen, nicht nur auf seiner politischen Ueberlegenheit. Sie hat noch andere Gründe.

Frankreich hat im Laufe der Zeit in Flandern sowohl wie in Luxemburg, in Deutschlothringen, im Elsaß und in der Schweiz eine **starke Bundesgenossenschaft im Volke selbst** gefunden. Seit Ludwig XIV. zum mindesten galt die französische Sprache und Kultur als die Sprache und Kultur der europäischen Gesellschaft. Es schien eine Zeitlang, als ob ganz Deutschland eine ihrer Domänen würde. Die kulturelle Erneuerung, die den politischen Aufstieg Friedrichs des Großen begleitete, hat uns im Geistigen davor bewahrt; die Freiheitskriege haben uns politisch frei gemacht. Ganz Westgermanien aber von der Schelde bis zum Monte Rosa in den Walliser Alpen hatte in viel engerer Verklammerung mit Frankreich noch das Zeitalter der französischen Revolution miterlebt, aus dem als eigentlicher Sieger **die französische Bourgeoisie** hervorging: der Tiers état, mit dem Napoleon sich verband, indem er ihn wirtschaftlich gewähren ließ. Der Stand, der als Napoleons Erbe sich des Staates bemächtigte und auch die französische Republik von heute noch beherrscht. Es ist der Stand der bürgerlichen Besitzenden, dessen Lebenselemente Besitz und Erwerb sind.

Napoleon.

Das Frankreich auch unserer Tage ist im Grunde noch das Frankreich des großen Korsen: „Ein neues Frankreich, nicht das phantastische, kommunistische, spartanische eines Robespierre und Saint-Just, sondern ein mögliches, wirkliches, dauerhaftes und dabei dennoch gleichmäßiges, logisch aus einem Gusse erzeugtes, auf einem allgemeinen, einfachen Prinzip beruhendes Frankreich, ein zentralisiertes, durchaus von oben herab regiertes Verwaltungsreich, kurz, das Frankreich, welches Ludwig XIV. und Richelieu gefallen haben würde, und das Mirabeau 1790 voraussah, dieses Frankreich hatten die Lehren und Taten der Monarchie wie der Revolution vorbereitet, und der schließliche Lauf der Ereignisse, d. h. das „Bündnis der Philosophie mit dem Säbel" führte zur Vollendung des Werks durch den souveränen Ersten Konsul", so schildert **H. Taine** in seinem berühmten Werke: **„Die Entstehung des modernen Frankreich"** (Autorisierte deutsche Bearbeitung von L. Katscher, Leipzig, Lindner) das Grundwesen des französischen Staates. Die Revolution hatte den Lehren Rousseaus gemäß **alle lokalen Körperschaften zerschlagen,** damit zwischen der „Nation" und dem Individuum keine Zellen besonderer eigenständiger Gemeinschaftsbildung mehr vorhanden seien, damit die Nation wirklich souverän sei. **Napoleon** war an die Stelle

der souveränen Nation getreten, aber als Staatsmann mit ungemein scharfem Blicke für die seelischen Triebkräfte der Individuen befriedigte er die Bedürfnisse der französischen Gesellschaft, die er vorfand; sie wird eine Gesellschaft rühriger, tätiger, beweglicher Individuen ohne innere Bindung mehr an eine der alten vorrevolutionären Mächte, ohne eigentliche Bindung mehr an eine provinzielle Heimat, an eine Kommune, an eine Korporation, die vom Staate nicht mehr verlangt, als daß er die Sphäre ihres privaten Interesses schütze und respektiere. „Die selbstsüchtige und dringliche Natur der täglichen Bedürfnisse bildet für die meisten die natürlichen Grenzen, und sie hegen keinen andern Wunsch, als innerhalb dieser Schranken in Sicherheit weiden zu dürfen. Aber ihnen diese kleine Sicherheit zu gewähren und diesen geringfügigen Genuß zu gönnen, ist eine unabweisbare Notwendigkeit. Und was die nicht sehr zahlreichen andern betrifft, die mehr oder minder Strebsamen und Tatkräftigen, die nicht innerhalb der Umzäunung eingepfercht zu sein wünschen, so ist für sie ein Ausweg offen gehalten; die neuen Verwaltungs- und Militärdienstzweige bieten ihrem Ehrgeiz, ihrer Eigenliebe, ihrer Einbildungskraft ein Tätigkeitsfeld, welches immer größer wird. Nach einem dem Ersten Konsul zugeschriebenem Worte stehen fortan den Talenten die Laufbahnen offen. Nunmehr werden alle Talente sich am Mittelpunkt vereinigen, sich mit Eifer auf die Karrieren stürzen und mit ihrem Zufluß den Strom der öffentlichen Gewalt schwellen", dies Bild entwirft **H. Taine** von dem nachrevolutionären Frankreich. **Staatlicher Zentralismus, Absolutismus,** ja **Despotismus** auf der einen Seite, auf der andern Seite **aber freies Spiel der Individuen,** die — gleich vor Staat und Nation — der Förderung ihrer privaten Interessen leben!

Ihr Staat.

So entstand denn jene bourgeoise Gesellschaft, die sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts sodann selbst des Staates bemächtigte. **Der Staat hörte auf Selbstzweck zu sein, er wurde das Mittel zum Zweck der Förderung der bourgeoisen Interessen.** Er ist zentralistisch geblieben, ist absolutistisch nach wie vor, die bourgeoise Gesellschaft aber gibt ihm Richtung und Ziel. Die Bourgeoisie ist **Caesar geworden,** die Republik ist eine in der Hand der Bourgeoisie befindliche Versicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit; Demokratie ist sie nur nach der formalen Seite hin, nicht ihrem Inhalt nach. Revolutionär zu sein hat sie schon lange aufgehört, sie ist im Gegenteil der Hort des konservativen Prinzips geworden. Der Besitz ist immer konservativ. Die deutsche Staatsidee war ihr ein Greuel, weil sie die Gesellschaft dem Staate unterordnete. Sie sah daher im deutschen Staate den gefährlichen Gegenpol, der sie in ihrem Bestand bedrohte. Kein Wunder, daß sie ihn als ihren Todfeind betrachtete.

Ihre Lebensanschauung.

Ihrer **Lebensanschauung** nach ist sie **liberal;** der Bourgeois ist ein Mensch des Erwerbs; er liebt die Schranken nicht, die, sei es der Staat, sei es die Kirche, sei es der Stand dem Geschäftsgeist ziehen. Die atomistische Gesellschaft, die durch die französische Revolution geschaffen wurde, ist sein Lebenselement, das Laissezfaire, laissezaller in den Angelegenheiten des sozialen Lebens seine Devise: er ist daher von Natur und Instinkt antisozialistisch. Er haßt im modernen Deutschland nicht nur das „etatistische", „militaristische" Preußentum, dessen Aufstieg den politischen und wirtschaftlichen Lebensspielraum Frankreichs einengte, er haßt in ihm auch das Vaterland des Sozialismus, der die bourgeoise Gesellschaft entthronen und das wirtschaftliche Leben in die Fesseln neuer staatlicher und gesellschaftlicher Gebundenheit legen will. Diesem Gegner gegenüber mühten Preußentum und Sozialismus eigentlich Verbündete sein.

Ihre Weltanschauung.

Die bourgeoise Gesellschaft ist **liberal auch in ihrer Weltanschauung.** Vor allen andern ist **Voltaire ihr geistiger Vater.** In der **Kirche** sieht sie eine durch Priestertrug geschaffene Machtorganisation zur Vergewaltigung des gesellschaftlichen Lebens, deren das freie Individuum nicht bedarf, aber sie ist klug genug, sie als moralische Polizeianstalt zur Bändigung der gesellschaftszerstörenden Instinkte der Masse zu dulden, wenn sie sich der Gesellschaft einfügt. Deshalb geht so mancher Bourgeois sehr wohl des guten Beispiels halber mit Frau und Kind zur Kirche; aber an seiner Seele hat sie wenig teil. Diese liegt im Banne der **Aufklärungsphilosophie** des Revolutionszeitalters, der gegenüber ihm das bohrende Denken der schwerblütigen deutschen Philosophie als eine verschwommene, unklare, gefährliche Geisteshaltung erscheint, die er ebenso ablehnt, wie das „mittelalterliche" Kirchentum.

Ihr Bildungsideal.

Unter **„Bildung"** versteht die bourgeoise Gesellschaft Westeuropas daher weder die in sich geschlossene Gläubigkeit des religiösen Menschen noch das vom Materiellen verhältnismäßig unabhängige, in sich ruhende, nach Ausweitung des geistigen Seins verlangende Ideal des geistigen Deutschen. **Bildung ist ihr vielmehr der bourgeoise Lebensstil,** der aus der Verbindung französischen Geschmacks, französischer Sprachform, französischer Lebensphilosophie mit der bürgerlichen Wohlhabenheit entstanden ist.

Das Bürgertum der westgermanischen Gebiete.

Dieser nicht sehr tiefen, aber gefälligen Lebenshaltung, die sich in dem wundervollen Gewande der kristallklaren französischen Sprache anbot, hatte die Oberschicht der westgermanischen Gebiete nichts Rechtes mehr entgegenzusetzen. Auch hier hatte die Revolution die alte Gesellschaft zerschlagen. Indem die Reste des alten reichsstädtischen Bürgertums mit den geschäftsgewandten Emporkömmlingen der Revolutionszeit zur Einheit des „Tiers état" verschmolzen, entstand auch hier jene Schicht, deren Gedächtnis kaum mehr hinter das Jahr 1789 zurückreicht. Sie tauschte freudig die engere Heimat gegen die weiträumige Welt des französischen Nationalstaats ein, der sich leuchtend von dem politischen Wirrwarr im alten Deutschland abhob. So steuerte denn das Bürgertum der westgermanischen Gebiete nunmehr mit vollen Segeln in die Welt des Westens hinein, in jene Welt, in der man das Gefühl haben konnte, sich nicht mehr ducken zu müssen, im eigenen Hause der eigene Herr zu sein, in jene Welt, die soviel Aufstiegsmöglichkeiten bot.

Da erschien es natürlich nicht als eine unangenehme Notwendigkeit, es erschien vielmehr als eine lebenfördernde Pflicht, sich die Herrschaft über die französische Sprache zu verschaffen, die Sprache der Gesellschaft, zu der zu gehören als Auszeichnung erschien. Mit der Sprache aber zog Lebens- und Weltanschauung der französischen Bourgeoisie, zog der bourgeoise Lebensstil auch hierzulande ein, so daß zu der politischen und wirtschaftlichen Kluft, die vom alten Muttervolk trennte, auch die geistig-seelische trat. Die deutsche Schriftsprache schied als Sprache der Gesellschaft aus, so liebevoll sie auch noch da und dort, z. B. im protestantischen Pfarrhaus des Elsasses, gepflegt wurde; das Niederdeutsche im Norden, das Oberdeutsche im Süden sank auf die Stufe des Volksdialekts zurück, der höhere Ansprüchen nicht genügte. **Paris ward zur Zentralsonne, um die die Oberschicht der westgermanischen Gebiete kreiste.** Auch sie war „bourgeois" geworden. Die französische Gesellschaft hört daher nicht mehr an den Grenzen des romanischen Sprachgebiets auf, sie hat sich vielmehr in den westgermanischen Gebieten, vor allem denen ohne eigene Staatlichkeit — auch Flandern gehört hierher — die bürgerliche Oberschicht einverleibt und sich so gewaltigen Einfluß verschafft. Für die Masse des Volkes aber bildete der germanische Dialekt kein rechtes Gegengewicht; wer nach oben wollte, lugte nach der Bourgeoisie aus. Diese aber ist **keineswegs kastenmäßig abgeschlossen;** die Tore zu ihr sind dem tüchtigen Manne weit geöffnet: „Aller Talente ist sie voll, die Bourgeoisie; Talent nicht bloß einer theoretischen oder praktischen Begabung, sondern auch Talent des Vorankommens, Talent der gesellschaftlichen Beziehungen, inbegriffen das Talent der reichen Heirat. Aber im Ernst gesprochen, wo gibt es noch einen Stand, der dominiert und sich doch so weitherzig wie die Bourgeoisie jedem erschlösse? Sie liebt Familie und Besitz und fragt doch auch wieder nicht danach, denn sie ist das Sammelbecken intelligenter Arbeit", so schildert der elsässische Bourgeoisiesohn **Fritz Kiener,** der heute Professor an der französischen Universität Straßburg ist, in seiner Schrift **„Die elsässische Bourgeoisie"** (Straßburg 1910, Verlag der Elsässischen Rundschau) das Wesen dieses Standes. Nicht sind Geburt und Bildung die eigentlichen Klammern mehr, die ihn zusammenhalten, es ist die gemeinsame Wohlhabenheit, der gemeinsame Lebensstil. Durch den Besitz der französischen Sprache hebt man sich leise und doch deutlich vom übrigen Volke ab: man ist Oberschicht und wird willig als solche anerkannt. Wohl spricht man nebenher auch den Dialekt des Volkes, aus dem man sich abhebt, aber das Hochdeutsche liegt einem nicht mehr. Das Französische ist die gesittete Sprache des Umgangs und daher vor allem der Frau geworden. Den Töchtern französische Sprache und französische Form zu geben, das ist Tradition des Hauses, Ziel der Erziehung geworden. Mehr noch wie der Mann ist die Frau der Hort des französischen Wesens in Flandern, in Luxemburg, in Lothringen, im Elsaß und auch in der deutschen Schweiz. Im französischen Pensionat erzogen, verleiht sie dem Hause französischen Zuschnitt und fesselt so auch Männer, deren Entwicklung andere Bahnen durchlief, immer wieder an den Westen.

Der Widerstreit im Elsaß nach 1870.

Zwischen dieser gesellschaftlichen Oberschicht und dem preußisch-deutschen Wesen des 19. Jahrhunderts eine Verbindung herzustellen, war ein Ding der Unmöglichkeit. Es ist im Elsaß ausgeprobt worden. Das eine oder das andere hätte weichen oder sich fügen müssen; es schien vor 1914, als ob die elsässische Bourgeoisie der verlierende Teil sein werde. Der deutsche Zusammenbruch vom Jahre 1918 hat

ihr aber wieder Oberwasser gegeben. Vom deutschen Druck befreit, versucht sie heute im Bunde mit dem politischen Frankreich, ihre unterhöhlte Herrschaft neu zu errichten.

Das Jahr 1870 hatte im Kampf zwischen dem preußisch-deutschen und dem französischen Staate dem ersteren den Sieg gegeben und Elsaß-Lothringen ihm eingebracht. Damit aber war der Kampf zwischen der deutschen und der französischen Gesellschaft nicht entschieden; er ging mit andern Mitteln bis zum Weltkrieg auf der ganzen langen Front weiter. Elsaß-Lothringen aber war der Brennpunkt. Fritz Kiener sagt in seiner obenerwähnten Schrift:

„Der zurückgebliebene und seiner besten Kräfte beraubte Teil der Bourgeoisie sieht in seine engen Provinzialgrenzen, die er gegen den weiten Bereich des französischen Einheitsstaates tauscht, aus **Deutschland drei Einrichtungen** einziehen, deren Ansprüche er nicht begreift: **das deutsche Heer, die deutsche Schule, das deutsche Beamtentum**, drei Einrichtungen von anerkannter Tüchtigkeit, aber gerade darum nicht immer gewillt, sich in die Stellung des Fremdkörpers inmitten der bürgerlichen Gesellschaft des Elsasses hineinzufinden. Nur das Militär steht über der Situation und zahlt der Bourgeoisie die Teilnahmlosigkeit mit gleicher Münze heim. Die deutsche Schule möchte indes dem elsässischen Bürgertum mehr sein, als sie ist; sie sieht nicht ein, warum sie nur Verstandesbildung und höchstens noch Weltanschauung übermitteln, dahingegen der Bourgeoisie überlassen soll, Lebenserfahrung und gesellschaftliche Bildung und überhaupt, was den Charakter einer Klasse festigt, selbst zu bestimmen. Die deutschen Beamten aber verstehen nicht, warum sie ..... nur neben und nicht über der bürgerlichen Gesellschaft leben sollen; von Haus aus sind sie an eine andere Stellung gewöhnt. Alle Eingewanderten aber beurteilen nach den Auffassungen ihrer Kaste die elsässische Bourgeoisie und werfen ihr vor, daß sie nicht Schiller und Goethe liest, für Literaten kein Verständnis hat und den Regierungsassessor nicht als den ehrenvollen Heiratswerber ihrer Tochter begrüßt. Dem gegenüber aber klammert sich diese Bourgeoisie an die überkommene Richtschnur ihres Standes, arbeitet, spart, sorgt für den Nachwuchs und sammelt ein Familienvermögen. Das sind die sittlichen Kräfte, die ihren Stand erhalten. In den Eingewanderten aber sieht sie Leute, die für den Staat und vom Staate leben, und gibt ihnen Schuld an der Ueberspannung der Staatsgewalt, vor der ihr graut; ihr graut davor aus Tradition und auch, weil die ausschlaggebende Macht in Elsaß-Lothringen nicht ihr, sondern der Bürokratie zugefallen ist. Um eine Bürgerrepublik hatte sie gerungen, ein Beamtenregiment hat sie erhalten."

2. Das germanische Volk.

Nun, da Elsaß-Lothringen wieder französisch ist, müßte, wenn die elsässische Bourgeoisie mit dem elsässischen Volke gleichzusetzen wäre, nun eigentlich die elsässische Frage als eine innerpolitische des Volkstums gelöst sein. Das ist aber nicht der Fall. **Mit dem Abzug des deutschen Staates erhebt sich vielmehr mit ungleich größerem Gewichte die volkspolitische Frage der Erhaltung der elsässischen, der deutsch-lothringischen Volkheit als eines germanischen und fügt das Land in das gewaltige Kampfgebiet der zwei Kulturen ein, das sich von der Schelde zu den Alpen hinzieht.** Es ist nicht mehr der preußisch-deutsche Staat, der gegen Frankreich steht, es führt vielmehr, was **sich aus Instinkt und Bewußtsein unwelsch fühlt, in diesen Landen einen verzweifelten Kampf gegen die Verfremdung — auch gegen seine eigene bourgeoise Oberschicht.**

Folgen der Ueberfremdung.

Denn das Auseinandertreten einer fremdsprachigen Oberschicht einheimischer Herkunft und der Masse des germanisch-redenden Volkes hat **verheerende Folgen für das Volk selbst.** Das Volk wird fremden Zwecken dienstbar, verelendet geistig und an manchen Orten auch materiell, es wird, wo Frankreich es direkt in die Hand bekommt, in die Zwangsanstalt der französischen Assimilationspolitik hineingezwungen und verliert die Möglichkeit organischen Aufstiegs von der Grundlage der heimischen Volkheit zu den Höhen geistigen Lebens.

Das Elsaß.

„Die, die seine Führer sein sollten bei der Entwicklung der in seiner Natur liegenden Möglichkeiten, reden eine fremde Sprache, denken fremde Gedanken, haben fremde Ziele, verfechten dem eigenen Volke gegenüber fremde Interessen. Es wird dem Volke unmöglich, in den Besitz eines politischen Organs zu kommen, das wirklich für es spricht; es ist in den wichtigsten Augenblicken dazu verurteilt, still und stumm zu sein; es gerät immer wieder leicht unter die fremde Herrschaft, denn die von den Fremden gewonnene Oberschicht führt die Geschäfte dieser Fremden dem eigenen Volke gegenüber. Das ist der Zustand, in den das einst so stolze Elsaß der „Heimatschützer Brant, Moscherosch, Wimpfeling" — so nennt sie der Baseler Historiker Wackernagel in seiner Geschichte des Elsasses — durch die böse Tat Ludwigs XIV. langsam hineingeraten ist. **Germanisches Volk, das aus Frankreichs Hand essen muß, stirbt leicht daran, weniger in seiner primitiven Sonderart, als in seinem Selbstbewußtsein, in seinem Charakter. Das ist der schwerste Vorwurf, den wir Elsässer Frankreich machen, daß es unserm elsässischen Heimatvolk die Seele aus dem Leibe reißt und seinen Charakter zerstört"**, so schrieb Erich Sigwalt im Augustheft 1923 der Zeitschrift „Elsaß-Lothringen"-„Heimatstimmen" (1. Jahrgang).

Flandern.

Und Hendrik **Conscience**, der Vlame, schrieb schon im Jahre 1850 in einem feierlichen Appell an die belgische Regierung:

„Auf diese Weise bereitet man für unser Vaterland eine bedenkliche Zukunft, denn es ist unzweifelhaft, daß, wenn man noch auf lange taub bleibt gegen die Stimme der Pflicht und der Ehrlichkeit, man wahrhaftig in den niederdeutschen Gegenden zwei Klassen von Menschen geschaffen haben wird, zwei Klassen, zwischen denen für ewig ein Abgrund von Haß und Eifersucht entstehen wird. Die eine verhältnismäßig klein an Zahl, die französisch können und alle Aemter, alle Ehrenstellen, alle Posten, alle Früchte der nationalen Arbeit für sich selbst behalten wird, die allein am öffentlichen Leben Anteil hat, allein die Wissenschaft besitzt und allein über die Nation herrschen wird wie ein Eroberergeschlecht im Mittelalter. Der andere Teil wird aller Bildung beraubt sein: er wird fortkriechen, in Unwissenheit Handwerk und Landbau verfallen lassen und als ein Haufen beklagenswerter Verworfener durch seine Brüder beherrscht und unterdrückt werden. Sie wissen nicht, die verirrten Französischgesinnten, welches Schicksal sie unserm Vaterland bereiten; sie begreifen nicht, welchen Haß sie stiften, welche schreckliche Ungerechtigkeit sie üben, indem sie so eine ganz Nation, Millionen ihrer arbeitenden Brüder zur Unfähigkeit und zur Finsternis verdammen." (Aus „Flanderns Not" von Claudius Severus, übersetzt von P. Oßwald, Verlag Stille, Berlin.)

So etwa sieht das Schicksal aus, das Frankreich auch den noch beim Reich verbliebenen deutschen Landen zu bereiten gedenkt.

Die Aufgabe.

Die Frage der Befreiung Westgermaniens von der französischen Herrschaft ist so nicht nur eine politische Frage der Zurückdrängung der französischen Macht, sie ist auch eine Frage der sozialen Gewichtsverschiebung im Volkstum selbst. Das hat sich in Niederdeutschland schon einmal vollzogen: damals, als die Masse des germanischen Handwerks in den Städten, als die Zünfte sich im 13. und 14. Jhdt. gegen die Herrschaft des verwelschten Adels und Patriziats aufbäumten und damit jene große Blüte niederdeutschen Kulturlebens eröffneten, vor deren Ueberresten wir heute noch staunend stehen. „Wat walsch is, valsch is, slaht all dod", rief damals der Stadtschreiber Jakob von Maerlant seinen Landsleuten zu.

Die völklichen Kräfte.

Vielleicht bereitet sich heute eine ähnliche Lage vor: die Zeit des bourgeoisen Liberalismus neigt sich doch wohl ihrem Ende zu; die Aufklärungsphilosophie hat sich totgelaufen; das Bedürfnis nach religiösem Leben, das Verständnis für die Tiefe des Kirchenlebens ist im Wachsen; das Verlangen nach naturhafterer Bindung drängt zu einer vertieften Wertung organisch gewachsenen sozialen Gemeinschaftslebens. **Der völkische Mensch** — schade, daß dies Wort so sehr mißbraucht wird — beginnt die Fesseln der parteipolitischen, der kastenhaften, der religionspolitischen Sondereinstellung abzustreifen und den Aufbau volkhaften Lebens zu seiner Lebensaufgabe zu machen, vor allem in den Grenzgebieten. Die Formaldemokratie des Westens hat weder dem sogenannten Gebildeten noch der Masse mehr viel zu sagen; **mit dem Nimbus der „civilisation française" ist es vorbei. Frankreich hat uns Deutschen nichts mehr zu geben!**

Das germanische Volkstum im Westen ist trotz des ungeheueren Druckes des bourgeoisen 19. Jahrhunderts nicht im Welschtum aufgegangen. Es hat, ohne daß ein großer nationaler Verband ihm Rückhalt gewährt hätte, selbst in Lothringen und in Luxemburg auf schmalster Fläche, sich seine Sprache und Sitte bewahrt. Es fand eine Stütze in seiner Volkskirche, der katholischen, und auch, im Elsaß insbesondere, der protestantischen, die gegenüber dem Aufklärungsgeist des offiziellen Frankreichs den Bund mit dem Volkstum einging; es hat aus der gewaltigen **sozialen Bewegung**, die in den letzten Jahrzehnten die nichtfranzösische Welt ergriff, hat aus dem Borne der deutschen und auch am Niederrhein der holländischen Kultur, deren Schriftsprachen ihm sehr viel nähergetreten sind, neue Kräfte zur Versteifung seiner völkischen Struktur gezogen. So mag es denn vielleicht sein, daß der reaktionär gewordene bourgeoise Liberalismus, dem sich alle Kräfte des Lebens entgegenwerfen, in dem Augenblick verspielt hat, in dem Frankreich — nicht durch eigene Kraft! — politisch den Sieg über den preußisch-deutschen Staat und sein Volk davongetragen hat.

Dr. F. König.

Elsaß-Lothringen

Heimatstimmen

Herausgeber: Dr. Robert Ernst

Deutschland u. Dtsch.-Oesterreich
Monats-Bezugspreis:
beim Post-Bezug . . . 20 Goldpfennige
bei Streifbandbezug . 25 Goldpfennige

Jahresbezugspreis für das Ausland:
Frankreich . . . . . 20 Frank. (frz.)
Schweiz . . . . . 5 Frank. (schwz.)
Übriges Ausland . . . 1 Dollar (amer.)

Bestellungen aus dem Ausland und für den unmittelbaren Streifbandbezug an die Schriftleitung
Berlin W 30, Postschließfach Nr. 5
Buchhandlungen 40 % Rabatt

Zahlungen erbeten:
Deutschland:
Postscheckkonto Dr. Robert Ernst, Berlin NW 7, Nr. 109 799.
Ausland:
Brieflich an die Schriftleitung Berlin W 30, Postschließfach Nr. 5

Anzeigen:
die 5 gespaltene mm-Zeile 20 Pfg.
(Familienanzeigen 5 Pfg.)
auf Umschlagseiten 30 Pfg.
Rabatt nach Tarif.

Nachdruck mit Quellenangabe gestattet.

Nummer 2 — Berlin, Februar 1924 — II. Jahrgang

Während der Drucklegung der vorliegenden Nummer erfahren wir, dass in Gengenbach in Baden, wohin er sich nach seiner Entlassung aus den Diensten der Stadt Strassburg zurückgezogen hatte, der frühere Dombaumeister Dr. h. c. Knauth plötzlich verstorben ist.

Mit Knauth ist nicht nur einer der besten Kenner der Geschichte des Strassburger Münsters dahingeschieden, sondern er kann recht eigentlich der Erhalter dieses Bauwerks genannt werden, da ihm die Arbeiten zur Beseitigung der schweren Gefahr zu danken sind, die 1903 den Turm des Münsters mit dem Einsturz bedrohte.

Im nächsten Heft unserer Zeitschrift werden wir aus berufener Feder eine Würdigung des Verstorbenen veröffentlichen.

Wir sind gewiss, dass wir im Sinne aller Landsleute handeln, wenn wir an dieser Stelle den Angehörigen des um unsere Heimat hochverdienten Mannes unsere herzlichste Teilnahme ausdrücken.

Die Schriftleitung.

Schweiz — Elsaß.

Von Prof. Dr. Lic. W. Kapp

Das oberrheinische Alemannentum hat sich im Laufe der Jahrhunderte merkbar auseinandergelebt. Die einzelnen Teile, das badische, elsässische, schweizerische haben eine so verschiedene geschichtliche, politisch-staatliche Entwickelung gehabt, daß sie sich allmählich doch sehr von einander entfernten. Allerdings man darf zunächst diese Unterschiede nicht übertreiben. Diejenigen, die allzusehr solche Verschiedenheiten betonen, die ursprüngliche Verwandtschaft geflissentlich zu verdecken, zu vergessen suchen, sind schon solche, die nicht mehr in ihrem Stammestum wurzeln und nur noch den allgemeinen Typus der Zivilisation für ihre Wesensart gelten lassen. Wer aber der Natur des Alemannentums nahegeblieben ist, sei es als Oberbadener oder Elsässer oder Deutschschweizer, wer sich auch „als Geistiger, Intellektueller instinkthaft an das angestammte Volkstum als Wurzel seiner geistigen Kraft festklammert, der wird auf beiden Ufern des Oberrheins und im Alpenvorland denselben Hauch verspüren. Eine alemannische Dichternatur, wie J. P. Hebel oder Gotthelf oder wie gar der neueste Hermann Burte muß überall als Zeuge der eigenen Stammes- und Volksart verstanden und geliebt werden. Auch den diesseits und jenseits des Rheins Zusammengekommenen ginge es wie denen „von Schopfe vo Mülle un Chander"; sie müssen schließlich doch bekennen: „Mer luegenis do un stuune ne so: Gottstroßberg, mer gliichen enander!" (Burte: Wir Volk, „Madlee," S. 190) Aber Bauer, Kleinbürger und Arbeiter bestimmen die „Mentalität" von Volksgenossen nicht allein, es kommen Einflüsse, Meinungen aus ganz andern Ecken und Enden, denen Land und Leute unterstehen und auch diejenigen, die mit der Natur in unmittelbarerer Fühlung und Verbindung geblieben sind. Dadurch wird das Verhältnis von Stammesverwandten, den Gliedern einer Volksfamile, schwieriger, komplizierter, undeutlicher und undurchsichtiger, sodaß es oft eines wahren Studiums bedarfi um dahinter zu kommen, wie die verschiedenen Teile einer Familie zueinander stehen.

Die Elsässer und Deutschschweizer scheinen von den oberrheinischen Alemannen sich noch am meisten zu gleichen. Elsaß und Schweiz sind am längsten außerhalb des Gesamtverbandes deutscher Stämme gewachsen, haben am längsten außerhalb der nationalen, politischen Tradition Gesamtdeutschlands gelebt. Dazu waren die Beziehungen zwischen dem Elsaß und den Nachbarn südlich vom Oberrhein von den Tagen des ausgehenden Mittelalters an immer sehr lebhaft, die Reformation hat diese Beziehungen ja bekanntlich erst recht vervielfältigt; Schweiz und Elsaß teilten sich geistig, kulturell bis ins 18. Jahrhundert fortwährend viel mit, und als das Elsaß dann mit der Franzosenherrschaft sich abfand und dem Reich, das in seiner Ohnmacht und Wehrlosigkeit es den Franzosen preisgeben mußte, zunehmend entfremdete, da bürgerte sich offenbar von der Schweiz her für Reichsdeutsche die Bezeichnung „Schwabe" ein mit dem auch in der Schweiz üblichen verächtlichen Nebensinn.

Indeß gerade als, etwa von der Mitte des 18. Jahrhunderts ab, die Schweiz anfing an dem deutschen Geistesleben uneingeschränkten vollen Anteil zu nehmen, als das schweizerische Bürgertum dem deutschen Geist in Dichtung, Religion, Wissenschaft alle Pforten öffnete und von sich aus dieses deutsche Geistesleben von Breitinger, Bodmer, Haller, Lavater,

Pestalozzi an bis auf unsere Tage aufs nachhaltigste befruchtete, da verlor das Elsaß diesen geistigen, seelischen Zusammenhang. Es begann die Abschnürung vom deutschen geistigen Blutumlauf, und da wurde es unfruchtbar auf all den Gebieten, auf denen die geistige Ursprünglichkeit und Schöpferkraft sich eigentlich offenbaren. Das Franzosentum legte sich wie eine erstickende Decke auf den Grund des Elsässertums, wenn auch kleinere Kreise widerstrebten und weiter das geistige Deutschland suchten.

Die Schweiz hat ja auch vor und nach der Revolution vom Westen her reichlich Einflüsse erfahren. Französische Sprache, französische Geistesbildung standen von den Tagen, da die Schweiz in ein Abhängigkeitsverhältnis zu Frankreich getreten war und in den vom 16. Jahrhundert ab stets erneuerten Soldverträgen sich immer wieder zur Lieferung von Offizieren und Soldaten für den stets kriegführenden Verbündeten verpflichtete, hoch im Wert. Aber man besaß in der Eidgenossenschaft doch immer einen starken Schutzschild, der vor drohender Verwelschung von Westen her bewahrte. Das war der Geist schweizerischer Staatlichkeit und das daraus sich ergebende staatlich-politische Selbst- und Lebensgefühl, das ein höchst wirksames Motiv zur Behauptung der völkischen Eigenpersönlichkeit trotz aller stark ausgeprägten Sympathie für welsche Sitte und Sprache abgab. Nur das eigentümliche in der Eidgenossenschaft selbst in den mattesten Zeiten wurzelnde Staatsbewußtsein läßt uns solchen hochgemuten kraftvollen Appell verstehen, wie ihn der „Treugmeinte Eydgnössische Auffwecker" 1688 an seine Schweizer richtete: „Lasset uns nicht schlaffen / o ihr redliche Landsleuthe / sondern die Augen recht aufthun und wachtbar seyn / so lieb uns unsere Freiheit und Wolfahrt ist; und so die meineidigen Franzosen sich nicht scheuen das benachbarte Land zu verhergen und zu brennen / wordurch sie unserm Vatterland eine schwere, unvermeidliche Theurung verursachen / welches viel ärger ist / als griffen sie uns selber mit offentlichem Krieg an: ja wann sie endlich gar die Gräntz-Plätze anfallen / und sie under ihre Gewalt setzen wollen, ...: so ergreiffen wir / als recht-artige Nachkommen unserer heldenmäßigen Altfordern / in Gottes Nahmen die Waffen / und kommen den Nachbarn und uns selber zu hülffe: Lassen wir uns doch nicht gar in den Sack hineinjagen."*)

Der „Alte große pund obertütscher Lande" war bis zur französischen Revolution staatlich rein deutsch. Das Welsche darin gehörte zu den „gemeinen Herrschaften" oder „zugewandten Orten", die nur in einer Art von Untertanenverhältnis zu dem 13-örtigen Bund standen. Als es nach der Helvetik und seit 1815 zur Neuordnung des Staates kam und die welschen Kantone zur Gleichberechtigung aufrückten, behielt der deutsche Teil, der schöpferische Kern der Eidgenossenschaft, doch seine beherrschende Stellung und blieb bis zum heutigen Tag in dem gegen früher ganz anders innerlich gefestigten, zusammengefaßten bundesstaatlichen modernen Gemeinwesen das Rückgrat. Dieses in der Hauptsache doch aus deutschem Stoff geformte staatliche Gerüst, das die vielfach auseinanderstrebenden Kantone oder „Völker" der Schweiz fest beisammenhält, verleiht ihr diese Beharrungs- und Widerstandskraft, die gleichsam spontan, von innen heraus alles Volksfremde ablehnt. So ist es einfach ausgeschlossen, daß dieser bodenständige Staat jemals von seiner deutschen Naturgrundlage verrückt werden kann, und so ist nicht bloß der Deutschschweizer vor der Gefahr der Verwelschung geschützt, sondern es teilt sich ein gutes Teil deutschen Wesens auch den welschen Teilen des Staates mit.

Diesem mit so viel Staatswillen begabten Deutschschweizer gegenüber sind die Elsässer von ganz anderer Verfassung. Sie haben wohl den für den Schweizer so charakteristischen tiefen Heimatsinn, aber sehr gering entwickelten Willen zur staatlichen Formung ihres Volkstums.

Vor 1870 in der französischen Periode kam ihnen so etwas nicht im entferntesten in den Sinn; in der deutschen Zeit erst bildeten sich die ersten kräftigen Ansätze zu einem elsaß-lothringischen Staatswillen. Aber kaum waren die Franzosen wieder im Lande, so verbrannte man, was man vorher z. Tl. schon so leidenschaftlich angebetet hatte, und jetzt ist es schon so weit, daß die verschiedenen mit einander im Kampfe liegenden Richtungen und Parteiungen im Lande einen edlen Wetteifer entfalten, sich gegenseitig wie die Kinder zu bezichtigen: Ich bin's nicht gewesen, der andere! Ein Volk, das in seinen geistigen ausdrucksfähigen Schichten sich der früheren Anwandlungen zum Staatswillen schämt oder gar deswegen vor seinen jetzigen Machthabern fürchtet, darob sich gegenseitig denunziert, ein solches Volk kann sich allerdings mit den Deutschschweizern nicht vergleichen; kein aus dem eigenen Schoße geborenes Staatlichkeitsinteresse sichert es vor der allmählichen Aufsaugung durch das Franzosentum.

Aber hat das Elsaß mit der Schweiz nicht noch etwas anderes gemeinsam als Selbstschutz gegen die Verfranzösisierung? Für beide Länder ist es charakteristisch, daß die alemannische Mundart bei Hoch und Nieder die eigentliche Umgangs-, ja Gesellschaftssprache ist. Und doch sind wieder bezeichnende Unterschiede zu konstatieren, die eine größere Gefährdung des Elsaß in Bezug auf Erhaltung des angestammten deutschen Volkstums ergeben. In der Schweiz haben einstmals die „Geschlechter", die regierende Schicht, sich auch von dem „Volke" dadurch abgrenzen zu müssen geglaubt, daß sie französisch sprachen. Die zunehmende demokratische Entwickelung hat mit diesem Unfug gründlich aufgeräumt. Es ist undenkbar, daß in den höheren Kreisen und denen, die es ihnen gleichtun möchten, das Französisch-Parlieren in Gebrauch kömmt, obwohl man daran hält, daß man es kann, es ist überall nur das „Schwyzer Dütsch" im häuslichen und öffentlichen Verkehr kursfähig; ja wenn Schweizer ganz vornehm sein wollen, so pflegen sie gern das „urchiste" Schweizerdeutsch. Das verlangt der Rassen instinkt. Nur wer kein solches schweizerisches Rassegefühl hat, der kann in Versuchung kommen, in Haus und Familie die Schriftsprache zu bevorzugen oder gar französisch zu reden. Diese Durchsetzung des Dialektes als allgemeiner Volkssprache war vom deutsch-völkischen Interesse aus ein großes Glück für die deutsche Schweiz. Der Dialekt hielt die aufsteigende Bürgerschicht an den deutschen Naturboden fest und erhält sie fort und fort in dem deutschen Bereich. Wenn die die alten Geschlechter ablösende Bourgeoisie und alle diejenigen, welche in sie hineinwachsen wollten, das angestammte Schwyzer Dütsch nicht mehr als das ihrer würdige, angemessene Verständigungsvehikel ansehen gelernt hätten, so wären sie in den von alters her nachwirkenden Widerstreben gegen das, was vom Reich kommt, zum Französischen übergegangen. Das Französische hätte die oberen Schichten erobert wie einst im 18. Jahrhundert in Deutschland und wäre dann auch von oben nach unten durchgesickert. Das hätte eine neue Möglichkeit der Verwelschung gegeben von oben her. Aber gerade das haben wir im Elsaß: Zunächst wie in der Schweiz der allen Schichten und Ständen gemeinsame Mutterlaut, das Elsässerditsch. Gerade wie bei den Stammesverwandten im Alpenvorland hat auch zu französischer Zeit die aufkommende Bourgeoisie noch am Dialekt gehangen bei aller Kultivierung des Französischen, das man ja beherrschen mußte aus praktischen Gründen. So war in der ersten französischen Periode vor 1870 für die Bewahrung des Deutsch gar kein so ungünstiges Klima. Aber dann hat seit 1871 der Einbruch des Hochdeutschen von außen durch die gar zu große Menge der aus dem Reiche in das kleine Land flutenden Eingewanderten die elsässischen Mittel- und Oberschichten mehr in das Französische gejagt; die Altdeutschen begingen den großen Fehler — und besonders der weibliche Teil des Beamten- und Offizierstums —, daß sie die elsässische Mundart verächtlich oder gar zu geringschätzig behandelten. Es war darum eine nicht hoch genug zu wertende Leistung, daß gerade aus den Kreisen der Eingewanderten heraus wieder eine Liebe und Schätzung des elsässischen Dialekts durchbrach, daß den Vorurteilen früherer Zeiten dadurch in zunehmenden Maße gewehrt wurde, ja, daß man auf bestem Wege war, daß der zweiten altdeutschen Generation, den Abkömmlingen von Eingewanderten, das elsässische Alemannische anfing die eigentliche oder zweite Muttersprache zu werden. Aber das Französische hat in den gebildeten Kreisen dafür infolge der Konkurrenz des Hochdeutschen bedenklich stark um sich gegriffen und hat diese Schichten unsicher gemacht in ihrem Eigensten.

Heute, da nun wieder von der andern Seite her eine Bildungssprache über die Elsässer gekommen ist, retten sie sich wieder in höherem Grade auch nach oben hin in den Dialekt. Das Hochdeutsche ist ja ausgeschlossen, weil jeder befürchten muß, daß sein Name als des Bochismus verdächtig in den „geheimen Dossiers" vermerkt würde. So hat sich jetzt seit der neuesten Umgruppierung das elsässische Volk wieder mehr auf seine Naturgrundlage besonnen, man hört mehr wie je zu deutscher Zeit die rein elsässischen Laute. Daher die beispiellose Fruchtbarkeit der Dialektpoesie und des Dialekttheaters. Aber es fehlt dem Volk das Hochdeutsche, und das macht seine Unterlegenheit der Schweiz gegenüber aus. Hier wie dort also allgemein bei Hoch und Nieder als beliebtes Verständigungsmittel die heimisch deutsche Mundart. Aber die Schweizer haben dazu den dieser Mundart entsprechenden sprachlichen Sonntagsstaat, und wie verstehen sie sich mit ihm zu kleiden! Man muß immer wieder staunen, wie sie ihn tragen, als ob er ihrem Körper, dessen Form ihm eher zu widerstreben scheint, eigens angepaßt worden wäre. Wie handhaben die Schweizer als Dichter, Schriftsteller, Literaten, Publizisten, Versammlungs- und Kanzelredner die deutsche Schriftsprache! Man merkt, wie da im Unterbewußtsein ein steter Ausstausch zwischen Schwyzerdütsch und Hochdeutsch vor sich geht und gerade dadurch eine schöpferische Befruchtung, Belebung ganz eigener Art sich vollzieht. So ist der Schweizer gleich bedeutend in Mundart und Schriftsprache, daß er geradezu dem Reichsdeutschen, und wenn dieser noch so sehr ein Schnelldenker oder Schnellredner wäre, überlegen ist. Daher die große Bedeutung der deutschen Schweiz für die Kultur und das Schrifttum Deutschlands.

Aber das Elsaß versackt in seinem Alemannischen oder Alemannisch-Fränkischen, wenn es nicht das Hochdeutsch dabei hat. Gewiß, es will sich ja das Hochdeutsch auch nicht nehmen lassen als Ausdrucksmittel für alle Aeusserungen gehobenen seelisch geistigen Lebens, soweit es die Franzosen ihm noch gestatten. Aber es lebt praktisch nicht mehr genügend in der Sphäre dieser ihm angemessenen Kultursprache, man kann auch schon dem Hochdeutsch seiner Zeitungen es abspüren, das die Elsässer den lebendigen Zusammenhang mit der hochdeutschen Sprache schon etwas verlieren. Nicht bloß, daß der Elsässer schon Kneipen- oder Kasernenhofstil mit gutem Deutsch verwechselt, er verliert die sprachliche schöpferische Fruchtbarkeit, weil ihm der stete Austäusch zwischen dem Dialekt und der Schriftsprache, wie er beim Schweizer stattfindet, im lebendigen Gebrauche fehlt. Und gerade das macht den Vorzug, den Reichtum der Schweizer aus, der sie zu den eigenartigen Kulturleistungen befähigt, die den Namen der Schweiz als ein Land der Bildung, der Kultur in der Welt berühmt gemacht haben. Sollte nicht der Ruhm der Schweizer die Elsässer locken, doch fest auf dem einen Grund und Boden gegründet zu bleiben und das zu pflegen, was sich ihnen von da aus als lebensnotwendig und lebenswichtig aufdrängt?

Aber schon begegnet man häufig genug in der deutschsprachigen elsässischen Presse Wendungen wie: „Noch beherrschen die meisten unter uns nicht genug das Französische, noch müssen wir uns für eine gute Zeit des Deutschen als des uns angemessenen sprachlichen Ausdrucksmittels bedienen", als ob man nur noch Rückzugsgefechte liefert und im Geiste schon Abschied nimmt von seinen zweiten Ich, das die Sprache nun einmal ist, und als ob man sagen will: Habt noch ein wenig Geduld, wir kommen schon! Gewiß denken nicht alle Elsässer der geistigen Schicht so, aber im großen und ganzen geht doch die allgemeine Tendenz des Willens in dieser Richtung. Ob aber, wenn dem so ist, der heutige führende Teil des französischen Elsaß dafür disponiert ist, sich geistig nach der deutschen Schweiz zu orientieren, von daher maßgebende Impulse und Anregungen zu empfangen, das ist eine Frage, die man schwerlich mit Ja beantworten kann.

Die beiden nachbarlichen Stammesverwandten sind sich im Lauf der Zeiten doch merkwürdig fremd

*) Der Abdruck des Ganzen in Heft 11 (Februar) des 2. Jahrgangs der „Schweizerischen Monatshefte für Politik und Kultur" (Zürich 1923)

Dr. Königs Aufsatz „Frankreich und die westgermanischen Gebiete" aus dem letzten Heft der „Heimatstimmen" (Januar 1924) ist nunmehr **als Broschüre unter dem Titel „Welsch oder deutsch!" („Leiden und Kampf der westgermanischen Gebiete") erschienen** und von der Schriftleitung gegen Einsendung von 45 Goldpfgn. (Postscheckkonto: Dr. Robert Ernst, No. 109799 beim Postscheckamt Berlin NW. 7) postfrei zu beziehen. Bei Bezug größerer Posten Sondervereinbarung.

geworden. Schon hapert es in Bezug auf die elementarsten Vorstellungen, die man voneinander hat. Im allgemeinen urteilt der Schweizer besonders in der Nähe der Grenze etwas summarisch abschätzig über die Elsässer. Man hat dabei allzusehr das Lumpenproletariat, das zwischen Belfort und Mülhausen zu deutscher Zeit hin und herpendelte, im Auge, und das ehedem eidgenössische Mülhausen wollte schon lange nicht mehr in den guten schweizerischen Stil passen. Man denkt vielfach gar nicht mehr daran, daß man es bei dem Elsässer mit einem Stammesverwandten zu tun hat, sieht in ihm auch nach Volkstum und Sitte eher den Franzosen oder doch Halbfranzosen. Was man als Elsässer in seiner Mitte hat in Basel, Zürich oder anderen Städten, gibt sich gemeiniglich auch noch französischer als die Franzosen. Die Elsässer finden andererseits auch wieder schwer das rechte Verhältnis zu den Schweizern. Früher schon war der Schweizer in der elsässischen Industriemetropole Mülhausen ein sehr ungern gesehener Gast als unangenehmer Konkurrent, der den Elsässern die besten Plätze in den Kontoren und Fabriken wegnimmt. Das katholische Elsaß, das das Gesicht des modernen Elsaß nun einmal vorherrschend bestimmt, steht überhaupt der reformierten Schweiz, die dort der Oeffentlichkeit in der Hauptsache das Gepräge gibt, mißtrauisch und voller Reserve gegenüber, wie umgekehrt die Schweizer mit dem katholischen Elsaß nichs Rechtes anzufangen wissen. Wie wenig man im Elsaß über das Nachbarland Bescheid weiß, geht auch daraus hervor, daß man immer wieder in der Oeffentlichkeit die Meinung verbreitet, daß die Schweizer nach Art der Luxemburger zweisprachliche Zwitter seien, die die herrliche „Doppelkultur" verwirklicht hätten, also danach einMuster für die Elsässer abgäben. Dieser Unsinn scheint unausrottbar im Elsaß. Es fehlt also noch viel, daß die Schweizer und Elsässer sich mehr als oberflächlich kennen.

Die wirtschaftspolitischen Verhältnisse, die der Nachkriegszeit bisher das Gepräge gaben, haben auch nicht dazu beigetragen, die Schweiz und das Elsaß einander näher zu bringen. Die Interessenten der elsässischen Wirtschaft, die maßgebenden Bourgeoisiekreise, haben sich in der Rheinfrage mit geradezu zynischer Rücksichtslosigkeit in dem ersten Taumel des Größenwahns, der durch die Zugehörigkeit zu dem so mächtig gewordenen Siegerstaat sich herausgebildet, über die elementaren Lebensinteressen der Schweiz hinweggesetzt. Man ist in neuerer Zeit etwas ruhiger geworden in diesen Kreisen. Man fängt an zu begreifen, daß neben Straßburg auch Basel und sein in das ganze Alpenvorland hineinreichendes Hinterland das Recht hat, zu leben. Das hängt natürlich auch damit zusammen, daß man im Elsaß einsieht, daß noch viel Wasser den Rhein hinunterfließt, bis die Franzosen den „grand canal" bauen, und daß man froh sein kann, wenn man vor seiner Haustür eine schon fertige Wasserstraße wie den Rhein hat.

Die französische Regierung scheint in neuerer Zeit sich auch stärker dafür zu interessieren, daß die Schweiz und das Elsaß sich näher kommen. Das offizielle Propagandabüro „Comité Alsacien d'Etudes et d'Information" in Straßburg bemüht sich sehr ernstlich seit kurzem, Fäden hinüber und herüber zu knüpfen. Als das Büro im vergangenen Jahre eine Propagandatournee organisierte, — bei der allerdings die Teilnehmer in der Hauptsache Franzosen waren! — hat man es sich besonders angelegen sein lassen, die deutsche Schweiz und ihre Redaktionsstuben zu besuchen. Unlängst machten die Schweizer Journalisten auf Einladung dieser Propagandastelle eine Rundreise durchs Elsaß. Die Herren der Presse quittieren nach solchem Festanlaß bekanntlich mit den üblichen Festartikeln, wie der „Neue Züricher Zeitung"-Korrespondent, der der elsässischen Bevölkerung die „gelassene stille Freude" über die Franzosen von den Gesichtern abliest oder findet, daß „die Sprachenfrage prächtig gelöst ist," daß überall französisch geredet wird, und Straßburg ganz den Eindruck einer „welschen Stadt" macht. Wie werden die Elsässer schmunzeln, wenn ihnen solche tiefgründigen Betrachtungen der Schweizer zu Gesicht kommen! Etwas gehaltener ist wohl der Spezialgesandte der „Basler Nachrichten", aber auch er bewundert zu Ehren der gastfreien Einladenden z. B. die „nahezu vollständige Sammlung der antiken Plastik" in der Universität und stellt es dem Leser anheim, sie in Verbindung mit den Franzosen zu bringen, während er hätte der Wahrheit gemäß bemerken müssen, daß das von den „Boches" stammt. Wann wird die Presse, und besonders die schweizerische, es einmal unter ihrer Würde halten, sich für solche Propagandareisen herzugeben!

Man sieht also, worauf es den Franzosen dabei ankommt: es liegt ihnen gar viel daran, daß gerade die Schweizer das Elsaß in dem französischen Licht sehen und dadurch immun gemacht werden gegen die raffinierte, „böse deutsche Propaganda", die an allen Ecken und Enden das arme unschuldige Frankreich verfolgt. Daneben mag auch noch mitspielen, daß man den Elsässern eine besondere politische Rolle zuerteilen möchte. Wenn das heutige Frankreich durch die brüske Behandlung, die es dem schweizerischen Volk sonst angedeihen läßt, jetzt schwerer als sonst auf direktem Wege moralische Eroberungen bei ihm machen kann, so sollen vielleicht die stammverwandten Franzosen-Elsässer die Geschäfte Frankreichs besorgen und Brücken schlagen zu den Herzen der Schweizer, die in neuester Zeit die Franzosenbegeisterung etwas vermissen lassen. Man hält freilich dabei scharf die Augen offen, daß nicht in Literatur und Zeitung etwas über die Schweizer Grenze kommt, das national verwirrend auf die Elsässer wirken könnte. Das Verbot, das über die Wackernagel'sche „Geschichte des Elsaß" wie s. Zt. über die zwei großen Basler Zeitungen verhängt wurde, zeigte den Nachbarn über der Grenze, daß im Lande der Liberté die Gedankenfreiheit nicht unbegrenzt ist, wenn die für das „souveräne" Volk besorgte Regierung befürchten muß, daß die Presseerzeugnisse eine unbequeme Aufklärung liefern könnten.

Wenn man sich also vergegenwärtigt, daß der freie geistige Verkehr derartig unter strenger französischer Kontrolle steht, dann wird man schon die Möglichkeit einer geistigen, völkischen Beeinflussung des Elsaß von der deutschen Schweiz her nicht hoch veranschlagen. Die Schweizer haben aber auch nach all dem, was in Obigem ausgeführt wurde, nicht das geringste Interesse in dieser Richtung. Man entrüstet sich noch eher über die Vergewaltigung der den Schweizern fernliegenden paar Tausend Südtiroler durch die Italiener, als daß man sich aufhält über die Verwelschung, der anderthalb Millionen Stammesverwandter an ihrer Grenze durch die brutalen Methoden der Franzosen in Schule und Verwaltung ausgesetzt sind. Für die öffentliche Meinung der Schweiz ist das Elsaß im großen und ganzen einfach die am weitesten nach Osten an den Rhein vorgeschobene, allerdings unangenehme Bastion der militärischen und wirtschaftlichen Kontinentalhegemonie Frankreichs. Sie haben bis jetzt nichts anderes gehört, als daß die maßgebenden Vertreter der einheimischen elsässischen Wirtschaft und Politik sich auf den Boden dieser Tatsache stellen, ja oft genug bekunden, daß sie mit allen Kräften das Spiel auch von sich aus fördern wollen, um von der derzeitigen glänzenden Position Frankreichs möglichst zu profitieren. Im übrigen hat man alles zu tun, um den verhängnisvollen Wirkungen, die die Vormachtstellung Frankreichs auf der Rheinlinie für die Schweiz mit sich bringt, zu begegnen. Da kommt für die Schweizer nur nüchternste Realpolitik in Betracht, bei der kein Raum bleibt für ein ideales Interesse am Elsaß. Aber das, was die Schweizer sonst von dem gegenwärtigen Elsaß hören, ist auch nicht geeignet, ihnen dieses Interesse abzugewinnen. Danach sehen sie, wenn es hoch kommt, in dem Elsässer nur den „Hans im Schnokeloch." Er hat der Schweiz wie der ganzen Welt gegenüber noch den Beweis zu erbringen, daß doch mehr in ihm steckt, daß er den starken Willen hat, entgegen allem Druck sein angestammtes deutsches Volkstum zu behaupten und Elsässer zu bleiben. Was freilich uns als Aeußerungen elsässischer Oeffentlichkeit nahekommt, verspricht nicht allzuviel. Man denke nur an das klägliche Schauspiel, das die im Vordergrund des öffentlichen Lebens stehenden Persönlichkeiten immer wieder mit ihren krankhaften Verbeugungen und Abschwörungen der Vergangenheit bieten! Aber das, was das heutige öffentliche Leben im Elsaß zeigt, ist mehr oder minder doch nur ein Vorhang, der das wirkliche Leben verdeckt. Ueber diesem der Außenwelt zugekehrten Gesicht, das so viel Züge von Jämmerlichkeit und zum Himmel stinkender Verlögenheit aufweist, dürfen wir das zweite stille Elsaß nicht vergessen. Das ist treuer, wahrer, echter. Sollte dieses weiter in seiner bisherigen Passivität gegenüber den Kräften seiner Oeffentlichkeit verharren, so müßte dieses öffentliche Elsaß wohl sein Schicksal werden. Dann bedeutete das das endgültige Auseinandergehen von Schweiz und Elsaß.

D' Vogese.*)

Ein alt's, verfallenes Ritterschloß
Mit Wappen üwerm Ingangstor.
E wite Blick ins fruchtbar Land,
Un üs em Wald e Kinderchor.

En Abhang, goldegeel mit Pfrieme,
Am Herrgottsbild e Roseheck.
E Felse raaut uf d' Strooß herunter,
Vorsichtig kummt e Reh ums Eck.

E Quell, wie springt üs rotem G'stein
Un rieselt sacht in kleine Welle.
E Saijmuehl, tief im Wald versteckt,
Im klare Bach flinki Forelle.

E helli Liechtung drin im Wald,
Wo d' Fingerhuet fascht mannshoch bluehje;
E witi Streck mit Heidekrüt,
Wo sich gar g'schäftig d' Imme reje.

E Luft, su voll vun Tanneduft,
Daß jedi Seel kann dran genese;
E grossi, heil'gi Einsamkeit,
E Troscht fors Herz — — dies sin d' Vogese!

Marie Hart.

*) Aus dem unseren Lesern bekannten neuen Buch der Verfasserin: „Erinnerungsland" (bei Greiner & Pfeiffer, Stuttgart, 1923).

Curt Mündel,

der Erschliesser und Erforscher unserer Vogesen.

Ein elsässischer Aufruf zur Erhaltung seines Grabes.

Am 15. September vorigen Jahres hatte die Straßburger „République" einer Zuschrift Raum gegeben, die folgende beschämende Tatsache bekannt gab:

„Curt Mündel, der Verfasser des bekannten Vogesenführers, schläft seinen letzten Schlummer draußen auf dem stillen Friedhof von St. Gallen. Eine einfache Grabstätte mit seinem Namen und dem Stechpalmzweig des „Vogesenclubs," dem letzten Gruße der Vogesen an ihren begeisterten Erforscher und Verherrlicher, bezeichnete bis vor kurzem seine letzte Ruhestätte. Diese Platte ist vor einigen Wochen vom Grabsteine losgelöst worden, sodaß niemand mehr weiß, wer unter dem Steine ruht. Auf eine diesbezügliche Anfrage beim Friedhofsaufseher, erwiderte dieser, daß das Grab verfallen und der Stein verkauft worden sei, weil die Grabkonzession nicht erneuert worden wäre.

Jedermann im Lande kennt zur Genüge die Verdienste, die sich Mündel um die Entwicklung der Touristik in den Vogesen erworben hat. Obwohl (!) Deutscher, war er unsern Wasgaubergen mit einer Liebe zugetan, die bei manchem Einheimischen erst durch ihn geweckt werden mußte. Das Elsaß verdankt Curt Mündel sehr vieles. Trotzdem ist schon die einfache Gedenkplatte am Odilienberge, die seinen Namen trug, seit dem Waffenstillstand verschwunden. Der Zweck dieser Zeilen ist die Anregung an den „Club Vosgien" und die Stadtverwaltung, wenigstens sein Grab zu ehren. Es würden sich sicher mit einigem guten Willen Mittel und Wege finden lassen, die Grabplatte zurückzukaufen und so das Andenken an diesen Freund des Elsasses und der Vogesen, der auch unter den Einheimischen manchen Verehrer zählte, den elementarsten Regeln der Pietät entsprechend zu erhalten."

Ueber diese Worte konnte man sich ehrlich freuen, da es wahrlich seit der „Befreiung" unserer Heimat nicht gerade zu den Alltäglichkeiten gehört, daß in aller Öffentlichkeit — insgeheim natürlich umsomehr — von Verdiensten Deutscher um das Elsaß gesprochen wird. Regungen des Anstandes in dieser Richtung, die angenehm von dem hysterischen Boche-Gehetze abstechen, buchen wir gerne als Anzeichen der seelischen und geistigen Gesundung. Von einem Beschluß des „Club Vosgien", an den jadoch die Zuschrift des

Straßburger Blattes sich gewandt hatte, haben wir nichts vernommen; vielleicht fürchtet er, daß man ihm seine Pietät als „Deutschfreundlichkeit" in irgend einem „Dossier" vermerken könnte.

Dagegen **ist es uns eine Freude, unsern Lesern von einem Aufrufe des bekannten heimatlichen Verlegers Paul Heitz in Straßburg berichten zu können,** der sich im November 1923 — in deutscher und französischer Sprache — **an alle Freunde der Vogesen gewendet hat, zur Erhaltung und würdigen Herrichtung des Grabes Mündels durch Spenden beizutragen.** Wir geben aus dem deutschen Texte nachstehende Ausführungen wieder und wünschen dem Aufruf vollen Erfolg:

„Der Grabstein Curt Mündels ist veräußert worden, weil Erneuerung der Konzession 1922 nicht erfolgte. Das Grab selbst existiert aber noch. Erst durch ein lobenswertes „Eingesandt" in der „République" Ende September 1923 wurden weitere Kreise darauf aufmerksam gemacht.

Wie allgemein bekannt, hat Mündel sein ganzes Leben der Erforschung und Zugänglichmachung der Vogesen gewidmet. Auf seine Anregung hin sind eine große Anzahl von Wegen hergestellt und praktische Vogesenkarten veröffentlicht worden. Sein Hauptwerk aber, mit welchem er den Touristen unschätzbare Dienste erwiesen hat, ist: „Die Vogesen, ein Handbuch für Touristen, 1881", von welchem eine Anzahl von Auflagen erschienen sind, worunter 1884 und 1907 je eine in französischer Sprache: „Les Vosges, Guide de Touriste". Der leider zu früh Verstorbene hat durch unermüdliche Tätigkeit dem Vogesensport in seiner heutigen Ausdehnung die Wege geebnet, da sich jetzt jedermann leicht orientieren und ohne Schwierigkeiten unsere herrlichen Vogesen kreuz und quer durchwandern kann. Das leuchtet dem Beobachter sofort ein, der an Sonn- und Feiertagen die Scharen von Vogesentouristen sich von den Bahnhöfen aus in die Berge ergießen sieht, sehr oft mit dem „Mündel" in der Hand, wie das treffliche Buch jetzt kurzweg genannt wird. Von diesem ist übrigens unlängst auch eine neubearbeitete französische Ausgabe erschienen: „Le nouveau Mündel". Eine neue Ausgabe in deutscher Sprache soll ebenfalls erscheinen.

Viele werden sich des freundlichen, anspruchslosen, im besten Einvernehmen mit der einheimischen Bevölkerung lebenden Mannes erinnern, der jahraus, jahrein mit Rucksack und Knotenstock zu Nutz und Frommen aller Naturfreunde die Vogesen durchwanderte, um seinen Vogesenführer immer auf der Höhe der Zeit zu erhalten, bezw. zu erweitern. Mündels Name ist daher noch heute lebendig, trotzdem ihn die Erde schon 17 Jahre deckt, und daß sein Name fernerhin unvergeßlich bleiben wird, dafür sorgt sein weitverbreitetes Buch.

Auch seine Schriften: „Stroßburjer Ditsch in vier Jahrhunderten (1687—1905)"; „Haussprüche und Inschriften im Elsaß", „Elsässische Volkslieder" und „Sagen des Elsaß" sind jedem bekannt.

Regionale Ehrenpflicht bleibt es aber, sein Grabmal zu erhalten. Einen Grabstein wird die Stadt Straßburg bereitwilligst zur Verfügung stellen. Um die nötigen Mittel zu einer würdigen Herrichtung des Grabes zu beschaffen (die große Stechpalme steht noch darauf), ferner für dessen Unterhaltung, sowie Erwerb einer Dauerkonzession (diese allein beansprucht 1085 Fr.), wird eine Subskription eröffnet, deren Liste bei der Bank Gérardot, Pink & Cie, Münstergasse 21, Straßburg, (Postscheck 2850), aufliegt, und gehofft, daß genügend Beiträge eingehen, um dem Grab ein würdiges Aussehen geben zu können.

Es ergeht somit die Einladung an alle Freunde der Vogesen, mit beitragen zu helfen, damit dem hochverdienten verblichenen Freund unseres Landes wieder ein würdiges Grabmal ersteht."

* * *

Der Aufruf wendet sich auch und ganz besonders an uns „Elsaß-Lothringer im Reich", denen es eine Ehrenpflicht ist, zur Erhaltung der Ruhestätte eines um die elsässische Heimat so verdienten Mannes, wie Mündel es gewesen ist, nach Kräften beizutragen. Wir wenden uns unsererseits an alle Vogesen- und Elsaßfreunde mit der Bitte, die Straßburger Sammlung fördern zu helfen. Spenden wird die Schriftleitung gesammelt weiterleiten, der Empfang der eingehenden Beträge wird gesondert bestätigt werden.

Die Spenden erbitten wir mit dem Stichwort: „Mündel-Spende" auf das Postscheckkonto des Herausgebers: Dr. Robert Ernst, Berlin W. 30, No. 109799 beim Postscheckamt Berlin NW. 7

„Elsaß-Lothringen wieder Zankapfel?"

Von A. Gilg.

In den Nummern 7 und 9 des ersten Jahrgangs unserer „Heimatstimmen" war mir Gelegenheit gegeben, die Artikelreihe des Redakteurs des inzwischen eingegangenen Colmarer „Démocrate du Haut-Rhin", Herrn Paul Risch, der die Neutralisierung Elsaß-Lothringens als „Chimäre" darzustellen versucht hatte, zu widerlegen. Ich bewies die **Notwendigkeit** der Neutralisierung Elsaß-Lothringens sowohl für die Erhaltung des elsaß-lothringischen Volkstums, seiner Muttersprache, seiner bodenständigen Eigenart und Kultur und seiner Volksmoral, als auch für die Wahrung des allgemeinen Völkerrechts, des europäischen und des Weltfriedens und zeigte auch, im Gegensatz zu der Ansicht des Herrn Risch, die **Möglichkeit** der Neutralisierung des Landes in politischer und wirtschaftlicher Beziehung. Die elsaß-lothringische Presse hat, wie vorauszusehen und von mir vorausgesagt war, aus bekannten Gründen (wie unsere Veröffentlichungen überhaupt) auch diese Artikel fast ausnahmslos totgeschwiegen. Nur, Herr Paul Risch nahm Gelegenheit, in seinem neuen Blatte einige meiner Ausführungen in sachlicher und ernstlicher Weise zu widerlegen. Mit geldlicher Hilfe einiger demokratisch-radikaler Gesinnungsgenossen war es ihm nämlich gelungen, in Colmar als neues Blatt **„La République du Haut-Rhin"** zu gründen, um, wie er schrieb, die Politik des eingegangenen und durch das parteilose regierungsfromme Geschäftsblatt „Les Dernières Nouvelles" ersetzten „Démocrate" fortzuführen. Man konnte diese Neugründung um so mehr begrüßen, als sie neben dem verbreiteten katholischen „Elsässer Kurier" und den erwähnten Kaffeebasen-Nachrichten über kalbende Kühe, dicke Kartoffeln und silberne Hochzeiten das politische Sprachrohr eines wenn auch kleinen, doch politisch sehr rührsamen antiklerikalen Teils der Bevölkerung der Hauptstadt des Oberelsaß und ihrer Umgebung sein, und so zur Aufklärung über die politischen Stimmungen der vor dem Kriege politisch so bedeutsam gewesenen Colmarer Gegend beitragen konnte. Leider konnte sich das neue Blatt nicht auf einen sicheren großen Leserkreis

wie der „Kurier" und nicht auf die gerade in Frankreich für den geschäftlichen Erfolg von jeher so wichtige Regierungsgunst wie die „Neuesten Nachrichten" stützen, und mußte schon nach kaum sechs Wochen sein Erscheinen einstellen. Doch dies nur nebenbei. Herr Risch hat, wie gesagt, die kurze Lebensdauer seines neuen Blattes benutzt, um unter der Ueberschrift **„Elsaß-Lothringen wieder Zankapfel?"** meinen Ausführungen entgegenzutreten, und die ihm gesinnungsverwandte radikale Straßburger „République", des Herrn **Dahlet** hat diesmal seine Entgegnungen abgedruckt. Vor mir liegt der erste Artikel des Herrn Risch aus seiner „Républiqué" selbst, und der Abdruck des ersten und zweiten Artikels in der Straßburger „République". Unter letzterem steht zwar: „Fortsetzung folgt"; eine solche ist jedoch anscheinend nicht erfolgt, da das Straßburger Blatt einen weiteren Abdruck nicht brachte und ich bisher eine Fortsetzung, auch aus dem Colmarer Blatt, nicht erhalten konnte. Ich muß also annehmen, daß Herr Risch sich in seiner Entgegnung auf die beiden erwähnten Artikel beschränkt hat. Das ist sehr wesentlich, denn mit keinem Worte widerlegt er die von mir nachgewiesenen friedenserhaltenden, völkischen, wirtschaftlichen und moralischen Notwendigkeiten und Möglichkeiten der Neutralisierung Elsaß-Lothringens, sondern beschränkt sich trotz sichtlichen Bestrebens strenger Sachlichkeit nur auf eine kleine Anzahl von **Scheingründen,** die, wie gar nicht anders möglich, nichts weniger als innerlich wahr und tiefgründig, und darum leicht in ihrer Beweislosigkeit bloßzustellen sind.

Folgen wir zunächst in Kürze seiner Argumentation: Zu meiner Bemerkung, daß ein elsässischer Redakteur sich mit der Frage der Neutralisierung des Landes nur befassen kann, wenn er sie aufs schärfste **verneint,** so er nicht Gefahr laufen will, zu einer den Pariser Machthabern gelegenen Zeit in einem französischen Untersuchungsgefängnis oder Zuchthaus zu verschwinden, gibt Herr Risch zu, „daß Frankreich nicht ein Monopol auf die Verwirklichung des demokratischen Prinzips von der freien Meinungsäußerung habe", und „daß es einem elsässischen Blatte nicht gerade leicht fiele, so ohne weiteres in plumper Offenheit für die Neutralitätsidee zu werben; aber man müsse doch zugeben, daß es — selbst den Willen vorausgesetzt — praktisch ganz unmöglich wäre, die öffentliche Meinung in Elsaß-Lothringen derart zu knebeln, daß eine wirklich vorhandene neutralistische Strömung sich nicht auf die eine oder die andere Art Luft verschaffte, so wie sich nach der Annexion von 1871 der **Protest** Ausdruck zu verschaffen verstand."

Zum Beweis führt Herr Risch als „fundamentale Tatsachen" an:

1. Die elsaß-lothringische Bevölkerung hat im Jahre 1871 unter der **deutschen militärischen Besetzung** ausschließlich Abgeordnete gewählt, die beauftragt waren, in Bordeaux gegen die Abtretung Elsaß-Lothringens zu **protestieren.**

2. Sie hat drei Jahre später, nach der Abtretung unter dem **deutschen Regime** ausschließlich **Protestler** in den Reichstag geschickt.

3. Der unter dem deutschen Regime auf der Grundlage des allgemeinen, geheimen direkten Wahlrechts gewählte **Landtag** hat 48 Jahre später, als er sich in den Revolutionstagen von 1918 als **Nationalrat** konstituiert hatte, eine feierliche Resolution gefaßt, die ein **rückhaltloses Bekenntnis zu Frankreich** bedeutete.

Als weitere unbestreitbare Tatsache führt Herr Risch an, „daß seit der Desannexion **keine einzige Zeitung,** keine kommunistische, keine sozialistische, keine radikale und keine ultraklerikale, **je einen Satz geschrieben** hätte, aus dem man im Ernst einen Schrei nach **Abänderung** der 1918 gefallenen Entscheidung herauslesen könnte".

Herr Risch sucht dann nachzuweisen, daß die von mir angedeuteten vor dem Kriege vorhandenen Schwierigkeiten der völligen Verschmelzung Elsaß-Lothringens mit Deutschland infolge „der immer schmerzlich empfundenen, aber schon durch den natürlichen Verschmelzungsprozeß erträglich gewordenen Ueberfremdung durch eine Herrenschicht von zwar etwas anderer Staatsauffassung, aber doch gleichem Volkstum" viel größer gewesen seien, als ich es zugegeben habe (und zugeben kann), weil nach meiner Meinung die Staatsauffassung beider Teile ganz unvereinbar gewesen sei, während die neue Uebersich völlig verwischen werde, weil die Staatsauffassung beider Bevölkerungen heute völlig gleich und die Verschmelzung darum schneller zu fördern geeignet sei. Diese Verschmelzung sei darum das zu erstrebende Ziel im Interesse der Ruhe und des Glückes des elsaß-lothringischen Volkes selbst und eines dauernden Weltfriedens. Darum gibt Herr Risch uns Elsässern im Reiche, wenn wir beweisen wollen, daß wir letzteren wirklich ernstlich erstreben, den Rat, unsere deutschen Volksgenossen davon zu überzeugen, daß die Elsaß-Lothringer vor allem ihre Ruhe haben wollen und keineswegs gewillt sind, dauernd das Objekt der wandelbaren Weltpolitik und den Zankapfel der Nachbarvölker zu bilden, und darum auch keine Befreiung von irgendwelcher Seite und aus irgendwelchem Grunde wünschen. Auf diese Weise würden wir am besten dem Frieden dem Glück unserer Heimat und dem Weltfrieden dienen.

Herr Paul Risch geht also nicht so weit, wie der in unserer letzten Nummer gekennzeichnete Redakteur des „Echo", uns das Recht auf Mitwirkung an der Lösung der elsaß-lothringischen Frage abzusprechen, wenn er auch das Gewicht der Gründe für unsere Auffassung als „Theorie der aus dem Elsaß Ausgewanderten, die nur zum geringen Teile wirkliche Elsässer sind", abzuschwächen sucht. Er möchte uns nur für eine Art der Mitarbeit in Anspruch nehmen, die wir ablehnen müssen. Er verlangt von uns nicht nur den Verzicht auf unsere innerste Ueberzeugung und unsere heiligsten Zukunftshoffnungen, sondern auch eine Propaganda für den Verzicht auf das entrissene Gebiet bei dem aus tausend Wunden blutenden deutschen Volke. Hat man je von unseren nach 1870 nach Frankreich ausgewanderten Volksgenossen einen ähnlichen Verzicht und ein ähnliches Handeln gegen das eigene Gewissen verlangt? Haben nicht sie, wie viele der in der Heimat Zurückgebliebenen, trotz aller scheinbaren Aussichtslosigkeit an ihren Hoffnungen festgehalten und für deren Verwirklichung gearbeitet? Und heute werden sie bei jeder sich bietenden und von französischer Seite bis zum Ueberdruß geschaffenen Gelegenheit in überschwänglichster Weise als patriotische Helden gefeiert, auch dann, wenn ihr Heldentum manchmal von recht zweifelhafter Größe war. Wir erstreben eine solche Beweihräucherung nicht; aber wir werden auch nicht — und wenn alles gegen uns zu sein scheint — jenes von uns verlangte Opfer unserer innersten Ueberzeugung bringen. Darum haben wir unsere Heimat verlassen, um sie uns zu erhalten und soweit nötig, wieder zu erringen, wie sie wirklich war und trotz aller Verhüllung im innersten Grunde noch immer ist, und wie kein Friedensdiktat und kein Hochverratsparagraph in ihrem Wesen sie umschaffen und uns entfremden sollen. Aber selbst wenn wir „als feige Zagen" dem Opportunismus der Stunde, dem angeblichen Wunsche unserer Landsleute und unserer Ruhe zuliebe dieses Opfer des Intellekts bringen und unseren deutschen Volksgenossen die Notwendigkeit ewigen Verzichts verkünden wollten, was hülfe das dem wirklichen Frieden unserer Heimat und uns? **Ein großes Volk, wie das deutsche, kann, darf und wird nicht vergessen,** daß überall an seinen Grenzen offene Wunden bluten, daß Millionen seiner Volksgenossen in den Grenzländern nicht nur fremden Volksstaaten angegliedert, sondern in der bestimmten Absicht, es selber tödlich ins Herz zu treffen, fremdem Volkstum zur Aufsaugung ausgeliefert sind. In seinem Nachruf auf Maurice Barrès rühmt der Deputierte Dr. Pfleger, directeur politique des „Echo d'Alsace et de Lorraine", diesen edelmütigen Patrioten, der in der Periode des Defaitismus in Frankreich letzteres überzeugte, **daß es nicht das Recht hatte, die verlorenen Gebiete zu opfern.** Dürfen wir also dem deutschen Volke einen solchen Selbstverzicht auch nur zumuten und gar erst verkünden? Und wenn wir trotzdem — und gegen unsere Ueberzeugung — es täten, was würde das Elsaß-Lothringen fruchten, solange Frankreich am Rheine eine Gewaltpolitik ausübt, die, sichtlich auf seine Machtstellung am Oberrhein, in Straßburg und Metz sich stützend, über Saar und Pfalz hinüber in fortgesetzten Rechtsbrüchen und Gewaltmaßnahmen die begehrliche Hand auf das Rheinland und das Ruhrgebiet legt und nach den ersten Scheinerfolgen daselbst schon wieder von der Besitznahme weiterer Pfänder spricht und so das deutsche Volk in seinen völkisch und wirtschaftlich wichtigsten Gebietsteilen dauernd und fortschreitend in einer Weise verletzt, die unfehlbar zur erbittertsten Gegenwehr führen und jedem Deutschen den Wunsch nach restloser Erlösung aller verlorenen Westgebiete aus der Hand des jetzigen Siegers zu dauernder

Sicherung der Westgrenze des Reichs in Kopf und Herz hämmern muß? Wenn Elsaß-Lothringen nicht zur Ruhe kommen kann, wenn es einmal bei anderer Konstellation und Interessenverknüpfung der Weltmächte sogar wieder das Schlachtfeld derselben werden sollte, wie es dies seit 500 Jahren infolge der französischen Eroberungspolitik gewesen ist, wenn es abermals die blutende Beute eines „Siegers" werden sollte, dann wird **nicht unser Verhalten,** dann wird **Frankreichs verblendete Machtpolitik** — sei sie aus eigenem, irregeleitetem oder unersättlichem Machtwillen oder aus feiger Gewissensangst vor dem Wiedererstarken des gedemütigten Besiegten oder aus beiden Motiven zugleich entsprungen — **die alleinige Schuld** haben. **Vor einem solchen Geschick aber möchten wir Europa, möchten wir unsere Heimat bewahren,** indem wir das deutsche wie das französische Volk und alle Welt auf eine Lösung der Hauptstreitfrage vorbereiten, die unsere Heimat zwischen den um die Vormachtstellung ringenden Gewaltigen als eine **Insel des Friedens,** zwischen zwei hochstrebenden Kulturvölkern als eine **Brücke der Verständigung,** wie seit je die edelsten unserer Väter es erträumten, legen und die so für die Dauer den Frieden und die Wohlfahrt Europas sichern und Frieden und Wohlfahrt der ganzen Welt fördern würde.

Aber, entgegnet uns Herr Paul Risch und sagen mit ihm viele andere, das **elsaß-lothringische Volk wünscht eine solche Lösung gar nicht,** es lehnt sie im Gegenteil ab. Es hat zwar manche Wünsche auf Sonderstellung innerhalb des französischen Staates; aber es will nicht die Loslösung aus dem französichen Staatsverbande. Allein, selbst wenn dies in solch klarer unzweideutiger Weise wirklich feststände, dürfte uns dies veranlassen, unsere Ueberzeugung von der einzig wirklichen Lösung der nun einmal trotz allem absichtlichen Ueberschens oder Ableugnens — zeitweise vielleicht mehr oder weniger latent und in den Hintergrund gedrängt — in Wahrheit dennoch bestehenden elsaß-lothringischen Frage aufzugeben oder gar dieser Ueberzeugung zuwider zu handeln? Haben je zu allen Zeiten und bei allen Völkern sich die Vorkämpfer einer von ihnen erhofften besseren Volkszukunft — auch die an Stelle trägen Gehenlassens den „wahren" Frieden Suchenden — ihre Ueberzeugung immer mit derjenigen der Masse ihrer Volksgenossen in Einklang gefunden? Haben sie darum, als Einzelne oder Wenige unter Vielen, auf die Vertretung ihrer Ueberzeugung verzichtet oder **verzichten** dürfen? Wie hätten dann in aller Welt je geschichtliche Erfüllungen reifen können? Und dann, wir wissen doch, wie solche latenten Volksstimmungen geweckt werden können.

Gegen die Jahrhundertwende war auch das französische Volk geneigt zum Verzicht, wie Dr. Pfleger in seinem Nachruf auf Maurice Barrès zugibt, und in Elsaß-Lothringen nahm man die durch den Frankfurter Friedensvertrag geschaffene Lage als unabwendbare Tatsache hin. „Wir geben zu, daß alle Parteien sich auf den Boden des Frankfurter Friedensvertrages stellen mußten und stellten", schrieb der „Elsässer" am 12. November letzten Jahres. Und doch haben seit der Jahrhundertwende in Frankreich Schriftsteller und Künstler, wie die Maurice Barrès, Régamey u. a. durch Bild und Wort, in Elsaß-Lothringen ihre kleineren Nachahmer, neben der Satire in Wort und Bild durch feines Intrigenspiel die Gemüter aufgerüttelt und die entschlummerten Hoffnungen neu belebt, haben französische Politiker, wie die Delcassé und Poincaré u. a. in Ausnutzung der Weltlage, entstehender Rivalitäten, deutsche Schwierigkeiten und Fehler der deutschen Innen- und Außenpolitik die politische Verwirrung geschaffen, um die Erfüllung jener Hoffnungen vorzubereiten, haben schließlich Vereine jeder Art unter allerlei Decknamen und eine ausgehaltene Presse in Frankreich und in Elsaß-Lothringen jene Stimmung geschaffen, die in dem deutschen Zusammenbruch im November 1918 und in den darauf folgenden grauenhaften und unheilvollen Gemütsverwirrungen und Irrungen die Erfüllung ihres Rechts und ihrer heiligsten Hoffnungen sah. **Wir erstreben keine solche Lösung, die zur Sicherung des Augenblickserfolgs von Gewalttat zu Gewalttat schreiten und zwangsläufig zur neuen Katastrophe führen muß;** aber wir wissen nach solchen Erfahrungen, wie Volksstimmungen richtig einzuschätzen sind. Und wir wissen auch, was Volksstimmungen gelegentlich den Mächtigen bedeuten. Hat vielleicht irgend einmal ein Danziger in der Welt die Befreiung seiner Vaterstadt vom „preußisch-deutschen Joche" gefordert? Und doch hat die Willkür der Siegermächte zum Zwecke der Zerstückelung Deutschlands sie gegen ihren Willen zum sogenannten Freistaat erhoben. Die Willkür der Großen ist stärker als das Ruhebedürfnis des Kleinen, und noch stärker als jene ist die Macht der von dem inneren Zwang der Dinge getragenen Weltgeschehnisse. Sollte es darum nicht ein Verdienst sein, trotz scheinbarer entgegenstehender Volksmeinung zur Verhütung einer gewaltsamen Entladung mit all ihren unheilvollen Folgen **eine rechtzeitige friedliche Entspannung** zu erstreben?

Aber welches ist nun in Wirklichkeit die **Volksstimmung** in Elsaß-Lothringen? Herr Paul Risch gibt vor, überzeugt zu sein, daß das elsaß-lothringische Volk vom Neutralismus nichts wissen wolle, weil der **Landtag** im Jahre 1918 sich rückhaltlos zu Frankreich bekannt und seither weder das Volk bei den **Wahlen,** noch irgendein Satz einer **Zeitung** einen derartigen Wunsch verraten habe. Und anläßlich der in unserer letzten Nummer geschilderten Neutralistenprozesse verkündete die Presse einmütig mit dem Wort eines Verteidigers: „Der Neutralismus ist tot und begraben."

Sprechen wir zunächst vom Verhalten des **Landtags!** Er war allerdings zur **deutschen Zeit** gewählt, und zwar mit überwältigender Mehrheit gegen den kläglich unterlegenen französisch-nationalistischen „Nationalbund", der nur wenige seiner Anhänger, die früher als Zentrumsabgeordnete gewählt und ihrer Wahlkreise sicher waren, als Abgeordnete in den neuen Landtag einziehen sah. Dieser Landtag hat einmütig und eins auch mit seinen deutschgesinnten Mitgliedern gegen einige bedauerliche Mißgriffe des preußischen Militarismus sich aufgelehnt, wie dies seit der Besetzung des Landes durch das französische Militär Presse und Volksstimmung gegen Uebergriffe des französischen Militarismus schon wiederholt mit aller Deutlichkeit haben tun müssen, und hat dabei damals die Zustimmung der überwiegenden Mehrheit aller einsichtsvollen deutschen Volksgenossen und sogar des deutschen Reichstags gefunden. Leider war er während des Krieges unter militärischem Druck fast mundtot gemacht. Darum hat die Welt auch nicht erfahren, daß er zu der Zeit, da noch ein Frieden der Verständigung möglich schien, eine **einmütige Kundgebung für das Verbleiben Elsaß-Lothringens beim Deutschen Reich** als autonomer Bundesstaat beabsichtigte. Unverzeihliche Kurzsichtigkeit der deutschen Behörden hat diese Kundgebung vereitelt. Aber schon die **Absicht** des Landtags genügt, um seine spätere Kundgebung für Frankreich ins rechte Licht zu setzen. Diese wird noch besser beleuchtet durch das, was der frühere deutsche Vizekanzler, Dr. **Payer,** in seinem kürzlich erschienenen Buche „Von Bethmann Hollweg bis Ebert" über die Versuche des letzten Statthalters Dr. **Schwander** und des Staatssekretärs **Hauß,** aus der Mitte dieses Landtags ein Ministerium zur Durchführung der Autonomie Elsaß-Lothringens im Deutschen Reiche zu bilden, berichtet. Dr. Payer schreibt: „Es war ihnen aber nicht mehr möglich, aus der Mitte der elsässischen Volksvertretung eine Regierung zu bilden, da sowohl die Sozialdemokratie als das Zentrum und die Fraktion der Lothringer den Eintritt in das geplante Koalitionsministerium verweigerten. Dessen Mitglieder hätten auch wirklich, wie einer der darum Angesprochenen sich äußerte, **befürchten müssen, bei einem etwa später erfolgenden Einmarsch der Franzosen an die Wand gestellt zu werden."** Es ist nicht jedermanns Sache, für ein aussichtsloses Ziel Märtyrer seiner Ueberzeugung zu werden, und wenn man daran erinnert, in welcher jeder Menschlichkeit hohnsprechenden Weise die Franzosen zu Beginn des Krieges mit unsern als **„Geiseln"** verschleppten, deutscher Gesinnung verdächtigen, und jetzt doch zu Zwangsfranzosen gemachten Landsleuten verfahren sind, und wie später zur Zeit der gesinnungsrichtenden „Commisions de triage" mit unzählig andern „Verdächtigen" verfahren wurde, so kann man dieses Verhalten des Landtags wohl verstehen, aber man darf **es nicht als Beweis für die wahre Volksstimmung** anführen. Das klägliche Bild jener Tage erhält wohl die richtigste Beleuchtung, wenn wir hier anfügen, was die Straßburger „République" in der Diskussion über die letzten Neutralistenprozesse ihren Gegnern vorhielt. „Aber", schrieb sie, „wenn die Herrschaften nun tun als ob . . ., so ist das nur ein **aus Opportunismus** an den Tag gelegter **nationaler Byzantismus,** der in das Kapitel jener **würdelosen Heuchelei** paßt, wie wir sie seit dem Waffenstillstande im Elsaß **leider so oft feststellen** konnten, und die nicht gerade zur Ehre des Charakters unserer

Bevölkerung gereicht. Es gibt **zahlreiche Innerfranzosen,** die von dieser **Würdelosigkeit in höchstem Maße frappiert sind."**

Die Stimmen der elsaß-lothringischen **Presse** sind erst recht kein Beweis für die wahre Volksstimmung. Wer da weiß, daß jede Betätigung im neutralistischen Sinne als Hochverrat mit entehrender Zuchthaus- oder Festungshaftstrafe bedroht ist; wer da weiß, daß, wie die Diskussion über die beiden letzten Neutralistenprozesse gezeigt hat, schon die neutralistische **Gesinnung** als Pflichtverletzung gegen den Staat und als eines „guten Elsässers" für unwürdig erklärt wird; wer da tagtäglich sehen muß, wie im Streite der politischen Parteien und Personen die denunziatorische Verdächtigung der Gegner als wirksamste Waffe gebraucht wird, — der weiß auch, was er von den Stimmen der elsaß-lothringischen Presse zu halten hat. Welche Achtung die Presse im Lande selbst sich wechselseitig entgegenbringt, und wie sie ihre Ueberzeugungstreue selbst einschätzt, zeigt die oben mitgeteilte Aeußerung der „République" über die **würdelose Heuchelei,** wie der im gleichen Artikel enthaltene Satz über **„Leute, die in solch lächerlichem Maße Gefühle nationaler Empfindlichkeit heucheln, die sie in Wirklichkeit gar nicht haben",** zeigt die gegenseitige Bezichtigung der **Doppelmoral.** Zwar erfreut sich diese Presse angeblich der Freiheit des Worts und der Kritik, ungestraft aber nur, wenn letztere jedesmal von einem feierlichen Bekenntnis zu Frankreich eingeleitet wird und für die Regierungspolitik völlig ungefährlich ist. Wie gefährlich aber trotz unausgesetzter Bekundung streng nationaler Gesinnung eine freie Meinung und aufrechte Haltung einem Redakteur werden kann, muß doch gerade Herr Risch recht gut wissen. Er weiß, wie viele Redakteure vor ihm Knall und Fall aus der Geschäftsstelle seines früheren Blattes geflogen sind, weiß, warum dieses von dem regierungsfrommen Verlag der „Neuesten Nachrichten" aufgekauft und er dabei auf die Straße gesetzt wurde, weiß, warum er auch sein neues Blatt nicht halten konnte. Nein, **eine solche Presse** in einem Lande, von dem jede Stimme der Wahrheit von außen durch strengste Buch- und Zeitungsverbote fern gehalten wird, **ist kein Gradmesser der Volksstimmung.**

Sind dies etwa die **Wahlen?** Herr Risch erinnert an die Wahlen von 1870 und 1874. Wir wollen der Kürze wegen nur feststellen, daß die Wahlen zur französischen Nationalversammlung in Bordeaux sich im ganzen besetzten Frankreich **unter strengster Neutralität** der deutschen Militärbehörden vollzogen, und daß die Reichstagswahlen von 1874 unter dem Zeichen des deutschen **Kulturkampfes** und darum der moralischen Unterstützung der gesamten katholischen Welt stattfand. **Heute** wäre schon der **Versuch** einer solchen Wahlbewegung in Elsaß-Lothringen eine **Unmöglichkeit.** Jeder Kandidat, der (auch nur verhüllt, wie der Nationalismus im Jahre 1911 sein französisches) ein neutralistisches Programm vertreten wollte, würde als Hochverräter einer unerbittlichen Justiz zum Opfer fallen; jede derartige Wahlbewegung würde im Keime unterdrückt. Es war doch kein Zufall, daß kurz vor den Nationalblockwahlen vor 4 Jahren, als sich im Lande die Idee zu kristallisieren schien, eine **Autonomistenpartei** mit ähnlichen Zielen wie die nach 1874 entstandene zu bilden, in Straßburg plötzlich die **Verfolgung der Neutralisten** einsetzte, jener Leute, die angeblich mit Ley und Genossen im Komplotte standen. Solche Schreckmittel weiß man in Frankreich seit den Zeiten der **Bastille,** der **Guillotine,** des **Staatsstreichs** vom 2. Dezember, wie seit dem **Dreyfuß-Prozeß,** dem **Geisel-martyrium** im letzten Kriege, der Unschädlichmachung **Caillaux'** und der monatelangen Einsperrung des Kommunisten **Cachin** und des Straßburger Kommunisten **Hueber** meisterlich zu handhaben. Mit welcher Rücksichtslosigkeit Frankreich, selbst unter Bruch und Beugung jeden Rechts, unbequeme Persönlichkeiten beseitigt und gegnerische Volksströmungen **unterdrückt,** und mit welcher Skrupellosigkeit es für seine Ziele günstige **künstliche „Volks"-Bewegungen** schafft, hat alle Welt seit fünf Jahren in den besetzten deutschen Westgebieten und zeitweise auch in Oberschlesien genugsam beobachten können. Wer ums Himmelswillen sollte in **Elsaß-Lothringen,** das durch keine Bestimmungen des Friedensvertrags und keinen Völkerbund geschützt ist, den **Mut** haben, einen solchen **Terror** über sich und sein Volk heraufzubeschwören? **Nein, Wahlen ohne die Möglichkeit offenen Bekenntnisses sind keine Zeichen der wahren Volksstimmung.**

Nun muß wohl Herrn Risch zugegeben werden, daß es praktisch ganz unmöglich ist, auch mit schärfstem Druck und Zwang die öffentliche Meinung so zu knebeln, daß eine wirklich vorhandene starke Volksstimmung sich nicht **auf die eine oder andere Art** Luft machen kann. Aber wenn Druck und Zwang so stark sind, daß jede öffentliche Aeußerung einer der Gewaltherrschaft unbequemen Volksstimmung unmöglich ist; wenn schon die Gesinnung als Hochverrat gilt und Denunzianten- und Spitzeltum so ausgebildet sind, daß nicht der Bruder mehr dem Bruder traut; wenn scheinbar unüberwindliche Machtverhältnisse jede Hoffnung auf Erfolg ertöten, dann kann eine solche Volksstimmung so **gelähmt** werden, daß kein äußerliches Lebenszeichen sie verrät, obgleich sie in der Tiefe, oft als geheime Geistesgemeinschaft, oft sich selber nur unklar bewußt, fortbesteht und bei jeder Schwächung jener Hemmungen wieder in hellen Flammen auflodern kann; oder aber es äußern sich, wenn die innere Spannung zu stark wird, Mißstimmung und Opposition in Formen, die nur dem Kenner der Volkspsychologie verständlich sind, den Uneingeweihten aber und den, den sie täuschen sollen, vollständig irreführen, oder es sucht die Volksstimmung, geduldig ihrer kommenden Tage wartend, durch Unterwürfigkeit und Liebedienerei die Gunst der Machthaber zu ihrem Vorteil auszubeuten. Häufig kann man alle diese Erscheinungsformen zu gleicher Zeit oder nacheinander beobachten. Zur **deutschen Zeit** äußerte sich das zunächst fast allgemein, später nur noch in gewissen Kreisen vorhandene Protestlertum in der **passiven Resistenz** der Bezirkstage und Gemeinderäte zu Anfang der siebziger Jahre und in der oft beschrienen **Kirchhofsruhe** unter dem Diktaturparagraphen um die Wende der achtziger und neunziger Jahre, wie in der **Notabelnwirtschaft** des äußerlich so regierungsfrommen Landesausschusses oder — zur Verärgerung der Regierung — in der **Wahl** des rötesten **Sozialdemokraten** durch seine schwärzesten Gegner. Wurden aber durch außenpolitische Vorgänge aufs neue Hoffnungen erweckt, oder wurden innerpolitische Hemmungen beseitigt, dann flammte diese Stimmung wieder stärker, wie zur Zeit des Boulangismus, oder schwächer, wie bei einzelnen Vorkommnissen seit 1908 (Fall Zabern usw.), empor. Oder sie kleidete sich, teils hoffend, teils resigniert, auch in die Form durchaus loyal erscheinender Forderungen, wie die der **Autonomie** im Rahmen des Reiches, die auch von allen Deutschgesinnten in bester Absicht mit erhoben werden konnte. Heute erzählen die Führer dieser Bewegung aus der damaligen Zeit offen, wenn auch vielfach wieder übertrieben und irreführend, daß all diese verschiedenen Aeußerungen der Stimmung der Bevölkerung und ihrer Vertreter **stets das Ziel im Auge hatten,** das restlose völkische und staatliche Aufgehen Elsaß-Lothringens in Deutschland zu verhindern und **seine Wiedervereinigung mit Frankreich vorzubereiten.** Sie zeigen uns aber damit, **welche Symptome** der Beurteiler des Landes und seiner Bevölkerung ins Auge fassen muß, wenn er die **heutige Stimmung** des Volkes aus seinem politischen Verhalten; insbesondere aber auch aus den Stimmen der Presse herauslesen will.

Und da geben doch auch die **Wahlen** der letzten Jahre mancherlei zu denken. Ist nicht die große Mehrheit der früheren Sozialdemokratie seit der Wiederannexion durch Frankreich zu dem **alles negierenden Kommunismus** abgeschwenkt? Sind nicht bei den Kammerwahlen vor vier Jahren trotz des offiziellen Druckes und trotz des oft grotesken offiziellen Bangemachens der kleinbürgerlichen und kleinbäuerischen Bevölkerung vor dem Bolschewismus **über zwei Fünftel der Wahlstimmen** für diese sozialistisch-kommunistische Richtung abgegeben worden (bei dem geltenden Wahlsystem mit seiner Unterdrückung der Minderheiten allerdings ohne Erfolg)? Ist nicht der damals zum Sieg gekommene **nationale Block** eigens zu dem Zweck gegründet worden, um durch die Kundgebung seiner Loyalität von der in Frankreich herrschenden Richtung die Garantie des beim Einrücken des französischen Heeres von seinen Generälen gegebenen Versprechens der Achtung aller **Sonderrechte** und **Freiheiten** des Landes zu erlangen? Sind nicht als Deputierte und Senatoren absichtlich solche Männer — auch Wiedereingewanderte und französische Generäle — gewählt worden, von deren persönlichem Einfluß bei der zur Zeit in Frankreich herrschenden, im nationalen Block ausschlaggebenden militärisch-kirchlichen Richtung man sich im genannten Sinne besonderen Erfolg versprach? Ist man doch in Lothringen so weit gegangen, bei der

Wahl für den Senat nach dem ersten Wahlgang angesehene eingeborene Kandidaten fallen zu lassen und an ihrer Stelle **Eingewanderte** zu wählen. Hat sich gegen diesen **„nationalen Byzantismus"**, wie Dahlet sagt, innerhalb der katholischen nationalen republikanischen Volkspartei nicht eine so scharfe Gegnerschaft erhoben, daß sie nur mit Mühe durch eine schwache Mehrheit auf dem Parteitage niedergestimmt werden konnte? Haben nicht elsaß-lothringische und sogar französische Blätter zeitweise in spaltenlangen Artikeln von jenem **„Malaise"**, jenem **Mißbehagen** im Lande sprechen müssen, das eine Reaktion gegen die von der Bevölkerung nicht verstandenen französischen Regierungsmaßnahmen sowie gegen den von so vielen eingewanderten französischen Beamten hervorgekehrten Herrenstandpunkt ist? Hat sich dieses Malaise seit den großen Kammerwahlen inzwischen bei den verschiedensten Wahlen — wir erinnern nur an die Bezirkstagswahl in **Niederbronn** — nicht in recht bezeichnender Weise geäußert?

Und die **Presse?** Eine kleine, aber rührige Gruppe aus den radikalen Kreisen der Intellektuellen und der Bourgeoisie, als **„parti radical-socialiste"** mit der gleichnamigen französischen Partei aufs engste verbunden und durch wenig in die Massen der Bevölkerung dringende französisch geschriebene Blätter vertreten, fordert rascheste Verbreitung der französischen und möglichste Unterdrückung der deutschen Sprache, sowie sofortige Einführung aller französischen Gesetze **aus Furcht, daß die restlose Verschmelzung des Landes mit Frankreich um so schwieriger sein werde, je länger das jetzige „Provisorium" dauere** (!). Die **deutschgeschriebenen** radikal-sozialistischen Blätter dagegen fordern neben Achtung und Pflege der deutschen Sprache, auch die Aufrechterhaltung derjenigen Landesgesetze und Verwaltungseinrichtungen (Generalkommissariat, Gemeindeordnung, Staatseisenbahnen, Rechtspflege usw.), die demokratischer und sozialer als die französischen sind, — ein Widerspruch zwischen den französisch und deutsch geschriebenen Blättern, der von der katholischen Presse ausdrücklich als radikale „Doppelmoral" festgenagelt wird. Bezüglich der Einführung der französischen kirchenfeindlichen Gesetze nähert sich jedoch auch die deutsch geschriebene radikale Presse dem Standpunkte der erstgenannten Gruppe. Die **sozialistischen** und **kommunistischen** Blätter sind zwar ebenfalls für rascheste Verschmelzung mit Frankreich, weil sie dadurch den starken Einfluß der katholischen Geistlichkeit und der katholischen Mehrheitspartei zu schwächen hoffen; aber sie bekämpfen aufs schärfste jede Zurücksetzung der von ihnen vertretenen deutschsprachigen Bevölkerungsteile und fordern nicht nur die Aufrechterhaltung und den Ausbau der sozialen Landesgesetze, sondern zwecks Herbeiführung der Verschmelzung, wie sie von ihnen verstanden wird, deren Ausdehnung auf ganz Frankreich. Die die Mehrheit der Wählerschaft vertretende **katholische Presse** dagegen verlangt nicht nur Berücksichtigung und Pflege der deutschen Muttersprache, Aufrechterhaltung der demokratischen und sozialen Verwaltung und Eigengesetzgebung, sondern bekämpft auch mit aller Entschiedenheit die Einführung der französischen Kirchen- und Schulgesetze. Sie empfindet sehr wohl, daß sie sich damit in einen scharfen Gegensatz zu dem französichen Grundsatz von der Einheit des Staates und der Gesetzgebung, und zwar nicht nur zu den Anschauungen der radikalen und sozialistisch-kommunistischen Parteien, sondern auch der heute maßgebenden, im nationalen Block zusammengefaßten Regierungsparteien stellt, und muß sogar beklagen, daß selbst katholische Kreise Frankreichs ihr hierin nicht folgen können. Sie sieht sich darum genötigt, immer wieder zu betonen, daß ihre nationale Gesinnung „evident" sei und darum nicht bezweifelt werden dürfe, daß ihre Forderungen die französische Souveränität in keiner Weise berühren, daß sie den Neutralismus, d. h. das Verlangen, daß Elsaß und Lothringen ein von Frankreich und Deutschland unabhängiger neutraler Staat werde, verurteile und unbedingt bekämpfe, daß sie auch **nicht die Autonomie** im Rahmen Frankreichs verlange, sondern **nur einen den Verhältnissen entsprechenden Regionalismus,** und daß sie die Ausbildung der regionalen Gesetzgebung nur **auf gesetzlichem Wege** innerhalb der französischen Verfassung erstrebe („Der Elsässer" vom 26. November 1923).

Beurteilt man diese Meinungsäußerungen der elsaß-lothringischen Parteipresse unter Berücksichtigung der vorhergehend dargelegten Gesichtspunkte, so kann man sich unschwer in die wahre Volksstimmung hineindenken und sich nach den Erfahrungen der letzten Jahre ein Bild der Möglichkeiten ihrer Entscheidung bei Befreiung von allen Hemmungen machen. Wir wollen uns aber der Darlegung unseres eigenen Urteils enthalten und diese Presse selber sprechen lassen. Der bekannte wandlungsfähige, aber durch seine Vergangenheit in der Beurteilung der hinter den Kulissen sich abspielenden Dinge sehr geübte „directeur politique" des „Journal d'Alsace et de Lorraine", Herr Daniel **Blumenthal,** schreibt über den von der katholischen Presse erstrebten „régionalisme intégral" unterm 8. Dezember 1923:

„Ich kann nicht aufhören zu wiederholen, daß, wenn man in diesem Punkte nachgeben würde, dies die Errichtung einer **„Autonomie"** bedeutete, die nach und nach, man möge es gewollt haben oder nicht, zur **Trennung von Frankreich und Elsaß-Lothringen** hinstreben würde. Von da zum Neutralismus wäre der Weg nicht mehr weit."

Camille Dahlet sucht in seiner langen Artikelreihe „Der Klub der Harmlosen" in der „République" zu beweisen, daß die so oft ostentativ betonte nationale Gesinnung der republikanischen Volkspartei und ihrer Presse sich doch manchmal in einer Weise zu äußern pflege, die zu größtem **Mißtrauen** und starken **Zweifeln** berechtige. Er verweist dabei auf die Haltung der katholischen Presse gegenüber dem irischen Freiheitskampf, auf die Aeußerungen der Parteiversammlung in Grafenstaden vor zwei Jahren, wo sogar die Anrufung des Völkerbundes in die Debatte geworfen wurde, auf gelegentliche Drohungen der Presse mit dem Widerstand bis zum Aeußersten und führt als stärksten Trumpf die Rede des Abgeordneten Dr. **Pfleger** gegen diese Art des Kampfes auf dem Straßburger Parteitag an. Dafür muß sich die „République" gefallen lassen, von dem katholischen „Elsässer" in Straßburg als „Stütze des Neutralismus" bezeichnet zu werden, weil sie geschrieben hatte: „Ein Elsässer kann also Neutralist sein und es sogar frei bekennen (?), ohne daß er sich, solange er nicht zur Handlung übergeht, strafbar macht." Und das Straßburger „Echo" läßt in seiner „Causerie üs d'r Taverne" den alten Bundonnié sogar sagen, es gäbe „in d'r Alsace-Lorraine" Zeitungen, „wo ken Hoor besser sinn" als — unsere „Heimatstimmen".

Mangel an Raum gestattet uns leider nicht, aus der im Anschluß an die beiden Neutralistenprozesse und einige andere gleichzeitige Vorkommnisse entstandenen Pressefehde auch nur die beichnendsten Ausführungen zum Abdruck zu bringen. Der historischen Bedeutung wegen können aber die wichtigsten Stellen aus der von Dahlet in der „République" zitierten **Rede des Deputierten Dr. Pfleger** auf dem Straßburger Parteitag der Republikanischen Volkspartei nicht übergangen werden. Herr Pfleger führte damals u. a. aus:

„Die Aeußerung in der Versammlung von Grafenstaden, der Zwischenfall auf dem Delegiertentag, das alles sind Symptome einer **Krankheit,** die die Partei seit einiger Zeit befallen hat . . . . . So kann es nicht weitergehen. . . . . Die Diskussionen, die in letzter Zeit geführt wurden, haben einen **derart leidenschaftlichen Charakter** angenommen, daß man sich nicht mehr unter Parteimitgliedern glaubte, sondern in irgendeiner Volksversammlung der gefährlichsten Gegner. . . . . Von wenigen Ausnahmen abgesehen, sind **die Innerfranzosen unserer Partei ferngeblieben,** einzig und deshalb, weil in gewissen Kreisen **unser regionalistisches Programm derartige Formen angenommen hat, daß es in Frankreich mit Mißtrauen und Unwillen aufgenommen worden ist.** Dazu kamen gewisse unglückliche Aeußerungen, die dazu beigetragen haben, **daß der Graben, der die beiden Bevölkerungen unseres Landes trennt, immer größer geworden ist und die Entfremdung zunahm.** . . Wenn wir den **Völkerbund** anrufen, werden wir doch nicht schneller zum Ziel kommen. Wenn wir den Namen unserer Partei ändern, haben wir mit unserer Politik mehr Erfolg im Parlament. (Also nur um mehr Erfolg im Parlament zu haben, hat sich die republikanische Volkspartei mit dem **nationalen** Mäntelchen drapiert? D. Red. d. Rép.) In dem Moment, wo man uns den Vorwurf machen kann, daß wir die konfessionellen Interessen höher stellen als die politischen, sind wir verloren. . . . . **In gewissen Kreisen des Landes besteht ein großes Mißtrauen gegen alles, was von Frankreich kommt,** und wenn ich von **Mißtrauen** spreche, ist es ein Ausdruck, der **sehr gemäßigt** ist. . . . Der Zustand ist außerordentlich **peinlich,** weil er zu einer **Katastrophe führen** muß und **uns entfremdet.** . . . Man muß sich unwillkürlich fragen, wenn man unsere Presse liest, **sind wir denn noch französisch oder schon wieder deutsch?** . . . . . Wenn wir nicht in den Zustand von vor dem Kriege fallen wollen, ist es nötig, daß gebremst wird, denn dieser Zustand darf nicht wiederkommen: 1. im Interesse unseres elsässischen Volkes und 2. im Interesse des Weltfriedens. . . . . Im Kampf gegen die preußische Regierung haben wir den **Partikularismus als Kampfmittel** gebraucht. Unsere Pflicht ist es, das Volk wieder aus dieser Situation herauszubringen, denn so notwendig das Kampfmittel war, damals, als wir gegen die Preußen ankämpfen mußten, **so gefährlich wäre es jetzt, wenn wir uns wieder in dieselbe Lage hineintreiben ließen.** . . . Das Schlimmste wäre, wenn das Volk wieder **in dieselbe Oppositionsstellung** treten würde. . . . . **wenn das Volk sich wieder als Fremdling fühlen würde,** wie vorher. . . . . Die Tragik unseres Grenzlandes besteht darin, **daß alle diejenigen, welche nicht recht wissen, wo sie hingehören, hin- und herpendeln.** . . . . . Wir müssen den Deutschen, die alles mit Argusaugen betrachten, was im Elsaß vorgeht, jede Illusion nehmen und **uns nicht den Anschein (!) geben, als würden wir nicht auf französischem Boden stehen.** Wenn wir so auf nationalem Boden stehen, können wir unsere Rechte auch verteidigen. (!) Wir halten fest an unseren Einrichtungen, wozu in erster Linie das **Konkordat** und die **konfessionelle Schule** gehört. . ."

Die „République" sagt hierzu:

„Ist hier wirklich noch ein Kommentar nötig, **wie diese Worte gemeint sind?** Handelt es sich bei der „Minderheit", der Herr Pfleger das Gewissen schärft, indem er das Gespenst des bedrohten Weltfriedens, des „Hin- und Herpendelns", der lauernden Deutschen usw. heraufbeschwört, **wirklich nur um harmlosen Regionalismus?** Die Innerfranzosen stehen abseits, das „Mißtrauen", der „Graben" zwischen „beiden Bevölkerungen wächst", der Partikularismus steckt noch im Volk, der Parallelismus mit der Vorkriegszeit wird gezogen — alles, nur deshalb, weil die Klerikalen von heute eine „evidente nationale Politik" treiben!"

Wir können uns ebenfalls jeden weiteren Kommentars enthalten. Nur eines sei zum Schlusse noch festgestellt: Während der französische Staatsanwalt im Ley-Prozeß den Neutralismus für unvereinbar mit der Gesinnung jeden „guten" Elsässers erklärt, während die gesamte „gutgesinnte" Presse das Wort eines der Verteidiger (!): „Der Neutralismus ist tot und begraben", in den verschiedensten Variationen und Nüancen aufnimmt und weiter verkündigt, ergeht sich dieselbe Presse in gegenseitigen Verdächtigungen über die Aufrichtigkeit der patriotischen Gesinnung und im **Aufspüren neutralistischer Gesinnungsäußerungen** der — **andern.** Eine **Idee,** die so oft und gründlich totgeschlagen werden muß und doch immer wieder hinter dem Denken, Tun und Dichten der Gegner gesucht und als wirksame Waffe im politischen Kampf benutzt wird, **muß doch ein eminent zähes Leben haben** und nicht so leicht umzubringen sein! **„Der Protest ist tot!"** verkündeten dieselben Leute früher mit gleichem Brustton der Ueberzeugung, und **heute rühmen sie sich, ihn dennoch immer lebend erhalten zu haben!**

„Le neutralisme est mort! Vive le neutralisme!"

„Das Leben im Elsass" . . .

. . . wie man es durch französische Propagandabrillen sieht.

Mit dem 1. Januar vorigen Jahres erschien die Eröffnungsnummer einer Zeitschrift **„La vie en Alsace"**, herausgegeben von der **„Renaissance alsacienne"** in Straßburg. Das Hauptziel dieser Vereinigung ist die Verbreitung der französischen Sprache, besonders „in den Industriezentren des Elsasses und in Lothringen." Als Mitglieder und Propagandisten treffen wir u. a. die Namen des Generals **Aubier,** des Professors **Borrel, Delahache** und Jean **Gentzbourger.** Das gesteckte Ziel ist verständlich: Will man aus den Elsässern Franzosen machen, so ist als erstes erforderlich, sie die Sprache zu lehren, sie in dieser Sprache heimisch werden, denken und fühlen, singen und beten zu lassen. Ob und wie weit diese Bestrebungen von Erfolg gekrönt sein werden, wird die Zukunft lehren. Es wird ja auch vom Staate aus dasselbe Ziel mit allen Mitteln auf die verschiedenste Weise angestrebt.

Interessant sind einige Ausführungen in genannter Nummer, in denen man den Brüdern im Elsaß klar zu machen versucht, welch eine Zeit voller Segnungen für sie hereinbrechen wird, wenn erst das Französische zu ihrer Muttersprache geworden ist. Ich kann nicht annehmen, daß Herr Daniel **Michenot,** Professor am Konservatorium, in seiner kurzen Abhandlung **„Chronique dramatique"** wirklich glaubt, was er sagt: „Vier Jahre sind verflossen, seit dieses Land in Freiheit und Herzensfreudigkeit daran arbeitet, seine Sprache wiederzugewinnen." Sollte er wirklich im Zentrum des Elsasses nichts wissen von den erbitterten Kämpfen um die Beibehaltung der deutschen Sprache, an denen Kirche und Schule, Presse und Abgeordnete teilnehmen? Wie verträgt sich die „Freiheit" mit den nicht enden wollenden Debatten um Belassung der „erworbenen Rechte", wie die „Herzensfreudigkeit", mit der man angeblich sich dem Französischen hingibt, mit den tiefbegründeten heiligen Ansprüchen auf die deutsche Muttersprache? Einen Erfolg der sprachlichen Bestrebungen sieht er in dem „jeden Abend vollen Theater," (?) und beruhigt rät er denen an, „die ins Elsaß kommen um dort Nachforschungen zu halten über die Fortschritte der französischen Sprache, nachdem sie tagsüber die Schuleinrichtungen besichtigt, am Abend ins Theater zu gehen, das würde sie heilen von dem bedauernswerten Irrtum zu behaupten, wenn sie heimkommen, daß man noch immer deutsch im Elsaß spricht, weil sie auf der Straße einige Worte in elsässischem Dialekt gehört haben." Anscheinend hat er aus der Blamage des französischen Staatsmanns in seiner akademischen Rede in Straßburg über den elsässischen Dialekt wenig gelernt. Vielleicht aber urteilt Herr Michenot allein nach den Erfolgen in den Straßburger Kreisen und mag da allenfalls mit den bisherigen Fortschritten zufrieden sein. Eine Reise in unsere Bauerndörfer des Ober- und Unterelsasses aber würde ihn eines andern belehren. Da gilt heute noch, was Jakob Grimm, als er auf seiner zweiten Reise nach Frankreich 1814 überall deutsch reden hörte, feststellen konnte: „Nach allem, was ich sehe und höre, scheint mir das Elsaß und das Volk darin von tüchtigem, kerngutem deutschen Schlag, der sich hier der langen Zeit ungeachtet kräftiger und eigentümlicher erhalten hat als in Ländern wie Baden, Württemberg usw."

Ernster sind aber die Bemerkungen von Herrn Jean **Variot** in derselben ersten Nummer der **„La vie en Alsace"** in seiner Abhandlung **„Une préface"** zu nehmen, die eine starke Zumutung an die Elsässer sind und zeigen, daß die Herren aus Frankreich unseren Stamm immer noch nicht ernst nehmen. Hält man uns denn für so charakter- und kritiklos, daß wir alles glauben, was man uns in glattem Französisch vorsetzt!? Wenn wir sonst nichts unter den Deutschen gelernt hätten, wissen wir aber heute Spreu vom Weizen zu scheiden. Jedes Wort der Kritik über seine Ausführungen, die ich in Uebersetzung folgen lasse, ist überflüssig und wäre nur abschwächend: Er spricht von elsässischen Legenden, die Herr Jean Gentzbourger in Straßburg herausgibt und sagt: „Diese Legenden erscheinen wirklich in einem Augenblick, wo, 4 Jahre nach der Rückkehr des Elsasses zu seinem Mutterland, es leicht ist, die geistige Kraft des Elsasses zu konstatieren. 48 Jahre lang unter der germanischen Flut versenkt, wird jetzt unsere Provinz wieder, was sie für Frankreich vor 1870 war: ein Bollwerk der Verteidigung sowohl nach der lateinisch-geistigen wie nach der militärischen Seite. Wer Straßburg vor der deutschen Zeit gesehen hat, dann unter den Deutschen und nun heute wieder hinkommt, findet das Straßburg von früher: seine blühende Universität, seine feurige Jugend, die eifrig nach Neuem sucht, ohne nach ästhetischen Wunderlichkeiten zu haschen, seine Bevölkerung in ihrer Liebe zur Literatur . . ., kurz, das Straßburg, das wir bewundern auf Grund seiner glorreichen Vergangenheit, auf Grund seiner unter allen Städten Frankreichs unvergleichlichen Rolle." Zweierlei sticht aus diesen Worten Variots hervor: Eine zielbewußte, weihrauchduftende **Ueberschätzung** der straßburgisch-elsässischen Bevölkerung und eine bewußte **Unterschätzung** und Leugnung kultureller Werte in des Elsasses deutscher Vergangenheit.

Ich habe mich bei meiner letzten Reise ins Elsaß von der Unhaltbarkeit und Unaufrichtigkeit der Auslassungen überzeugt; wen belügt man eigentlich?!

Dr. R. Mertz, Berchtesgaden.

Wie sie sich um uns sorgen.

Diesmal die „France de l'Est".

In der Mülhauser **„France de l'Est"** beschäftigt sich ein „**Fritzel**" in einem „Billet Alsacien" mit unseren „Heimatstimmen". Damit der liebe Landsmann (?) seinen Geist nicht umsonst angestrengt hat, wollen wir seinen tiefgründigen Ausführungen hier weitere Verbreitung geben; wir übersetzen sein Opus:

„Wie jede Zeitschrift, die auf sich hält, haben auch die „Elsaß-Lothringischen Heimatstimmen" in Berlin eine besondere Weihnachtsnummer herausgegeben. Diese unterscheidet sich von den regelmäßigen Nummern vor allem durch den Ton, der sich in den verschiedenen Aufsätzen weich, weinerlich (attendri, pleurnichard) gibt. Man beklagt sich in bitteren Worten über das traurige Los der Elsaß-Lothringer im Reich. Aber trotzdem er sich sehr heftig beklagt, schließt der Verfasser eines dieser Artikel:

— Wir nehmen unser trauriges Los hin ohne zu klagen...

Ein andrer sagt:

— Alles, was schön und gut ist, bleibt unseren Sinnen verboten und richtet sich feindlich gegen uns auf... Wir sind verlassen und ohne Frieden...."

Diese beiden Sätze haben wir vergeblich in unserer Weihnachtsnummer gesucht. Sie sind offenbar „frei" übertragen aus den beiden nachstehenden beiden Sätzen in den Weihnachtsgedenkworten unseres Landsmannes Adolf Krencker: „... Denn alles Sinnenfällige steht feindlich wider uns. ... Wir wußten, daß friedlose Vereinsamung unser Los sein würde..." Der Sinn dieser beiden Sätze ist etwas anders, als das, was „Fritzel" daraus herausgel...esen hat. Kann er nicht besser Deutsch oder nicht besser Französisch??

Freund Fritzel fährt dann fort:

„Diese Klagen rühren uns nicht. Die paar echten Elsässer, die „vorgezogen haben, in einem besiegten Deutschland zu leben, statt in einem siegreichen Frankreich", haben nicht das Recht, sich über ein Los zu beklagen, das sie selbst gewählt haben. Die andern, viel zahlreicheren, die trotz ihrer deutschen Abstammung sich Elsässer nennen, weil sie in unserm Land gelebt haben, können mit keinerlei Recht so sprechen; sie sind Fremde!

Das Interessanteste, was uns die „Elsaß-Lothringischen Heimatstimmen" mitzuteilen wissen, ist die größer und größer werdende Uninteressiertheit, die die Regierung des Reichs hinsichtlich der sogenannten Elsaß-Lothringer bezeugt, die „aus ihrem Land verjagt" sind. Die Unterstützungen scheinen seltener zu werden, und man darf annehmen, daß in Bälde die „Irredenta en miniature" aufgehört haben wird zu leben. (!!)

Es ist ganz klar, daß die deutsche Regierung kein Interesse daran hat, eine Bewegung zu stützen, die sie augenblicklich in ihrer äußeren Politik stören müßte. Andererseits weiß die Regierung, daß diese paar „Elsaß-Lothringer" außerstande sind, eine Aktion irgendeiner Art zu unternehmen. Sie läßt daher diese wenig interessanten Leute kalt fallen.

Zurückgestoßen vom französischen Elsaß, zurückgestoßen vom offiziellen Deutschland, vergießen die „Elsaß-Lothringer im Reich" bittere Tränen, indem sie zur Jahreswende an den elsässichen Tannenbaum, an den Kugelhopf und an die Straßburger Gänseleberpasteten denken.

— Wir sind verlassen (nous sommes abandonnés) — „friedlos vereinsamt" —, schreiben sie."

Herzlichen Dank, liebes „Fritzel", für deine tiefgefühlte Teilnahme!

Zum siebzigsten Geburtstage des früheren Oberschulrates Dr. Scherer.

Eine elsässische Würdigung seiner Lebensarbeit.

Einige Blätter haben im vergangenen Monat anläßlich des siebzigsten Geburtstags des Oberschulrats Dr. Scherer seiner Verdienste um das Schulwesen in Elsaß-Lothringen gedacht. Es ist dies in einer Form geschehen, die davon zeugt, welcher Beliebtheit sich Dr. Scherer heute noch im Elsaß erfreut. Wir geben als Beispiel den Gedenkartikel des „Elsässer Kuriers" (Colmar) hier wieder:

„Der frühere Oberschulrat Dr. P. Scherer beging dieser Tage in erfreulicher Rüstigkeit zu Freiburg i. Br. seinen 70. Geburtstag. Schon in jungen Jahren zu leitender Stellung befördert, hat er als Direktor der Gymnasien zu Altkirch und Hagenau sich nicht nur die Herzen seiner Kollegen und Schüler gewonnen, sondern auch bei der elsässischen Bevölkerung lebhafte Wertschätzung und Sympathie gefunden.

Als Mitglied des Oberschulrats wußte er später seine religiösen und politischen Anschauungen trotz vieler Widerstände innerhalb seiner Behörde erst recht zur Geltung zu bringen. Den bischöflichen Gymnasien in Zillisheim und Bitsch verschaffte er die lange vergeblich erstrebte Gleichberechtigung mit den staatlichen Schulen; auf seinen Vorschlag hin wurden eine Reihe von Direktionsstellen mit Altelsässern besetzt. Sein Grundsatz war: Gerechtigkeit, Wohlwollen und Vertrauen. Bei den bischöflichen Behörden in Straßburg und Metz stand er in hohem Ansehen und war mit nicht wenigen Mitgliedern des Klerus und des Laienstandes durch herzliche Freundschaft verbunden. Vor allem seinen ehemaligen Altkircher Schülern ist er unvergeßlich geblieben. Frei von jeder Engherzigkeit, liebte und schätzte er als feiner Kenner die französische Literatur. Er war der erste, der durch seine meisterhafte Uebersetzung von Henry Bordeaux' „La peur de vivre" den großen Romancier in die deutsche Lesewelt einführte.

Als Lehrer und Katholiken glauben wir ihm Dank und Anerkennung schuldig zu sein. Zu seinem Wiegenfeste sprechen wir ihm unsern herzlichsten Glückwunsch aus!"

„Margot"

Von Prof. Alfred Pellon (früher Metz).

Die Berliner Sonne leuchtet wie ein Theaterscheinwerfer in die orientalische Filmstadt John Hagenbecks, draußen in Mariendorf in der stillen Vorstadtlandschaft, deren schon entlaubte Bäume schwermutvoll den Himmel vergittern.

Die Filmstadt, in einem mächtigen Quadrat abgeschlossen, erscheint wie ein versunkenes Land. Fern und abenteuerlich ist dort die Luft. — Ein Duft von Tebris oder sonst einem paradiesischen Fleck der östlichen Welt ist darin ..... Rest eines Märchenglaubens ..... Blaue phantastische Schatten durchschneiden die verschachtelten Häuser des großen Marktplatzes mit seinen Gassen und Gäßchen. Wie gelbe gerissene Schleier, von wenigen Fenstern durchlocht, scheinen die Hausfassaden. Um die Ecke, am Ende einer großen Gasse steht eine Ruine gefügt aus großen Quadern und verräuchertem Holz und daneben die versteckte bunt-muffige Auslage eines Teppichhändlers. Durch die dunkle Gasse, die zum Stadttor führt, und wo Bücher, Gewebe, Töpfereien und Bronzen „verhandelt" werden, leuchtet in der Ferne weiß eine Moschee. Gegenüber, am andern Ende des Platzes ist das Teehaus kerzengrad in den Boden eingesteckt, wie eine bunte Laterne. Auf dem Marktplatze und in den Gassen zerstreut lagert, zu Gruppen verteilt „das Volk", die Berliner Film- und Theatercomparserie, darunter namhafte Berliner Schauspieler; Russen, Amerikaner, Italiener und die zum Stamm Hagenbecks gehörenden Negerstämme.

Das „Volk" wartet — denn draußen wird für eine

Massenszene alles Mögliche vorbereitet. Am Film muß man warten lernen.

Eine fröhliche Beduinengruppe vertreibt sich im Teehaus die Zeit mit Würfeln und Kartenspielen unter den weißroten Jalousien, die im Wind flattern. Zwei alte Damen, eingemummelt in blaue Fetzenbündel, das Gesicht filmgelb geschminkt, wie ein Kürbis, kauern im Sand und stopfen die Strümpfe ihrer Männer. Im Schatten eines Tempeldachs hockt ein dicker Filmcomparse im orangegelben Kaftan, auf der Nase eine moderne Hornbrille. Vor ihm liegt eine Berliner Tageszeitung. Er meditiert träge auf einer Bambusmatte über den Ernst der Zeit. Neben dem Tempel, an Pfählen gebunden, liegen im Sand vier buntbesattelte Kamele, um sie herum trippeln drei köstliche kleine Esel, mit denen die kleinen sanftäugigen Negerkinder artig spielen, und die guten Tiere scheinen ihren lustigen Dialekt aus dem Berliner Norden zu verstehen. Die kleine „Mausi", das sechsjährige Jüngste der schwarzen Komparserie, liegt zwischen den langen Beinen ihres Negerpapas und knappert selig an einem Streuselgebäck, das täglich der gütige Herr John Hagenbeck in ihre kleine schwarze Hand legt. Am meisten belagert ist der Teppichladen. Auf dem weissen Sandpolster ausgebreitet liegen die bunten Kelims, die Schirwans, die Gebetteppiche, da liegen wohl 50 geschminkte Kinder der Wüste herum, das wimmelt und krabbelt auf den staubigen Teppichmustern wie in einem Ameisenhaufen. Man hört Lachen, Singen, Schreie, Gejohle. Man glaubt alle Sprachen der Welt zu vernehmen. — So ist es am Film. Er kennt keine Nationalitäten. Die Welt ist seine Heimat.

Jetzt eben kommt eine junge schlanke „Orientalin" mit einem großen Strauß Heidekraut, sie legt sich träge auf eine Kameldecke. Perlenschnüre umrasseln sie wie die Schuppen eines Fisches, ihre langen schwarzen Haare sind so echt, daß sie keine Perrücke braucht. „Eh Margot!" ruft ihr ein „Beduine" zu — und sie winkt bittend wie ein artiges Hündchen: „Tu me donneras une Cigarette, nem?" Ich horchte auf, denn „nem" ist ein lothringisches Wort. „Eh, la jolie fille, de quelle pays êtes - vous?" und sie lacht zurück: „Du pays de la Lorraine, Seigneur!". Bald sind wir gute Kameraden, was am Film ohne große Formen geschieht. Und Margot erzählt mir ihre Geschichte: Vor zwei Jahren flüchtete sie von Lothringen nach Berlin, und schon sitzt sie fest im Film. Ich frage sie nach ihrer bisherigen Bühnentätigkeit. „Meine Bühnentätigkeit," sagt sie, „die war in Lothringen auf einem kleinen Bauerntheater, da machte ich, ohne es damals zu wissen, meine Lehrzeit; — wie schön war das!" —

Der Ruf des Hilfsregisseurs „Alles Volk"! unterbrach die Erzählung, und während der großen Szene auf dem Marktplatz wurden wir getrennt.

Des Abends aber, auf dem Nachhausewege, führte unser gemeinsamer Weg durch die Rauhen Berge Südendes.

Wir sprachen von der verlorenen Heimat, von den kleinen Wäldern Lothringens, von den stillen Seilleufern, von den verschwiegenen Schloßgärten, in denen die Fontänen plätschern, von den schattigen Waldkapellen, wo die kleinen Kerzen zur Mutter Gottes brennen —, von den alten Metzer Straßen, vom Theater zu deutscher Zeit.

Da unterbrach mich Margot: „Ich wollte Ihnen von meiner „Bühnentätigkeit" erzählen; wo waren wir stehengeblieben? — Ah bei dem Bauerntheater, das war eine schöne Zeit.

Wir spielten in unserm Dorf Schäferspiele und jeden Sonntag vormittag nach der Messe war Probe. Der Dorfpfarrer war Regisseur. Er hatte aus der Stadt einen Maler kommen lassen, der hatte aus einer verlassenen Scheune ein — richtiges Theater gemacht. Meine Mutter war Schneiderin. Bei uns wurden die Kostüme geschneidert. Eigentlich waren es die schönen bunten Kosüme, die mich verlockten, „Schauspielerin" zu werden. Der Pfarrer gab mir den ersten Unterricht. Bald spielte ich eine Gärtnerin in einem Schäferspiel. Später lernte ich bei dem Maler, der in der Stadt ein schönes Atelier hatte, einen richtigen Schauspieler kennen. Er war wohl zwanzig Jahre älter als ich. — Ich weiß nicht, wie es kam, ich liebte diesen Mann, wagte aber nicht ihm meine Liebe zu gestehen. Er gab mir deutschen Unterricht, durch ihn lernte ich die deutschen Märchen kennen, sie sind so schön! — Während des Krieges hatte ich Glück. Mein Freund brachte mich ans Metzer Theater und bald hatte ich eine „Rolle", ich durfte zwei kleine Sätze sprechen. Ich glaube, das war der schönste Tag meines Lebens. — Da wurde Metz französich, und mein Freund wurde ausgewiesen. Ich kaufte Blumen, und brachte ihn zum Bahnhof. „Kind," sagte er, „wir werden uns wohl nie wieder sehen!" Mir brach fast das Herz. Als er gegangen war, schien alles gestorben in der Heimat — und so viele andere gingen, die mir lieb waren. — Es war das große Abschiednehmen. — Und fremde Menschen kamen mit andern Gewohnheiten, — die Heimat war mir zur Fremde geworden. — Schon damals dachte ich daran, über den Rhein zu gehen. — Der Mutter zuliebe, die ich nicht allein lassen wollte, blieb ich im französischen Lothringen. —

Zwei Jahre vergingen, zwei traurige Jahre. Ein Unterleutnant, der unser Haus bezog, verliebte sich in meine schwarzen Haare. In dieser Zeit starb die Mutter. Nun war alles vorbei. Ich dachte daran den Unterleutnant zu heiraten. Ich weiß nicht, wie es kam. Wir ließen uns auf dem Standesamt aufbieten. Einige Tage darauf besuchten wir ein Kino. Auf dem Plakat war ein amerikanischer Film angezeigt, bei der Vorführung aber sah ich, daß es ein deutscher war, denn auf der Leinwand erkannte ich München, wo ich einmal früher meinen Onkel besuchte, der dort Soldat war. In einer Szene lag auf einem Divan ein schlanker Mann mit einem Turban. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, das war wie im Traum, ich sah meinen deutschen Freund. Die ganze Nacht konnte ich kein Auge schließen. Was soll ich weiter erzählen? — Ich legte Blumen auf das Grab meiner Mutter und fuhr nach München, — drei Tage darauf ohne Abschied zu nehmen. Wie eine Verstoßene verließ ich die Heimat. — In München erfuhr ich, daß mein Freund in Berlin glücklich verheiratet sei. — Seither bin ich hier Ich hab ihn nie wieder gesehen — nur ganz in der Ferne, in irgend einem Filmatelier. — Ich möchte sein Glück nicht stören."

Lothringische Gedichte.

Von Viktor Wendel.

Der Verfasser der nachstehenden Gedichte ist als Sohn altdeutscher Eltern in Metz geboren und hat bis zum Versailler „Frieden" in Lothringen gelebt. In ganz eigenartiger Weise bezeugt die ganze Art der Auffassung, wie stark der Verfasser den Geist des lothringischen Landes und Stammes in sich aufgenommen hat. Ernst und Schwermut der lothringischen Bauern, Ausgelassenheit der weinfrohen Moselfranken und keckes Getändel welschen Geistes mischen sich zu schillerndem Bilde.

Die folgenden Gedichte sind in den Jahren 1911 bis 1913 entstanden und teilweise in zwei vergriffenen Gedichtheften „Morgenstürme" und „Die Schalmei der Scholle" erschienen; vom „Wissenschaftlichen Institut der Elsaß-Lothringer im Reich" ist die Sammlung zur Veröffentlichung in seiner Hausbücherei erworben worden.

Kurzer Tatbericht.

Wir karriolten
in bequemer Kalesche
nach Solgne zum Père Fonkenell.
Dem soffen
Wir eine breite Bresche
in sein verstaubtes Flaschenkastell.

Alle Himmel standen
sperrangelweit offen.
Wir jauchzten und johlten
in überirdischer Lust.
Wie nachts wir heimwärts fanden,
keinem ist es bewusst.

Erinnerung.

Wir lagerten bei Sillegny im Seilletale,
das Malervölkchen, du und ich und deine Schwester.
Das stille Land stand bunt im Blust. Der Kuckuck rief,
und nah am Waldrand blies alert Alarmsignale
(ich hör sie noch!) ein Clairon der „Lorraine Sportive."
Da war es, daß das süße Glück zum ersten Male
mit deiner Lippen Lust mir lachte: „Liebster! Bester!"

Schnee.

Ueber Nacht
hat eine gütige, göttliche Hand
das wundersam wellige Lothringer Land
mit weißem Pelz bedeckt.

Ich hab mir ein Ziel gesteckt
und mich auf den Weg gemacht:
Wandern will ich mit meinem Leid
Weit,
Weit
in die eisige Einsamkeit.

Einer Toten.

Du hattest das scharfe Profil
und das straffe, schwarze Haar der Zigeunerinnen.
Und auch ihr heißes, träges Blut.

Im Bois le Comte bei Coin-sur-Seille
(Ein Gewitter peitschte das pays messin)
schenkte ich dir mein wundes Herz.

Das nahmst du lachend,
verächtlich lachend, weil es wund war,
und wie mit einem Balle spieltest du mit ihm.

Und als es unversehens dir zu Füßen fiel,
ließest du es liegen und gingst weiter,
hättest — ach! — es fast zertreten . . . .

Heute bete ich,
daß dir die liebe lothringische Erde,
über die dein schöner, kleiner Fuß
froh hinschritt,
leicht sein möge.

Eingelaufene Bücher.

Besprechung vorbehalten.

G. Weick (Paschali), *Im klaren Licht.* Erzählungen aus dem Elsaß. Straßburg 1923, Librairie Evangélique.

Elsass-Lothringische Hausbücherei (Herausgegeben vom Wissenschaftlichen Institut der Elsaß-Lothringer im Reich):
Band 5: **Marie Hart,** *Elsässische Erzählungen.* 0,50 Gpf.
Band 6: **Ilse Jacobs,** *Lothringische Erzählungen.* 1 GM.
Band 7/8: **Fritz Bouchholtz,** *Lothringische Sagen.* 2GM.
Band 9: **Friedrich Lienhard,** *Aus Taulers Tagen.* 1GM.
Sämtlich Berlin und Leipzg, Walter de Gruyter & Co. 1922 und 1923.

Elsässisch Haus. Ein Strauß Gedichte. Mit Federzeichnungen von **O. Becker** und Geleitwort von Friedrich Lienhard. Leipzig 1923, Hermann Eichblatt Verlag. 2 GM., Halbl.

Elsass-Lothringisches Jahrbuch, Herausgegeben vom Wissenschaftlichen Institut der Elsaß-Lothringer im Reich. Zweiter Band. Mit 5 Tafeln und 6 Abb. im Text. Berlin und Leipzig 1923, Walter de Gruyter & Co.

Dr. Friedrich Koenig, *Deutsch-Lothringen.* Stammestum, Staat und Nation. Zugleich ein Beitrag zur elsaß-lothringischen Frage und zum deutschen Westproblem. Berlin u. Leipzig 1923, Walter de Gruyter & Co. 3.— GM.

Max Hildeberg Böhm, *Europa Irredenta.* Eine Einführung in das Nationalitäten-Problem der Gegenwart. Berlin 1923 Reimar Hobbing, brosch. 6 GM., kart. 7 GM.

Hermann Stegemann, *Der Kampf um den Rhein.* Das Stromgebiet des Rheins im Rahmen der großen Politik und im Wandel der Kriegsgeschichte. Berlin und Leipzig 1924, Deutsche Verlagsanstalt (Stuttgart), in Ganzleinen gebunden 14 GM.

Friedrich Payer, *Von Bethmann Hollweg bis Ebert.* Erinnerungen und Bilder. Frankfurt a. M. 1923, Frankfurter Societätsdruckerei, Abt. Buchverlag.

Guglielmo Ferrero, *Die Tragödie des Friedens.* Von Versailles zur Ruhr. Jena 1923, Verlag der Frommannschen Buchhandlung (Walter Biedermann) brosch. 2,40 GM.

Lujo Brentano, *Was Deutschland gezahlt hat.* Die bisherigen deutschen Leistungen auf Grund des Vertrages von Versailles. Berlin und Leipzig 1923, Walter de Gruyter & Co.

Lujo Brentano, *Ce que l'Allemagne a payé depuis Versailles-Les prestations de l'Allemagne en vertu du Traité.* Verlag wie eben.

Jakob Beyhl, *Tausend Jahre Franzosenpolitik.* München und Berlin 1924, Verlag R. Oldenbourg.

Hermann Burte, *Madlee, Alemannische Gedichte.* Leipzig 1923, Verlag Gideon Karl Sarasin, geb Mk. 7.—

Karl von Möller, (Schwäbischer Senator im rumänischen Reichstage), *Wie die schwäbischen Gemeinden entstanden sind.* Temesvar 1923 Verlag der schwäbischen Verlags-Aktiengesellschaft.

Eduard Blocher, *Die deutsche Schweiz in Vergangenheit und Gegenwart,* Stuttgart 1923, Verlag der Ausland und Heimat, Verlagsaktiengesellschaft.

Karl von Möller und Hugo Grothe, *Das Banat.* Ein Bild deutschen Volkstums und deutschen Schaffens im Südosten Europas. XIV. Sonderheft der Zeitschrift „Deutsche Kultur in der Welt," Leipzig Gohlis.

Ernst Zander, *Deutscher Untergang oder Aufbau aus dem Boden.* Berlin und Leipzig 1923, Walter de Gruyter & Co.

Archiv für Politik und Geschichte. Sonderheft: *„Die diplomatischen Akten des Auswärtigen Amtes."* Die große Politik der europäischen Kabinette 1871 bis 1914 2. Reihe: *„Der neue Kurs."* Berlin Januar 1924, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik uud Geschichte.

Werner Butz, *Die Saaten der Völker.* Berlin 1923, Bernard und Graefe. Brosch. 90 Pf.

Presseschau

Elsaß-Lothringen

„Le Réveil Alsacien", Straßburg, 2. Februar.

In Nr. 5 dieser seit Beginn dieses Jahres erscheinenden französischsprachigen Wochenzeitung der sozialistischen Partei weist Georges Weill auf eine seltsame Auswirkung des Frankensturzes hin, die die an sich schon schwierigen „Assimilations"- und „Uebergangsprobleme", mit denen die französische zentralistische Republik im eroberten Elsaß-Lothringen zu kämpfen hat, noch weiterhin komplizieren müßte. Weill ist allerdings, wie hier schon betont sei, der Ansicht, daß die von ihm vorausgesehene Unmöglichkeit der Errichtung eines neuen Unterstaatssekretariats die erwünschte Folge haben werde, das „Ausnahmeregime" in jeder Form zu beseitigen. Ueber die „Erwünschtheit" einer solchen Eisenbartkur werden die Ansichten allerdings auseinandergehen; wir insbesondere glauben nicht, daß das „elsaß-lothringische Unbehagen" dadurch zum Schwinden zu bringen ist, daß man auch den spärlichen Rest von verfassungs- und verwaltungsmäßiger Selbständigkeit beseitigt, der aus der deutschen Zeit sich noch durchgerettet hat. Doch hören wir Weills Ansicht:

Der Titel seines Aufsatzes: **„Les Embarras de M. Colrat"** weist auf die Pläne des Justizministers Colrat hin, die in der „Politischen Rundschau" der Januarnummer unserer Zeitschrift besprochen worden waren: Ersatz des jetzigen in Straßburg amtierenden Generalkommissars durch einen Unterstaatssekretär für elsaß-lothringische Angelegenheiten in Paris.

Angesichts der Vollmachten, die die französische Kammer jetzt der Regierung überträge („Ermächtigungsgesetz" nach deutschem Vorbild), und durch die sie sich selbst ihrer Befugnisse entkleide, infolge der „Liquidierung" so bedeutsamer schwebender Fragen, wie der Sozialversicherung der Verwaltungsreform, der Staatsmonopole, der Budgetersparnisse, sei es „nicht unmöglich, daß unter diesen Umständen Kammer und Senat dazu geführt werden, ziemlich rasch die Prüfung des Gesetzesprojekts Colrat vorzunehmen, betreffend die Verwaltungsorganisation in Elsaß-Lothringen. Der Text ist durch den Staatsrat endgültig festgelegt worden. Herr Colrat wird es also vorlegen können."

„Aber wahrscheinlich", so fährt Weill fort, „wird er dazu geführt werden, das ursprüngliche Projekt, das bezweckte, die Befugnisse des Generalkommissars auf einen Unterstaatssekretär zu übertragen, in einem wesentlichen Punkt zu ändern. **Die Regierung kann doch nicht im gleichen Augenblick die Schaffung eines neuen Unterstaatssekretariats vorschlagen, in dem sie sich anschickt, mehrere „Portefeuilles" auf dem Altar der notwendigen Ersparnisse zu opfern.**

Was dann?

Soll man sich entschließen, einem einfachen Direktor die hohen Befugnisse zu übertragen, die Herr Alapetite (der derzeitige Generalkommissar) besitzt? Das erscheint mir sehr schwierig. Man hatte uns so beredsam erklärt, daß nur ein Unterstaatssekretär, der das Recht des Zutritts zum Ministerrat habe, die Zuständigkeiten würdig und zum Vorteil des Landes vertreten könnte. . . .

Oder soll etwa ein Minister mit seinen anderen Rechten die Sorge um die elsaß-lothringischen Dinge vereinigen? Das war ja gerade, was der Urheber des Gesetzesvorschlags vermeiden wollte, und da er schon — als Justizminister mit der Ueberwachung der unsere Departements betreffenden Angelegenheiten betraut — die persönlichen Erfahrungen mit einer solchen Vereinigung hatte, erschien sein Urteil besonders berechtigt. . . .

Bliebe die Vertagung „sine die" des Planes trotz der freien Zeit, über die die Kammer zufolge ihres Verzichts auf ihre Rechte verfügt. Aber hier stößt man sich an einer entscheidenden Einwendung. Sie besteht darin, daß der gegenwärtige Zustand unhaltbar ist. (!!)

Ob man es zugeben will oder nicht, schon durch die Tatsache selbst des Gesetzesvorschlages Colrat und der Erörterungen, die es hervorgerufen hat, hat der Generalkommissar eine Verminderung seines Ansehens erlitten, die mit dem Charakter seiner Funktionen gleichzeitig deren Ausführung beeinträchtigt hat. Für Millerand, der den Posten auf sich zuschneiden ließ, war der Generalkommissar eine Art von Prokonsul, der auf Grund von Dekreten handeln und regieren konnte. Was bleibt, ach, von dieser Allmacht von einst?

Nach Millerands Weggang wurden die übertriebenen Vollmachten des Generalkommissars etwas beschränkt, aber ohne daß der Glanz des Titels damit getroffen wurde. Man muß sogar zugeben, daß Herr Alapetite recht gute Figur als Vizekönig machte bis zu dem verflixten Tag, wo Herr Colrat gekommen ist, um alles zu verderben. . .

Jetzt gibt es kaum mehr eine Spur von der einstigen Allmacht. Ueber jede Kleinigkeit berichtet Straßburg an Paris. Es gibt kein Generalkommissariat mehr (!). Dadurch, daß man soviel davon gesprochen hat, es abzuschaffen, hat man es einen langsamen Todes ohne Größe sterben lassen. . .

Es handelt sich also keineswegs mehr darum, zu wissen, ob es schließlich nicht am besten ist, die gegenwärtige Organisation beizubehalten. Sondern **man muß vielmehr so bald als möglich die Stelle bestimmen, die die Nachfolge des verstorbenen Generalkommissariats antritt.**

Man hat gesehen, daß das Projekt Colrat, so wie es dem Conseil consultatif vorgelegt worden ist, und wie es der Staatsrat festgelegt hat, das Problem nicht mehr lösen kann unter den Schwierigkeiten der gegenwärtigen Stunde. Seine Hauptbestimmung verschwindet, die gerade, die durch die Schaffung einer Art von elsaß-lothringischem Ministerium mit einer Befestigung des Ausnahmeregimes geendet hätte.

Die wirkliche Lösung? Hebt das Ausnahmeregime auf!

Was würden die Herren Abbé Müller und Abbé Haegy und Herr Frey und Herr Brom und Herr Altorffer sagen?

Nun wohl, es ist schon so, wie die Republikaner und Sozialisten unaufhörlich gesagt haben: **diese Frage wird, wie die andern, durch die Wahlen geregelt werden!"**

Deutschland

„Schwäbischer Merkur", Stuttgart, 26. Januar.

Aus einem **„Straßburger Brief"** dieses Blattes geben wir folgende Stellen wieder:

„Deutsche Musik bürgert sich in den Straßburger Konzertsälen allmählich zu unserer Freude wieder ein. Vernünftige Franzosen begrüßen das mit uns. Der Leiter der hiesigen Musikhochschule, Roparty, fühlt wohl selbst, daß das elsässische Konzertpublikum nun endlich der modernen französischen „Schmarren" überdrüssig ist, die dem an deutschen Klassikern geschulten Musikempfinden süßlich erscheinen. Hin und wieder bringt er einen Beethoven, einen Mozart oder Schubert. Ob er ein berufener Interpret dieser „Alten" ist, steht auf einem andern Blatt. Man hat viel auszusetzen an seiner Wiedergabe deutscher Musik. Voll Verlangen ist man hier, auch einmal wieder ausübenden deutschen Künstlern auf dem Konzertpodium zu begegnen, was leider bisher noch nicht der Fall war und nun durch das Sinken unseres Franken auch wohl immer unwahrscheinlicher wird.

Mit großer Freude hörte man kürzlich unter Münchs Leitung in der Wilhelmer Kirche **Mozarts Requiem** und **Bruckners Te Deum.** Man spricht von einem Rücktritt des aus deutscher Zeit schon rühmlichst bekannten Leiters der Wilhelmer-Kirchen-Konzerte. Das wäre ein schwerer, nicht zu ersetzender Verlust für das musikalische Elsaß. Ein Bachkonzert, das nicht Ernst Münch zum Leiter hat, ist fast nicht auszudenken in Straßburg. Die Kulturbedeutung von Münchs Tätigkeit als Vermittler deutscher Kirchenmusik ist groß! Dieser Rücktritt würde eine Auflösung der „Wilhelmer Konzerte" bedeuten und dadurch eine schwere geistige Schädigung unseres Elsaß.

Wer einen Paß hat, befriedigt seinen Hunger nach deutscher Musik zuweilen in Kehl und erzählt weniger Glücklichen voll inniger Freude und glücklichen Nachgenießens von Hugo Wolfschen Liedern, von Schuberts süßem Melodienreichtum. Aber immer spärlicher werden diese Besitzer eines Passierscheines. Die französische Regierung macht es den Elsässern täglich schwerer, über die „Brücke" zu kommen. Ein Weltmeer ist kaum trennender als diese unselige Kehler Brücke..."

Ausland

„Basler Nachrichten", Basel, 10. Dezember 1923.

Wenngleich in der „Politischen Rundschau" des Januarheftes unserer Zeitschrift über den **Prozeß Jérôme-Schlaflang** und die an ihn sich anschließende Pressepolemik über das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein eines **„elsässischen Neutralismus"** bereits berichtet worden ist, dürfte es nachträglich doch interessieren, das Urteil eines neutralen Blattes über diesen Neutralismus-Prozeß zu hören, wenn wir uns freilich auch mit den Ausführungen nicht völlig einverstanden erklären, besonders nicht mit dem geringen Gewicht, das das Schweizer Blatt der neutralistischen Bewegung einleitend beimessen zu sollen glaubt:

„Im politischen Elsaß herrscht einige Aufregung. Das Wort „Neutralismus" steht wieder einmal auf der Tagesordnung. Nicht daß von irgendeiner Seite die Forderung nach Loslösung des Landes von Frankreich erhoben würde. Daran ist im Ernst kaum je zu denken. . . Wenn heute trotzdem das Wort „Neutralismus" im Mittelpunkt der öffentlichen Erörterungen steht, so ist dies nur deshalb der Fall, weil es im Laufe einer Pressepolemik und eines von ihr verursachten Prozeßverfahrens in die Debatte geworfen wurde, und nunmehr angesichts der kommenden Wahlen von allen Seiten mit Leidenschaftlichkeit ausgeschlachtet wird. . ."

Das Blatt berichtet dann über den unsern Lesern bekannten Tatbestand des Prozesses und über die sich anschließende Aussprache in der Presse, die in der katholischen Landespresse unter der folgenden Argumentation mit „flammenden Protesten" gegen den bekanntlich freigesprochenen Beleidiger eingeleitet worden sei: „Wenn die Anhänger der konfessionellen Schule ungestraft als „Neutralisten" beschimpft werden dürfen, so kann man logischerweise auch die Verfechter der Sozialversicherung, der Gemeindeordnung und aller sonstigen noch in Kraft befindlichen lokalen Gesetze mit demselben „Kompliment" bedenken. Schließlich stünden 95 Prozent der Elsässer und Lothringer als Vaterlandsfeinde da. Das sei unerhört, und wenn das oberste Gericht des Landes nicht begreifen wolle, welche Dummheit es mit seinem Freispruch beging, so verurteile das Volk dank seinem natürlichen Empfinden eine solche Justiz aufs allerentschiedenste."

Der **„Elsässer Brief" der „Basler Nachrichten"**, dem wir diese Darlegungen entnehmen, erwähnt dann, wie in Erwiderung auf diese in der Tat etwas recht plumpe, dick aufgetragene moralische Entrüstung die radikale Straßburger **„République"** — freilich auch wieder eigentlich nur aus (kaum höher stehender) Parteitaktik heraus! — den Rechtsblättern eine Reihe von Dingen vorhielt, die die patriotische Zuverlässigkeit der „Beleidigten" allerdings in etwas trübe Beleuchtung rückte.

„So weit sind wir also glücklich im Elsaß: Die „République", die jahraus, jahrein den Chauvinismus und die zur Manie gewordene Politik der nationalen Verdächtigung mutig bekämpft, sieht sich heute veranlaßt, der Rechten ihre nationalen Sünden vorzuhalten. Es wäre müßig, darüber zu streiten, inwieweit sie damit aus ihrer Rolle fällt. Sie kann für sich jedenfalls ins Feld führen, daß sie durch **Beleuchtung der Widersprüche zwischen dem hyperpatriotischen Getue der führenden Nationalblockpartei und verschiedenen Manifestationen von Zeitungen sowie einzelnen Angehörigen dieser letztern** lediglich die parteipolitische Wahlmache des Gegners an den Pranger stellen wollte. Im übrigen bleibt sie sich durchaus treu, wenn sie in einer grundsätzlichen Stellungnahme ausdrücklich betont, daß sie als eifrige Verfechterin der absoluten Meinungsfreiheit und der Wilsonschen Prinzipien selbst den Neutralismus an sich nicht als etwas Unmoralisches betrachte, zumal es heute, nachdem die französische Regierung in bezug auf die Rheinlande im Namen des Selbstbestimmungsrechts der Völker diese These mit so großer Ueberzeugungskraft vor der ganzen Welt proklamiert hat, sogar den eingefleischten Chauvinisten schwer fiele, ohne dem Fluch der Lächerlichkeit und dem Vorwurf des Zynismus anheimzufallen, das Gegenteil zu vertreten.

In einer Beziehung dürfte die sonst unerquickliche Polemik Gutes gezeitigt haben: dadurch, daß sie **die innere Unwahrheit der Wahlkampagne und des Wahlresultates von 1919** einmal richtig ins Licht rückte. Man braucht kein Sektierer zu sein und nicht die Methode jener Handvoll Kurzsichtiger zu billigen, die mit den schon reichlich abgenützten und unzeitgemäßen Schlagwörtern von der „république une et indivisible" und den „lois intangibles" die Gegner der Trennung von Kirche und Staat einfach als Vaterlandsfeinde denunzieren (denn es gibt in einer Demokratie keine „unantastbaren" Gesetze, und jedem steht es unbenommen, für oder wider das Konkordat zu sein), um andererseits einen gesunden, ehrlichen Abscheu vor dem von seltener politischer Unsauberkeit zeugenden **Doppelspiel** derjenigen zu empfinden, die sich nicht genug tun können in patriotischen Tiraden, die jeden Bekämpfer der unseligen Poincaré-Politik und jeden redlich nach neuen Wegen suchenden Pazifisten offen oder versteckt des „Bochismus" zeihen, dieweil in ihrem eigenen Lager eine nur mit der größten Mühe zu unterdrückende Strömung nach Luft ringt, welche ihre Hingabe an das sonst mit so großem Wortschwall gefeierte Mutterland von der Erfüllung bestimmter Punkte ihres parteipolitischen Programms abhängig macht.

Das ist einfach die Feststellung einer nackten Tatsache, weiter nichts. Es soll damit niemandem das Recht abgestritten werden, direkt oder indirekt für diesen oder jenen Fall mit einer „autonomistischen Bewegung im tiefkatholischen Elsaß" oder mit einem Appell an den Völkerbund zu drohen. Die aber das tun, haben moralisch das Recht verwirkt, mit dem „nationalen Argument" hausieren zu gehen, wie es gelegentlich der letzten Wahlen faktisch geschah, und wie es wohl auch für die kommenden Wahlen — doch sehr wahrscheinlich mit weniger Erfolg — wieder versucht werden wird."

Edith Frey
Erich Fuchs
Stadtvikar
Verlobte
Müllheim i. B. Werderstr. 61 (früh. Hagenau i. E.)
Freiburg i. Br. Dreisamstr. 15 (früh. Straßburg i. E.)
Im Hornung 1924.

Gesuchte Anschrift.
Welcher Leser der „Heimatstimmen" könnte mir Nachricht über den jetzigen Aufenthalt meines Vetters
Dr. Fritz Holz
früher in Colmar
geben?
Emmy Reese
Frankfurt am Main
Franken-Allee No. 55, III.

Gossmann's Sanatorium
Cassel-Wilhelmshöhe.
Kur-Anstalt für natürliche Heilweise. Nervenleiden, innere und Stoffwechselkrankheiten, Frauenleiden.
Aerztliche Leitung: Dr. med. W. Goßmann.

Elsaß-Lothringen
Heimatstimmen

Herausgeber: Dr. Robert Ernst

Deutschland u. Dtsch.-Oesterreich Postbezug monatlich 40 Goldpfennige
Streifbandbezug vierteljährlich 1,50 Goldmark
Jahresbezugspreis für das Ausland:
Frankreich . . . . . 20 Frank. (frz.)
Schweiz . . . . . 10 Frank. (schwz.)
Übriges Ausland . . . 2 Dollar (amer.)
Bestellungen aus dem Ausland und für den unmittelbaren Streifbandbezug an die Schriftleitung Berlin W 30, Postschließfach Nr. 5
Buchhandlungen 40 % Rabatt

Zahlungen erbeten:
Deutschland:
Postscheckkonto Dr. Robert Ernst, Berlin NW 7, Nr. 109 799.
Ausland:
Brieflich an die Schriftleitung Berlin W 30, Postschließfach Nr. 5
Anzeigen:
die 5 gespaltene mm-Zeile 20 Pfg. (Familienanzeigen 5 Pfg.)
auf Umschlagseiten 30 Pfg.
Rabatt nach Tarif.
Nachdruck mit Quellenangabe gestattet.

Nummer 3 **Berlin, März 1924** **II. Jahrgang**

An unsere Leser!

Dem seit langem geplanten weiteren **Ausbau unserer Zeitschrift** können wir nach der endlich erreichten Festigung der Verhältnisse auf dem Gebiete der Wirtschaft und Währung nun endlich nähertreten. Bereits das nächste Heft wird **in erweitertem Umfang und in besserer Ausstattung** erscheinen; wir werden künftighin unsern Heften auch **regelmäßig** durch **Bildschmuck** ein gefälligeres Aussehen geben können.

Die dadurch bedingte **Erhöhung des Bezugspreises** werden unsere Leser, mit denen wir uns durch unsere bisherige Arbeit eng in geistiger Gemeinschaft verbunden fühlen dürfen, gewiß tragen; zahlreiche Zuschriften aus den letzten Wochen bestärken uns in dieser Hoffnung.

Die neuen Bezugspreise betragen vom 1. April ab:

Postbezug (Deutschland und Deutsch-Oesterreich) monatlich: **40** Goldpfennig

In der **Postzeitungs Preisliste** ist unsere Zeitschrift auf Seite 50 eingetragen; im 4. Nachtrag, der den neuen Bezugspreis bekannt gibt, auf Seite 26. Wir weisen darauf deshalb besonders hin, weil von einzelnen Postämtern — trotz der alphabetischen Anordnung der Listen — unseren Beziehern mitgeteilt worden ist, die Zeitschrift sei in der Liste nicht auffindbar und der Postbezug demnach offenbar eingestellt.

Streifbandbezug (Bestellung bei der Schriftleitung) vierteljährlich **1,50** Goldmark

Jahresbezugspreis für die Schweiz . . . . . **10** Schweizer Franken
" für Frankreich (einschl. Elsaß-Lothringen) **20** französische Franken
" für das übrige Ausland . . . . . **2** amerik. Dollar (oder entsprechend)

Für unsere Heimat.

Von Dr. Robert Ernst.

In der in Mülhausen erscheinenden Zeitung „France de l'Est" hat vor kurzem ein „Fritzel" seinen Freunden triumphierend mitgeteilt, daß die Tage der „Heimatstimmen, dieser „Irredenta en miniature", gezählt seien. Armes Fritzel, wer wird nun in Zukunft Deinen Berichten Glauben schenken? Anstatt daß wir Dir und Deinesgleichen zu Gefallen unsere Arbeit einstellen, kündigen wir den weiteren Ausbau unserer rot-weißen Hefte an! Aber zu Deiner Beruhigung sei wenigstens gesagt, daß nicht Du dieses Entschluß in uns hast reifen lassen. Unser Vorgehen zielt nicht darauf hin, Dich zu ärgern. Sei versichert, wir nehmen Anrempelungen, wie Du sie beliebst, nicht tragisch. Sie sind zu dumm-gehässig, als daß sie auf den Gegner irgend welche Wirkung haben könnten, es sei denn auf sein Zwerchfell.

Gründe von mehr Gewicht haben uns nahegelegt, den Umfang unserer Monatsschrift zu erweitern und ihr Gewand zu verschönern. In erster Linie sind die Bitten und Wünsche zu nennen, die aus dem Kreise unserer Leser und Freunde an uns gerichtet worden sind. Wie oft bekamen wir in den letzten Monaten zu lesen: „Bringt die Schönheiten unserer Heimat auch im Bilde!", „Warum wird

nicht ausführlicher über die Entwicklung des elsaß-lothringischen Wirtschaftslebens berichtet?" Oder: „Unterschätzen Sie die Wichtigkeit der äußeren Aufmachung der Zeitschrift nicht! Hier im Elsaß ist man in dieser Richtung durch die französischen Propagandazeitschriften verwöhnt!" „Könnte nicht die Presseschau noch weiter ausgebaut werden?" Auf all diese Mahnungen und Fragen mußte unsere Antwort stets die gleiche sein. Wir erkannten die Lücken und Mängel an, aber wir waren nicht imstande, Abhilfe zu schaffen. Denn nur eine Vermehrung der Seitenzahl der monatlich erscheinenden Hefte hätte uns in die Lage versetzt, all die vielen Fragen zu behandeln, die bis heute nicht genügend berücksichtigt worden sind. Zu einer solchen Erweiterung konnten wir uns jedoch nicht entschließen, weil sie eine Erhöhung des Bezugspreises erforderte. Erhöhung des Bezugspreises war auch Vorbedingung für die erwünschte Ausschmückung mit Bilderbeilagen und für die Hebung des äußeren Eindruckes unserer Zeitschrift, für die Auswahl besseren Papiers. Wir wollten im Hinblick darauf, daß viele Landsleute wirtschaftlich schwer zu ringen haben, diese Mehrkosten vermeiden. Heute aber haben wir die Ueberzeugung gewonnen, daß wir im Interesse der Sache dieses Opfer fordern müssen. Verlangen wir zuviel, wenn wir zur Förderung unserer Aufgaben, die jeder Elsaß-Lothringer, jeder Deutsche als die seinen betrachten muß, einen monatlichen Mehraufwand von 20 bezw. 25 Pfennig verlangen? Ja, es ist wohl besser, hier überhaupt nicht von einem Opfer zu sprechen, wird doch der erhöhte Bezugspreis dem Leser die Gegenleistung einer verbesserten Unterrichtung über Elsaß-Lothringen bringen. Und die Bilderbeilage, sowie ein erweiterter literarischer Teil werden uns allen, die wir zwischen Rhein, Mosel und Vogesen zu Hause sind, oder dieses Land und seine Menschen liebgewonnen haben, Feierstunden froher Erinnerung schenken.

Was ist es, was wir — wie schon oft betont — mit unserer Zeitschrift zu erreichen suchen? Einmal wollen wir Elsässer und Lothringer, fern von der Heimat, in enger Gemeinschaft leben, Fühlung halten untereinander und darüber hinaus mit denen, die drüben geblieben sind und wie wir die heutige, unserm Volk verderbliche Entwicklung erkennen. Aus dieser Erkenntnis der tödlichen Gefahren, die unsern Stämmen aus der von Frankreich angestrebten Verwelschung drohen, erwächst für uns die weitere Aufgabe, über das Pflegen lebendiger Gemeinschaft hinaus all unsere Kräfte dafür einzusetzen, die Zerstörung unseres Volkstums aufzuhalten. Unsere Brüder in der Heimat finden heute noch nicht die Kraft, dem französischen Herrscher in offenem Kampf ohne jeden Vorbehalt entgegenzutreten. Frankreichs Macht und Deutschlands Ohnmacht sind Ursache dieses ängstlichen Lavierens. Aber doch nicht die einzige. Wären wir Elsässer und Lothringer nicht auf Grund unserer unglücklichen Geschichte innerlich so tief zerrissen, wären nicht Glieder unseres Volkes dem Franzosentum seit der französischen Revolution und Napoleon so ergeben, daß sie in tragischer Schuld der „grande Nation" das beste unseres Volkes, sein deutsches Wesen, seine deutsche Seele zu opfern bereit sind, die Millionen französischer Bajonette würden die zähen Alemannen und Franken nicht vor dem Kampf um ihr Recht schrecken. Aber wir sind überzeugt, daß der Tag kommen wird, an dem unser Volk all den Flitterkram von sich werfen wird, mit dem sein wahres Wesen überdeckt und zu einer französischen Maske gestaltet werden soll. Wir aber, die wir, frei vom französischen Druck, die den Grundsätzen des Selbstbestimmungsrechtes und der Freiheit hohnsprechende Vergewaltigung unseres Volkstums erkennen, müssen heute schon unsere Stimme erheben, um einer wahren Gesundung unseres Volkes den Boden zu bereiten.

Als Altelsässer und Altlothringer führen wir diesen Kampf. In dem ersten Heft unserer Zeitschrift betonten wir, daß es sich für uns nicht darum handeln kann, einen Trennungsstrich zwischen den Alt-Elsaß-Lothringern und den Neu-Elsaß-Lothringern im Reiche zu ziehen, „das wäre ein Unrecht gegenüber den Tausenden, denen Elsaß-Lothringen nun einmal doch das Land ist, außer dem sie keine Heimat haben. ... Aber darüber hinaus sind wir zu sehr dessen eingedenk, was eine ungezählte Menge dieser Neu-Elsaß-Lothringer mit ihrer Arbeit, ihrem Dienst, ihrer Liebe für unsere Heimat zeit ihres Lebens ihr gegeben, und was drüben als fortwirkende Energie und Kraft auch geblieben ist." Wir treten als Alt-Elsaß-Lothringer auf den Plan, damit Frankreich und seine Helfershelfer nicht mit dem so beliebten Schlagwort: „das sind ja keine echten Elsässer und Lothringer" über das, was wir zu sagen haben, hinweggehen können. Und zu unserer großen Freude haben wir in dem vergangenen Jahr erfahren dürfen, daß Neu-Elsässer und Neu-Lothringer, daß Deutsche, die das Elsaß und das lothringische Land liebgewonnen haben, daß Männer und Frauen, denen Recht und Wahrheit über alles geht, in aller Welt unsere gerechte Sache zu der ihren gemacht haben.

Und so richte ich heute voll Zuversicht an den großen Kreis unserer Freunde die Bitte um weitere Hilfe. Unsere rot-weißen Hefte werden über die für April beschlossene Erweiterung in der Zukunft einen Ausbau erfahren müssen. „Was uns verfolgt in alle Fernen, ist dieses Thema „Elsaß-Lothringen" mit seiner nur ihm so eigenen seltsamen dämonischen Problematik." In diese Prolematik eindringen verlangt Berücksichtigung einer Vielheit von Vorgängen und heute fortwirkenden Einflüssen, wie sie wohl wenige völkische und politische Probleme aufweisen. Otto Flake nennt den Elsässer in einem Gesang auf das Straßburger Münster (im „Berliner Tageblatt" vom 7. März 1924) einen „verbauten Menschen". „... Der eingeborene Elsässer war und ist ein verbauter Mensch. Und die zweihundert Jahre französischer Herrschaft hatten ihm die Erinnerung an seine stolzeste Zeit genommen, an eine Periode, die durch die Worte Mystik, Reformation und Buchdruckerkunst angedeutet wurde. Er fand nicht zu den untersten Schichten seiner Seele zurück." Das gilt es, die Seele zu freier Entfaltung zu bringen. Dazu ist notwendig, nicht nur die Verbauung in ihren Formen und ihrem Stoff kennen zu lernen; auch die Baumeister, die diese Verfälschung unseres Wesens verschulden, müssen in unsern Erwägungen mit ihrem Können und ihrem Einfluß eine Rolle spielen. Und wie wir Elsässer und Lothringer in der Vergangenheit Einflüssen von außen in unserm Volkstum und in unserer Staatlichkeit noch mehr unterworfen waren als andere Bevölkerungen, wir an der Grenzscheide zweier Nationen, so werden wir auch in Zukunft mit diesen Kräften von außen her zu rechnen haben. Solche Ueberlegungen lenken unsern Blick nicht allein auf die Wünsche und Ziele des deutschen und des französischen Volkes. Unsere heutige Lage ist bestimmt durch den Vertrag von Versailles. Rachsucht, Haß und ungeheuerliche Kurzsichtigkeit haben in Versailles ein Werk geschaffen, das den Völkern nicht Frieden, sondern weitere furchtbare Kriege zu bringen droht. Der Versailler Vertrag sollte auch die elsaß-lothringische Frage lösen. Und so sind über den Kreis der unmittelbar Beteiligten hinaus alle Völker auch an unserm Problem beteiligt, und das Streben nach Revision dieses sogenannten Friedensvertrages gewinnt auch für uns Elsaß-Lothringer überragende Bedeutung. Es liegt nahe, anzunehmen, diese Ablehnung des Versailler Vertrages sei nur auf Seiten der besiegten Völker zu finden. Zur Widerlegung dieser Anschauung sei an dieser Stelle die Ansicht des englischen Staatssekretärs des Innern Henderson über den Versailler Vertrag wiedergegeben, wie er sie in seiner vielbeachteten Wahlrede in Burnley vor kurzem zum Ausdruck brachte:

> Er sagte, die Tatsache, die am meisten in der internationalen Lage hervorrage, sei die, daß die Friedensverträge fehlgeschlagen seien. Was auch immer die Ansichten der alliierten Staatsmänner waren, die ihre Länder in Paris vertraten, es sei ihnen nicht gelungen, einen gerechten und dauernden Frieden zustande zu bringen. Die Politik, die nach dem Waffenstillstand angenommen wurde, habe Europa Chaos, Ruin, Hungersnot, Krankheit und Tod gebracht. Die Aufgabe, der Macdonald und die Regierung gegenüberständen, sei nicht nur die Frage, wie die Entsittlichung aufgehalten werden könne, sondern wie verhindert werden könne, daß der bisherige wirtschaftliche Ruin weitere Fortschritte mache. Die Aufgabe der Regierung sei es, einen wirklichen Frieden zu schaffen, Handel und Verkehr wieder herzustellen und sie auf eine so feste Grundlage zu setzen, daß die Zivilisation niemals wieder von einer ähnlichen Gefahr bedroht werde. Daher müßten alle, die den Frieden schätzten, und die wünschten, den Beginn einer neuen Aera internationalen Zusammenwirkens und Wohlwollens zu sehen, auf der schnellstmöglichen Revision des Vertrages von Versailles als einer unbedingten Notwendigkeit bestehen, ebenso wie auf einer Lösung des umstrittenen Reparationsproblems.

Und wie heute in England, so sind auch in Italien Männer an der Arbeit, die Menschheit auf die Bahn des Rechtes zurückzuführen. Von dem bekannten römischen Historiker Guglielmo Ferrero ist vor kurzem ein bedeutsames Werk „Die Tragödie des Friedens. Von Versailles zur Ruhr"*) erschienen, eine Zusammenfassung von Aufsätzen, die dieser weitblickende Mann in den letzten vier Jahren niedergeschrieben hat. Hören wir auch ihn:**)

> „Was haben nun aber die Sieger im Jahre 1919 gemacht? Sie haben sich geradezu damit gebrüstet, die Friedensverträge den Besiegten mit Gewalt, nur mit Gewalt aufzuzwingen, und deren Zustimmung so weit ganz außer acht gelassen, daß sie sich sogar weigerten, darüber zu verhandeln. Als Brockdorf-Rantzau in Versailles wegen der Höhe der Kriegsentschädigung zu handeln versuchte und hundert Milliarden anbot, da wurde er nicht einmal angehört. Die Deutschen hätten sich mit geschlossenen Augen verpflichten sollen, die Summen zu bezahlen, die eine gewisse Kommission in Zukunft festsetzen würde, d. h. einen Blankowechsel zu unterschreiben, auf den die Sieger dann nach Belieben die Schuldziffer geschrieben hätten! Und jetzt möchte man, die Deutschen sollten sich für moralisch verpflichtet halten, den Vertrag zu erfüllen? Aber seien wir aufrichtig: würden wir uns verpflichtet fühlen, wenn uns ein derartiger Vertrag von den Deutschen aufgezwungen worden wäre? Die Deutschen wiederholen heute die Gründe, die die Franzosen nach 1870 geltend machten: Der Vertrag ist uns mit dem Messer an der Kehle aufgezwungen worden; in dem Maße, als man uns zwingen wird, ihn zu beachten, werden wir ihn ertragen, aber wir werden ihn nie anerkennen.
>
> Um Europa 1919 vor einem ebenso verhängnisvollen Frieden zu retten, wie der Krieg es gewesen war, mußte man das große Beispiel von 1815 verstehen und sich alle Mühe geben, es nachzuahmen, d. h. mit Deutschland gemeinsam einen Frieden zu vereinbaren, der von ihm mit der größten Aufrichtigkeit und Freiheit, die überhaupt einem Besiegten in seiner Notlage gewährt werden kann, besprochen und angenommen wird; hätte man Deutschland moralisch verpflichten und es gleichzeitig daran interessieren sollen, sein Möglichstes für die Wiedergutmachung der Kriegsschäden zu tun. Ich weiß wohl, das Unternehmen war viel schwieriger als im Jahre 1815; aber man hätte es wenigstens versuchen sollen! Anstatt dessen kehrten die Sieger in brutaler Weise der Pflicht den Rücken. Und jetzt reifen die Folgen des Irrtums. ..."

Meine heutigen Ausführungen deuten nur in schwachen Umrissen die Mannigfaltigkeit der Fragen an, die uns auch weiterhin beschäftigen müssen, wenn wir Vergangenheit und Zukunft unseres Heimatlandes in allen Voraussetzungen und Entwicklungsmöglichkeiten erfassen wollen. Wir glauben unsern Lesern und Freunden die Zusicherung geben zu können, daß unsere Zeitschrift in der Zukunft dieser notwendigen umfassenden Darstellung der elsaß-lothringischen Belange gerecht werden wird.

---

*) Guglielmo Ferrero, „Die Tragödie des Friedens. Von Versailles zur Ruhr." Verlag der Frommanschen Buchhandlung (Walter Biedermann), Jena 1923, Brosch. 2,40 Mark.

**) Aus dem Abschnitt XII „Sisyphusarbeit" (9. Januar 1923), S. 145.

Dr. Königs Aufsatz „Frankreich und die westgermanischen Gebiete" aus dem letzten Januarheft des laufenden Jahrgangs ist nunmehr **als Broschüre unter dem Titel „Welsch oder deutsch!" („Leiden und Kampf der westgermanischen Gebiete") erschienen** und von der Schriftleitung gegen Einsendung von 45 Goldpfgn. (Postscheckkonto: Dr. Robert Ernst, Nr. 109 799 beim Postscheckamt Berlin NW. 7) postfrei zu beziehen. Bei Bezug größerer Posten Sondervereinbarung.

Brief eines Straßburger Bürgermeisters an einen der Bürgermeister von Amsterdam (1710).

Eingeleitet und erläutert von Fritz Urban.

Vorbemerkung.

Im Jahre 1700 war der gewaltige Kampf um die Vorherrschaft in Europa, den Ludwig XIV. seit Jahrzehnten führte, erneut ausgebrochen. Karl II. von Spanien war gestorben, Ludwig XIV. aber beanspruchte die spanische Gesamtmonarchie für seinen Enkel Philipp. Das Haus Oesterreich entschloß sich zum Kriege. Unter dem Eindruck der Erfolge des Prinzen Eugen in Italien schlossen sich am 7. September 1701 im Haag England und Holland mit dem Kaiser zur Tripelallianz zusammen. Es begann der große Kriegsbrand, durch den Frankreich in seine Schranken zurückgewiesen werden sollte.

Im Jahre 1709 schienen die Kräfte Frankreichs zur Neige zu gehen. Im April wurde im Haag über den Frieden verhandelt: Spanien, die Niederlande, Sizilien und Mailand sollten dem Habsburger Karl zufallen; das Elsaß mit Straßburg sollte dem Reich nach dem Stand des Westfälischen Friedens zurückgegeben werden. Ludwig XIV. verweigerte die Unterzeichnung. Im Reich aber glaubte man, die Zeit sei da, das Reich gegen Frankreich für alle Zukunft zu sichern. „Dazu sei nötig eine Schutzwehr des Reiches, die zu bilden sei aus dem Elsasse, der Freigrafschaft, den drei Bistümern, aus Luxemburg und Lothringen, das in demselben Umfang wieder herzustellen sei, den es 1624 vor dem ersten französischen Ueberfalle gehabt habe. Vor allem drangen die vorderen Rheinkreise auf eine dauernde und vollständige Sicherung der Reichsgrenzen. Sie hatten sich der großen Allianz angeschlossen und ein besonderes Uebereinkommen getroffen, nach siegreich beendetem Krieg mit aller Macht darauf zu bestehen, daß das Reich gegen zukünftige Einbrüche Frankreichs geschützt werde. Alle Opfer und Mühen des Krieges hatten sie deshalb ohne Unterstützung getragen. Jetzt forderten sie die Wiederherstellung des Reiches in dem Umfang, wie es 1521 gewesen sei: d. h. „Zurückgabe aller oben genannten von Frankreich geraubten Gebiete". „Mit Recht machten sie geltend, daß die Herausgabe des Elsasses noch keine Sicherheit gegen neue Einbrüche Frankreichs gewähre. Niemals werde das Deutsche Reich sich der Ruhe und der Freiheit erfreuen, bis die Franzosen von dem alten Boden des Reichs gänzlich entfernt seien; denn sobald Frankreich sich von seinen Niederlagen erhole, werde es die alten Maximen und Listen, die es nach dem Münsterischen Frieden gebraucht habe, wieder hervorsuchen und den Frieden und die Freiheit des Reichs aufs neue gefährden. Man sprach davon, Elsaß mit Lothringen nebst den Bistümern zu verbinden und dieses wieder fester dem Reiche einzufügen, um so die französischen Eroberungsgelüste im Westen für immer einzudämmen", so schildert H. Derichsweiler, der Geschichtsschreiber Lothringens, die Lage vom Jahre 1709 (Geschichte Lothringens, Wiesbaden 1901, bei Kunzes Nachfolger, 2. Bd., S. 480). Nach der Schlacht von Malplaquet war Ludwig XIV. zu weitestgehenden Zugeständnissen bereit. Aber die Verhandlungen des Jahres 1710 zu Gertrudenberg scheiterten an der Forderung der Verbündeten, daß Ludwig XIV. sich verpflichten müsse, sich an der Verdrängung seines Enkels Philipps V. aus Spanien zu beteiligen.

Der Regierungswechsel vom Jahre 1710 in England, der Tod Kaiser Josefs am 17. April 1711, der den Habsburger Karl, den Gegenkönig Philipps V., zum Erben auch in Oesterreich und im Reiche machte, zerschlug die Große Allianz. Es kam zu den Friedensverhandlungen zu Utrecht im Januar 1712; England und Frankreich einigten sich wie 100 Jahre später auf dem Wiener Kongreß. Die Holländer schlossen sich an. Kaiser und Reich entschlossen sich trotzdem zur Fortführung des Krieges. Aber es offenbarte sich nunmehr, da England und Holland ihre Subsidienzahlung einstellten, die ganze Ohnmacht des Reichs. So sah denn das Jahr 1714 den Frieden zu Rastatt zwischen Kaiser und Reich und Frankreich. Er bedeutete die Anerkennung der Utrechter Abmachungen, denen nicht einmal der Friede von Münster, denen vielmehr der Friede von Ryswick zugrunde gelegt worden war.

* * *

In diesen Zusammenhang gehört der Brief hinein, den im Jahre 1710 ein Bürgermeister von Straßburg an einen der Bürgermeister von Amsterdam schrieb. Mit scharfem politischen Blick begabt, schildert er die Gemeinsamkeit des Interesses aller Länder vom Meer bis zu den Alpen gegenüber der Raubpolitik Frankreichs. Er, der Mann des elsässischen Straßburg, wendet sich an das ferne Holland, um ihm zu zeigen, daß die Lande am Oberrhein und an der Mosel, daß das Elsaß, Lothringen und die Franche-Comté in Wahrheit die „Schicksalsländer" des Reiches und aller Länder am Rhein seien. Heute, da die Zeit Ludwigs XIV. wiedergekehrt scheint, ist der prophetische Brief von besonderem Interesse. Er zeigt, daß schon im Jahre 1710 das Bewußtsein von der schicksalhaften Verbundenheit aller Länder am Rhein vom Meer bis zu den Walliser Alpen lebendig ist. Daß es gerade ein Bürgermeister von Straßburg ist, der ihm Ausdruck gibt, verleiht dem Briefe für uns, die wir Straßburg und unsere elsässische Heimat wieder haben französisch werden sehen, besondere Bedeutung.

Ein gedrucktes Exemplar des Briefes befindet sich unter anderen Drucken derselben Zeit in einem Sammelband der Universitätsbibliothek zu Gießen.

Uebersetzung des im Original französischen Briefes.

Mein Herr!

Sagen Sie nicht, ich sei undankbar, weil ich Ihnen noch nicht meinen Dank zum Ausdruck gebracht habe für die Mühe, der Sie sich im letzten Frühjahr während der Friedensverhandlungen um unserer guten Stadt Straßburg willen unterzogen haben. Sie wissen, mein Herr, daß Ihre Bemühung keine Folge hatte, und daß der Briefverkehr mir untersagt ist. Im gegenwärtigen Augenblick aber, in dem, wie ich sehe, die Ereignisse des letzten Feldzugs sowie die politische Lage Frankreichs, im Königreich selbst, den König zu zwingen scheinen, Frieden zu machen, drängt mich meine wahrhaftige Sorge ums Vaterland und der Wunsch, Ihnen meine aufrichtige Meinung für Ihr und der gemeinen Sache Wohl zu sagen, Ihnen diesen Brief zu schicken, um Sie zu bitten, nicht an den Frieden mit Frankreich zu denken, ohne dem Reich eine feste und sichere Schutzwehr („Barrière") gegeben zu haben.

Es wird mir ein Leichtes sein, Ihnen meine Gründe hierfür auseinander zu setzen.

Seitdem Frankreich durch den Westfälischen Friedensvertrag in den Besitz des Elsasses und seiner Landgrafschaft versetzt worden ist, ist die Krone ganz offenkundig nicht mehr in Ruhe verblieben; sie hat Krieg auf Krieg hervorgerufen, sie hat, was sie nicht durch Waffengewalt hat erlangen können, sich auf dem Wege der Reunionen angeeignet; Vorwände aller Art haben ihr tausenderlei Scheingründe für ihre widerrechtlichen Besitzergreifungen mitten im tiefen Frieden gegeben; unsere gute Stadt Straßburg ist ein sehr trauriges Beispiel hierfür. Und diese Krone hat sich solcher Ränke nicht nur gegen Deutschland bedient, sondern auch gegen die spanischen Niederlande und die Vereinigten Provinzen Hollands, die sie mehrmals seit dem Frieden von Münster hat angreifen können, da sie das Elsaß und Lothringen besaß. Die Niederlande haben im Herzen ihres Staates französische Heere sehen müssen, was niemals eingetreten wäre, wenn der Besitz des Elsasses Frankreich den Einmarsch nicht so leicht gemacht hätte.

Die Erfahrung zeigt auch, daß, seitdem Frankreich das Elsaß besitzt, das Reich, die Republik Holland, ja selbst das Königreich England nicht mehr in der Lage sind, mit den Schweizer Kantonen in Verbindung zu treten, daß auch diese kein Bündnis mit andern Mächten, nicht einmal zu einer Friedensbürgschaft eingehen können. Die Schweiz ist geradezu eingeschlossen; sie ist durchs Elsaß und die Bourgogne geradezu abgetrennt von den Verbündeten; ja, die Elite ihrer Mannschaft verläßt beinahe ganz das Land.

Seitdem das Elsaß in der Macht des Königs von Frankreich ist, hat aller Verkehr auf dem Rhein aufgehört; die Waren aus Italien, die durch die Schweiz den Fluß herunterkamen, haben nunmehr einen ganz andern Weg genommen; Frankreich schickt nunmehr Waren aller Art ins Elsaß und nach Straßburg und vertreibt sie in großem Ausmaß nach ganz Deutschland hin.

Diese französische Nachbarschaft bewirkt überdies, daß Frankreich seit dem Frieden von Münster von den Angelegenheiten im Reich Kenntnis nimmt und sich in sie einmischt; es unterhält Emissäre beinahe bei allen Fürsten und Residenten in beinahe allen Städten Deutschlands; im Falle einer Wahl eines Erzbischofs oder Bischofs hat es im geheimen seine Hand im Spiel, oder es interessiert sich ganz offenkundig für sie zum großen Nachteil des Reichs und der benachbarten Mächte.

Angenommen, das Elsaß verbliebe unter französischer Herrschaft, so könnte man im Augenblick eines neuen Krieges zwischen dieser Krone und einem ihrer Nachbarn den Kreisen, den Kurfürsten, den benachbarten Fürsten, insbesondere aber dem Herzog von Lothringen keinen andern Rat geben als den, mit Frankreich abzuschließen oder auch sich in Neutralität zu begeben, wenn sie es vermeiden wollen, ausgeplündert und zugrundegerichtet zu werden von Freund und von Feind und am Ende preisgegeben und unter das französische Joch gezwungen zu werden ohne Hoffnung und Hilfe.

Wenn einen mächtigen Stand im Reiche die Lust ankommt, gegen die Verfassung desselben Reiches anzugehen und sich von ihr zu befreien, um sein persönliches Interesse zu fördern oder seinen Nachbarn anzufallen, schon ist der Vorwand bei der Hand, sich des § Gaudeant des Friedens von Münster zu bedienen. Das aber heißt im Grunde nur, sich auf die Nachbarschaft Frankreichs stützen, seine Truppen denen Frankreichs zuführen, da man es ja so leicht tun kann. Das ist nicht nur meine subjektive Auffassung. Die Erfahrung, die man in diesen traurigen Krieg in dieser Hinsicht gemacht hat, bestätigt das hinreichend, und das Jahr 1672 ist den Niederlanden ein trauriger Beweis für diese Wahrheit.

Wenn aber das Elsaß und die drei Bistümer dem Reich zurückgegeben sind, die Freigrafschaft wieder ihrem Souverän und gesetzmäßigen Herrn, dem König von Spanien gehört, wenn der Herzog von Lothringen in sein Erbe wieder eingesetzt ist, wenn die näher gelegenen Kreise verstärkt und vergrößert sind, um eine Vormauer zu bilden für die benachbarten Staaten und Fürsten, dann allerdings werden die sieben vereinigten niederländischen Provinzen sich eines festen und dauerhaften Friedens rühmen können, der errichtet ist auf der Schutzwehr des Reichs und auf der, die sie sich mit soviel Mühe und Klugheit in den spanischen Niederlanden verschaffen.

Es ist nach alledem klar, daß die in die Präliminarien gemäß dem buchstäblichen Sinne des Westfälischen Friedens zugunsten Deutschlands eingeführte Bestimmung die Schwierigkeiten, die ich eben auseinandergesetzt habe, keineswegs beseitigt. Im Gegenteil; indem die Landgrafschaft Elsaß mit den drei Bistümern in den Händen Frankreichs gelassen wird, setzt man sich nicht nur einen Dorn in den Fuß, den die vier assoziierten Kreise, den die Nachbarmächte, den auch Holland nicht wird herausziehen können; ja, es wird sogar der Grund zu neuen Wirren gelegt. Denn es ist gewiß, daß die Landgrafschaft im Elsaß und die durch das erhabene Haus Oesterreich abgetretenen Rechte derart sind, daß sie reichlich Stoff zu aller Art Streitigkeit und Händel liefern, um so mehr, da Frankreich, wie alle Welt weiß, keinen Staat im Staate duldet, da es der Natur der französischen Regierung zuwider ist, einen Souverän als Souverän unter dem König von Frankreich zu sehen, so daß die vier Kreise und selbst die Mächte, die Bürgen des Friedens sind, nur das Eine zu erwarten haben, den Samen zu einem nahen neuen Kriege gelegt zu haben.

Es hat wenig zu sagen, daß Frankreich seine Festungen zerstöre; denn es wird bald Vorwände finden, neue zu bauen. Und was braucht es auch feste Plätze in einem Lande, in dem es 30 bis 40 000 Mann einquartieren kann, mit denen es plötzlich die benachbarten Kreise und Staaten überfallen, mit denen es ins Herz des Reichs vordringen kann! Man kann wohl sagen, daß das Elsaß durch seine Beschaffenheit, durch Zahl und Wert seines Adels mit vollem Recht als ein von Natur sehr fester Platz betrachtet werden kann.

So hoffe ich denn, mein Herr, daß Sie die Zeilen günstig aufnehmen als den Ausdruck meines Dankes, daß Sie sie ernstlich in Erwägung ziehen und die Gunst der Zeit gerne wahrnehmen, um lebhaft und mit Wärme beim nächsten Friedenskongreß die Herausgabe des Elsasses, der drei Bistümer und der Freigrafschaft zu betreiben, ohne die weder die vier Kreise noch die sieben Provinzen der Vereinigten Niederlande auf eine Schutzwehr rechnen können. Sollte aber Frankreich Schwierigkeiten machen, dann ist die Weiterführung des Kriegs dem Frieden vorzuziehen, dann gilt es, durch einen kraftvollen Feldzug all die vergangenen zu krönen; sonst ist — seien Sie dessen

sicher, mein Herr — umsonst so viel Blut vergossen, ist der ungeheure Aufwand umsonst vertan; denn Frankreich wird sich in drei oder vier Jahren von all seinen Verlusten so gut erholen können, daß es in der Lage sein wird, nicht nur Holland zu zwingen, die Waffen gegen es zu ergreifen, sondern sogar ganz Europa.

Alle Welt weiß, daß Holland durch die Tripelallianz Spanien seine Niederlande gerettet hat; es wird auch dem Hause Habsburg Spanien retten, es wird ganz Europa retten, das Frankreich unter sein Joch zu beugen auf dem Wege war; aber nur gute Barrièren auf allen Seiten werden es in Stand setzen, den Schlag zu parieren, den Frankreich unweigerlich gegen es ausführen wird, wenn es Holland seiner beiden Barrièren entblößt findet.

Wähnen Sie nicht, mein Herr, daß ein künftiger Friedensschluß ohne die erwähnten Schutzgürtel Ihnen mehr Schutz gewähren wird wie der Friede von Münster, die von Aachen, von Nimwegen, von Ryswick, von Trier und die Abmachungen der Teilungsverträge, denn wenn die Tripelallianz Ihnen keine Sicherheit vor französischen Einfällen gegeben hat, glauben Sie, daß die Große Allianz heute dazu imstande wäre, ohne daß allen Ihren Verbündeten Sicherheit und Genugtuung würde?

Ich bitte Sie noch einmal, über diese Wahrheiten nachzudenken und mir aus vollem Herzen Glauben zu schenken.

(Unterschrift fehlt.)
(Zu Straßburg, bei Heinrich Kinnigk 1710)

Nachwort.

Was dieser Straßburger Bürgermeister vorausgesagt hat, ist buchstäblich eingetroffen.

Es ward zu Utrecht, Rastatt und Baden keine „Barrière" errichtet; Frankreich blieb am Oberrhein, das Reich blieb seinem Zugriff offen. So kam denn 1735 das Herzogtum Lothringen gegen den Willen seiner Bevölkerung in französische Verwaltung, 1766 ward es Frankreich einverleibt. So überschwemmten in den Jahren 1740—1763, den Jahren des Oesterreichischen Erbfolgekriegs, der schlesischen Kriege, des Siebenjährigen Kriegs, die französischen Heere Süd- und Westdeutschland, ohne allerdings der Krone Frankreich neue Beute eintragen zu können. So konnten die Männer der französischen Revolution und Napoleon das Werk der französischen Könige wieder aufnehmen; im Jahre 1790 wurden die deutschen Herrschaften im Elsaß und in Lothringen gewaltsam beseitigt; 1795 wurden die österreichischen Niederlande einverleibt, 1795 Holland zur „Batavischen Republik" von Frankreichs Gnaden, 1798 die Schweiz zur „Helvetischen Republik" umgeformt, 1801 mußte vom Reiche das ganze noch deutsch verbliebene Gebiet des linken Rheinufers abgetreten werden. Der Rhein war wirklich Frankreichs Grenze geworden. Die Länder am Rhein waren von der Quelle zur Mündung in französischer Hand.

Und als im Jahre 1918 das Elsaß und Lothringen wieder an Frankreich gefallen waren, da war die „Barrière", die der Straßburger Bürgermeister im Jahre 1710 ersehnt hatte, wieder gefallen und Frankreichs Heere überströmten wieder die rheinischen Lande. Frankreichs Politik nahm wieder die Schweiz unter ihren Druck und nähert sich wieder vorsichtig über Brüssel und Antwerpen auch dem Rheinmündungsland.

F. U.

Kurzes Nachwort zu den Briefen „Rheinland-Elsaß-Lothringen."

Auf die beiden Briefe eines Landsmannes aus dem Elsaß, die wir i mHeft 11 (November) des 1. Jahrgangs der „Heimatstimmen" und in Heft 1 des neuen Jahres abgedruckt haben, ist uns von verschiedenen Seiten — und zwar von dies- und jenseits des Rheins — geantwortet worden. Die nachstehenden Zeilen veröffentlichen wir als einen Beitrag zu den behandelten Fragen, der unsere Leser interessieren dürfte.

Die Schriftleitung.

Lieber Herr Landsmann! Der Herausgeber der „Heimatstimmen" hat Ihnen schon in Nr. 1 (2. Jahrgang) in deutlichen Worten seine Stellungnahme zu dem neutralen Rheinstaate, der auch unser Elsaß und Lothringen umschließen sollte, gezeigt. Wenn ich noch kurz dazu das Wort ergreife, so ist es nicht, um etwa gegen Ernst zu sprechen, sondern, um seine Ausführungen noch nach einer Seite zu ergänzen.

Sie betrachten die Frage ganz ausschließlich aus ihrer elsässischen Einstellung. Das tun wir Elsässer im Reiche nun gewiß auch, aber wir wissen dabei auch, daß wir nicht das Recht haben, die Interessen des Reichs den unsrigen zu opfern. Sie fragen sich nur, ob es im Interesse des Elsasses liegt, daß der Rheinstaat entsteht. Wir, die wir im Deutschen Reiche leben und neben den Nöten unserer elsässischen Heimat doch auch die Sorgen des deutschen Volkes und Staates aus der Nähe miterleben, können das nicht. Wir müssen daneben auch die Frage stellen, ob durch den Rheinstaat auch die Belange des Deutschen Reiches gewahrt werden. Das aber muß ich ganz entschieden in Abrede stellen. Das Abdrängen des Deutschen Reiches vom Rhein bedeutet für das Deutsche Reich nicht mehr und minder als — seinen Tod. Entweder das Deutsche Reich hält den Rhein, oder es ist als Reich endgültig verloren.

Warum soll nun gerade Deutschland, daß ohnehin schon mehr als genug seiner Grenzteile abgeben mußte, wieder der Leidtragende sein, damit eine Befriedung am Rheine erfolgen könne? Warum Deutschland der Unruhestifter am Rhein, daß es davon weggedrängt werden müßte? Die Lösung auf diesem Wege wäre ein solches Unrecht am Deutschen Reich, daß ein Elsässer, der für sich Gerechtigkeit verlangt, den Gedanken gar nicht denken kann.

Wollen Sie nicht versuchen, Ihre „Zukunftshoffnung" auch ein wenig von dieser Seite zu betrachten? Sie muß Ihnen dann zweifellos doch in einem anderen Lichte erscheinen. Daß Frankreich, der ewige Angreifer, jemals ein Stück seines Gebietes für die Schaffung des Friedens opfern könnte, das zu denken, scheint manchen Menschen schon ein Unding. Man denke: Deutschland büßte das Elsaß ein. Damit dieses nun nicht allzusehr vereinsamt sei, soll Deutschland ihm auch noch den nördlichen Linksrhein nachwerfen. Das ist unbedingt ein falsches Wegziel, bzw. ein untaugliches Mittel zu dem Ziele, das bei Ihnen und uns offenbar das gleiche ist: Die Rettung der elsässischen Volksseele aus den Klauen eines mörderischen Raubvogels.

Möge dieses Ziel erreicht werden! Dies wünscht mit Ihnen Ihr

E. Heywang.

„Gift"

Das rückgratlose und weichbeinige Straßburger Blatt, das auch in Colmar nach der Erdrosselung des unbequemen „Démocrate" einen Ableger geschaffen hat, die „Neuesten Nachrichten", brachten unter dieser und ähnlichen Ueberschriften Arbeiten aus der propaganda gegen Frankreich und seine vergiftende Jugendliteratur tüchtig angeprangert werden sollte. Auf eine am 1. Januar erschienene Arbeit antworteten 40 deutsche Schulbuben dem Verfasser in dem Sinne: „Wir wundern uns, daß Sie so unverschämt lügen können". Das war deutlich, und Herr „Charles" Schmidt in Paris hat sich bemüßigt gefühlt, den deutschen Schulbuben, die so freimütig ihre Herzen entladen hatten, eine Antwort zu geben. Selbstredend ist Herr „Charles" Schmidt ein tüchtiger Elsässer — von der französischen Färbung. Da aber seine Färbung Eigentum einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Elsässern ist, da vielmehr die allermeisten Elsässer sich nach der rot-weißen Farbe sehnen und lieber heute als morgen das verwünschte Blau abstrahierten, muß ihm von einem Elsässer, der im Elsaß und nicht in Paris wohnt, der besser zu wissen glaubt, wo der elsässische Schuh drückt als die Ratgeber in Paris, eine Antwort erteilt werden, die ich, um der Gefahr der Unterschlagung zu entgehen, über die „Heimatstimmen" gehen lasse.

Wenn man die Anklagen des Herrn Schmidt liest, glaubt man nicht anders, als daß in den deutschen Schul- und Jugendbüchern von nichts anderem die Rede sei, als vom künftigen Revanchekrieg, von Haß gegen Frankreich, gegen das edle, duldende, langmütige und freundliche Frankreich. Und er bittet die deutschen Schulbuben, doch einmal ins Elsaß zu kommen, d. h. nach Frankreich, und da sollen sie einmal in den Schulbüchern nachlesen, ob sie Aufreizungen zum Haß darin finden könnten: „Ihr werdet keine finden. Ich kenne keine, die sich erniedrigen, ihren Gegner von gestern zu beleidigen, den Schülern den Kopf vollzupfropfen mit chauvinistischen Gedichten."

Diese Zitate genügen uns vorerst. Was habe ich als elsässischer Vater hierzu zu sagen? Das klingt alles so furchtbar sicher; daß es wohl niemandem einfallen soll, Zweifel bei sich aufkommen zu lassen. Es mag da, wo man die neu-elsässische Schule in ihrer Praxis nicht kennt, verfangen. Aber ich muß mit den deutschen Schulbuben sagen: wie der so unverschämt lügen kann! Vor mir liegt das Lesebuch meines Jungen: „Baudrillard et Kuhn, Lisons, cours moyen, 1. degré." Paris-Nathan. Es ist das Lesebuch, das die 8jährigen Schüler in der Hand haben, um nicht nur in die französische Sprache einzudringen, sondern auch in den französischen Geist immer mehr sich einzuleben. Ich greife nur Einzelheiten heraus aus diesem Machwerk französischer Schulliteratur. Seite 70 enthält ein Lesestück: „Laßt uns daran denken", nämlich an die deutschen Greueltaten. Nicht etwa die Greuel des letzten Krieges sollen unvergessen bleiben, sondern die aus dem Jahre 1814. Und da werden sie aufgezählt auf zwei Seiten des Buches. Eine Illustration, die die räubernden deutschen Soldaten zeigt, wie sie Schafherden davonjagen aus den brennenden Dörfern, wie sie Arme voll Wäschebündel und die unvermeidlichen Uhren davontragen, ergänzt den innern Gehalt dieses Meisterstückes hetzerischer Schularbeit. Auf Seite 262 finden wir das Lesestück: „Die unbekannten Helden", eine Begebenheit aus dem Kriege von 1870. Die Deutschen erschießen einen Gärtner, der die deutsche Telegraphenleitung zerschnitten hat. In barbarischer Breite wird Rede und Gegenrede, die Schilderung der Exekution gegeben. Natürlich steht auch hinter dieser Arbeit das Motiv: „Laßt uns daran denken". Vorige Woche brachte eines meiner Kinder aus der Schulbibliothek ein Büchlein heim aus der Sammlung: „Les livres roses". Pour la jeunesse. Kriegsgesänge von Botrel. Herausgegeben von Larousse in Paris, Heft Nr. 202. Es handelt sich dabei um ein ganz gemeines Schundheft französischer Kriegs- und Haßpsychose. Es läßt sich nicht so ohne weiteres zählen, wie oft das Wort „Boches" in dem 32 Seiten umfassenden Büchlein vorkommt. Widerlich abstoßend wirkt sofort das Lied auf Sprache „Rosalie" genannt wird. Der Kehrreim: Laßt uns trinken!" wird in aller Breite auf die verschiedenen Möglichkeiten des Blutvergießens im Kampf gegen die Boches ausgemalt. Dazu kommen die entsprechenden Illustrationen. Mittelpunkt derselben bildet ein feiger Deutscher, der, die Hände erhebend, aus Furcht vor der Exekution, von dem französischen Bajonett durchbohrt wird. Wir schlagen um. „Wilhelm zieht in den Krieg." Auf die Gemeinheiten des Textes einzugehen, müssen wir uns aus Anstandsgefühl versagen; doch dürften die Illustrationen erwähnt werden. Als erstes Bild wird der französischen Jugend „Wilhelm" gezeigt. Der Kaiser liegt als wütende Tigerkatze, geziert mit der Pickelhaube, zum Sprunge bereit. Das andere Bild versinnbildlicht die deutsche Armee dadurch, daß gezeigt wird, wie die deutschen Soldaten von den Vorgesetzten mit Fußtritten behandelt werden. Die Marine wird in einer aus dem Wasser auftauchenden Karikatur des Admirals Tirpitz demonstriert. Dann folgt das „Bild" des Kronprinzen und der Kaiserin. Ersterer steht mit heraushängender Zunge in — Brechstellung, letztere läßt sich auf der Zinne ihres Hauses (natürlich im Nachtgewand und mit herabhängenden Zöpfen) von einem Raben die Nachrichten aus dem Felde zutragen. Weitere drei Bilder zeigen uns die deutschen Marschälle, die selbstverständlich betrunken sind, und zum Schluß erscheint der Erdball, von dem, durch einen Fußtritt befördert, der Kaiser, das „infernale Monstrum", ausgestoßen wird. Es kann natürlich nicht auf alle Details des Heftes eingegangen werden; doch mag noch eine Serie von Karikaturen auf die „Straßen des Kaisers" Erwähnung finden. Im Bilde wird gezeigt, daß er weder sein Ziel Paris, noch Calais, noch Petrograd und Calais erreichen kann. Das letzte Bild aber läßt den Kaiser erscheinen, an einem Wegweiser aufgehängt, mit weitheraushängender Zunge. Und damit muß ich wegen aufsteigenden Ekels aufhören in der Schilderung dieses „französischen Jugendheftes". —

Solch ein Buch übergibt man unserer Schuljugend im zartesten Alter, und man schmückt das Titelblatt des Heftes mit dem Zeichen des Verlages Larousse, das die Umschrift trägt: Ich säe in alle Winde!

Nun, Herr Schmidt, was ist es, was da gesät wird? Schämen Sie sich denn nicht, daß Sie „Ihre" Nation allzu eilfertig reinwaschen wollten von dem Vorwurfe, daß Sie in Schul- und Jugendbüchern Aufreizungen zum Haß, Beleidigungen niederster Art dem Feinde von gestern gegenüber verbreiten? Und war es Ihre Unwissenheit über diese französische Schmach, die Sie veranlaßte, solchen Frevel an einer Jugend, sei sie deutsch oder französisch, allein auf das deutsche Schuldkonto zu buchen? Wissen Sie nicht gerade so gut wie ich auch, daß man fast jedes französische Schulbuch unter diesem Gesichtspunkte verurteilen muß in aller sittlichen Leidenschaft? Wenn Sie wollen, übergebe ich Ihnen genaueste Daten!

Was aber die französischen Lehrer betrifft, die schon während des Krieges den „wiedergewonnenen" elsässischen Kindern des Thurtales Unterricht erteilen durften, so muß auch da eine kräftige Berichtigung erfolgen. Ich kenne die Verhältnisse an Ort und Stelle allzugut, als daß ich nicht auch hierin mitreden dürfte. Ja, die französischen Lehrer haben den Haß gepredigt dem Deutschen gegenüber, noch lange, bevor das Elsaß an Frankreich verkauft worden ist. Unsere Kinder sangen Haß- und Rachelieder, daß uns Eltern das Herz bluten wollte ob dieser Freveltat an den Seelen unseres heiligsten Eigentumes. Weiß Herr „Charles" Schmidt nicht, wie viel tausendmal der Triumphgesang gegröhlt wurde: „La Revanche pour 1870"! Die entsetzliche Blutrünstigkeit darin läßt sich gar nicht wiedergeben. Oder jenes andere, das wir bis zum Erbrechen hören mußten: „Regardez passer la patrie", wo in Gesang alle Greueltaten der Barbaren (zu denen dieser armen Kinder Väter auch gehörten) aufgezählt worden sind. Weiß man wirklich in Frankreich nicht, daß in den elsässischen Schulklassen mit französischen Lehrern das Wort „Boche" und auch „Bochie" zum eisernen Bestande gehörten? Damals in den Tagen des Umsturzes schon und heute noch! Wenn es dem „Franzosen" Schmidt (der Name klingt allerdings elend wenig französisch, und das ist peinlich!) ernst darum zu tun ist, an einer Vereinigung dieser stickigen Atmosphäre mitzuarbeiten, dann möge er hübsch zu Hause bleiben und vor der eigenen Tür den Kot wegkehren; erst dann sprechen wir ihm das Recht zu, sich auf das hohe Roß zu setzen und den Schulbuben über dem Rhein und ihren Lehrern Moralunterricht zu erteilen in der pharisäischen Art, wie er es in Nr. 47 der „Neuesten Nachrichten" getan hat.

Herr Schmidt stellt aber auch die Freiheit in Frankreich der Sklaverei in den Schulen Deutschlands gegenüber. Nur ein Wort hierzu von einem Elsässer: Solange unsere von Haus aus deutsch-sprechenden Kinder des deutschen Elsaß und Deutsch-Lothringens gezwungen sind, ihre Muttersprache zu vernachlässigen, solange sie eine Fremdsprache aufgezwungen bekommen, solange Lehrer vor ihnen stehen, die sich nicht mit ihnen in ihrer Sprache unterhalten können, solange unseren Kindern durch die Unterdrückung ihrer deutschen Muttersprache gleichsam die Seele aus dem Leib gerissen wird, solange darf man uns im Elsaß nicht reden von einer Freiheit, die wir überhaupt nicht mehr kennen, seit wir französisch (nach außen hin) geworden sind. Wir kennen eine Freiheit dieser Art wohl; aber wir haben sie kennen gelernt vor 1918. Mit Ironie benennt Schmidt Frankreich als „Negerland". So stimmts! Seit wir französische Kolonie geworden sind, seitdem werden wir mit einer Freiheit beglückt, die identisch ist mit der, die Frankreich seinen Negerstämmen gebracht hat. —

* * *

„Leur culture"

Eine Essener französische Theatervorstellung

Am 26. Februar 1924 wurde als amtliche Vorstellung für die Soldaten der französischen Rheinarmee in Essen ein Schauspiel aufgeführt, das nach der Ankündigung an den Plakatsäulen etwas ganz Außerordentliches sein mußte. Darf man schon im Allgemeinen annehmen, daß die französische Heeresverwaltung ihren „polus" nur das Beste vom Besten bieten wird, so erst recht im Rheinland, dessen „verpreußte", „keltische" Bevölkerung doch mit dem Edelsten und Erlesensten der älteren und besonders der neueren und neuesten französischen Literatur bekannt gemacht werden muß.

Und in der Tat versprach das Plakat einen ganz besonderen Genuß, handelte es sich doch — wie recht auffällig erklärt wurde — „um das schönste und französischste Werk, das seit 1918 geschrieben worden ist", und das sogar mit der „Citation", dem Lob im Herresbefehl, ausgezeichnet worden sei.

Um einen Eindruck davon zu geben, wie die ganze Sache „aufgemacht" war, geben wir das Programm der Aufführung im Urtext nachstehend wieder:

Tournée Française Lucien-Henry
Théâter aux Armées du Rhin
4. Année
Programme officiel
Par autorisation spéciale
L' oeuvre la plus belle et la plus française
écrite depuis 1918
Terre inhumaine
Pièce nouvelle en 3 actes de
Mr. François de Curel
de l' Académie Française

Mme. Berthe Briant du Théâtre de la Porte St. Martin	Princesse Victoria
Mme. Sarah Clêves	Pauline Parisot
Mme. Jeanne Henry	Tante Anna
Mr. Demange	Le Kreis-Director et Camille
Mr. René Hanel du Théâtre Antoine.	Paul Parisot

Das Stück spielt im „annektierten Lothringen" während des Krieges; Paul Parisot, der „Held" des Stückes, ist Advokat und Flieger; seine Mutter, „vieille et brave Lorraine", muß zufällig eine Prinzessin der kaiserlichen Familie (!!) beherbergen. Der Sohn — Flieger und Rechtsanwalt, wie schon bemerkt, — landet mit seinem Flugzeug — ebenfalls „zufällig" — in der Nähe des Elternhauses und ... Doch hören wir zunächst darüber den erläuternden Text des Programms:

„In besonderer Mission stürzt der Flieger Paul Parisot im besetzten Gebiet ab, wenige Meter entfernt von seinem Geburtshaus. Er kommt, seine Mutter, eine alte und brave Lothringerin, zu umarmen. In diesem Hause wird auf Befehl eine Prinzessin der kaiserlichen Familie einquartiert. Sie erät, was für ein Mann sich unter der Zivilkleidung verbirgt, und auch unser Franzose fühlt die Gefahr. Er unternimmt es, die gefährliche Person seinem Willen zu unterwerfen, und er erreicht es auf französische Art (à la Française!). Aber die Leidenschaft einer Stunde kann die beiden Gegner nicht entwaffnen, die Rasse hält sie in ihren Fesseln. — Die alte Lothringerin wird den Knoten lösen, indem sie sich opfert, um den Sohn zu retten."

Ein Freund unserer Zeitschrift, der Gelegenheit hatte, sich dieses Schauerstück anzusehen, schreibt uns darüber in berechtigter Entrüstung:

„Der Tiefstand des künstlerischen Niveaus, der Erfindung, Ethik und Moral des seit 1918 besten französischen Werkes, geht aus der Inhaltsangabe nur teilweise hervor; der Held brüstet sich vor seiner Mutter, als sie ihm den Verkehr mit einer „Boche" vorwirft, daß er zum Vorteil seiner „mission" als Spion und zu Ehren Frankreichs jeder Gemeinheit fähig sei („je serais lache"). Nachdem er die kaiserliche Prinzessin Victorie (die vom Oncle Guillaume und den steifen Berliner Hofhällen Mokantes erzählt) verführt hat, — aus Furcht den geladenen Revolver neben sich! — erschießt andern Tags seine Mutter kaltblütig die Victorie (die vergeblich versucht hat, den Spion und Liebhaber verhaften zu lassen!), um den Sohn vor der Verhaftung zu schützen. Rührender Abschied des Sohnes, der die Mutter merkwürdigerweise nicht im Flugzeug mitnimmt, obwohl beide doch wissen, daß die „brave Lorraine" standrechtlich erschossen werden wird. Auf befreitem Boden wird der Sohn das Grab der Mutter aufsuchen, das Kreuz der Ehrenlegion an der Brust, und den Heldentod der Mutter beweinen! ... Nach fünf Friedensjahren muß also der Poilu immer noch durch verhetzende und dabei schauerlich geschmacklose Kriegsepisoden gegen den Boche scharf gemacht werden!? Militarismus gibt es doch nur in Deutschland!"

Wir fragen unsere Landsleute hiermit in aller Form, was sie von einer solchen übeln Hetze halten, ob sie weiterhin kuschen wollen, wenn mit ihrem und unserm guten elsässischen und lothringischen Namen Schindluder getrieben wird!

Die Herren von der „Ligue des Alsaciens-Français", vom „Souvenir" usw. und die andern auf Frankreich eingeschworenen „Führer" insbesondere fragen wir: Wo bleibt denn Eure humanitäre Empfindlichkeit, die gegenüber deutsche „Imperialismus" immer so prompt wie der Kobold aus dem Kasten hervorblitzt? Auf diese „Terre inhumaine" könnt Ihr stolz sein, Ihr Vorkämpfer der „Idée française"! „Faites aimer la Fran cell!"

Wirtschaftsbrief aus dem Elsaß.

Die Getreideernte von 1922 hatte in Frankreich, insbesondere aber auch im Elsaß, bekanntlich einen starken Fehlbetrag hauptsächlich an Weizen und Hafer aufzuweisen, das Jahr 1923 dagegen hat ein weit besseres Ernteergebnis zu verzeichnen. Der Mehrertrag im Vergleich zum Vorjahre beträgt für die einzelnen Getreidearten in Prozent:

im Bezirk	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer	Menggetreide
Unterelsaß	51,3	6,5	46,6	63,3	34,2
Oberelsaß	34,8	17,7	41,4	44,4	47,4
Lothringen	110,9	10,0	22,8	49,8	55,6

An und für sich gewiß ein schönes Resultat! Wenn man aber bedenkt, daß durch Extensivierung der Wirtschaft infolge Abwanderung der Landbevölkerung nach den Städten (also Mangel an Arbeitskräften und dadurch gezwungenerweise Brachlegen eines großen Teiles des Ackerlandes oder Umlegen desselben in Wiese und Weide) der Hektarertrag an Weizen im Jahre 1922 auf 13 Zentner zurückgegangen ist, während er bisher wie in Deutschland 21 Doppelzentner betrug, so sehen wir doch, daß sich der Getreidebau des Elsaß auch im verflossenen Jahre in einer schweren Krise befand und jetzt noch befindet, die in der Hauptsache eben auf den Mangel an Arbeitskräften zurückzuführen ist.

Dem Wunsch der elsässischen Bauernorganisationen auf Zulassung von ausländischen landwirtschaftlichen Arbeitern (speziell aus Deutschland) ist von der französischen Regierung bisher immer noch nicht entsprochen worden, obwohl der Landwirtschaftsminister Chéron auf dem Straßburger Bauerntag am 1. 9. 1923 seine Hilfe in diesen Fragen ausdrücklich zugesagt hatte. Aber den Bauern der „befreiten Provinzen" ist in den letzten fünf Jahren schon so viel in Aussicht gestellt .... und so wenig gehalten worden, daß sie es nachgerade gewohnt sind und überhaupt an eine Erfüllung höchster und allerhöchster Versprechungen nicht mehr glauben. —

Trotz der annehmbaren Ernte ist die Stimmung auf dem Straßburger Getreidemarkt sehr ruhig, ja fast zurückhaltend zu nennen. Die Landwirte haben wenig gedroschen, die Nachfrage der Müllerei ist sehr gering. Der Frankensturz wirkt Weizen aus dem Inland 101,5 fr., der ausländische dagegen wird mit 106,5—110 fr. gehandelt, obwohl die französische Regierung den Zoll von 14 auf 7 fr. ermäßigt hat. Der Hafer gilt 68,5—69 fr., Gerste 85—87, Roggen 75—76,5 pro 100 kg.

Auch für die Viehpreise hat die stetig zurückgehende Bewertung des französischen Frankens auf dem intervalutarischen Markte einen erhöhenden Einfluß. In Straßburg wurden bezahlt in Franken:

	am 3. bis 9. 1. 1924	6. 2. bis 9. 2.
für Rinder	520— 760 Frs.	660— 840 Frs.
für Kälber	960—1120 Frs.	1090—1200 Frs.
für Schweine	800— 900 Frs.	900— 935 Frs.

Trotz der scheinbar besseren Preise finden keine großen Umsätze statt, da die Landwirte der unsicheren Geldlage wegen wenig Lust zum Verkauf zeigen. —

Weit besser stellt sich die Lage auf dem Weinmarkt. Die 1923er Weinernte erreichte in Elsaß-Lothringen nach einer Statistik im „Journal officiel" eine Gesamtmenge von zirka 300 000 hl. Die Reben im Elsaß hatten besonders stark durch die schlechten Witterungsverhältnisse gelitten und ergaben nur ein Viertel der 1922er Ernte. In Straßburg galten die neuen elsässischen Weißweine im November 1922 60—100 fr., 1923 jedoch 250—350 fr. Der Verkauf nach Deutschland ist äußerst stark. Im großen und ganzen läßt sich das Ergebnis des letzten Jahrgangs durch folgende drei Momente kennzeichnen: mittlere Quantität, gute Qualität, gehobene Preise. —

Ziemlich schlecht war im Elsaß die 1923er Obsternte. Die Hitze und Trockenheit hatte die Ausbildung des Obstes ungünstig beeinflußt und Wurmfraß, Krüppel- und Fehlerhaftigkeit sowie das Abfallen der Früchte stark begünstigt; die Preise waren z. T. sehr niedrig. — Eine Obstausstellung in Straßburg vom 28.—30. 9. 23 brachte aber doch ein wirkungsvolles Gesamtbild und zeigte die außerordentliche Reichhaltigkeit an Sorten im Lande. —

Einer Neuerung, der Seidenraupenzucht, die man zwar schon im 18. und 19. Jahrhundert im Elsaß, wenn auch mit wenig Erfolg betrieben hat, wendet sich seit einigen Monaten die Aufmerksamkeit der Behörden, hauptsächlich des französischen Ackerbauministers zu. Man will versuchen, die Einwohner durch Prämien an der Seidenraupenzucht zu interessieren; doch verspricht sich der elsässische Bauer sehr wenig Erfolg davon.

Viel wichtiger erscheint ihm der Ausbau seiner Landwirtschaftskammer; denn die französische Kammer nahm in ihrer letzten Sitzung von 1923 den vom Senat kürzlich noch abgeänderten Gesetzesentwurf betr. die Errichtung von Landwirtschaftskammern nach nochmaliger Beratung an. Bekanntlich war das Gesetz von 1919, welches die Schaffung solcher Kammern bereits vorsah, bis zum 31. Dezember 1923 suspendiert worden. Nun haben unsere elsässischen Bauern ihre so sehnlichst herbeigesehnten Landwirtschaftskammern. Ob sie freilich nach ihrem Wunsche ausgefallen sind, ist eine andere Frage. Gar manche Stimmen lassen sich schon hören, die ihrer Verwunderung über die neue französische Einrichtung Ausdruck geben und einen Ausbau nach deutschen Muster verlangen! „Doch man kann nicht alle Leute zufrieden stellen", sagt Herr Alapetite, der Generalkommissar der Republik in Straßburg.

„Das produktive Jahr der Ruhr"

Aus der „Freien Presse", Straßburg, vom 22. Februar 1924

Januar 1923:		Januar 1924:	
Der Dollar galt	12 Frs.	Der Dollar galt	20—24 Frs.
Das Pfund Sterling galt	62 Frs.	Das Pfund Sterling galt	90—98 Frs.
Die Tonne Koks	95 Frs.	Die Tonne Koks	220 Frs.
Die 100 Kilo Korn	82 „	Die 100 Kilo Korn	99 „
„ „ „ Zucker	191 „	„ „ „ Zucker	283 „
„ „ „ Kartoffeln	28 „	„ „ „ Kartoffeln	48 „
„ „ „ Rindfleisch	410 „	„ „ „ Rindfleisch	600 „
„ „ „ Butter	1200 „	„ „ „ Butter	1 700 „
„ „ „ Wolle	885 „	„ „ „ Wolle	1 370 „
„ „ „ Baumwolle	900 „	„ „ „ Baumwolle	1 774 „

Hermann Burtes „Madlee"

Ein alemannisches Gedichtbuch*)

Von Dr. Friedrich König.

Ob man vom Gebweiler Belchen aus seine Blicke über die gesegneten Gefilde des oberen Elsasses und des Sundgaus hinweg zum Rheine und ins Markgräflerland hinüber oder vom badischen Belchen im Schwarzwald den umgekehrten Weg schweifen läßt, das Land zu Füßen erscheint als eine wundervolle Einheit, in die hinabzuschauen man sich nicht genug tun kann. Und in der Tat: Alemannen wohnen hier wie dort: elsässische Alemannen im Westen des Rheins, badische im Osten. Nach Süden aber dehnt sich über den Jura zu den Alpen hin die alemannische Schweiz aus, das Hauptland des Stammes. Wie den andern deutschen Stämmen allen, so ist es auch dem Alemannentum ergangen: es hat sich nach der Zeit lagert, hat sich eine zeitlang eine Art Einheit bewahrt, hat dann aber das Territorialwesen überwuchern lassen und wurde so politisch zerschlagen. Es ist zerspalten geblieben bis zum heütigen Tage. Drei Staaten teilen sich in die Herrschaft über seinen Bereich: die Schweiz, Baden und Frankreich.

Und doch sind sie alle Alemannen geblieben: die Schweizer, die Oberelsässer, die Südbadener, die westlichen Brüder der Schwaben Württembergs und Bayerns, die bis zum Lech hin ihre Sitze dehnen. Infolge des Ueberwucherns der staatsegoistischen Triebkräfte ist das Bewußtsein der Einheit zwar so gut wie ganz geschwunden, in dem unterpolitischen Bereich der Volkheit aber lebt das

*) Hermann Burte: „Madlee". Alemannische Gedichte. Verlag von Gideon Karl Sarasin in Leipzig. 1923. 426 Seiten. In Halbleinen: 7.— G.-M. — Wie der Verlag mitteilt, erscheint von dieser Gedichtsammlung in Bälde eine Auswahl für Haus und Kind. — Dem Buche sind übrigens 14 Seiten Worterklärungen beigegeben; man möchte im Interesse nichtalemannischer Leser wünschen, daß es mehr wären.

Stammestum in der Schweiz, im Elsaß, in Baden heute wie einst als formende Kraft und gestaltet Mensch und Sprache einer jeden Generation nach der Väter Weise. Ob sie wollen oder nicht, sie sind urverwandt: Schweizer, Elsässer, Badener.

* * *

Ein Schweizer — Otto von Greyerz — hat im Novemberheft der „Schweizerischen Monatshefte für Politik und Kultur" seine Schweizer Landsleute mit Hermann Burtes Gedichtbuch „Madlee" als dem Buch eines alemannischen Stammesgenossen jenseits der Grenze bekannt gemacht; wir wollen heute die Blicke unserer elsässischen Landsleute auf diesen Dichter lenken, dem ein gleicher auf dem weiten Felde der deutschen Mundartdichtung kaum noch erstanden ist, ein Mundartdichter, so sagt O. v. Greyerz mit Recht, „von so starker und üppiger Eigenart, daß man alle Vergleiche aufgeben muß".

Man denkt an Johann Peter Hebel, den guten, sonnigen, kristallklaren, schalkigen Seelsorger, dessen alemannische Gedichte vor nunmehr 120 Jahren erschienen sind. Und sicher: manches mahnt an ihn in H. Burtes Buch. Burte sagt selbst von ihm:

So lang e Muul no: Muederl sage cha,
Bisch du die guedi Stund ob alle Mode,
Ne Stärn, do hangen Aller Auge dra.

Du ziehsch vom Volch, vom Volch dy diesen Ode
Un chuuchsch es wieder marm un läbig a,
Du reinsti Seel ab eusem beste Bode.

Man denkt an Jeremias Gotthelf, den großen volkhaften Schweizer Dichter. Und sicher: auch an ihn mag Burtes Wesen uns gemahnen. Er sagt von ihm:

De frogsch und plogsch mi all un wilsstisch gärn
E rächten Alimann? — I cha Di brichte:
Schlof us un nimm der Zyt, no lies die Gschichte
Vom Dichter Gotthelf us em alde Bärn.

— — — — — — — — — — — —

Großartig, aber ächt, e Mannsnatur,
E Chrischt, wo daugt in d' Welt un wo sie zwingt,
Sy Menschebild un Aerdeheld: der Buur!

E Seel, wo dief in alli Winkel bringt,
Un findet Gott in jeder Kreatur,
E Meischtergeischt, wo obeuuse schwingt.

Hermann Burte ist Alemanne; er ist den andern großen Alemannen verwandt; im übrigen und vor allem aber ist er: er selbst. Und doch auch wieder nicht.

Er ist und will vor allem sein ein Sohn seines Markgräflerlandes am Rhein, des köstlichen Streifens deutscher Erde von Freiburg bis nach Basel hin. Lörrach ist sein Heimatsort. Es ist nicht mehr nur das idyllische „Rebland" der Zeit vor 120 Jahren, als Hebel dichtete, neben dem „Rebland" steht heute in H. Burtes „Leblands" das „Weblands", neben der Rebenhalde das Kamin der Fabrik. Und keins möchte er missen.

Isch das my Land vom Blaue bis an Rhy?
Voll Aichwäld, Waizefeld un goldene Räbe,
Wo an de Halde wachst en edle Wy
Un bringt in Lüt un Land e lieblig Läbe?
Das isch my Rebland, jo, voll Sonneschy.
E linde Luft goht in de dunkle Bäume,
Es glänzt e Pflueg, e Glocke lütet näume,
Die stille Dörfer schlofe ruehig ii.

Isch das my Land vom Feldberg bis a Rhy?
Wo hoochi Cheemi stöhn wie Fahnestange,
Wo schwarzi Cholefähre drüber hange
Un mummle d' Wiese wie mit Laidflör ii?
Das isch my Webland, jo, my Land im Dhal,
Wo hunderttausig flinkü Reedli jure,
Wo d' Schifflí zucke dur e Zedel dure,
Wo wiißi Dieche wachse dhüen im Saal.

Rebland un Webland, baidi hant gärn.
Im goldne Wyland dhueni d' Seel erspüre
Im Industryland wiehlt der Wille füre:
Mild über baide schiint der nämlig Stärn.
Us dere hooche Heimeth chunnt der Schii,
Der Hebel segnet Volch und Land doniede,
Er wünscht ys alle Gottis Freud un Friede:
's Rebland un Webland soll my Leblands sy!

Ueber diesem seinem Heimatland am Rhein stehen drei Scheine":

Wenn d' Nacht verwacht im Land am Oberrhy
Se stöhnde nffem blaue Gwölb drei Schii.

E nooche hooche, haiter wie wenns heel isch,
Dasch Basel Schwyzer Freiheit evangelisch —

Mülhuuse zue ne matte Schimmer, wiis,
Do winke Elsis Hochburgund Paris —

Jez ob em Blaue, wo der Himmelpol isch,
Do denkt aim: Fryburg Münster Chrütz katholisch —

Drey Liechtschii wirke haimlig uf ys ine,
Vo alle goht mer keine völlig ii:
Lieb Haimetland am Rhy, wie find I Dyne?
Leng Wy, schenk ii, do sing e Melodii,
Wo d' Sunne lacht un liebi Stärne schyne,
I will in Dir mit mir im Reine sy!

Zwar ist es „schlafendes Volk", aus dem er spricht, das aus ihm spricht.

Mer wüsse wie Der sind
Im schöne Land Altbade:
As Buebe farbeblind
As Burschte Kamerade
As Manne spinnefind
As Alti glich im Schade
Es chunnt vom wälsche Wind!

Gäb Gott se chömmemer z' Gnade
In Chind un Chindeschind!

Der aus den tiefen Bronnen alemannischer Stammeshaftigkeit schöpfende Dichter mag den „wälschen Wind" nicht. Was er wohl damit meint? W. Kapp schrieb in seinem Aufsatz: „Das oberrheinische Alemannentum" (in Heft 4 der Schweizerischen Monatshefte für Politik und Kultur, 1. Jahrg. 1921) davon, daß „es diejenige geistige formierende Macht, die über den badischen Staat von seinem Entstehen her den maßgebendsten Einfluß ausübte, dahin brachte, daß die Instinkte des Volkes nach der rein völkischen Behauptung abgeschwächt wurden." „Der Liberalismus der Dynastie und des Beamtentums hat gewiß Baden zu dem „Musterländle" gemacht", so fährt er fort, „aber hat ihm auch die Richtung gen Westen gegeben, disponierte die gebildeten Schichten zu doktrinaristischer Selbstzufriedenheit und stellte zu einseitig eine rein innervölkische, innerpolitische Front gegen diejenigen her, welche der Durchsetzung des liberalen Prinzips wegen ihrer kirchlichen, religiösen Anschauungen widerstrebten. Dieses antiliberale Element seinerseits wurde durch diesen innerpolitischen Ideenkampf auch wieder von dem volksmäßig Instinkthaften allzusehr in das Kirchliche, das Ultramontane hineingetrieben; Liberalismus und Klerikalismus auf einer Fläche, auf einem Boden, der allem günstig war, nur nicht der ruhigen Erhaltung und Entwicklung naturhaften Volksgefühls." Dies etwa ist es wohl, was der Dichter meint, wenn er das Wort vom „wälschen Wind" ausspricht!

Ein politischer Dichter im engeren Sinn des Wortes ist dieser Dichter wohl nicht; was da manchmal aus ihm herausbricht, kommt aus tieferer Tiefe: aus dem ingrimmigen Hasse des Volksgenossen gegen jene Welt, die den Bauer von seinem Hofe treibt, die den alemannischen Bruder zum Sklaven der Maschine macht, die über dem Reden von „Landtagswahl und Christenpflicht" die Menschlichkeit vergißt. — Die Gedichte sind vor dem Sommer 1914 entstanden. Das Markgräflerland ist inzwischen wieder Grenzland geworden. Der Schein von Westen steht in noch gefährlicherem Glanze am blauen Gewölb, der „wälsche Wind" weht unmittelbarer herein. Ob da nicht dieser Dichter seinem Volke noch gar manches wird zu sagen haben?

* * *

Dieser seiner Heimat und seinem Volke so eng verbundene Mensch, der wie Hebel die heimatliche Natur erlebt und vermenschlicht, dem die Liebe zu den Kindern des Volkes die erschütterndsten Lieder entlockt, ist zugleich ein Mensch von einer außerordentlichen Erlebnisfülle, dem weder das Höchste noch das Tiefste fremd ist, ein Mensch des Weines und der Liebe, ein Mensch Gottes und des Teufels, ein Mensch von zartester seelischer Empfindung und großer geistiger Kraft. „Ich kann alles sein, ein Schwelger und ein Lebensverächter, ein Egoist und ein Menschenbruder, ein Spötter und

ein Anbeter — in einem bin ich so wahr wie im andern." „Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, woran der temperierte Durchschnittsmensch fast nur noch eine Ahnung vom Hörensagen her hat, oder von der Lektüre, das lebt und wogt und streitet sich alles in mir, heute so, morgen anders — und weil ich ein Dichter bin, gebe ich ihm Klang und Gestalt und Wort", so läßt ihn Otto von Greyerz von sich sprechen und fährt fort: „darum zynisch freche Verneinung auf der einen, frommer Kinderglaube auf der anderen Seite des Buches, dort dreckige Gassenschlemperlinge, hier alle Holdseligkeit, deren die Sprache fähig ist."

Und dieser, die Enge und die Weite umfassende Mensch hat — das ist das Erstaunliche — die Fähigkeit, die ganze Fülle seiner Erlebnisse in die Mundart seiner alemannischen Heimat hineinzugießen. Die spröde Mundart ist in seinen Händen weicher Teig, den er nach Belieben formt. Es ist, als ob in diesem einen Alemannen das ganze urtümliche Sprachgut seiner Landschaft zusammengetragen sei und nun als mächtige Quelle hervorsprudele, die allem, was in ihren Bannkreis kommt, den eigenartigen Erdgeschmack verleiht. Kein Ding ist zu hehr, kein Gedanke zu abstrakt, H. Burte findet dafür den gemäßen Ausdruck. Alte Wörter und Wendungen gewinnen in seiner Hand anschauliches Leben; Bilder entstehen von großer Leuchtkraft. An keiner Stelle aber versagt die Mundart, so daß die Schriftsprache durchschiene oder man nach ihr verlangte. Die Mundart erscheint als naturgemäßes Kleid dieser Dichterseele, die sich zugleich als Seele ihres Volkes fühlt:

My gringi Chunst isch wäger nit für Alli!
Doch mengmol mainț: Alli stäcke drinn.
Es isch wies isch: un minesgliche gfalli:
Guet, as es wenig sin.
Chumm, libe Landsma, lies do in mym Wese,
I ha jo vorher glese lang in Dym!
Un bisch der dur stet Maie oder Bäse
Mym heerte gspeerte Rym.
Un wenns die näume überzwerich froge
Ob Du dem Chaibe Buech sy Inhalt chennsch,
Sag numme graduus, bschaide un verwoge:
„Was drin stoht? Halt e Mensch!"

Er ist — sein Geist mag noch so weit ausgreifen, — da zu Hause, wo er zu Hause ist: im Markgräflerland am Rhein. Er ist der direkte Gegenpol des literarischen Aesthetentums, das uns vor dem Kriege von den Großstädten her mit einem Wust rein artistischen, gemeinschaftsfernen, seelen- und blutleeren Geschreibsels überschüttete, ein Dichter, der über der Höhe den Grund nicht unter den Füßen verliert. Der Grund aber, das ist sein Volk. Ueber dieses sein Volk schüttet er das Füllhorn seiner Phantasie und seiner Liebe aus. Und wenn er vom „Ich" redet, so ist dies Ich nicht der Widerpart des Volkes, das Volk ist vielmehr der warme, dunkle Hintergrund, aus dem das Ich sich leuchtend abhebt. Kein Wunder, daß er zur Enthüllung seines Wesens der heimeligen, sinnlichen Volkssprache bedarf. Indem er sein Volk liebt, liebt er sich; indem er sich liebt, liebt er sein Volk. Volk und Ich, sie sind von derselben Süße, bergen dieselben Abgründe. „Volk" ist ihm daher nicht die abstrakte Idee marxistischer oder nationalistischer Phrasendrescher, Volk ist ihm die Gemeinschaft all der durch Blut und Sprache und Landschaft ineinander verhafteten, gläubig miteinander verbundenen Menschen der Heimat und des Vaterlandes. Indem er sein Sein und sein Dichten aus innerstem Drange mit diesen ersten Gegebenheiten verknüpft sein läßt, erscheint er als eines der Kinder einer neuen Zeit deutschen Lebens: der Zeit, in der das deutsche Volk selber aufstehen wird zu handeln, zu reden, zu gestalten durch volkhafte Führer.

„Madlee" heißt das Buch dieses Alemannen. Was will diese geheimnisvolle Ueberschrift? Wir rühren hier an das Innigste und Innerste in diesem Buch und in der Seele dieses Dichters. Der Wein seiner Dichtung sei nicht, so sagt er im Widmungsgedicht, für Leute mit schwachem Magen, sei kein Rosinenwein, kein Krankenwein für Zippertrinchen, aber:

Aliener dief im Lätten unde,
Seller, denk I, wurder munde,
Deere Schwarze Stolze Gfunde =
Madlee, chumm! — I bi kai Ruech =
Dauf mer Du my Heidebuech!
Nitt isch all! — Am Null isch Botte!
Aber Neue sott me trotte,
Ich has gwogt! Bis Du nem Gotte,
Nobli Dodi, won I fuech:
Heiße mueß no Dir my Buech:
Madlee!

Madlee ist die tote Geliebte, nach der die Sehnsucht des Dichters geht. Sie ist seinem Wesen, was dem Acker die Sonne ist. An dieser Sonne entzündet sich seine Dichtkunst:

Wies im glaiten Acher juscht
Under Js un Schnee dhuet chyme,
Sin am Gfühl in myner Brusch
Wörter gwachse, Sätz un Ryme.

Sie ist ihm die eine, die einzige, die ewige Geliebte, deren Tod kein Tod ist. Sie, die Gestorbene, ist allgegenwärtig in plastischer Körperlichkeit:

Zahmi, Wildi, heiß un chalt,
Weichi, Strengi, Armi, Richi,
Hochi, nobli dunkli Gstalt,
Niende fundt meh die Glichi!
Schönschte Baum im Heimetgländ,
Beschti Zucht us eusem Landschlag
Neig di fründli, gimmer d' Händ:
Ewig heilig seig dä Handschlag!

Sie ist ihm aber mehr als dies geworden; alles, was er liebt, wonach er begehrt, ist Madlee; der Odem, der durch Wald, Berg und Tal streicht, er ist ihr Odem; sie ist die Verkörperung von Himmel, Volk und eigener Persönlichkeit. Da sie die Welt verließ, ist sie nicht gestorben; sie ist in die Welt hineingeflossen und bildet ihr innerstes, geheimstes Wesen, den Dichter führend, schützend, geleitend. Aus dieser mystischen Versunkenheit in Geliebte, Volk und Welt zugleich entstand jenes prächtige Gedicht, das auf Seite 200 die Lieder vom Volke beschließt, überleitend zu denen vom Weibe (S. 201 bis 317,) denen der Abschnitt: Gott (S. 318—369) und dann die Lieder vom Ich folgen (S. 372—426).

Denen am Oberrhein, rechts, links und südlich von ihm, ist in Hermann Burte ein lyrischer Dichter geworden, der den Besten genug tun kann. Es zeigt sich in seinem Werke, daß dieses „patois allemand", dem die Franzosen so gern auf der elsässischen Seite die Lebensberechtigung absprechen möchten, da es wirklicher „civilisation", der „civilisation française" im Wege stehe, höchster poetischer Leistung fähig ist.

„Schlafendes Volk" ist aber nicht nur rechts des Rheins, da oben, „schlafendes Volk" ist nicht minder links des Rheins, im elsässischen Oberland, dort, wo der Schein von Westen her nicht nur schreckt, sondern als ein verderblicher Komet steht, der die Fluren verbrennen will. Rechts des Rheins ist ein Wecker erstanden, möge er auch links des Rheins gehört werden!

Wanderlied*)

Von L. W. Voeltzel

Wenn d' im Elsaß wandre gehsch,
Wo die Burje grüesse
Feld un Wald, un wo der Rhin
Rüscht ze dine Füesse,
Mueß din Herz voll Seligkeit
Flamme wie e Brändel,
Het's denn uf der wite Welt
Noch e so e Ländel?

's ladt uns in un loßt uns nit
Sitze, Trüebsal blose,
Un es streut uns Wandersliț
Bluescht un roti Rose.
Alles fangt ze singe an,
Ein Lied nooch em andre,
Nierigs kammer doch e so
Wie im Elsaß wandre. —

*) Aus einer Sammlung „Heimgedenke" (Gedichte in elsässischer Mundart) von L. W. Voeltzel, Kopenhagen. Verlag der Buchhandlung der Evangelischen Gesellschaft in Straßburg.

Aus der Geschichte der Straßburger Münsterglocken.

Von Georg Joessel

Der Verfasser hat unter dem Titel „Die Straßburger Glockengießer und die Straßburger Münsterglocken" eine größere wissenschaftliche Abhandlung fertiggestellt, die in Ausschöpfung des vorhandenen Urkundenstoffs eine kulturpolitisch bedeutsame Einzelfrage aus unserer Heimatgeschichte darstellt. Die nachstehenden Ausführungen geben aus diesen bisher noch unveröffentlichten Ergebnissen liebevoller Heimatforschung einen gedrängten zusammenfassenden Auszug, der unsern Lesern willkommen sein wird. Er ist auf seine Art ein Beitrag zur Legende vom „urfranzösischen" Elsaß.

Die Schriftleitung.

Wechselvoll wie Geschichte und Geschick unseres lieben Münsters ist auch das Schicksal seiner Glocken. Die Stürme, die über den Bau im Laufe der Jahrhunderte hinweggebraust sind, haben auch die Glocken, die tönenden Zungen seines Turmes, mitersaßt. Um nur ein Beispiel der Gemeinsamkeit des Leides zu nennen: die aus Radikalismus und Haß, instinkthaft wohl vor allem aber aus dem wesenhaften Gegensatz erwachsene Vernichtungswut der welschen Revolutionsmänner zu Ende des 18. Jahrhunderts hat sich — und es ist dies leider in unserer Heimat nicht so bekannt, wie es nötig wäre — vor allem gegen den Statuenschmuck des Münsters gerichtet; „abattre les statues", die Statuen herunterschlagen, hatte ja der zynische Befehl gelautet, der dann mit einer grauenhaften Gründlichkeit und einem Eifer befolgt und verwirklicht worden ist, die einer besseren Sache würdig gewesen wären. Das Bauwerk selbst hatten die Eiferer ja damals abtragen wollen, da es sich über das Gleichmaß der Häuser zu sehr erhebe, und diese barbarische Tat ist nur dadurch verhütet worden, daß ein findiger Kopf den dann auch Tatsache gewordenen Gedanken aufbrachte, dem Münsterturm eine riesige blutrote Jakobinermütze überzustülpen! Und in eben jenem Zeitpunkt, der den reichen Schmuck des Münsterbauwerks traf, fiel auch die Mehrzahl der vorhandenen Glocken der Zerstörung anheim.

Als 1789 die französische Revolution begann, hingen im Münster fünfzehn Glocken. Zunächst die noch heute erhaltene „Große Glocke", nach der im Glockenturm des Münsters befindlichen „Erklärung der Glocken" 9000 Kilogramm schwer. Gegossen hat sie Hans Gtemp im Jahre 1427; „Uff Zinstags vor Jakobi apostoli", d. h. am Dienstag vor dem 25. Juli, hatte sie von dem vielen Läuten während der furchtbaren Pestzeit einen Riß bekommen und wurde drum „am Fritags vor Laurenty" (am Freitag, den 10. August) des Jahres 1427 „auf dem Fronhoff vor der Steinhütten" wiedergegossen. Ueber eine zweite Glocke, die „Mittags- und Zwölfterglocke", finden sich keine Quellen. Grandidier berichtet in seinen 1782 zu Straßburg erschienenen „Essais historiques et topographiques sur l'église cathédrale de Strasbourg", sie sei nach einer lateinischen Inschrift 1461 gegossen worden und aus der ehemaligen Dominikaner-, jetzt Neuen Kirche, ins Münster gebracht worden. Die „Rathsglocke", die geläutet wurde, „wenn man zu rath gehen sollte", hatte Gremps Nachfolger, Thomas Jost, 1743 für das Münster gegossen. Die „Beschreibung des Straßburger künstlichen Münsters und dessen Thurms" (Straßburg, Verlegts Franz Anton Häußler, Buchbinder auf dem Kirschmarkt, gedruckt bei Lorenz und Schuler unter den kleinen Gewerbslauben) überliefert uns, daß die Glocke den Spruch trug:

Als man zalt 1473 iar
War K. Friedrich hie offenbar
Da hat mich M. Thomann Jost gegossen
Dem rath zu laeuten unverdrossen.

Etwa gleichaltrig waren die „Nachschlag- oder Sturmglocke" und die „Bet-, Angelus- oder Halberglocke", diese aus dem Jahre 1596 stammend, nach Grandidier und nach Ose's Schab's: „Ausführlichen und Eigendtlichen Beschreibung deß viel künstlichen sehr Kostbaren und in aller Welt berühmten Münsters zu Straßburg" aus dem Jahre 1617 angeblich 1687 umgegossen. Die Betglocke vom Jahre 1571 war nach Dorlisheim verbracht worden. Sie war, wie uns Specklin vermeldet, bestimmt, geläutet zu werden „wan die morgenpredig am werktag aus ist und am Sonntag die mittagpredig und wie man im Münster bete". „Oben herumb" habe gestanden: „Ehre seg gott in der hohe und auf erden friedt und den menschen ein wohlgefallen", und „unden herumb":

Darum hatte man mich gegossen
Daß min stim soll machen unverdrossen
Betten zu gott mit mundt und geist
Derhalben mich die Betglock heist.
Gegossen von Jerg Ammons henden
Auf gott all sachen man soll wenden!

Die „Nachschlagglocke" war 1595 von Meister Hans Jakob Müller als Ersatz für eine 1542 (von Meister Ambrosius) gegossene Glocke gegossen worden, die 1594 infolge der großen Kälte dieses Jahres zersprungen war.

Mit meinem Nachschlag thu ich kundt
Der Wächter sorg tag und nacht rundt
Zu Straßburg hat gegossen mich
Hans Jacob Müller meisterlich
Im Julio fünf und neunzig jar
die Jahrzahl fünfzehnhundert war,

so meldet die Umschrift dieser Glocke, die bis zur Neuregelung des Feuerlöschwesens auch als Sturmglocke diente.

50 Jahre jünger als diese beiden Glocken war die 1643 von Christian Quingelberger gegossene „Meß- oder Silberglocke". „Meßglocke" hieß sie, weil sie nur zweimal im Jahr, nämlich am Anfang und Ende der St. Johann-Messe, also am 24. Juni und 4. Juli zwischen 12 und 1 Uhr geläutet wurde. „Silberglocke" soll sie nach Grandidier deshalb geheißen haben, weil ihr das Volk während des Gusses viel Silber zugefügt habe. Die „Fragmente verschiedener alter Chroniken" bestreiten diese Erklärung; wegen ihres schönen hellen Tons sei sie so genannt worden, den sie aber — Glockengießer Edel, der Vater, versicherte das um die Mitte des 18. Jahrhunderts — von ihrer Dicke hatte, „nicht aber wie man gewöhnlich glaubt, weil während des Schmelzens die leute Sachen von Silber hineingeworfen haben."

Als einzige der zurzeit im Münster hängenden Glocken, deren Gießer nicht einen deutschen Namen trägt, treffen wir alsdann auf die 1691 von César Bonbon und Jean Rosier gegossene „Stundenglocke", so genannt, weil mit ihr die Stunden geschlagen werden. Ueber den Zeitpunkt ihres Gusses gibt es die verschiedensten sich widersprechenden Angaben. In einem Aufsatz in der „Elsässischen Monatsschrift für Geschichte und Volkskunde" nennt Fuchs das Jahr 1372, Grandidier und „Beschreibung" geben das Jahr 1375, Piton 1695. Ich habe mich durch persönlichen Augenschein überzeugt, daß die Angaben 1691 und Bonbon-Rosier die richtigen sind. Eine Urkunde über diese von Franzosen gegossene Glocke gibt es nicht. Gleiches gilt von den beiden „Sechserglöcklein", die nach Grandidier 1749 und 1751 von Bonbon und Rosier umgegossen worden sein sollen.

Als zehnte und elfte Glocke haben wir die zwei „kleinen Feuerglocken" zu zählen, über die auch Grandidier mangels irgendwelcher Urkunden nichts zu sagen weiß. Unklar ist es, ob die Bezeichnung: „Zehner-, Nacht- oder Thorglocke" ein und dieselbe — in unsrer Reihe die zwölfte — Glocke trifft, wie ich annehmen möchte, oder ob Grandidier recht hat, wenn er behauptet, die „Zehner- oder Nachtglocke" sei eine andre als die „Thorglocke". Möglich, daß die 1786 gegossene, bei Edel (in seiner Schrift „Von den Glocken") als „Thorglocke" bezeichnete Glocke eine Nachfolgerin, ein Ersatz für die nach Grandidier 1691 von Bonbon und Rosier gegossene Glocke bedeutete. Die „große" und die „kleine Viertelglocke", Nr. 13 und 14 unsrer Reihe, 1787 gegossen, sind gleich der 1786 von Mathäus Edel III gegossenen „Thorglocke" ein Werk dieses ebengenannten Meisters aus der Glockenfamilie der Edel, meiner Verwandten mütterlicherseits. Den Beschluß der Reihe bildete die „Predigt- oder Sonntagsglocke". Von ihr ist freilich nicht mit Gewißheit zu sagen, ob sie bei Ausbruch der französischen Revolution noch im Münster gehangen hat. Es ist möglich, daß es sich um die 1426 gegossene Glocke gehandelt hat, von der Daniel Specklins „Collectanea in usum Chronici Argentinensis" mit den Worten spricht: „Anno domini 1426 als bischof Ruprecht ordnete die Auslegung der evangelien und ward die prediger glock gegossen ..."

Neun von diesen fünfzehn Glocken wurden während der französischen Revolution teils zu Kanonen, teils zu Kupfergeld eingeschmolzen: die „Mittags- oder Zwölfterglocke", die „Rathsglocke", die „Bet-, Angelus- oder Halberglocke", die „Meß- oder Silberglocke", die beiden „Sechserglöcklein", die beiden „kleinen Feuerglocken" und die „Predigtglocke". Außer einer Notiz in den „Fragmenten verschiedener alten Chroniken", die besagt, daß die „Silberglocke" „anno 1793 ungefähr den 18. september nebst den Glocken anderer Kirchen zu canonen zerschlagen wurde", gibt es dafür freilich keinen direkten Beweis. Aber dafür, daß sie tatsächlich eingeschmolzen worden sind, sprechen einmal die Dekrete der französischen Nationalversammlung aus den Jahren 1791 bis 1794, die befahlen, alle Glocken, die nicht „schlechterdings notwendig wären, um die öffentlichen Zeichen zu geben", seien in die Münzstätte und das Straßburger Zeughaus abzuliefern, und die das Läuten der Glocken nur noch zu bürgerlichen Zwecken erlaubten, und dann die Tatsache, daß nach der Revolution die Glocken, die nur kirchlichen Zwecken dienten, neu gegossen wurden, so die „Bet-, Angelus- oder Halberglocke" und die „Predigtglocke", und schließlich doch auch, daß keinerlei Anhaltspunkte dafür vorliegen, wo die Glocken, die nicht wiedergegossen wurden, so die „Rathsglocke", die „kleinen Feuerglocken", die „Sechserglöcklein", hingekommen sein mögen.

Den „patriotischen" Zeitungsschreibern in der Heimat, die mit gut geheuchelter Entrüstung über die deutschen „Barbaren" lamentieren, die im Weltkriege die friedlichen Glocken „entführt" — ganz Geschmackvolle sagen: „gestohlen" — haben, um sie „ihrem verbrecherischen Imperialismus dienstbar zu machen", möchte ich dieses Beispiel französischen „Glockenraubs" angelegentlich zur Beachtung empfehlen. Für die „bons Alsaciens" beginnt die Weltgeschichte bequemlichkeitshalber mit der französischen Revolution und Napoleon; es reicht also gerade, daß sie sich auch noch um diese geschichtlichen Tatsachen kümmern!

Von den nach der Revolution gegossenen drei Glocken sind drei von Mathäus Edel III im Jahre 1806 gegossen: zwei als Ersatz für die eingeschmolzene „Predigt- oder Sonntagsglocke" und „Betglocke", dazu die „Dreiviertelglocke". Ihren Namen hat sie daher, daß sie u. a. je um 8¾ und 2¾ Uhr das Gebet zu Amt und Vesper einläutet.

Die „halber Glock" zersprang 1814; sie wurde im gleichen Jahre von meinem Urgroßvater mütterlicherseits Johann Ludwig Edel umgegossen. Sie ist damit die jüngste der neun Glocken, die gegenwärtig im Münster hängen.

Die Geschichte der Glocken des Straßburger Münsters spricht eine deutliche Sprache: deutsch waren alle diese Gießer durch die Jahrhunderte hindurch; der kleine Einschlag von Welschtum, der uns mit den Namen Bonbon und Rosier begegnet ist, ändert daran nichts. Mit ihrem ehernen Munde rufen die Glocken ins Land hinein: Elsaß, willst du dir rauben lassen, was sich dir in Jahrhunderten als das Wesen deines Selbst aufgezeigt und in den besten deiner Söhne immer aufs neue bewährt hat? Willst du verleugnen, daß Deutschsein dein Wesen, Deutschbleiben deine Rettung ist? Gedenke, daß Natur sich nicht spotten läßt. Wenn du dich feige selbst aufgibst, so verdienst du, daß dich alle Kraft verläßt, daß du lau und saftlos dahinkriechst, zu Boden gedrückt von der eigenen Schande, entnervt von der Heuchelei, die du dir aufzwingen ließest, verachtet von der Welt, verachtet von dir selbst, gequält von der Unruhe des mißachteten Blutes! Gedenke deiner Vergangenheit! Und bekenne, wer du bist! Sei stolz! Sei treu! Dann wirst du frei!"

Ein Brief aus der Heimat.

. . . . . , den 25. Februar

Min liewer Dokter!

I kann nix derfor, awer i mueß der ou emol schriewe, wyl mers in de Finger juckt — es juckt eim wirkli oft, un deno möcht mer uff dr Söij furt, wyl keen Buerscht im Stall isch. Also! Verbotte bisch im Land der Freyheit! Wo i des gelääse hab, hawi gsunge wie d'camelots als in Paris: „En voulez-vous des homards? Oh! les sales bêtes qui ont la queue dans la boue! Brrr! Brrr!"

Un deno hawi zue mim fils, der mer meineidigi Reprosche gemacht het, aß i so Dings schrieb, gsaat: Due verstehsch jo gar ken franzeesch; des heißt jo ze ditsch: „Mamme, stell de Babbe uff de Disch, d' Soldate kumme un dr Dokter isch do!" Un due wurschs au so iwersetze, un so heißt's; punktum! Na, i hab nix drgeije, bin Blättl isch numme rot-wiß mit schwarze Buechstawe. Un due de Broote? Awer weisch! D' Kranke un bsunders kranki Kinder kreije Milch un Zuckerwasser mit Eau de fleurs d' oranges, un dü verzapfisch glich Kraft - Fleischbrueij vun 50 Pfund Rindfleisch. Un des kenne so kleini Maijele noch nit vertrawe. Die arme Därmelei! Die kennte d' schnell Käthrin kreije! - Awer unserm Hues gschmeckt die Brueij - e gsundi Soldatekoscht - Ratatouille, sawe d' Franzose. Mach numme so furt, no kummts allewyl besser, un i schrib dr au emol widder. For desmol mueß i din Blättl andichte.

Salut

din Landsmann Modele

Verbotte!

Im Land dr Freiheit bisch verbotte!
Eh bien, mon cher, c'est bien cocasse!
Vive d'liberté! klingts lütt noch Notte
Un hinterum lies d'scheensi Grimace.
La vérité dhuet sie nur störe,
Denn d' Welsche hoere nit gern ditsch.
Die keltisch Sproch gilts ze vermehre
Mit „Nun de Dié" un „haidebritsch."
Isch Lisäle nit a keltischer Namme?
„Chère, douce Lisäle, embrassez-moi!
„Horch, Lissel, horch! i schlaa di zamme,
Wenn denne Kaib tu embrasseras!"

Mit Maidle sin sie nit verläije;
Der Hunni isch potenze - fuess -
„I glaab, Schakob, mer kreije Raije,
E Barbli her for des Gemues."
Doch Männerwort un Männertate
Un Männerehr sie kenne nit.
„Weisch, Schakob, i hab starik gelade
Uff die Sort honorabli Litt."
Drum bliwe ditsch mer! Innewendi
E heimli, heili, klaan Kapell,
Wo d' Goldе—n—Ampel brennt beständi
Im Elsaß — Ewi—Lichtergstell!

Im Land dr Freiheit bisch verbotte!
Dhuen d' Hoor nit me uff dinere Glatz?
Dr Franke sinkt un sinkt noch Notte,
Jetzt, Liberté! Was machsch for e Fratz?

Bücherbesprechungen.

Jakob Beyhl, „Tausend Jahre Franzosenpolitik". 3. Aufl., Verlag von R. Oldenburg, München und Berlin, 1924, 37 Seiten, 50 Pf.

Das Wort eines hervorragenden Franzosen, des Geschichtsschreibers Camille Rousset (1864—1876 Archivar des Kriegsministeriums, 1871 in die Académie Française gewählt) aus dem dritten Band seiner Geschichte Louvois': „Kein Volk hat seit den Römern eine solche Leidenschaft für Eroberungen an den Tag gelegt wie das unsere. Mögen sie gerecht sein oder ungerecht, vernünftig oder toll, folgenreich oder unfruchtbar, es kümmert sich nur wenig darum. Was die Bevölkerung der zur Eroberung ins Auge gefaßten Gebiete über den Eroberer und seinen Plan denkt, beunruhigt es nicht einen Augenblick. In der Eroberung sieht es nur den Erfolg des Augenblicks, eine Erweiterung seiner Grenzen, eine Genugtuung für seinen Dünkel." ... dieses französische Bekenntnis könnte das Motto für die ganz ausgezeichnete kleine Schrift Beyhls abgeben, die in lebendiger Schilderung Tatsache an Tatsache, Zeugnis an Zeugnis reiht, ein geschichtliches Material vor uns ausbreitet, das auch dem, der all dies zu wissen glaubte, mit überraschend Neuem zu fesseln weiß. Es wäre zu wünschen, daß diese lehrreiche, willkommene Ergänzung zu der Schrift von Dr. Fr. König „Welsch oder Deutsch!", die das Thema in anderer Form und von anderen Gesichtspunkten behandelt, in weitestem Umfang Allgemeinbesitz nicht nur Deutscher, sondern vor allem auch ausländischer Kreise werden möchte. Sie verdient wahrlich das allergrößte Interesse. Daß sie volkstümlich anschaulich geschrieben ist, verdient besondere Anerkennung in einer Zeit wie der unsrigen, die geschichtliche Erkenntnis nur dann fruchtbar zu gestalten vermag, wenn die breitesten Massen Einheitlichkeit der Gesinnung aufbringen.

Beyhl hat seiner Schrift ein gutes Literaturverzeichnis angefügt, das in drei Abschnitten die bedeutsamsten Erscheinungen „zur französischen Eroberungspolitik gegen Deutschland",

„über die französischen Kriegsziele vor und nach dem Weltkrieg" und „zur französischen Rhein- und Ruhrpolitik" verzeichnet.

Einen gewissen Ersatz für ein stärkeres Eingehen auf den Inhalt der Beyhlschen Ausführungen möge die Angabe des Aufbaus der Broschüre geben: Der Grundgedanke. Peter Dubois. Frankreich will Deutschlands Ohnmacht. Im Kampf gegen die habsburgische Weltmacht. Der Raub von Elsaß und Lothringen. Frankreich will die Gewalt an Rhein und Ruhr.

Besonders ausführlich gehalten und für uns Elsässer und Lothringer natürlich von besonderem Interesse ist der Abschnitt „Der Raub von Elsaß und Lothringen". Er bringt auch uns vielerlei Neues und bezeugt, wie umfassend das Wissen des Verfassers auch gerade über diesen Ausschnitt des ganzen Problems ist. Dankenswerterweise ist hier beispielsweise auch der Eindruck des ersten Verlustes des Elsasses an die Welschen an Hand von zeitgenössischen Aeußerungen aufgezeigt. Ein kleines, wenig bekanntes Volkslied auf den Raub Straßburgs, das Beyhl anführt, möchten wir auch hier kurz wiedergeben: Es nennt sich „Straßburg schachmatt" und läßt die vergewaltigte Stadt also klagen: „Ach was neu's Weheklagen / Erhebt sich an dem Rhein! / Teutschland, darfst nit viel fragen, / Die Stimm ist leider mein, / Kann nur nit laut gnug schreien, / Es zittert an mir all's — / Der mich hat wollen freien, / Halt's Messer mir an Hals ... / ... Nicht mehr mich Straßburg nennet, / Strasburg muß heißen ich ... / Freiheit, Reichtum und Namen, / Ist alles nun Schabab / Und liegt am Rhein beisammen / Lebend in einem Grab. / Muß schweigen, muß verbeißen, / Darf reden teutsch nit mehr. / O Rhein tu mich hinreißen, / O daß ich nimmer wär!"

Dem Gedächtnis seiner zwei Söhne Helmut und Otto, „gestorben fürs Vaterland auf treuer Grenzwacht in den Vogesen", widmet der Verfasser sein Schriftchen. Wir wünschen ihm viele aufmerksame Leser unter unsern Landsleuten — auf beiden Seiten des Rheins.

J. K.

* * *

Dr. Gottfried Fittbogen. Was jeder Deutsche vom Grenz- und Ausland-Deutschtum wissen muß. München und Berlin 1924, Verlag von R. Oldenbourg. Mit 2 Karten im Text. Brosch. 1.— M. — Auf 64 Seiten gibt das Büchlein in äußerst übersichtlicher Form einen Ueberblick über die Lage der Deutschen im deutschen Sprachgebiet [I. Die unveränderten Gruppen (Schweiz, Luxemburg, Alt-Belgien, Liechtenstein), II. die von Deutschland abgetretenen Gebiete (Elsaß-Lothringen, Eupen-Malmedy-Monschau, Nordschleswig, Freie Stadt Danzig, Memelgebiet usw.), III. der Anteil der Nachfolgestaaten Oesterreichs und Ungarns am deutschen Sprachgebiet (Deutschösterreich, Tschechoslowakei, Italien)] und außerhalb des geschlossenen Sprachgebiets [I. die Nachfolgestaaten Oesterreichs und Ungarns (Ungarn, Südslawien, Rumänien), II. die Nachfolgestaaten Rußlands (Lettland und Estland, Sowjet-Rußland und Ukraine, Polen), III. die außereuropäischen Erdteile (Vereinigte Staaten von Amerika, Brasilien, Chile usw.)]. Kurze geschichtliche Einführung in die Geschichte der einzelnen Deutschtumsgruppen verbindet sich jeweils mit statistischen Angaben, aus denen die Vermischung mit anderem Volkstum deutlich wird. Entsprechend dem Bestreben des „Vereins für das Deutschtum im Ausland" — in dessen Auftrag die Schrift herausgegeben worden ist — „das unmittelbare Zusammengehörigkeitsgefühl zum Gemeingut aller Deutschen ohne Ansehen der Staatsgrenzen zu machen", ist das Schriftchen auf die Bedürfnisse breitester Kreise, insbesondere auch des Unterrichts in der Schule, eingestellt, eignet sich aber auch gut als handliches Nachschlagewerkchen für den Tagesgebrauch eines jeden, der mit Deutschtumsfragen zu tun hat. Dieser Art gibt Fittbogens neue Zusammenstellung eine willkommene Ergänzung seiner letztjährigen Einführung in die Literatur über die Grenz- und Auslanddeutschen (15 S., Dessau 1923, Verlag C. Dünnhaupt): „Wie lerne ich die Grenz- und Auslanddeutschen kennen?" — Ueber Elsaß-Lothringen unterrichten die Abschnitte „Die Besitzergreifung", „Die Fremdherrschaft", „Die Wiedervereinigung mit Deutschland", „Nach dem Kriege". (S. 11—15.) Die Darstellung dieser Verhältnisse, die wir besonders gut beurteilen können, ist vorzüglich und von großer Sachlichkeit, gut vor allem die verständnisvolle Schilderung der seelischen Entwicklung in der ersten Franzosenzeit.

—l.

* * *

Eingelaufene Schriften.

(Besprechung vorbehalten).

Erich Klostermann, Vierhundert Jahre Straßburger Universität. (Rede bei der Feier der Reichsgründung am 18. Januar 1923.) Herausgegeben mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Erschienen in den Sammlung „Schriften der Universität Münster i. W." 21 Seiten.

Friedrich Wolters und Walter Elze, Stimmen des Rheines. Ein Lesebuch für die Deutschen. Aus der Sammlung „Werke der Schau und Forschung aus dem Kreise der Blätter für die Kunst". Verlag von Ferdinand Hirt, Breslau 1923. 320 Seiten. In Halbleinen 12,50 GM.

Peter Weber, Aus der Tiefe rufe ich... Das deutsche Erwachen. Verlag von Gebr. Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin 1923. 181 Seiten. Geheftet 3 GM, gebdn. 4 GM

Prof. Dr. W. Vogel, Frankreichs Länderraub seit 1000 Jahren. Dargestellt in 10 Karten. Verlag des Deutschen Schutzbundes, Berlin W. 30.

Oskar Sänger, Nißma, Krs. Zeitz. Rhein und Ruhr. Ein Volksstück in vier Aufzügen (vier Bildern). Zu beziehen vom Verfasser

Brücken führen über den Rhein, Brücken und keine Lafetten. Von einer Französin. Drei Sonnen Verlag Leipzig, 61 Seiten

Presseschau.

Albert Schweitzer nach dem Kongo abgereist.

Es wird unsere Leser interessieren zu hören, daß nach einer Mitteilung, die u. a. der „Elsässer Kurier" gebracht hat, unser Landsmann Prof. Dr. Dr. D. Albert Schweitzer wiederum nach Afrika gereist ist, um seine aus hohem Idealismus erwachsene ärztliche Missionsarbeit, die durch den Krieg unterbrochen worden war, wiederum aufzunehmen. Auch unsere allerbesten Wünsche begleiten ihn und sein Werk!

Das Urteil gegen den Neutralisten Ley rechtskräftig.

Die elsaß-lothringischen Blätter melden, daß die Revision des Urteils gegen Ley verworfen und damit die Verurteilung rechtskräftig geworden ist. „Ley muß also seine Strafe absitzen", bemerkt dazu ein elsässisches Blatt. Geschmackvoll! Auf einen Brief, den Ley an den Herausgeber der Straßburger „République", Camille Dahlet, gerichtet hat, und dessen Wortlaut uns — im Gegensatz zu einem Brief des rheinischen „Separatisten" Matthes, der sich gerade am gleichen Tage an Dahlet gewandt hatte — leider nicht mitgeteilt wird, hat die „République" mit einem Aufsatz „Separatistenbriefe" geantwortet. Wir erwähnen daraus, daß er mit der Aufforderung an das „Echo d'Alsace" endet, dieses möge sich doch nun auch dafür einsetzen, daß dieser elsässische Separatist begnadigt werde. Man könne doch nicht gut einen rheinischen Separatismus in alle Himmel erheben und einen elsässischen Separatisten als Ausgeburt der Hölle verdammen! Daß man das sehr wohl kann, und zwar ohne der Lächerlichkeit zu verfallen, beweist die Tatsache, daß Herr Haenggi, der „Echo"-Mann, seine Ansicht noch nicht revidiert hat. (Wir verweisen im übrigen auf die „Politische Rundschau" unseres Januarhestes 1924, worin zu dem Prozeß Ley eingehend Stellung genommen ist.)

„Assimilation."

„Der Elsässer" vom 26. Februar bringt in einem bemerkenswert scharf gehaltenen Leitaufsatz „Paris und Straßburg" eine Reihe von Dingen zur Sprache, die ihm zur Erklärung geeignet erscheinen, weshalb man allenthalben in den einheimischen Kreisen mit Grauen an den Zeitpunkt denkt, da man völlig und rettungslos von der Allmacht von Paris abhängig sein werde.

„Immer noch schleichen allerlei Gerüchte durch die Oeffentlichkeit, die zeigen, daß die Klagen über die von Paris aus durch Desorganisierung unserer lokalen Verwaltung in unser Land hineingetragene administrative Mißwirtschaft noch weit davon entfernt sind, ihren Gegenstand zu verlieren. Es wird im Gegenteil immer schlimmer statt besser, und die Folgen bleiben nicht aus. Wer heute in der Lage ist, ins Land hinauszuhören, der ist erschreckt über das Maß von Mißstimmung, das sich vielfach aufgehäuft hat, weil in diesen Zeiten einer ausnahmsweisen Belastungsprobe des Vertrauens durch die allgemeine Politik eine verknöcherte Bürokratie noch fortfährt, mit ihren Rankünen gegen bestehende Gesetze und mit der Verschleppung oder Anzweiflung berechtigter Ansprüche. Darum muß über diese Dinge einmal in aller Offenheit und Rückhaltlosigkeit geredet werden, nicht im Gegensatz zu der hier stets eingenommenen politischen Haltung, sondern gerade deswegen, um diese Haltung weiter erfolgreich einnehmen zu können (!).

Beginnen wir schlicht und recht mit der Aufzählung der Tatsachen, die seit Jahresanfang auf diesem traurigen Blatte unserer Geschichte verzeichnet werden mußten. Ende Januar verweigerte das

Finanzministerium in Paris noch den Gendarmen in unseren Departements die Auszahlung der Wohnungsentschädigung für Dezember, natürlich auch für Januar. Gleichzeitig wurde im Conseil consultatif festgestellt, daß die Auszahlung der Sprachenzulage an unsere lokalen Beamten und überhaupt die Durchführung des Beamtenstatuts ebenfalls in Paris, und zwar wiederum im Finanzministerium, aber auch im Ministerium des Innern, demselben Widerstand begegnete. Zu Anfang Februar reklamierten die Arbeiter der Wasser- und Kanalbauverhaltung, daß ihnen seit Mitte Januar kein Lohn mehr gezahlt worden sei. Wir müssen gestehen, daß es auch unserm Geschmack durchaus nicht entspricht, wenn es eine Verwaltung darauf ankommen läßt, von ihren Arbeitern als säumiger Lohnzahler in öffentlichen Sprechsaalartikeln herumgezogen zu werden."

Erzählt werde, daß der Generalkommissar Alapetite mit seinem Generalsekretär Cacaud eigens nach Paris gereist sei, um über diese Beamtenfragen und besonders auch über die endliche Durchführung des Beamtenstatuts zu verhandeln, daß er sogar seine Demission angeboten habe, „alles in dem Bemühen, diese unglaublichen Dinge aus der Welt zu schaffen". „Um es zu dem in jener Meldung angedeuteten öffentlichen Konflikt in der Verwaltung kommen zu lassen, dazu ist selbstverständlich Herr Alapetite zu viel Staatsmann. Aber man braucht nur den Gedanken an die Möglichkeits eines Konfliktes auf diesem Boden hier, der für solche Dinge von jeher ein gewaltiger Resonanzboden war (!), ins Auge zu fassen, um mit Schaudern den Abgrund zu erkennen, an dessen Rand uns die Verblendung und Anmaßung der Pariser Bürokratie geführt hat, indem sie sich unseren Forderungen selbst in den bescheidenen Umfang, in welchem sie durch formelle Gesetze wie z. B. jenes über das Ueberganysregime oder jenes über das Statut der Beamten erfüllt worden sind, hartnäckig verschließt. Gar nicht zu reden von der Unmenge von Dekretentexten über unsere Sozialversicherungen, die vom Conseil consultatif durchgearbeitet und angenommen wurden, in Paris aber seit Jahr und Tag darauf warten, daß das zuständige Ministerium seine Pflicht tut und sie dem Präsidenten der Republik zur Unterschrift vorlegt."

In rein formalistischer Paragraphenargumentation bestreite man heute in Paris sogar jetzt schon den vom Generalkommissariat ernannten Beamten ihre Beamtenqualität, und die Folge sei, daß man bereits in einheimischen Blättern lesen könne, „in den Ministerien scheine man die Unterschriften der Herren Alapetite und Millerand als Fetzen Papier zu betrachten".

„Das Volk hat ein sehr entwickeltes Empfinden für seine Forderungen und läßt sie sich durch bürokratische Verschleppungsmanöver am allerwenigsten verleiden.... Es wäre ein äußerst unpolitisches Verhalten, am Vorabend der allgemeinen Wahl nicht auf die Gefahr hinzuweisen, die für den Erfolg der bisherigen elsässischen Politik in der Kammer durch diese unbegreifliche Verblendung der Pariser Bürokratie von Tag zu Tag drohender heraufbeschworen wird. Es steht wahrhaft Höheres auf dem Spiel als die Paragraphen und die fruchtlosen, hartnäckigen Disputationen darüber. Man denke nur nicht, unsere einheimischen Beamten als Quantité négligeable behandeln zu können."

Und dann kommt ein Appell an die Einsicht der Pariser Herren, der recht sehr an die Mahnung im vergangenen Jahre erinnert, wo Herr Michel Walter auch im „Elsässer" erklärte, die elsaß-lothringischen Députés hätten doch so brav für die allerchauvinistischsten Dinge gestimmt, und zwar oft so, daß es recht schwer gewesen sei, es denen daheim im Lande mundgerecht zu machen, daß man aber doch nun auch die Gegendienste der Regierung erwarten könne bezüglich der speziellen einheimischen Fragen und Wünsche. So heißt es denn jetzt wieder mit einer beschwörenden Handbewegung: „Es ist Zeit, höchste Zeit, daß der Pariser Unfug ein Ende nimmt. Unsere Partei hat von Anfang an loyal mit der Verwaltung zusammengearbeitet, aber unter der Bedingung, daß nicht ihre Wähler durch eine bald unabsehbare Kette von administrativen Mißgriffen, die in offenem Gegensatz zu den Straßburger Instanzen von Paris aus verübt wurden, künstlich und überflüssig verärgert und kopfscheu gemacht werden. Das Beschwerdenregister ist lang geworden, aber nicht durch unsere Schuld. Woher soll das Vertrauen des Volkes zu seinen Abgeordneten kommen, wenn die von diesen beschlossenen Gesetze der Willkür heute dieses und morgen jenes Ministeriums ausgesetzt sind! Darum sorge man in Paris für Reparation dessen, was durch Paris im Elsaß gefehlt und verdorben worden ist. Aber bald und gründlich, denn so wie bisher kann es nicht weitergehen."

Nun werden die Herren in Paris aber zusammenzucken! Denne hammer's gsaat!

In diesem Zusammenhang sei von zwei neuen Dekreten des Präsidenten der französischen Republik berichtet, die die „Angleichung" des inner-französischen und lokalen Rechts weiterführen:

Das erste Dekret, veröffentlicht im „Journal officiel" vom 13. Februar, betrifft die Neuverteilung der Polizei- und Schullasten in Elsaß-Lothringen. Die auf Grund des geltenden Gemeinderechts stärkere Belastung der städtischen Budgets — bedingt durch die gegenüber Frankreich größere Dezentralisierung der Verwaltung — soll dadurch gemildert werden.

Laut „Mülhauser Tagblatt" vom 20. Februar bestimmt das Dekret, daß „entsprechend dem Gesetze vom 28. Pluviose des Jahres VIII" — das Gesetz stammt immerhin aus der Zeit nach Christi Geburt! — alle Gemeinden mit über 5000 Einwohnern verpflichtet sind, einen Polizeikommissar zu halten, der ernannt wird von den staatlichen Behörden. Das Gehalt dieses Polizeikommissars geht zu Lasten der Gemeinden. Für die Städte Metz, Straßburg und Mülhausen, welche bisher ihre Polizei nicht bezahlten, wird ein besonderes Regime geschaffen, wie es bereits für einzelne französische Städte besteht. Das Dekret legt ihnen nicht die gesamten Polizeikosten zur Last. Sie werden in Zukunft dem Staate nur 30 Prozent der ordentlichen Polizeiausgaben zu erstatten haben, welche in ihrem Budget für das Jahr 1919 vorgesehen waren, und die Hälfte der Mehrausgaben. Die genaue Summe wird jährlich vom Minister des Innern und vom Finanzminister gemeinschaftlich festgelegt.

Künftighin wird der Staat das ganze Gehalt des Elementar- und Kleinkinderschulpersonals bezahlen.

Zu Lasten des Departements werden sein die Unterhaltung der Lehrer- und Lehrerinnenseminarien und ihrer Einrichtung, Unterhaltung der Büroräumlichkeiten und sonstigen sachlichen Aufwendungen der Inspection académique. Die Gemeinden haben aufzukommen für die „Indemnité de résidence" des Elementarschulpersonals, für dessen Wohnungen bzw. Wohnungsentschädigung, für Heizung und Beleuchtung der Schulen, für Ankauf und Unterhaltung des Schulmobiliars und für Reinigung.

Nicht eingeführt wird die französische Schulgeldfreiheit; die Gemeinden werden weiterhin berechtigt sein, Schulgeld zu erheben.

Aus dem geltenden Recht (Gesetze vom 11. Dezbr. 1909 und vom 21. Juni 1913) bleiben einzelne Bestimmungen in Kraft, so das Recht der Lehrpersonen des „Cadre local" auf Alterszulagen, das Recht der Lehrpersonen und ihrer Angehörigen auf das Gnadenquartal und auf alle Rechte aus dem Beamtenstatut. Beibehalten bleibt auch die Bestimmung, wonach die Wohnungsentschädigungen nach den örtlichen Verhältnissen durch die Gemeinderäte festgesetzt werden. Die Gemeinden dürfen auch weiterhin Ortszulagen gewähren, doch dürfen diese nicht pensionsberechtigt sein. Schließlich ist noch vorgesehen, daß der Minister der Finanzen jeweils durch Dekret festsetzt, in welchem Verhältnis die Zuschlagscentimes der elsaß-lothringischen Gemeinden für die Bemessung der vom Staate den Gemeinden und Departements zu gewährenden Subventionen den Zuschlagscentimes der innerfranzösischen Gemeinden gleichzusetzen sind.

Das zweite Dekret ist am 15. Februar im „Journal officiel" veröffentlicht worden und betrifft die Einführung der französischen Handelskammergesetze in Elsaß-Lothringen. Aus dem Inhalt erwähnen wir, — nach einer Mitteilung des „Metzer Freien Journals" vom 2./3. März — daß nach Art. 1 die gesamte französische Gesetzgebung über die Handelskammern, insbesondere die Gesetze vom 9. April 1898 und vom 19. Februar 1908, betr. die Handelskammern und die beratenden Gewerbekammern (chambres consultatives des arts et manufactures), in Elsaß-Lothringen eingeführt werden, insbesondere auch die Bestimmung des 1923 erlassenen Gesetzes, wonach auf allen Geschäftspapieren, Rechnungen usw. der Handeltreibenden die Angabe der Eintragung ins Handelsregister vorgeschrieben ist. Uebergangsvorschriften bestimmen, daß die im Amt befindlichen Mitglieder der Handelskammern von Colmar, Metz, Mülhausen und Straßburg im Amt verbleiben, daß die Eintragung in die Heberolle der lokalen Gewerbesteuer die Eintragung in die Heberolle der „Patente" ersetzt, und daß bis zum Ablauf von 12 Monaten nach Einführung des französischen Handelsrechts die Eintragung in das lokale Handelsregister der Eintragung in das durch Gesetz vom 18. März 1919 eingeführte Handelsregister gleichsteht. — Sondervorschriften regeln die Deckung der Ausgaben der Kammern, die Vorlegung der Budgets usw.

Das Verwaltungsgericht von Elsaß-Lothringen übt die Funktionen aus, die nach dem französischen Recht den „Präfekturräten" zustehen.

Das Dekret hat rückwirkende Kraft vom 1. Januar 1924; entsprechend dem geltenden Recht soll es den Kammern zur Ratifikation vorgelegt werden.

„Ich soll nicht deutsch sprechen."

„Vom Lande" schreibt ein Leser der „République" in Straßburg über einen bezeichnenden Vorgang in recht boshaft-spöttischem Ton.

„Die Sprachenfrage ist nicht mehr aktuell. Sie ist kein Problem mehr, die Schulverwaltung hat die Lösung gefunden. Welches sind die Folgen der Lösung, die wir alle kennen? Unsere elsässischen und lothringischen Rekruten sind heute erstaunt über den relativ hohen Prozentsatz von Analphabeten, den sie unter innerfranzösischen Kameraden antreffen. In fünfzehn Jahren werden sie nicht mehr erstaunt sein. Die Assimilierung wird sich dann auch auf diesem Gebiet vollzogen haben. (!!).

Interessant ist, wie unsere Dorfkinder auf die von der Schulverwaltung gefundene Lösung des Sprachenproblems reagieren. Ich traf in einem Haus ein zehnjähriges Mädchen, das mit fließender Feder unzählige Male den gleichen Satz: „Je ne dois pas parler allemand" auf lange Papierstreifen schrieb. (Unser Gewährsmann hat seinem Eingesandt an uns eine Seite des Originals der Strafarbeit beigelegt. Die Red. der „Rép.".) Diese Strafarbeit, erklärte mir das Mädchen, war nicht für schon oegangene Sprachsünden bestimmt, sondern war als eine Vorsichtsmaßregel für noch zu begehende Verstöße gegen den Gebrauch der offiziellen Sprache gedacht. Man wird unwillkürlich an den Ritter aus der Reformationszeit erinnert, der sich Ablaß kaufte, um einem reisenden Kaufmann die Wagen ausmausen zu können. Nun, mit derselben Seelenruhe und Sicherheit, mit der der Ritter im Schutze seines Ablaßzettels seine Untaten verübte, wird dieses Mädchen auch hinter seinen „Je ne dois pas parler allemand"-Zettel verschanzt in Zukunft die verbotene Muttersprache sprechen. (Denn mit dem „allemand" ist selbstverständlich das Elsässische gemeint.) So wird die Heuchelei auch auf diesem Gebiet großgezogen.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß der Landwirtschaftsminister einmal unser Dorf besucht. Er wird dann Heuspeicher, Viehställe und im Anschluß daran vielleicht auch die Schule besichtigen. Der Stalldunst und der Jauchegeruch werden seinen Riechorganen denselben ungewohnten und unangenehmen Eindruck machen wie der harte elsässische Sprachakzent in der Schule seinen Hörorganen. Aber mit derselben undurchdringlichen Miene wird er auch das Aussehen des Simmenthaler Zuchtstieres und die Fortschritte der Kinder im Französischen loben."

Ein neues Geschichtswerk über Straßburg.

In der „République" vom 4. März findet sich die Nachricht, daß die „Bibliothèque universitaire et régionale", wie die frühere „Universitäts- und Landesbibliothek" jetzt heißt, ein Manuskript erworben habe, „das unter dem Titel „Argentorhat-Argentoratum-Strazzeburgum" einen Ueberblick über die Hauptbegebenheiten der Gründung, Entwicklung und Geschichte der Stadt Straßburg bietet und sich durch die Schärfe des Urteils auszeichnet. Neu ist darin die Erklärung des Namens Argentorhat, den der Verfasser, Eduard Halter, ehemaliger Sekretär der Bibliothek, auf Grund seiner keltischen Spezialstudien zergliedert und mit Belegen bekräftigend endgültig in seiner Bedeutung feststellt." — Hoffentlich wird die Arbeit durch Druckegung der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht.

Ein Verlust für den elsässischen Kunstbesitz.

Die „Straßburger Neue Zeitung" berichtete am 22. Februar, daß eine elsässische Kunstsammlung außer Landes verkauft worden sei. Es handelt sich um die bedeutendste und wertvollste Kunst- und Altertümersammlung, die in unserer Heimat je gebildet wurde. Sie wurde vor Jahrzehnten von dem Industriellen Georges Spetz in Isenheim angelegt. Der Hauptwert der Sammlung besteht in den zahlreichen elsässischen Kunstwerken des 15. und 16. Jahrhunderts, die zumeist aus der Umgegend von Colmar stammen. Das Hauptstück der Sammlung ist die „Madonna von Isenheim", wohl die beste elsässische Holzplastik. Auch sonst finden sich in der Sammlung wertvolle Skulpturen aus Rufach, Marbach, Isenheim usw. Unter den Goldschmiedearbeiten, Glasarbeiten, Zinnarbeiten, Fayencen, Porzellanen und Möbeln der Sammlung fanden sich auch mancherlei nicht-elsässische Gegenstände, deren Verlust nicht so schmerzlich ist. Spetz hatte sich immer mit dem Gedanken getragen, die Sammlung einheimischen öffentlichen Museen zu erhalten; er starb aber während des Krieges plötzlich, ohne seine Absicht verwirklicht zu haben. Weil Spetz's Erben in Frankreich wohnten, wurde die Sammlung unter Zwangsverwaltung gestellt. Der Stadt Colmar, die sich begreiflicherweise für die Kunstschätze interessierte, wurde erlaubt, ein in ihrem Besitz befindliches Rembrandtbild zu veräußern, um die Mittel zum Erwerb der Sammlung Spetz zu erhalten. Nun kam der Waffenstillstand, der Kauf wurde französischerseits annulliert, und so hatte Colmar weder seinen Rembrandt noch die erstrebte Sammlung.

Die Verhandlungen mit den Erben, die die vergangenen Jahre hindurch geführt wurden, zerschlugen sich an zu hohen Forderungen der Besitzer. Neben elsässischen Museen und Kunstfreunden hatten sich zuletzt für einzelne Stücke der Sammlung auch die Verwaltung des „Louvre" in Paris interessiert. Die Sammlung, die in der Stadtbibliothek Schlettstadt öffentlich zugänglich war, ist nunmehr an einen in Frankreich ansässigen Schweizer veräußert worden und geht damit der Heimat bedauerlicherweise verloren.

Der Stand der Wiederaufbauarbeiten im Oberelsaß.

Nach dem Bericht des „Mülhauser Tagblatts" vom 3. März über eine Sitzung der „Société Coopérative de Reconstruction de Mulhouse et Environs" kann diese Wiederaufbaugenossenschaften hoffen, im Laufe dieses Jahres in ihrem Gebiet, das sich von der Schweizer Grenze bis nach Rappoltsweiler, von den Vogesen bis nach Neu-Breisach erstreckt, den Wiederaufbau der Anwesen der ihr angeschlossenen Geschädigten zu vollenden. Von der bisher insgesamt aufgewandten Summe von über 12 Millionen Franken seien staatlicherseits rund 13 v. H. gewährt worden, der Rest, 87 v. H., wurde durch Anleihen beschafft. — Der in der Versammlung anwesende Vertreter des Colmorer Kriegsschadensamts erklärte auf verschiedene Beschwerden hin, daß voraussichtlich im Laufe dieses Jahres die Ansprüche der zahlreichen Kriegsgeschädigten, die vor dem Eintritt in die Genossenschaft aus eigenen Mitteln mit dem Bau begonnen hätten, befriedigt werden könnten. Dem Gesetz nach könnten diese Arbeiten freilich nicht aus den Mitteln der Genossenschaft bezahlt werden; der Staat betrachte diese Arbeiten als von unabhängigen Geschädigten ausgeführt und werde sie teils aus Budgetmitteln, teils aus dem Ertrag einer Departementsanleihe zurückerstatten.

Von Gerlach in Straßburg.

Nach Mitteilungen verschiedener elsässischer Blätter hat der Herausgeber der „Welt am Montag" in Berlin, von Gerlach, „der unerschrockene Vorkämpfer für ein friedliches Frankreich", wie sich die „Straßburger Neue Zeitung" ausdrückt, in Straßburg auf Veranlassung von Ambroise Got in kleinerem Kreis einen Vortrag gehalten. Die „Freie Presse" vom 3. März macht sich (nicht gerade mit Unrecht) darüber lustig, daß ausgerechnet die „Neue Zeitung" des Herrn Charles Frey eine so tiefe Verbeugung vor diesem Gast aus der „Bochie" macht. „Es dürfte erlaubt sein, die Frage aufzuwerfen, was die „Neue Zeitung" eigentlich bei Gerlach tut", meint sie in einem kleinen Artikel „Fehl am Ort". „Entgegengesetztere Geistesströmungen als der bornierte Nationalismus der „Neuen Zeitung" und der großzügige Pazifismus des Herrn von Gerlach kann man sich wohl kaum denken. Wie uns scheint, hat sich Gerlach in dem Zirkel, der zu seinen Ehren in Straßburg einberufen worden, nicht ganz bei den Leuten befunden, die ihm gesinnungsverwandt sind. Er paßt nicht zu unseren Nationalisten, und man wird für künftige Fälle vielleicht gut tun, Gerlach zu warnen, nicht bei diesen Leuten einzukehren. Daß Herr von Gerlach mit den Nationalisten von der „Neuen Zeitung" an einem Tisch saß, tut uns um Herrn von Gerlachs und um der Friedensidee willen außerordentlich leid. Man nennt das: Die Perlen vor die Säue werfen."

Am 29. Februar entschlief sanft nach kurzem Leiden an Herzschwäche unser lieber Vater, Schwiegervater und Großvater der
Geh. Baurat Wilhelm Möllmann
bis 1909 Mitglied der Kais. Generaldirektion der Eisenbahnen in Els.-Lothr. in Straßburg,
im Alter von 80 Jahren 4 Monaten
Berlin-Zehlendorf, Irmgardstr. 5
Frau Lies Haas geb. Möllmann
Min.-Rat Dr. Haas u. 4 Enkel

Zu kaufen gesucht
Zehn Jahre Minenkrieg im Frieden
Verlag Wyß-Berlin
Gut erhalten
Angebote an die Schriftleitung der „Heimatstimmen" Berlin W 30, Postschließfach Nr. 5

Elsaß-Lothringen
Heimatstimmen
Herausgeber Dr. Robert Ernst

Nummer 4 | Berlin, 15. April 1924 | 2. Jahrgang

Inhaltsverzeichnis: Der Turm (Henner) / Vom Straßburger Münster. I. Dem letzten deutschen Münsterbaumeister Dr. h. c. Johann Knauth zum Gedächtnis! II. Ein Werk über die Münsterskulpturen. (Prof. E. Polaczek). / Vom schweizerischen Deutschtum (Pfarrer E. Blocher-Zürich.) / Vor den Wahlen. / Ein Beitrag zur Rheinfrage. (Dr. Karl Brill). / Wilhelm Kapp. / Buchsweiler. Ein Reisebericht vom Jahre 1790. / Buchbesprechung: Robert Will; Tauler. Eine Geschichte aus Strassburgs vergangenheit. / Min vaterhüs. (Aus Robert Will: „E Pfarrhüs üs d'r guede alde Zytt") / Eingelaufene Schriften. / Presseschau (Elsass-Lothringen, Deutschland, Frankreich, Ausland).

Der Turm.

(Zu der Zeichnung auf der Umschlagseite.)

Ich sah' im Traum auch heut,
So oft sah' ich ihn schon,
Glashart und klar
Den Turm im Himmel ragen,
Und unter ihm die wunderschöne Stadt
Im Frühlichtglanz
Des heimatlichen Gartens.

Die Häuser, die sich dicht
Zu seinen Füßen schaaren,
Die alten, lieben Gassen schliefen noch,
Und nur der Wind,
Der immer weht,
Wo hohe ragen,
War frisch und wach.

Die „Rose" blühte schon
Halb zwischen Nacht und Tag,
Und frühlingsüberschüttert
Trat ich in den Dom,
Um alle Gotteschauer neu zu fühlen,
Und gleich umfing mich wieder
Seine alte Macht.

Da horch!
Die Mauern fingen an zu klingen,
Die Säulen schwingen mit,
Und die Gewölbe singen
In gleichem tiefen Ton
Das uralt' deutsche Lied.

Und als ich mich erhob,
Zurück nun wandte,
Die „Rose" schon
In hellen Feuern brannte,
Ich trat hinaus zum Tag
Voll Glanz und Licht.

Da hör' ich Aexte, höre Hämmer klingen;
Ein Sang erscholl dazu wie neues Leben,
Die jungen Hände waren schon am Werk.
Hoch ragte ein Gerüst in schlanken Streben.

Ich stand und lauschte dem Gesang,
Der zu Hämmer Gleich-Schlag klang:
„Nicht trauern und rosten!
Wir Menschen sind klein.
Gott richtet die Pfosten,
Fügt Stein auf Stein.
Und wenn wir das Ende des Werkes
Nicht schaun,
Die Kinder werden weiter bau'n!"

Henner
April 1924.

Vom Straßburger Münster.

Von Prof. Ernst Polaczek.

I.

Dem letzten deutschen Münsterbaumeister Dr. h. c. Johann Knauth zum Gedächtnis.

Sein Grab liegt nicht im Schatten des Münsters, dem er dreißig Jahre, die besten seines Lebens, gegeben hat. Jenseits des Stromes, der nun wieder deutsches Volkstum von deutschem Volkstum trennt, im stillen Gengenbach, wo er zuletzt gewohnt, hat man ihn zur letzten Ruhe gebettet. Viele haben, gleich ihm, den Ort ihrer Lebensarbeit verlassen müssen, und vielen ist es bitter schwer geworden. Aber der Fall des Münsterbaumeisters war doch besonderer Art, war härter und schwerer als die andern. Die meisten aus dem Reichsland Vertriebenen haben ihre Arbeit in gleicher oder veränderter Form im großen Deutschland wieder aufnehmen dürfen. Dem Straßburger Münsterbaumeister blieb solche Gunst versagt, hatte doch seine Tätigkeit nicht irgendeinem beweglichen oder anderswo wiederholbaren Gegenstande gegolten, sondern einem einmaligen, fest in seinem Boden wurzelnden und — mochte alles ringsum anders werden — unverrückbar seine Art wahrenden Bauwerk. Er war wund, seit ihn der Federzug eines Toren von dem Werke entfernt hatte, dem er mit ganzer Seele hingegeben war. An dieser Wunde ist er am 8. Februar 1924 gestorben.

Dr. h. c. Johann Knauth †

* * *

Johann Knauth war am 18. Dezember 1864 in Köln geboren und hatte dort seine fachliche Ausbildung empfangen. Unter dem ebenfalls aus Köln stammenden Münsterbaumeister Franz Schmitz war er 1890 nach Straßburg gekommen. Als er das Münster gesehen, packte ihn aufs lebhafteste der Wunsch, an der Instandsetzung und Erhaltung des Baues mitwirken zu dürfen, und am Dreikönigstag 1891 trat er in die Bauhütte ein. Zuerst unter Franz Schmitz (bis 1894) und dessen Nachfolger Ludwig Arntz (bis 1902), dann nach des letzteren Abgange zunächst als kommissarischer und seit 1905 als durch Vertrag auf Lebensdauer ernannter Münsterbaumeister hat er dem Werke, dem er sich verpflichtet hatte, in beispielhafter Treue gedient, bis es im Jahre 1920 für erlaubt befunden wurde, ihn aus seinem Amte zu drängen.

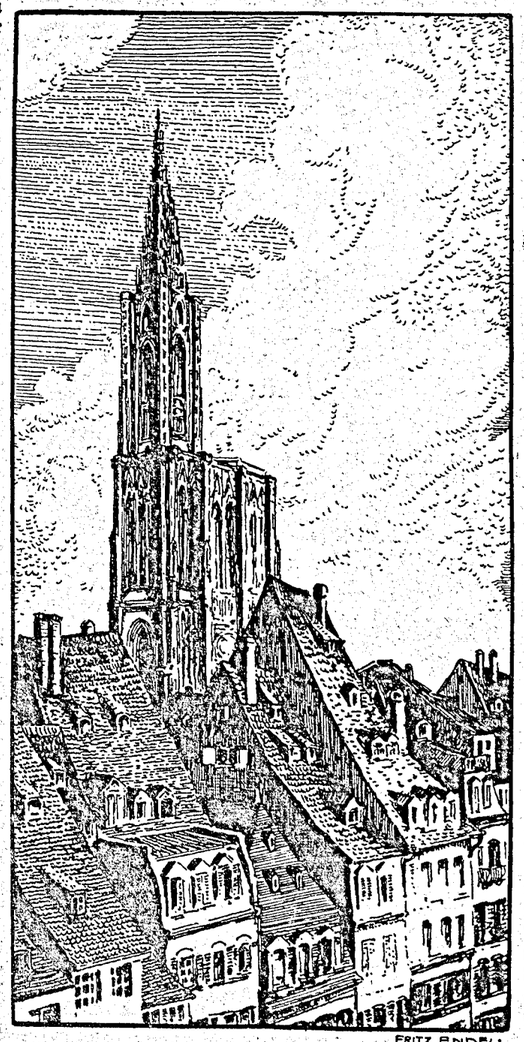
* * *

Der Organismus eines mittelalterlichen Bauwerks, das, wie das Münster, in langsamer mehrhundertjähriger Bauführung, nach wechselnden Plänen, entstanden ist, hat, so massig und gewaltig es erscheint, doch sehr empfindliche und verletzliche Stellen. Nicht immer ist ihm die sorgfältige und unausgesetzte Pflege, deren es — gerade in seinen gotischen Teilen — vom Anfang an bedurft hätte, zuteil geworden. Auch im mittelalterlichen Baubetriebe mit seinen jahrzehntelangen Unterbrechungen hat es Nachlässigkeiten und Unstimmigkeiten gegeben. Nicht nur die langsam zerstörenden Kräfte der Natur, auch Brände haben wiederholt den Bau schwer geschädigt. Knauth war, weil seine Ausbildung von der in Deutschland üblichen akademisch-theoretischen abwich, gerade weil er das technisch Handwerkliche so gut verstand, in ganz besonderem Maße geeignet, die bauliche Pflege des Münsters zu versehen. Er kannte sozusagen Stein für Stein; vom Drange nach wissenschaftlicher Erkenntnis getrieben, hat er jede Gelegenheit, die ihm eine Restaurationsarbeit, mochte sie auch noch so klein sein, bot, benützt, um zeichnerisch und photographisch, und, wo es sich um Skulpturen handelte, durch Gipsabgüsse den Bestand für die baugeschichtliche Forschung festzulegen. Seine erste wissenschaftliche Leistung war die zeichnerische Rekonstruktion des frühgotischen Lettners, der an der Grenze von Langhaus und Querhaus gestanden hatte und im Jahre 1683, als das Münster für einen pomphaften katholischen Gottesdienst neuhergerichtet werden sollte, abgebrochen worden war. Im Jahre 1893 hatte Knauth, damals mit Maßaufnahmen im Turmachteck beauftragt, im Stabwerk versteckt, eine Anzahl frühgotischer Figuren gefunden und als Teile der plastischen Dekoration jenes verschwundenen Kunstwerks erkannt. Dieser Fund ermöglichte ihm mit Hilfe alter Stiche und einiger dürftiger architektonischer Bruchstücke die selbstverständlich nur zeichnerische Wiederherstellung jenes Bauteils, dem alle köstlichen Eigenschaften der Jugendperiode des gotischen Stils zu eigen gewesen sein müssen. Nachdem er sich dann — sehr bezeichnend für ihn, der keineswegs am Einzelnen hängen blieb, sondern gerne ins Weite und Allgemeine ging — in eine mathematisch-mystische Spekulation über bauliche Grundmaße vertieft hatte, deren Charakter hier nur durch ihren Titel „Das Straßburger Münster und die Cheopspyramide“ angedeutet sei, wandte er sich der Persönlichkeit Erwins von Steinbach zu. Eine kunsthistorische Untersuchung von Kurt Moriz-Eichborn, die aus dem auf Grund einer alten Tradition von dem Enthusiasmus des jungen Goethe zur Berühmtheit erhobenen Baumeister

Erwin den Verderber der Münsterfassade gemacht hatte, reizte Knauth zu einer nicht nur auf Urkunden und Tradition, sondern auf genauer durch die damals im Gange befindlichen Instandsetzungsarbeiten möglich gewordener Untersuchung von bis dahin nie untersuchten Stellen des Westbaus aufgebauter Durcharbeitung des baugeschichtlichen Problems. Er gelangte dabei zu der, so weit ich sehe, jetzt in der Hauptsache anerkannten Meinung, daß Erwin der Urheber des Risses B, d. h. des heute noch in der Werkhütte aufbewahrten, auch für den Anfang der Ausführung maßgebend gebliebenen Entwurfs gewesen ist, und daß ihm somit sein Ruhm mit Recht zuteil geworden sei. Eine legendarische Künstlergestalt, deren traditionelle Schätzung in Staub zu zerfallen drohte, war durch Knauths Darstellung, die praktische und theoretische Gesichtspunkte in gleichem Maße umfaßte, wieder zu fest begründeter Realität erhoben worden.

* * *

Bedeutungsvoller aber als diese an sich gewiß wertvolle wissenschaftliche Betätigung ist das, was Knauth als praktischer Pfleger des ihm anvertrauten Bauwerks geleistet hat. Mag sein, daß sich gegen die Eingangshalle an der Nordseite, vielleicht auch gegen die Erneuerung der Skulpturen bei der Instandsetzung der Westfassade dieser oder jener Einwand erheben läßt, — gar nicht zu überschätzen ist das, was er als Erhalter des Bauwerks im Ganzen geleistet hat. „Er hat das Münster gerettet“, so hat sich vor kurzem ein technischer Sachverständiger von unbezweifelter Autorität geäußert. In der Tat handelt es sich bei den von Knauth im Jahre 1911 begonnenen und auch jetzt noch nicht beendigten Arbeiten um nicht weniger als um die Sicherung der Existenz des Münsters, die durch Ueberlastung des Turmpfeilers aufs ernstlichste bedroht war. Seit Jahren schon waren in dem nördlichen Langhauspfeiler, dem unmittelbaren Nachbarn jenes Turmpfeilers, vertikal verlaufende Risse bemerkt worden. Sorgfältige Beobachtungen stellten ihr rasches Wachstum, d. h. also ein Weiterwirken der zerstörenden Kräfte fest. Umständliche Untersuchungen des Fundaments führten zu der furchtbaren Entdeckung, daß der Turmpfeiler viel zu schwach fundameniert war, und daß die ungeheure Last, die er an sich hätte aufnehmen müssen, in Wirklichkeit zum größeren Teile auf den Langhauspfeiler abgeleitet worden und diesen, der für eine so riesige Aufgabe nicht vorbereitet war, zu zersprengen im Begriffe war. Dagegen konnten selbstverständlich die um den Schaft des Langhauspfeilers gelegten eisernen Bandagen nichts helfen, die Folgen hätten unabsehbar werden können: Nicht nur das Langhaus, sondern auch der Turm hätte irgendeinmal zusammenbrechen müssen. Es galt, energische Vorbeugungsmaßregeln zu treffen. Knauth schlug vor, die Last des Turmes zunächst durch eine provisorische Hilfskonstruktion aus Holz und Beton aufzunehmen, nach Abfang der Last das Fundament des Turmpfeilers bis auf die tragfähige Kiesschicht herunter zu erneuern und endlich den durch den Ueberdruck gesprengten Langhauspfeiler wiederherzustellen. Die befragten Sachverständigen billigten die weitestgehenden unter den drei Vorschlägen, die Knauth gemacht hatte, weil sie, wiewohl am kompliziertesten und kostspieligsten, doch weitaus die größte Gewähr für dauernde Sicherheit boten. Der Gemeinderat bewilligte die Mittel, und die Arbeiten wurden mit äußerster Energie unter Oberleitung des Münsterbaumeisters und unter Mitwirkung zweier Betonspezialisten aufgenommen. Der Krieg zwang, da es bald an Kräften wie an Material zu fehlen anfing, zur Einschränkung der Arbeiten. Immerhin gelang es noch während des Krieges den kolossalen Fundamentring unter den alten Fundamentmauern in eisenarmiertem Beton fertigzustellen und mit der Beton-Ummantelung des Turmpfeilers zu beginnen. Nach dem Kriege wurden die Arbeiten unter Knauths Leitung wieder aufgenommen; Millerand selbst hatte sich an ihn mit der Bitte gewandt, die Arbeiten bis zu ihrem glücklichen Ende fortzuführen. Aber andere und, wie das Ergebnis zeigt, stärkere Kräfte traten dieser sicher am meisten im Interesse des Münsters gelegenen Lösung entgegen. Als Knauth, dem als Ehegatten einer Elsässerin das Recht zustand, bis zu einer gewissen Frist um Naturalisation einzukommen, sich hierzu nicht bereitfand, wurde er zunächst durch den Bürgermeister vom Dienste suspendiert und dann ohne Zuerkennung einer Pension



FRITZ ENDELL

entlassen. Was im umgekehrten Falle jedem Elsässer als Beweis von Charaktertüchtigkeit ausgelegt worden wäre, wurde ihm als schweres Dienstvergehen angerechnet. Er versuchte in festem Glauben an sein Recht, seine Ansprüche im Prozeßwege zu verfechten, die französischen Gerichte aber entschieden in mehreren Instanzen gegen ihn. Das hat dem tapferen Manne das Herz gebrochen.

* * *

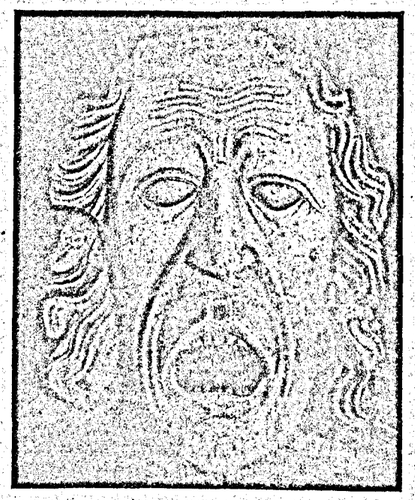
Trauervolle und über das Persönliche hinausführende Gedanken wenden sich zu dem Grabe im badischen Gengenbach, denn Knauths Schicksal ist in besonders scharfer Ausprägung ein Symbol für das Schicksal vieler Hunderte, das da heißt: Losgerissen sein von seinem Werke und sterben müssen an fremdem Strand. Wer das Münster gekannt und geliebt hat, gedenkt dankbar des Mannes, der sein Können und seine Kraft daran gesetzt hat, es für alle Zukunft zu erhalten. Mag eine feige Presse es für klug und zweckmäßig erachten, ihm, der so Großes geleistet hat, nach seinem Tode auch das kleinste Wort der Anerkennung zu versagen, — in der Geschichte des Münsters wird Johann Knauth trotzdem als sein Retter fortleben.

II.

Ein Werk über die Münsterskulpturen.*)

Daß dieses Werk möglich geworden ist, auch dies zählt zu Knauths Verdiensten. Wäre er nicht so unermüdlich darauf bedacht gewesen, jedes Bildwerk photographieren oder abgießen zu lassen, wenn sich die Möglichkeit dazu bot, so wäre es heute nicht denkbar gewesen, nahezu vollständig alles zu publizieren, was am Münster an gotischen Bildwerken vorhanden ist. In dem zwei stattliche Bände in Großquartformat mit nicht weniger als 276 Tafeln umfassenden Corpus der Münsterplastik, das der Privatdozent der Kunstgeschichte an der Frankfurter Universität, Dr. Otto Schmitt, herausgegeben hat, handelt es sich nicht allein um die bekannten und hundertfältig publizierten Stücke. Diese sind selbstverständlich auch da, und zwar nicht nur in Gesamtaufnahmen, sondern auch in Teilansichten. Außer diesen aber sind hier zum ersten Male ganze Reihen von Bildwerken publiziert, von denen bisher höchstens hie und da eine Probe bekannt geworden ist, Bildwerke, die, im Innern des Münsters an dunkeln, dem Auge und der photographischen Camera unerreichbaren Stellen angeordnet, bisher nur durch das Medium des Gipsabgusses der wissenschaftlichen Arbeit und dem künstlerischen Genießen zugänglich waren.

Es ist erstaunlich, was das Münster auch nach den drei großen Katastrophen, die seinen Besitz an Bildwerken empfindlich reduziert haben, nach Reformation, katholischer Restauration und Revolution noch an Bildwerken besitzt. Das Schmitt'sche Werk umfaßt den Zeitraum von etwa 1230 bis nach 1500; die äußersten Punkte sind also die Kunst des Ecclesiameisters, d. h. die Vorstufe der Gotik und ihr Barock. Ueberblicken wir die Aufgaben, die sich in diesen nahezu dreihundert Jahren dem Bildhauer darboten: Da war — um 1220 — ein spätromanischer Querbau mit glatten Fronten im Entstehen. Der erste der großen, vom Geiste der Gotik berührten Bildhauer schmückte sein südliches Doppelportal mit den Statuen der Kirche und Synagoge, mit den Gestalten Christi und der Apostel, mit den Szenen des Marienlebens. Im Innern des Südkreuzes schuf der erste Gotiker den Freipfeiler mit einer in Einzelstatuen zerlegten Darstellung des „Jüngsten Gerichtes". Das Vierteljahrhundert von 1250 bis 1275 ist durch die Erneuerung des Langhauses in Anspruch genommen; das konsequent durchgebildete gotische System gibt der Plastik im Innenraum fast keinen Platz. Nur hoch oben in der Zwerggallerie bleiben dreieckige Felder übrig; aus ihrer an sich unbequemen Bildform gewinnt der gotische Steinmetz die Lust, sie mit herabschießendem Fabelgetier und dgl. zu füllen. Aber man sieht sie von unten gar nicht, und so wird vom dritten Langhausjoch an der bildnerische Schmuck an den Blendbogen der Seitenschiffe angeordnet. Ein Lettner wird zwischen Querhaus und Langhaus errichtet; Apostelstatuen und Reliefs mit den Werken der Barmherzigkeit dekorieren ihn. Das Strebewerk ist mit Nischen ausgestattet, sie rufen nach der Füllung mit Statuen, ihre Fialen nach figürlichen Endigungen, der Regen braucht Wasserspeier. Die Gewölbe des Hochschiffes werden geschlossen, und die Schlußsteine, in denen die Rippen zusammenlaufen, erhalten einen bedeutenden bildnerischen Schmuck — Masken, die niemand gesehen hat, ehe sie nicht abgegossen worden sind. All dies ist Leistung eines halben Jahrhunderts. Nun aber folgt erst die Westfassade. Auf den alten, z. T. noch aus dem 16. Jahrhundert stammenden Abbildungen vibriert es an der durch frei vorgebautes Stab- und Baldachinwerk entmaterialisierten Fassade von hundert und aberhundert Statuen und Reliefs jeder Größe. Viele, allzuviele sind zerstört worden durch die Bilderstürmer der französischen Revolution. Aber sehr viel ist glücklicherweise doch jenen Traditions- und Götzenhassern entronnen: Drei Portale mit Propheten, Tugenden, klugen und törichten Jungfrauen, mit zahlreichen Reliefs, die symbolische Dekoration des Giebels, die Reiterstatuen von Königen, zwei Friese an der Nord- und Südseite, die Apostelgalerie und — als Entspannung von all den Feierlichkeiten — wieder phantastische Füllungen der Zwickel. Doch wozu all dies und das viele andere aufzählen, da an dieser Stelle doch nur eine einzige Probe gezeigt werden kann! Sehr vieles wird auch dem gründlichsten Kenner des Münsters völlig unbekannt sein. Wie wenige unter den zahllosen Turmbesteigern werden z. B. die von Schmitt so hochgeschätzten Statuetten der zur Turmspitze Emporschauenden auch nur bemerkt haben! Und wie unbekannt sind die z. T. ausgezeichneten Fragmente, die aus irgendeinem Grunde einmal vom Bau in die Werkstatt gebracht worden und dort geblieben sind!



Schlußstein im Langhaus des Münsters.

Gotische Monumentalplastik ist immer im Zusammenhange mit der Architektur entstanden, und sie kann ohne Kenntnis des architektonischen Zusammenhanges auch gar nicht verstanden werden. Deshalb zeigt Schmitt jedesmal zuerst den architektonischen Ort, für den jeweils eine Reihe von Bildwerken gedacht oder bestimmt war. Wo es alte Ansichten gibt (und es gibt deren — dank der Berühmtheit des Bauwerks — schon aus dem 16. Jahrhundert), werden sie abgebildet; wo Entwürfe vorhanden sind, diese. Der Text schildert die historische Entwicklung; er zeigt die Schulzusammenhänge auf, besonders natürlich das Verhältnis zu der gleichzeitigen oder älteren Kunst der französischen Kathedralen. Mit jener Vorurteilslosigkeit, die sich die deutsche Wissenschaft — trotz dem schlechten Beispiel, das ihr andere Nationen gegeben haben — auch fünf Jahre nach Versailles noch erhalten hat, wird der maßgebende Einfluß der alten und reichen Kunst der französischen Werkhütten auf die Straßburger von Schmitt anerkannt. Längst ist ja festgestellt, daß der Meister der Ecclesia seine Schulung in Chartres empfangen hat. Aber immer wieder erneut sich nach ihm die Beziehung zwischen Ost und West. Immer wieder wandern deutsche Steinmetze nach Frankreich, arbeiten und lernen dort und kehren dann wieder in die Heimat zurück. Auch der Meister der Lettnerskulpturen hat in Frankreich — Schmitt meint in Reims — gearbeitet, auch die Plastik der Westfassade hat ihre Vorbilder jenseits der Vogesen. Für alle trifft, wenn auch nicht immer in gleicher Schärfe, das zu, was Schmitt über das Verhältnis des Meisters der Ecclesia zu seinen Vorbildern in Chartres gesagt hat: „Trotz aller formalen Uebereinstimmungen und Entlehnungen, trotz intensivster französischer Schulung steht der Straßburger als Repräsentant eines völlig anders gearteten Volkstums, als Exponent einer andern Rasse und Träger einer grundverschiedenen Psyche da."

Vom 14. Jahrhundert an befreit sich die Straßburger Plastik von jeder Art von Abhängigkeit vom Westen. Hätten wir nur noch einen einzigen von den mehr als 50 Altären, die das Münster besessen hat! Wie würde da aus geschnitzten und gemalten Bildern die deutsche Art des späten Mittelalters sprechen, laut und unwiderleglich, hart und charaktervoll, wie Meister Nikolaus von Hagenau sie aus dem Holze herausgeholt hat. Das Wenige, was geblieben ist von Werken der Spätzeit des 15. und aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts, redet freilich noch deutlich genug. Da ist der aus St. Thomas stammende Oelberg, die Madonna der Südfront, da sind die Prachtgestalten des Laurentiusportals und endlich die Reste des Fronaltars, des einzigen, der die Reformation überdauert hat, um schließlich der Rekatholizierung des Münsters im Jahre 1683 zum Opfer zu fallen.

Wir hoffen, daß der Verfasser die stilgeschichtliche Skizze, die er seinem Bilderwerk vorausgeschickt hat, zu einer ausführlichen Untersuchung ausbauen wird. Einstweilen sei ihm und dem großzügigen Verlag der Dank all derer zum Ausdruck gebracht, denen das Münster mehr ist als irgendein noch so großartiger Kirchenbau. Indem wir seine Bildwerke immer und immer wieder betrachten, machen wir gewissermaßen, was uns leiblich verloren ist, uns geistig wieder zu eigen, stärken wir unsern Zusammenhang mit dem Besten und Dauerndsten, was aus dem Boden des verlorenen Landes emporgewachsen ist.

*) Otto Schmitt, Gotische Skulpturen des Straßburger Münsters. Zwei Bände mit 50 Textabbildungen und 276 Lichtdrucktafeln. Frankfurt a. M. 1924, Frankfurter Verlagsanstalt, A.-G. (In Ganzleinen 100.— M.)

Vom schweizerischen Deutschtum.

Von Pfarrer Eduard Blocher, Zürich.

Prof. Lic. W. Kapp hatte im Februarheft des laufenden Jahrganges unserer „Heimatstimmen" die Frage des Verhältnisses Schweiz-Elsaß vom Standpunkt des Elsässers aus untersucht. Vom schweizerischen Standpunkt aus beleuchtet im Nachfolgenden Pfarrer Eduard Blocher den gleichen Fragenkreis. Als Verfasser des bekannten Buches „Die deutsche Schweiz in Vergangenheit und Gegenwart", das die Schweiz in ihrem Verhältnis zu den Staaten und Kulturen der Umwelt aufweist, erscheint er besonders berufen, sein Urteil abzugeben. Wenn es auch in wesentlichen Zügen pessimistisch klingt, soweit die Frage der moralischen oder gar praktischen Hilfe der alemannischen Schweiz für ihren elsässischen Stammesbruder zur Erwägung steht, so deutet die ganze Darstellung doch darauf hin, und der Verfasser betont es selbst, daß zu schwarzseherischem Kopfhängen kein Anlaß vorliegt: Den Kreisen, denen die Bedeutung der französischen oberrheinischen Verwelschungspolitik etwa noch nicht aufgegangen ist, wird Frankreichs „Knebelungspolitik" (um einen Ausdruck des Aufsatzes aufzugreifen) vermutlich bald zeigen, daß aus dem Deutschtum des Rheintales kein Stück herausgebrochen werden kann, ohne daß es die andern Stücke mitempfinden. Für uns liegt das Schwergewicht der Frage in der Erkenntnis, daß die gemeinschaftliche Bedrohung des alemannischen oberdeutschen Volkstums — trotz ihrer verschieden starken „Aktualität" — gegenseitiges Sich-Kennen-Lernen erfordert.

* * *

Es sei hier noch mitgeteilt, daß das „Journal de Genève" am 27. März einen Aufsatz seines Straßburger Korrespondenten gebracht hat, der sich ausschließlich mit den Ausführungen von Prof. Kapp über „Schweiz-Elsaß" befaßt. Dieser Herr G. Br. findet Kapps Gedanken beachtenswert, zum Teil hochinteressant und entwickelt sie in Kürze. Ganz unglaublich findet er selbstverständlich die Behauptung, daß das wahre Elsaß den Schweizern entfremdet werde, und daß die französische Propaganda den Schweizern in jeder Weise den Blick zu trüben suche. Der gute Herr G. Br. kann aber von uns nicht sehr ernst genommen werden. Wer von dem „pseudo-elsässischen Berliner Kapp" („le pseudo-Alsacien berlinois") spricht, der steht freilich den elsässischen Dinge so ferne, daß er unsere Auffassungen, die Gedanken von Elsässern, nicht verstehen kann.

Als das französische Machtstreben zum ersten Mal seine Hand nach dem Elsaß ausstreckte, stieß es dort unter anderm auch auf den Widerstand der Eidgenossen, die als alte Verbündete und „Gefreundte" den Selbsterhaltungstrieb des oberrheinischen Deutschtums schon lange gestützt hatten, schon im 15. Jahrhundert, wo das burgundische Herrscherhaus Träger des nach Osten drängenden Romanentums gewesen war. Die Schweizer fühlten sich in jenen Jahrhunderten nicht nur als Verfechter deutschen Wesens gegen die welschen Mächte, sie blieben eine Vormauer des Reiches in derselben Zeit, wo ihr eigenes Verhältnis zum Reich sich bis zur kaum mehr verhüllten Trennung (1499 tatsächlich, erst 1648 völkerrechtlich) lockerte. Das deutsche Bewußtsein der damaligen Eidgenossen ist von einer erstaunlichen Stärke: Nach dem Tode Karls des Kühnen (1477) beschließt die Tagsatzung, die eroberte Freigrafenschaft Burgund Frankreich zu überlassen, aber das Volk macht den Beschluß rückgängig, weil es nicht ein Stück des Deutschen Reichs der großen welschen Nachbarmacht preisgeben will, und das Land fällt unter Bürgschaft der Eidgenossen an Oesterreich; rührend geradezu ist, daß die Schweizer im Jahre 1499, während sie sich in einem für ihr künftiges Verhältnis zum Reich entscheidenden erfolgreichen Krieg mit ihm befinden, einen Schutzvertrag mit Frankreich schließen, in dem sie das Reich ausdrücklich vorbehalten; und wiederum sind es die Eidgenossen, die bei der deutschen Königswahl 1519 beim Reichstag dafür eintreten, daß nicht der welsche Bewerber, Franz der Erste, deutscher Kaiser werde. Dieser Wille, das Deutschtum und das Reich an ihren westlichen und nördlichen Grenzen bei unvermindertem Einfluß zu erhalten, ist auch im 17. Jahrhundert noch wirksam, und Frankreich muß bei seinem Vorstoß an den Rhein damit rechnen, wobei nun freilich die Hauptsorge seiner Könige die ist, durch Soldverträge mit den Eidgenossen die französische Wehrkraft stets auf der Höhe zu erhalten.

Die politische Macht und die eigene Stoßkraft der Eidgenossenschaft nämlich war im Gegensatz zu den früheren Jahrhunderten nicht mehr zu fürchten. Die Glaubensspaltung hatte die Einigkeit, den Gedanken des unverbrüchlichen treuen Zusammenhaltens und damit die Fortsetzung der Ausdehnungs- und Machtpolitik der Schweizer gebrochen. Die auswärtigen Mächte konnten jetzt, wenn sie die katholischen und die reformierten „Orte" (Kantone) gegeneinander ausspielten, den politischen Willen der Eidgenossenschaft unwirksam machen; sie sahen auch, daß keine Möglichkeit mehr bestand, locker verbündete Orte wie Straßburg in ein endgiltiges Verhältnis zur Eidgenossen-

schaft zu bringen, weil die beiden Bekenntnisparteien einander keinen Machtzuwachs gönnten. Mit der Außenpolitik der Schweizer war es vorbei.

Eine zweite Veränderung war mit der Eidgenossenschaft vorgegangen: Das Söldnerwesen war aus einer wilden Unsitte eine amtliche Einrichtung und ein Stück des schweizerischen Wirtschaftslebens geworden. Ein reicher Nachbar konnte nicht nur Krieger kaufen, er konnte die regierenden Geschlechter kaufen, und nicht allein, um aus ihren Angehörigen Offiziere zu machen, sondern auch zu andern Zwecken.

Diese Umstände ermöglichen es Ludwig dem Vierzehnten, seine Ausdehnungspläne ins Werk zu setzen. Er bringt die Schweizer dazu, die Freigrafschaft, für deren Schutz das Reich ihnen jährlich 800 Goldtaler bezahlte, aufzugeben (1674) und ihre Schutztruppe aus Straßburg zurückzuziehen (1679), nachdem ihm 1663 die Erneuerung des Soldvertrages mit der gesamten Eidgenossenschaft gelungen ist. Jetzt ist Frankreich der vertragliche Hauptnutznießer der schweizerischen Wehrkraft und hat Soldaten auf Jahrzehnte hinaus; zugleich ist es von Basel bis gegen Genf hin der unmittelbare Grenznachbar der Eidgenossenschaft geworden.

Was ist aber aus dem kräftigen deutschen Volksbewußtsein der früheren Jahrhunderte geworden? Das lebt weiter, aber mehr in den politisch mundtot gemachten Volksschichten als bei den regierenden Geschlechtern. Im Gegensatz zu dem Nationalgefühl, das dem 19. Jahrhundert eigen ist, hatte ja das des 16. mehr etwas Instinkt- und Rassenartiges an sich gehabt; es steckte nur wenig Kulturbewußtsein darin. Das Ueberwiegen der kirchlichen Parteiung, die Wirkungen der humanistischen Bildungsideale und auch die allmähliche Verfeinerung und Vermenschlichung der Gesittung schwächten im 17. und 18. Jahrhundert jene etwas rauhen und ursprünglichen Gegensatzgefühle der älteren Zeit. Die lateinische und bald auch französische Tünche der Barockbildung hält in den führenden Schichten jedes Volkstumsgefühl darnieder. Da ist es schon erfreulich, daß in der Schweiz sich die welsche Bildung nicht überhaupt durchsetzt, wie in den flämischen Gebieten, wie in Luxemburg und anderswo.

Zeugnisse deutschen Nationalgefühls haben wir auch aus jenen Zeiten. Derselbe Baseler Bürgermeister Wettstein, der 1648 mit Hilfe des französischen Einflusses die Anerkennung der Unabhängigkeit vom Reiche für sein Vaterland durchgesetzt hatte, schreibt 1654 einen Traktat gegen das Bündnis mit Frankreich, und darin heißt es, die Natur der Franzosen sei „unserer Schweizernatur so entgegengesetzt wie Feuer dem Wasser. Weltbekannt ist es ja, daß die Franzosen ein leichtsinniges, unbeständiges, treuloses Volk sind, während wir Eidgenossen stets den Ruhm gehabt, daß wir tapfere, redliche, treue, standhafte Leute seien". Dieses germanische Volksgefühl ist nach dem Zeugnis des französischen Gesandten bei der Eidgenossenschaft — er hieß Saint Romain — damals verbreitet gewesen; der Gesandte berichtet 1676 nach Paris: „Die Liebe zur deutschen Nation, zu welcher die Schweizer eigentlich gehören, und ihre Ehrfurcht vor dem Deutschen Reiche, von dem sie sich noch immer gern Ehrenbürger nennen lassen, macht sie in diesem Kriege sehr schwierig gegen uns." (Frankreich führte ihn zum guten Teil mit Schweizer Söldnern!) „Sie zittern beim geringsten Vorteile, den die Franzosen über die Deutschen erringen, und sind geneigt, die ungereimtesten Gerüchte zu glauben, wenn sie nur zugunsten der Deutschen und in deutscher Sprache geschrieben sind." Was im folgenden Jahrhundert der Angehörige der halbverwelschten bernischen Patrizierschaft Albrecht von Haller in der Vorrede zu Rösels „Geschichte der Frösche" über Deutsche und Franzosen schreibt, das ist bereits vom Morgenwind deutschen Wiedererwachens angehaucht, und fände heute kaum in einer schweizerischen Zeitung Raum.

Dem Elsaß mag diese deutsch-schweizerische Nachbarschaft bei näherem Zusehen förderlich gewesen sein. Aber ein wirksamer Schutz konnte die Schweiz weder politisch noch kulturlich sein. In den regierenden Kreisen der Eidgenossenschaft war die Kraft nicht vorhanden, irgend etwas zu wollen oder gar zu tun. Diese maßgebenden Eidgenossen waren in doppelte Ketten geschlagen. Die eine Kette war von Gold: man war entweder regelrecht bestochen oder durch Offiziersstellen, Gnadengehälter und dergleichen gebunden, und die andere Kette war das lähmende Gefühl der Ohnmacht: „Es ist ja doch alles umsonst." Immerwährende Vertragsbrüche, unbezahlte Soldrückstände, unter den Tisch gewischte Beschwerden, Rücksichtslosigkeiten lehrten die Schweizer schweigen. Man hatte zu oft umsonst etwas versucht. Umsonst hatten sich besonders die reformierten Kantone für die Hugenotten verwendet, hatte der lange Zug der Auswanderer in unsern Städten die höchste Erregung erzeugt.

So lagen die Dinge, als Frankreich sich das Elsaß zum ersten Mal holte. Heute unternimmt es das zum zweiten Mal, und da ist wieder die Frage aufgetaucht, ob und wie die alte befreundete Eidgenossenschaft vielleicht ein Halt für das bedrohte oberrheinische Deutschtum sein könnte.

Um das sogleich vorwegzunehmen: die eben erwähnte doppelte Kette besteht noch heute, oder: sie besteht wieder. So beschämend es für einen Schweizer ist, das zu sagen: weite maßgebende Kreise der heutigen Schweiz sind durch wirtschaftliche Mittel in ihrem Verhalten zum Ausland beeinflußbar. Zwar ist man nicht mehr französischer Offizier und der Heimatkanton nicht mehr durch eine Militärkapitulation gebunden, die einen beträchtlichen Teil der staatlichen Geldbedürfnisse deckt. Aber „unsere Ausfuhr", aber „unsere Industrie", aber „der Kampf mit den Schutzzöllen der Nachbarstaaten", aber „die Schweizer in Paris"! Diese Worte kehren unaufhörlich wieder, wenn von Auslandsachen die Rede ist. Und zwar ist diese Bestimmbarkeit durch wirtschaftliche Erwägungen eine Schwäche gerade der deutschen Schweizer, nicht der welschen. Nachgewiesen und allbekannt ist, daß den mit Frankreich um die rheinische Wasserstraße handelnden Behörden von Landsleuten in den Rücken geschossen worden ist, denen Frankreich in Aussicht gestellt hatte, daß sie beim Bau elsässischer Wasserwerke nicht vergessen werden sollten.

Und die andere Kette: das ganze Verhalten wieder der maßgebenden schweizerischen Kreise seit 1918 beweist, daß man sich seiner Ohnmacht bewußt ist und des Glaubens lebt: wir tun gut daran, uns den jeweiligen Machtverhältnissen anzupassen. Selbst in kirchlichen Behörden fallen Aeußerungen, die auf diesen „Grundsatz" hinauslaufen. In Bern herrscht die Meinung durchaus vor: „Es ist ja doch alles umsonst."

Also bei den wirtschaftlich starken und bei den staatlich verantwortlichen Kreisen wird das an unsern Grenzen bedrängte deutsche Volkstum keine Stütze finden, obgleich gerade der Beitritt zum Völkerbund mit der Begründung empfohlen worden ist, dort im Rate der Völker könne die Schweiz sich dann einsetzen für die sonst ungehört verhallenden Forderungen von Minderheiten und dgl.

Wichtiger aber ist die Frage: stehen die heutigen Schweizer überhaupt so zu Kultur, Bildung und Volkstum Gesamtdeutschlands, daß irgend jemand an den Schweizern eine Stütze finden könnte oder auch nur besonderes Verständnis? Die Frage kann nicht bejaht wer-

den. Wohl hat der deutsche Schweizer ein lebhaftes Mitgefühl für geknechtete Völkerschaften, aber es fehlt allzusehr an dem Bewußtsein, daß leidendes deutsches Volkstum uns näher angehe als fremdes. Von der staatlichen Neutralität aus hat man uns die persönliche Gefühlsneutralität anerzogen; da haben der Einfluß der Politiker, die christlichen Kirchen und die sozialistische Arbeiterbewegung auf dasselbe Ziel hingearbeitet: nicht das Deutschtum, sondern die Menschheit, nicht das Volkstum, sondern die Völkerwelt sind unserer Liebe und Hilfe wert. Nach 1870 trugen die Wogen der erstarkenden deutschen Flut eine Zeit lang auch manche der besten unter den Schweizern auf die Höhe deutscher Begeisterung; aber bald erschien diese deutsche Flut, die sich in einem gutgerüsteten Reiche und in einer wirtschaftlich tüchtigen Auswanderung bemerkbar machte, als eine Gefahr für die Schweiz, und die Folge war Zurückhaltung, ja Ablehnung. So ist, seit 1890 etwa, ein Geschlecht aufgewachsen, das nicht mehr versteht, warum es für die Erhaltung deutschen Volkstums mehr übrig haben sollte als für die Letten oder Finnen.

Und dazu trägt noch gerade die Ungebrochenheit und Unverletzlichkeit des schweizerischen Deutschtums bei. Der Schweizer ist immer im ungeschmälerten Besitz seines alemannischen Volkstums gewesen. Die Fremdherrschaft 1798 bis 1814 hat nur den hergebrachten sozialen und politischen Bau berührt, nicht das Volkstum. Im Gegenteil: sie hat die bereits von französischem Wesen angesteckten herrschenden Geschlechter beseitigt und für den Aufstieg der unverdorbenen Volksschichten die Bahn freigemacht: Das war für das Deutschtum ein Gewinn, neben dem es zunächst wenig bedeutete, daß mit dieser Umgestaltung auch zugleich die Erhebung der bisherigen welschen Untertanenlande und Verbündeten zu gleichberechtigten Kantonen erfolgte. Auch der Anschluß an die hochdeutsche Schriftsprache vollzog sich ohne Störung von außen und ohne Kampf im Innern noch vor dem Anbruch des nationalistischen Zeitalters. Wichtig war weiter, daß die deutsche Schweiz nie einer starken welschen Einwanderung ausgesetzt gewesen ist, sich also auch deswegen nie um ihre völkische Zukunft hat Sorgen machen müssen.

Diese bei einem Randvolk und in einem sprachlich zusammengesetzten Staate wirklich ungewöhnliche nationale Sicherheit war nicht geeignet, Wärme für unterdrücktes deutsches Volkstum aufkommen zu lassen. Was dem Schweizer Sorge macht, ist weniger die Zukunft seines Volkstums als der Gedanke einer nationalen Verengung: er lernt darum fleißig fremde Sprachen, zunächst französisch und in neuester Zeit besonders eifrig englisch. Das alles wird erst anders werden, wenn die Bedrängung des deutschen Volkstums in unmittelbarere, drohende Nähe rückt, und insofern könnte man noch eher erwarten, daß vom Elsaß aus das Verständnis für völkischen Abwehrkampf auf die Schweiz übertragen würde, als umgekehrt.

Ganz fehlt es indessen an der Einsicht schon heute nicht, daß wir bei dem Todesringen deutscher Grenzvölkerschaften nicht immer Zuschauer bleiben können, sondern selbst in Gefahr kommen werden. Doch ist diese Einsicht auf ganz kleine Kreise beschränkt, die einstweilen in der Oeffentlichkeit noch nichts bedeuten. Und das läßt sich jetzt schon voraussehen: der Widerstand gegen die Ueberwelschung wird wie der gegen die französische Bevormundungspolitik sich auf die breiten Volksmassen stützen müssen, nicht auf die führende Schicht der Parteihäupter und Geldleute. Das wird im 20. Jahrhundert nicht anders werden, als es im 17. war, und wird in der Schweiz nicht anders sein, als es im Elsaß, in Lothringen und in Flandern ist. Auf unser Volk können wir dabei rechnen, wenn es bleibt, wie es heute ist. Sowohl der nicht von Erfolg gekrönte Widerstand gegen den Beitritt zum Völkerbund, wie der erfolgreiche gegen die französische Zonenpolitik ging durchaus von unten gegen oben, von den Arbeitern, Bauern und kleinen Leuten gegen die politischen Beauftragten und gegen die „Gschäftlimacher", gegen die Handelsvertrags- und Ausfuhrpatrioten. Um das Deutschtum der Schweiz unterzukriegen, müßte vor allem der soziale und staatliche Bau des Landes niedergelegt werden. Der bekannte „gemeine Mann", dem welsches Volkstum trotz einiger hundert französischer Schulstunden immer etwas Fremdes bleibt, der nicht voll ehrerbietigen Neides aufhorcht, sondern höchst unehrerbietig lacht, wenn jemand ohne Not in fremden Zungen redet, ist in der Schweiz nicht nur politisch mündig gesprochen, sondern er bestimmt bis jetzt das Gesamtverhalten in bedeutendem Maße. Einfaches, ungeziertes Auftreten gehört hier zum guten Ton, unbescheidenes Getue bringt nichts ein. In der Schweiz kommt es vor, daß wohlhabende Leute, wenn sie sich ihrem Wohnort nähern, von der zweiten in die dritte Wagenklasse umsteigen, damit sie nicht in den Ruf des Protzentums kommen; anderswo findet man bekanntlich Leute, die es umgekehrt machen, d. h. sich gern im vornehmern Wagen sehen lassen.

Im 18. Jahrhundert galt Französisch für feiner als die Muttersprache. Dann kamen die Jahrzehnte der Demokratisierung und zugleich die des deutschen Aufstieges im Nachbarland. Der Wert der fremden Sprache als Bildungszeichen, ihr gesellschaftlicher und kulturlicher Wert sank stark. Zugleich aber stieg der Wert des Französischen als nunmehriger zweiter Staatssprache und als eines Stückes „Auchschweizertums", das aus Gründen der Staatseinheit und brüderlicher Volkseinheit gepflegt werden müsse. Jener Wertverlust und diese Wertsteigerung mögen sich ungefähr die Wage halten. Das Bedürfnis, französisch zu lernen, hat jetzt Leute aus allen Ständen ergriffen und ist nicht mehr wie vor 150 Jahren Sache einer kleinen Zahl Auserlesener; aber der frühere Glanz der Vornehmheit ist den Sprachkenntnissen abhanden gekommen. Nach außen jedoch, im Verhalten zu auswärtigen Regierungen und Völkern, fällt die politische Stellung des Französischen als einer zweiten Staatssprache sehr ins Gewicht. Die heutige Eidgenossenschaft ist nicht mehr, wie die von 1797, ein amtlich deutsches Staatswesen, sondern sprachlich neutral; in ihren Behörden finden sich auch nichtdeutsche Schweizer, ja die Romanen treten beim Verkehr mit dem Ausland überall auffällig hervor. In steigendem Maße zeigt der französische Landesteil sogar einen eigenen politischen Willen, und das ist ein Grund mehr für die deutschen Schweizer, sich in der Bekundung ihres deutschen Sinnes Zurückhaltung aufzulegen; das Gefüge des Staates könnte sonst Schaden leiden.

So haben wir hier ein innerlich starkes und gesundes Stück deutschen Volkstums, das ungefährdet im eigenen Staate lebt, aber sein Kulturwille ist nicht stark genug, um nach außen zu wirken. Wie ein freimaurerischer Minister Frankreichs sagen konnte: „L'anticléricalisme n'est pas un article d'exportation", so gilt für uns im Hinblick auf unsere ganze Lage und auf den welschen Klotz am Bein: Mit unserm Deutschtum nach außen aufzutreten, können wir uns nicht leisten. Möglich ist, daß uns von außen noch einmal ein Kampf gegen die Verwelschung aufgezwungen wird; aber diese Stunde würde für den Bestand der Eidgenossenschaft gefährlich werden. Da ist die Antwort nicht schwer zu finden auf die schon berührte Frage, was das ringende Deutschtum des

Oberrheins an Hilfe von dem befreundeten alemannischen Volkstum der Schweiz zu erwarten habe.

Und doch möchte ich diese Erörterungen nicht schwarzseherisch abschließen. Das bloße Dasein eines starken deutschen Volkstums, das doch nicht zum Reiche gehört, kann für die Nachbarschaft von Wert sein. Die innere und überzeugte Teilnahme an dem Schicksal des elsässischen Deutschtums ist zudem bei uns vorhanden, sie wird wachsen mit den Ereignissen, die im Nachbarland zu erwarten sind, und mit den Ergebnissen der französischen Knebelungspolitik. Was aber solch innere Teilnahme benachbarter Völker für einen praktischen Wert hat, das hat uns die Zeitgeschichte an verschiedenen Stellen Europas in der eindringlichsten Weise gelehrt.

Vor den Wahlen.

Am 11. Mai wird die elsaß-lothringische Bevölkerung durch die Wahlen zum französischen Parlament über die künftige Führung der französischen Innen- und Außenpolitik mitzuentscheiden haben. Die heftigen Parteikämpfe, die anläßlich örtlicher Wahlen — wie beispielsweise vor kurzem bei den Besitzerwahlen zu den Ortskrankenkassen und bei Gemeinde- und Generalratswahlen — entfesselt worden sind, lassen erkennen, wie stark die ungelösten inneren Spannungen in unserer Heimat sind.

Wird die kommende Wahl als ein Plebiszit für oder gegen die Zugehörigkeit zu Frankreich zu werten sein? Keineswegs. Dazu ist unsern Landsleuten viel zu klar bewußt, daß vorerst das Mißverhältnis zwischen Frankreichs Uebermacht und des übrigen Europas Ohnmacht zu offensichtlich ist. Es gilt, sich in die augenblicklichen Tatsachen zu schicken, und aus der Wirklichkeit das Ersprießlichste herauszuholen, so heißt es für viele, teils aus Feigheit, teils aus Bequemlichkeit. Der große Gesichtspunkt: Für oder wider Frankreich? weicht so der nüchternen Erwägung, wie innerhalb des französischen Staates, von dem nun einmal zunächst nicht loszukommen ist, der heimatliche Nutzen und persönliche Vorteil am besten zu wahren ist.

Die Vorfeldgefechte unterscheiden sich denn auch wenig oder gar nicht von der vielfach aufs kleinlichst Persönliche hinausgespielten Tagespolemik, wie sie für die heutige „Politik" im Elsaß und in Lothringen so bezeichnend ist. Und doch läßt sich heute schon klar erkennen: Keine Partei, kein Kandidat wird daran vorbeikommen, zu den Problemen und Nöten des elsaß-lothringischen Landes eindeutig Stellung zu nehmen. Entschiedener noch als bisher haben alle, die sich an das Urteil der stimmberechtigten Oeffentlichkeit wenden, zu bekennen, was sie für Elsaß-Lothringen erstreben und erreichen wollen.

Die heutigen Wortführer bemühen sich dabei ängstlich, den Verdacht zu vermeiden, es geschähe nicht alles „im Interesse des großen Vaterlandes"; eine Führergeneration, die sich durch solche Furcht nicht mehr zu heimatschädigendem Handeln bestimmen ließe, ist noch nicht herangewachsen.

Aber auch über ein anderes kann ebensowenig ein Zweifel bestehen, darüber nämlich, daß auch bei dieser zweiten großen Wahl der Nachkriegsjahre die breiten Massen der Wähler notgedrungen ihre Stimme für die nationalistischen Rechtsparteien werden abgeben müssen, da eine Wahlenthaltung oder eine oppositionelle Stimmabgabe gerade den Parteien zugute käme, deren Sieg die Gefahr eines echten Kulturkampfes, verkörpert in der Ausdehnung der laizistischen innerfranzösischen Kirchen- und Schulgesetzgebung auf Elsaß-Lothringen, in greifbarste Nähe bringen müßte.

So muß damit gerechnet werden, daß der Nationalblock seine Position trotz all seiner Sünden wird halten können. Wenngleich das bedeutet, daß der elsässische und lothringische Wähler damit gerade die Kräfte im französischen Staatsleben stärken und anspornen wird, die seinen im innersten Kern pazifistischen Neigungen aufs schärfste widerstreben. Er wird dazu beitragen, dem europafeindlichen Geiste des Poincarismus auf weitere Jahre freie Bahn zu seiner Zerstörungsarbeit zu bereiten.

Der Sieg des Nationalblocks auf elsässisch-lothringischem Boden kennzeichnet sich so im voraus als ein Verlegenheitsprodukt, erwachsen aus der Entscheidung „für das kleinere Uebel", erklärlich aus der Tatsache, daß der dem Lande durch Zensur und Spitzelwesen aufgebürdete Druck eine wirklich echt heimatliche Politik bisher völlig unterbunden hat. Zudem fehlt das für eine wahrhaft heimattreue und heimatstolze Politik nötige Klarwerden über die Notwendigkeiten und Bedingungen seiner selbst dem Lande als Ganzem wie auch dem Einzelnen als Persönlichkeit vorerst noch in hohem Maße.

Die unter diesen Verhältnissen einzig mögliche Form der oppositionellen Kundgebung, des „Protestes", bietet sich lediglich in der Wahlenthaltung. Ob sie im großen geübt werden wird, wie sie im kleinen z. B. bei der Rosheimer Generalratswahl vor wenigen Wochen in die Erscheinung getreten ist, wo nur 52 Prozent der Wahlberechtigten von ihrem Rechte Gebrauch machten, wobei die Zahl der gültigen Stimmen gar auf 48 Prozent gesunken ist? Sie würde in ihrer eindrucksvollen Sprache in Paris jedenfalls verstanden werden! Die Sorge um die bedrohten kirchlich-religiösen Interessen wird den meisten Wählern diesen Entschluß allerdings schwer machen. Frankreich wird wieder einmal unverdientermaßen aus der Heimattreue seiner „befreiten Brüder" Nutzen ziehen.

Eine eingehendere Behandlung dieses Themas, als es in Form dieses kurzen Hinweises hier geschehen ist, werden wir bringen, wenn die Ergebnisse des Wahlkampfes zu überblicken sein werden.

Ein Beitrag zur Rheinfrage.

Zur Straßburger Tagung der „Zentralkommission für die Rheinschiffahrt."

(Nach einer Arbeit von Dr. Hans Vomhoff.)

Von Dr. Karl Brill.

Am 20. März sind im Straßburger „Palais du Rhin", dem früheren Kaiserpalast, die Delegierten Deutschlands, Frankreichs, der Schweiz, Hollands, Englands, Italiens und Belgiens zusammengetreten, um über die Revision der Mannheimer Rheinschiffahrtsakte vom Jahre 1868 zu beraten. Die Vertreter der genannten Staaten werden nicht allein über rechtlich grundlegende Fragen von internationaler Bedeutung zu beschließen haben, sondern durch ihre Haltung und Entschlüsse in hohem Maße mitbestimmen über ein Kapitel europäischer und Welt-Wirtschaftsgeschichte.

Deutschland sind durch eine im Versailler Diktat nicht seltene und für seinen Geist kennzeichnende Wendung die Hände weitgehend gebunden: „Deutschland erklärt schon jetzt im voraus seine Zustimmung....!" Auch von den übrigen Teilnehmern sind nicht alle völlig frei — soweit von freien Entschlüssen unter dem Druck der französischen Hegemonie heutzutage überhaupt gesprochen werden darf. Die Schweiz hat sich durch das Straßburger Kompromiß vom 10. Mai 1922 in einem wesentlichen Punkte, der Frage eines Rheinseitenkanals auf französischem Boden, Fesseln anlegen lassen, die ihre Entschlußfreiheit stark einschränken. So wird von den Rheinuferstaaten nur Holland völlig ungebunden auftreten können; dies um so mehr, als es im Gegensatz zu den andern Beteiligten den Versailler „Vertrag" nicht unterschrieben hat, und daher an sich die seltsame Eigenmächtigkeit des Friedensdiktats ignorieren könnte, das ohne Befragung und Zustimmung eines Vertragspartners, eben der Niederlande, die Verlegung der Rheinschiffahrtskommission von Mannheim nach Straßburg und ihre völlig veränderte Zusammensetzung verfügt hat. Inwieweit England, Italien und Belgien, die neuen Mitglieder der Zentralkommission, bereit sein werden, allgemein-europäische Grundsätze oder auch nur ihre eigenen Interessen zu verfechten, wird die Session erweisen.

Von französischer Seite ist die beginnende Tagung mit den üblichen Wendungen begrüßt worden, daß es hier gelte, wahren internationalen, demokratisch-humanitären Grundgedanken des Rechts zum Siege zu verhelfen gegenüber der Tyrannis, die Deutschland während der vergangenen Jahrzehnte sich auf dem Rhein angemaßt habe. Dieser Weisung entsprechend haben auch einzelne gefügige elsässische Blätter Stellung genommen, wofür ein Artikel des Straßburger „Journal d'Alsace et de Lorraine" als Beispiel dienen kann:

„Dank der Konvention von Mannheim hatte sich Deutschland auf dem Rhein ein wahres Monopol zugunsten seiner Schiffahrttreibenden und Industriellen verschafft. Der Vertrag von Versailles hat, als er die Revision dieses Abkommens vorschrieb, zum Ziel gehabt, die Traditionen der freien Schiffahrt auf internationalen Strömen wie dem Rhein wiederherzustellen, einer Freiheit, die Deutschland zu seinem alleinigen Vorteil nach und nach eingeschränkt hatte... Frankreich hat nie in dieser Hinsicht Absichten politischer Art gehabt; es hat nur gesucht unter Anwendung der großen Prinzipien, wie sie schon die französische Revolution verkündet hat, zum Vorteil aller eine Freiheit zu fordern, ohne die die wirtschaftlichen Beziehungen den Fluß entlang nicht normale sein können. Alle Freunde der Freiheit und alle, die an einer wirtschaftlichen Entwicklung der Rheinschiffahrt interessiert sind, wünschen daher, daß die Zentralkommission sich der schweren Aufgabe, die ihr zufällt, rasch entledige, und daß das neue Statut, das sie vorbereitet, das Gedeihen der Schiffahrt und des Handels aller Nationen sicherstelle unter einer wirksamen internationalen Kontrolle, die dem Geiste entspricht, die die Verfasser des Paktes des Völkerbundes beseelt hat."

In dem Wunsche, daß der wahren Freiheit im allgemeinsten Interesse aller Rheinuferstaaten und darüber hinaus aller handeltreibenden Völker gedient werden möge, wird man sich mit dem französischen Straßburger Blatte begegnen; die Anspielung auf den Geist des Völkerbundes stimmt allerdings bedenklich. Und erst recht drängen sich ketzerische Gedanken auf, wenn man die nüchterne Wirklichkeit mit den hohen und hehren Gedanken vergleicht, die den französischen Kreisen angeblich vorschweben.

Für die nachstehenden Ausführungen bildet neben den mannigfachen Aufsätzen namentlich schweizerischer Zeitungen und Zeitschriften die Grundlage vor allem eine vorzügliche bisher noch nicht veröffentlichte Arbeit des Alt-Elsässers Dr. Hans Vomhoff: „Die Schweiz und die Rheinschiffahrt nach dem Versailler Vertrag", die im vergangenen Jahre im völkerrechtlichen Seminar der Universität Tübingen entstanden ist, und die unter Auswertung einer reichen juristischen und politisch-wirtschaftlichen Bücher- und Tagesliteratur ein übersichtliches Bild der Entwicklung des Rheinschiffahrtsrechtes vor und auf Grund von Versailles bietet.

Es kann sich hier nicht darum handeln, in die Einzelheiten des äußerst vielgestaltigen Fragenkreises hineinzuführen; worauf es ankommen wird, das ist die Beleuchtung der Hintergründe des hinter internationale Gedanken versteckten eifrigen Bemühens Frankreichs, den Rhein nicht nur politisch und militärisch, sondern auch wirtschaftlich fest in seinen Machtbereich einzubeziehen. Und daneben wird zu zeigen sein, welches Interesse unsere elsässische Heimat an diesen Fragen hat.

Stellen wir kurz gegenüber, wie sich die Mannheimer und die Versailler Regelung unterscheiden, so springt ohne weiteres klar in die Augen, wie heuchlerisch die französische Behauptung ist, es geschehe alles rein im Interesse der bisher geknebelt gewesenen Freiheit, als gelte es zum Vorteil aller, eine deutsche Vorherrschaft zu brechen und durch eine wahre und echte Internationalität zu ersetzen.

Nach dem Mannheimer Abkommen von 1868, das übrigens von Frankreich mitunterzeichnet war, hatte jeder Vertragsstaat (Baden, Bayern, Frankreich, Hessen, die Niederlande und Preußen) bei vollkommen gleichen Rechten und Pflichten das Recht, einen Bevollmächtigten zu entsenden. Der jeweilige Vorsitzende wurde durch das Los bestimmt. Die Beschlüsse wurden mit absoluter Mehrheit gefaßt und waren für die Uferstaaten erst nach Ratifikation durch sie verbindlich. Eine Majorisierung Einzelner oder der Schwächeren war daher ausgeschlossen. „In diesem sogenannten Mannheimer Abkommen wird die völlige Freiheit der Schiffahrt auf dem Rhein und seinen Mündungen von Basel bis ins offene Meer für Schiffe aller Völker festgestellt, sofern sie den Vertragsbestimmungen und den Polizeivorschriften Genüge leisten. Von besonderer Wichtigkeit ist die Bestimmung, daß die vertragschließenden Staaten sich verpflichten, das Fahrwasser des Rheins und die vorhandenen Leinpfade in guten Stand zu setzen und darin zu erhalten. Die Baupläne müssen, soweit sie benachbarte oder gegenüberliegende Staaten betreffen, gegenseitig bekannt gemacht werden; auch soll dafür gesorgt werden, daß die Schiffahrt durch keine künstlichen Anlagen gestört wird. Ferner wird die Aufhebung aller Abgaben, welche sich lediglich auf die Tatsache der Beschiffung gründen, und aller Stapelrechte festgestellt." (Vomhoff.) (1879 wurde die konventionelle Strecke des Stromes bis Neuhausen erweitert durch eine Uebereinkunft „betr. den Wasserverkehr auf dem Rheine von Neuhausen bis unterhalb Basel" zwischen dem Großherzogtum Baden und der schweizerischen Eidgenossenschaft.) Die Versailler Bestimmungen ändern zunächst grundlegend die Stimmverteilung und die Zusammensetzung der Zentralkommission. Bei einer Gesamtuferlänge des deutschen Stromanteils von 1342 gegenüber 184 Kilometern französischen haben Frankreich und Deutschland je vier Stimmen, dagegen die beiden anderen Uferstaaten (Schweiz, Holland) je zwei; ebenso haben je zwei Stimmen erhalten die zur Betonung der Internationalität hinzugenommenen Nichtuferstaaten England, Italien und Belgien. (Dabei ist, wie gesagt, Deutschland von vornherein gebunden, seine Zustimmung zu den Revisionsbeschlüssen zu geben.) Der Vorsitz ruht dauernd bei Frankreich. Der Sitz der Kommission ist von Mannheim nach Straßburg wegverlegt worden, mitten hinein in das französische Interessengebiet. „Man kann getrost behaupten", so heißt es als Kritik in Wilsons „Memoiren und Dokumenten", (Band II, Seite 341), „daß Deutschland im Verhältnis zu seinen Interessen eine allzu geringe Repräsentation besitzt, während die Nicht-Uferstaaten im Verhältnis zu den ihrigen zu stark vertreten sind." Und Keynes, der englische Delegierte in Versailles, spricht davon, daß „der Friedensvertrag den internationalen Charakter deutscher Ströme zum Vorwand genommen habe, um das deutsche Flußsystem möglichst der deutschen Aufsicht zu entziehen." („Die wirtschaftlichen Folgen des Friedensvertrages"; Seite 86/87.)

Durch Art. 358 des Versailler Vertrags hat sich Frankreich das Recht gesichert, die Schiffahrt aus dem natürlichen Strombett in einen Seitenkanal zu verlegen und zu dessen Speisung das Wasser aus dem Rhein zu entnehmen. Wo der Rhein Deutschland und Frankreich trennt, hat für künftige Zeiten Frankreich alle Rechte zur Nutzbarmachung des Wassers für Bewässerung und Krafterzeugung erhalten, eine ganz einseitige, nur französischen Interessen gerecht werdende Regelung, da nach dem Grundsatz des Wasserrechts bei Grenzflüssen jeder Uferstaat das Recht zur Ausnützung der Hälfte der Flußkraft beanspruchen kann.

Nimmt man hinzu, daß Frankreich seine Hand auf den Kehler Hafen zu legen verstanden hat, daß es sich durch amerikanischen Schiedsspruch (gemäß Art. 357) die Ablieferung eines Teiles der deutschen Rheinflotte (Rheinkähne mit einem Gesamtgehalt von 254 000 Tonnen und Rheindampfer mit einer Gesamtmaschinenleistung von 23 760 PS), ferner die deutschen Firmen gehörenden Einrichtungen im Rotterdamer Hafen, dazu 76 Prozent der Aktien der Rheinschiffahrtsaktiengesellschaft vorm. Fendel in Mannheim hat zusprechen lassen; berücksichtigt man ferner, daß — nach dem Muster der Micum-Verträge — die deutschen Reedereien vor kurzem gezwungen worden sind, mit der „Commission des Transports Rhénans par Voies navigables française et belge" ein Abkommen zu treffen, das die deutsche Vertragsseite u. a. dazu zwingt, die während des Ruhrkriegs „vom französischen Schiffspersonal zuschandengefahrenen Schiffe mit ihren verbrannten Kesseln, ruinierten Maschinen, zerstörtem Räderwerk" entschädigungslos zurückzunehmen und dafür vollwertigen Ersatz in Gestalt von Fahrzeugen neuesten und modernsten Typs im gleichen Umfang kostenlos zur Verfügung zu stellen" und „in bestimmtem, erheblichem Umfang Schleppleistungen und Kohlentransporte vom Ruhrgebiet nach Straßburg unentgeltlich für die Franzosen fortgesetzt auszuführen" (vgl. den Artikel „Ist die Rheinschiffahrtsakte noch in Geltung?", von Prof. Dr. Hennig im „Rheinischen Beobachter" vom 23. März), so bekommt man ein etwas beängstigendes Bild der „freiheitlichen" Ideen, die unter französischer Obhut über der Rhein-

schiffahrt schweben, und man versteht die besorgten Stimmen aus schweizerischen und niederländischen Reederkreisen, die von der französischen Aera sich weder völkerrechtlich noch auch wirtschaftlich viel erhoffen.

Einen Vorläufer der gegenwärtigen Straßburger Revisionsverhandlungen der Zentralkommission haben die Beratungen gebildet, die mit dem schon genannten Kompromiß Schweiz-Deutschland-Frankreich von 1922 geschlossen haben, der Frankreich das Recht gibt, mit dem Bau des „Grand Canal d'Alsace", dem Rheinseitenkanal auf elsässischem Boden zu beginnen. Eine Note vom 16. Januar 1922 erklärte Frankreichs Einverständnis, die Schiffahrt auf dem Kanal unter dieselbe internationale Kontrolle zu stellen wie die Schiffahrt auf dem Rhein selbst, aber wesentlich ist, daß bei der Verwaltung des Kanals nur französische, nicht aber internationale Organe entscheiden. Die Schweiz ist für ihren Verkehr mit der Außenwelt auf einen Rheinweg angewiesen, der nicht frei, sondern französisch kontrolliert ist.

In bestimmten elsässischen Kreisen hat man es richtig gefunden, gegenüber der Schweiz damit aufzutrumpfen, daß man gar kein Interesse daran habe, den Verkehr nach Basel an Straßburg vorbeiführen zu sehen. („Das große Frankreich hat nicht nötig, sich vor den Interessen der Schweiz zu beugen", sagte der Präsident der Straßburger Chambre des Métiers Schleiffer 1919 auf dem französischen Binnenschiffahrtskongreß.) Und nur vereinzelt sind nüchternere Erwägungen laut geworden wie beispielsweise die Worte der Straßburger „République" (26. Mai 1922): „... Wir stellen uns nicht auf den engherzigen Standpunkt, daß es unser Vorteil wäre, wenn kein Schiff unter der Kehler Brücke durchfahren könnte, denn es ist fraglich, ob sie denn alle und allezeit nach Straßburg kämen; ... auch Mannheim ist einmal Endpunkt der Rheinschiffahrt gewesen und hat aufhören müssen, es zu sein. Es ist aber deshalb nicht zugrunde gegangen, sondern in seiner gesunden Entwicklung fortgeschritten..."

Zu gesunder Entwicklung beizutragen, das sollte das Motto der Straßburger Verhandlungen sein. Alles, was auf Krücken künstlich erhöht einherstolziert, das ist auf schwachen, schwankenden Stützen errichtet. Das Elsaß kann wie alle Welt kein Interesse daran haben, machtpolitisch, aber nicht wirtschaftlich fundierte Grundlagen seines Lebens zu besitzen, die bei jeder Machtverschiebung zusammenbrechen. Die französischen Pläne einer Erweiterung des Straßburger Hafens — die in diesen Tagen durch die Annahme des Gesetzentwurfs über die Errichtung eines „port autonome" in Kammer und Senat der Verwirklichung endlich näher gerückt sind —, die Straßburg bereit machen soll für den erwarteten starken Aufschwung des Schiffsverkehrs nach Straßburg als dem Endpunkt der freien Rheinschiffahrt, die Projekte, vom Rheinseitenkanal aus den Verkehr der Schweiz, des Elsasses und vielleicht auch Süddeutschlands nach dem Mittelmeer hinabzuleiten, all diese großzügigen Zukunftspläne sind nur berechtigt und aussichtsreich, wenn die Wirtschaftsbasis nicht von vornherein auf falsche Voraussetzungen aufgebaut wird.

In Straßburg entscheiden sich in diesen Tagen Dinge, die für unser Elsaß, die für das deutsch-französische Verhältnis, die für Europas Wirtschaft auf lange hinaus entscheidend werden müssen. Wünschen wir den Beratungen wahren international verantwortungsbewußten Geist! Möchten sie ein Ergebnis zeitigen, das allen Kräften freie Bahn schafft, damit der Freiheitserklärung sämtlicher Flüsse, die am 16. November 1792 von der französischen Revolution verkündet wurde, wahrhaftige Nachachtung zuteil werde:

„Kein Volk kann, ohne sich einer Rechtswidrigkeit schuldig zu machen, einen Strom ausschließlich zu seinem eigenen Vorteil zu monopolisieren trachten, indem es die Uferstaaten hindert, sich die gleichen Dienste zu sichern."

Frankreich hat dieser seiner eigenen Erklärung, auf die es doch so stolz ist, bisher in keiner Weise entsprechend gehandelt. Will es ihr zur Geltung verhelfen, so wird es zertrümmern müssen, was es im Versailler Vertrag an unnatürlichen und ungerechten Schranken selbst errichtet hat. Würde es sich dazu bereitfinden, so könnte der Name Straßburgs neuen Glanz erhalten als die Stätte, an der Freiheitsideen über Herrschaftsgelüste einen Sieg errungen haben.

Wilhelm Kapp.

Prof. Lic. W. Kapp ist zum ordentlichen Honorarprofessor an der Universität Freiburg im Breisgau ernannt worden und liest über Publizistik und Politik.

Damit ist diesem Sohne des Elsasses eine Ehrung zuteil geworden, für die ein Würdigerer kaum hätte gefunden werden können. Wer sich in den letzten zwei Jahrzehnten um Elsaß-Lothringen kümmerte, kennt den Namen W. Kapp. In zahlreichen grundsätzlichen Aufsätzen zur Zeitgeschichte, gelegentlich in Zusammenfassungen von eindrucksvoller Ueberschau, durch gar manche tiefgründige Rede hat dieser Altelsässer dem elsaß-lothringischen Problem in erster Linie die Note gegeben, unter der wir es heute anschauen. „Solange man die Lage in Elsaß-Lothringen lediglich unter dem durch die Frage nach der Germanisation des Elsasses gegebenen Gesichtswinkel betrachtet, verschließt man sich der richtigen Einsicht in die Verhältnisse. Man möge doch allmählich lernen, diesen landläufigen Gesichtspunkt aus dem Spiel zu lassen; er mag den Polen, aber niemals den Elsässern gegenüber am Platze sein", so schreibt er in Nr. 1 der „Mitteilungen" der „Elsaß-Lothringischen Vereinigung" vom November 1909. So besaß er von vornherein die volkspolitische Einstellung, die in der Zeit vor dem Zusammenbruch in Deutschland so selten war. Heute wenden sich die Blicke der ernstesten Deutschen von der ausschließlichen Wertung der Wirtschaftspolitik und der Realpolitik zu vertiefter volkspolitischer Betrachtungsweise, entdecken auf diesem Weg das Grenzlanddeutschtum in all seiner Problematik neu, um von da aus gedanklich den Aufbau zu versuchen, — nun denn, W. Kapp und sein Kreis hatten in den Jahren vor dem Kriege schon diesen Standpunkt für das bedeutsamste der westlichen Grenzprobleme, für Elsaß-Lothringen gewonnen. Zum Unterschied von der großen Mehrzahl derer, die in jenen Jahren über Elsaß-Lothringen sich vernehmen ließen, urteilte unser Freund nicht von irgendwelchem vorgefaßten Standort über sein Heimatvolk, er dachte, schrieb und redete vielmehr aus seiner Seele heraus. Dem Theologen, der er von Haus aus war, dem Pädagogen, der er auch im Politischen gewesen und geblieben ist, dem politischen Denker, in dem sich ein feiner Wirklichkeitssinn mit starkem idealistischem Auftriebsvermögen paart, war weder das Wirtschaftliche noch das engstirnig Parteipolitische, war auch nicht — bei aller Wertung der Bedeutung der Staatlichkeit — das Staatspolitische der Ausgangspunkt. Das war und ist ihm vielmehr das Wissen um die eigentümliche Seelenlage des elsaß-lothringischen Volkes und seiner Schichten. Man wird wohl sagen können, daß er mit als erster die „soziogeographische" Betrachtungsweise, die neuerdings gefordert wird, aus wegsicherem Instinkt heraus praktisch gehandhabt hat. Seine kulturpsychologische Studie: „Das elsässische Bürgertum" vom Jahre 1908 (erschienen zu Straßburg bei Heitz & Mündel) hat wohl zum ersten Male den nationalpolitischen Standort gewonnen, von dem aus nicht nur das elsaß-lothringische Problem, sondern das ganze westgermanische Grenzproblem wirkliche Durchleuchtung gewinnt: das Problem des Gegensatzes von verwelschter Oberschicht und germanisch gebliebenem, allerdings heimatlich gebundenem Volkstum. So ward ihm denn die kulturpolitische Frage im Elsaß und in Lothringen nicht zu einer Frage kulturpolitischer Germanisation von außen her, sondern zu einer Forderung der Entwelschung der eigenen Stämmespersönlichkeit durch sich selber. Um ihrer selbst willen sollten die einheimischen Elsaß-Lothringer auch gesinnungsgemäß wieder Deutsche werden, das war die Forderung der „Elsaß-Lothringischen Vereinigung", deren Vorsitzender W. Kapp vom Jahre 1908 an war. Als schwerstes Hemmnis erschien ihm die Tatsache der zwei Bevölkerungen im Lande: der Eingeborenen und der Eingewanderten. Daß er dies so ungemein schwierige Problem des Widerstreites von Eingesessenheit im Lande und von Landfremdheit in aller Schärfe gestellt und immer wieder unter dem Gesichtspunkt elsaß-lothringischer Volksgemeinschaft, die ihm als lockendes Zukunftsziel vorschwebte, behandelt hat, ist ein nicht minderes Verdienst. Wer die deutschen Grenzprobleme ernsthaft zu studieren unternimmt, der möge zu der einst von W. Kapp geleiteten Zeitschrift der Elsaß-Lothringischen Vereinigung, der möge zu der Fülle der größeren und kleineren Aufsätze greifen, die Kapp die Jahre über geschrieben hat. Er wird reichliche Belehrung finden.

Wir alle, die wir von deutschem Boden aus elsaß-lothringische Heimatpolitik treiben, wir verehren in W. Kapp unseren geistigen Führer. Wir alle stehen irgendwie auf seinen Schultern.

* * *

W. Kapp ist nunmehr 58 Jahre alt; er ist im unterelsässischen Industriestädtchen Bischweiler zu Hause. Infolge der wirtschaftlichen Notlage, die nach 1871 in der Textilindustrie des Landes vorübergehend eintrat, wanderte seine Familie nach Lamprecht in der Pfalz aus, wo eine elsässische Industriekolonie in Bildung begriffen war. So kam er mit dem deutschen Leben in nähere Berührung als die Mehrzahl seiner elsässischen Volksgenossen. Als Student kehrte er ins Elsaß zurück und ist dort bis zum Jahre 1918 geblieben, verehrt von allen, die dem Elsaß ein gesundes und organisches Volks- und Staatsleben im Schoße des Deutschen Reiches wünschten, gehaßt von den andern, die den Vorspann für Frankreich bildeten. Daß er nunmehr an der Universität Freiburg zu einer bedeutsamen politischen Lehr- und Erziehungstätigkeit gelangt ist, erweckt in uns deutsch gesinnten Elsaß-Lothringern, die wir uns dankbar dessen erinnern, was er uns einst drüben war, was er uns heute noch ist, ganz besondere Freude. Möge es ihm noch recht lange beschieden sein, ihm, dem Altelsässer, als politischer Erzieher am deutschen Volk zu wirken! Wenn einer, so ist er, dem Zeit seines Lebens Volks- und Staatspolitik vor Parteipolitik stand, dazu berufen.

E. S.

Albert Schweitzers Abschiedsgruß.

Wie wir erfahren, werden in diesen Tagen zwei neue Schriften Albert Schweitzers im Buchhandel erscheinen. „Das Christentum und die Weltreligionen" nennt sich das erste (Preis etwa 1,60 M.); es bringt die Gedanken über Christentum, Brahmanismus, Buddhismus, Hinduismus und Religiosität der chinesischen Philosophen, wie sie Schweitzer 1922 in seinen Vorlesungen an einem englischen Quäker-College zum ersten Male vorgetragen hat. Auf einen wesentlich breiteren Leserkreis darf das zweite Buch rechnen: „Aus meiner Kindheit und Jugendzeit". Es wird nicht nur allen Freunden und Verehrern unseres Landsmannes willkommen sein, sondern all die erfreuen, die sich Sinn für schlichtes wurzelechtes Volkstum bewahrt haben. Der billige Preis — etwa 2,50 M. in Halbleinen — wird Schweitzers Jugendbiographie zu weitester Verbreitung verhelfen. (Wir kommen auf beide Veröffentlichungen zurück.)

* * *

Von der protestantischen theologischen Fakultät der Straßburger Universität.

Auf Veranlassung des Senators Eccard ist eine „Société d'encouragement aux études auprès de la Faculté de théologie protestante de l'Université de Strasbourg" gegründet worden, um der Fakultät neue Hörer zuzuführen. Es handle sich zunächst darum, die jungen Leute zu unterstützen, die sich für den elsaß-lothringischen Kirchendienst vorbereiten, und überhaupt zum theologischen Studium zu ermutigen. Außerdem befinde sich die Fakultät neuen Aufgaben gegenüber. „Sie muß die Ausländer empfangen, die nach Straßburg kommen, um die Berührung mit dem französischen Geist zu suchen (!). Seit der Eröffnung der französischen Universität haben die Schweiz, England, Amerika Theologiestudierende gesandt. In Auswirkung einer „Mission", die Verbindungen zwischen dem Elsaß und den Kirchen und Fakultäten Mitteleuropas angeknüpft hat, sind Tschechoslovaken, Ungarn und Rumänen im Protestantischen Seminar aufgenommen worden. Ein gewisse Zahl von Skandinaviern, Norwegern und Dänen haben sich angesagt, was die Zahl der eingeschriebenen Studenten der Fakultät auf etwa 60 bringen wird."

Schließlich habe die Fakultät in Verfolg der traditionellen Pflege der freien Forschung eine Reihe von Werken über die verschiedenen Gebiete der biblischen Geschichte, der Geschichte des Christentums und der Religionsphilosophie veröffentlicht. Sie gebe auch die „Revue d'histoire et de philosophie religieuses" und die Hefte der Revue heraus. („Diese verschiedenen Veröffentlichungen zeugen von einer beträchtlichen wissenschaftlichen Arbeit und werden mit beitragen zum Glanz der Universität Straßburg und des französischen Gedankens!") Die Fakultät könne diesen verschiedenen Anforderungen nicht mehr genügen. „Ihre zahlreichen Freunde, vereinigt in einer Gesellschaft, werden ihr ihre Mitarbeit und ihre Unterstützung gewähren und ihr erlauben, ihr Werk fortzusetzen und zu entfalten". Auskünfte über die Gesellschaft mit dem langen Titel erteilen die Professoren Cauſſe und Will.

Mit andern Worten: Theologische Wissenschaft mit patriotischem Hintergrund.

* * *

Ein Preisausschreiben des „Elsässischen Theaters Colmar".

Aus Anlaß seines 25jährigen Bestehens veranstaltet das Colmarer Elsässische Theater einen Wettbewerb für elsässische Bühnenwerke. Es sind drei Preise von 1000, 600 und 400 Franken ausgesetzt. Zugelassen sind abendfüllende Werke in elsässischem Dialekt, auch Singspiel-Librettis (aber nicht Operettenlibrettis), die bisher weder im Druck erschienen, noch aufgeführt worden sind. Werke von spezifisch elsässischem Charakter, d. h. solche, in denen elsässische Sitten und Gebräuche festgehalten sind, sind in erster Linie erwünscht. Stücke mit ausgesprochener religiöser oder politischer Tendenz werden nicht berücksichtigt. Das Elsässische Theater behält sich das Uraufführungsrecht für die mit einem Preise ausgezeichneten Stücke bis spätestens Schluß der Spielzeit 1925/26 vor.

Leeres Gewäsch!

Eine eigentümliche Art von Selbstkritik und vom Gegenteil von Rückgrat zeigen die beiden letzten Nummern der „Kleinen Revue", der Literarischen Beilage zum Straßburger „Elsässer". In Nr. 5 hatte die „Revue" eine ausführliche Besprechung des neuesten Marie Hart-Buches „Erinnerungsland" gebracht und gleichzeitig mehrere Gedichte aus dem Bande entnommen.

Auch in der Nr. 6 vom 1. April ist ein Gedicht Marie Harts, „'s Elsaß im Frühjohr' aus dem Buche abgedruckt, und zwar an der Spitze, so daß man den Eindruck haben darf, daß den Lesern des „Elsässer" diese Dichterin und ihre Arbeit willkommen und dem Herausgeber des Blattes die literarischen Qualitäten des Buches einer solchen Empfehlung wert sind.

Das muß ein Irrtum sein; der „Elsässer" scheint durch den kommentarlosen Abdruck (entgegen den in aller Welt sonst üblichen Gepflogenheiten) ein Verdammungsurteil fällen zu wollen, denn ... auf der letzten Seite der gleichen Beilage finden wir eine „Stimme aus dem Publikum":

„Ein in Paris lebender Elsässer formuliert, wie folgt, die Eindrücke, die ihm bei der Lektüre unserer letzten Nummer Marie Harts Appell ans Elsaß erzeugt hat:

An Marie Hart.

's geht mer grad wie Dier, Marie,
Ich schamm mi am Elsaß, so ze saue,
's nimmt mi nämli wunder — wie
Kanns nur Din leer Gewäsch verdraue?

C. S."

Das Urteil des Landsmannes C. S. wird unserer verehrten Marie Hart wohl wenig Kummer machen; die Liebe, die sie sich durch ihre Lebensarbeit bei allen Elsässern auf beiden Seiten des Rheins erworben hat, wiegt tausendfach auf, was ihr an Gehässigkeiten aus dem Lager der paar „bons Alsaciens" entgegentönt. Man muß schon so elsaßfremd sein wie dieser Pariser Elsässer, um solche welsche Flegelhaftigkeiten zu produzieren. Den verantwortlichen Redakteur der „Kleinen Revue" beneiden wir um seine ... Standhaftigkeit.

Von den Bildern des vorliegenden Heftes

verdanken wir die Photographie Dr. Knauths dem Entgegenkommen der Witwe des Verstorbenen. / Das himmelan strebende Münster über den Dächern der Gewerbslauben (Seite 73) zeichnete uns ein treuer Freund unserer Zeitschrift, Herr Fritz Endell in München. / Den Bildstock „Das Schloß in Buchsweiler" stellte uns die Firma Klinkhardt & Biermann in Leipzig, der Verlag des stimmungsvollen Buches von Ernst Traumann: „Goethe, der Straßburger Student" zur Verfügung; die Wiedergabe des Bildes „Ein Schlußstein des Langhauses" ermöglichte uns die Frankfurter Verlagsanstalt A.-G. in Frankfurt a. M. nach ihrem großen kunstgeschichtlichen Werke „Gotische Skulpturen des Straßburger Münsters. / Eine Leserin im Elsaß zeichnete uns den Kirchplatz in Buchsweiler. / Besonderen Dank schulden wir endlich unserem Landsmanne Herrn Henner für den Entwurf des Umschlags wie überhaupt für die künstlerische Beratung, die er uns gewährt hat und für die Zukunft in Aussicht gestellt hat.

Eine Reise nach Buchsweiler im Jahre 1790.

In der Universitätsbibliothek zu Gießen findet sich ein kleines Schriftchen mit dem Titel: **„Briefe eines reisenden Deutschen über das Elsaß, und besonders über die Aufnahme des Herrn Landgrafen von Hessen-Darmstadt in seinen dort gelegenen Staaten."** Die 1790 in Frankfurt am Main gedruckte Schrift gibt den lebendig geschriebenen Bericht eines Mannes, der als Kaufmann ins revolutionäre Elsaß gefahren ist, um sich die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse aus der Nähe zu besehen und der hier seinen Freunden in der Heimat in mehreren Briefen seine Eindrücke schildert.

Aus dem ersten Briefe aus Straßburg vom 25. Mai 1790 lernen wir die etwas unklar-enthusiastische Begeisterung vieler Bürger kennen, die aus dem Neuen glauben alle Seligkeit für die Zukunft herauslesen zu dürfen, und die „wohllüstige Träume von Patriotismus, Demokratie und her für Kinder und Kindskinder daraus entspringenden Seeligkeit" träumen, so daß sie, wie der Briefschreiber sagt, „die glücklichsten Menschen" wären, „wenn etwas vollkommenes in der Welt wär". Wir sehen die begeisterten „National-Garden" mit ihren farbenfrohen Uniformen. — „Prächtige goldne Epauletten blinkten auf seinen Schultern", heißt es etwas ironisch von einem aufgesuchten Geschäftsfreund; „auf dem Hute strahlte eine blau roth und weiße Kokarde, wie der Nordstern; ein herrlicher silberner Degen zierte seine Seite, die Brust schmükte ein blau roth und weisgestreiftes Bändchen, das durch ein niedlich gearbeitetes Schnällchen verherrlicht war, und so jene Ehrenzeichen, die dem Verdienst ums Vaterland gebühren, in der Ferne nachahmte." Wir hören dann auch, daß „in dieser Woche sich hier Deputierte aus allen Gemeinen des untern Elsasses versamlen" werden, „um die künftige Administratoren der Provinz zu erwählen". Freilich sei „allen diesen Deputierten allgemein unbekannt", „was zu der Administration eines Landes gehört, welche Kenntnisse man von seiner Lage, Natur, Producten, Industrie, Verbindungen, Interesse haben mus; und welches die Leute sind, die durch Geschicklichkeit, Wissenschaften, Fleis, lange Uebung und Erfahrungen sich diese Kentnisse erworben haben", aber nichtsdestoweniger sei er „gerade zu einer Zeit hier angelangt, die gewis künftighin für das Elsas Epoche machen wird".

„Der Widerwille, den der Strasburger ewiges Gewäsch von Freiheit, Patriotismus und Nationalgarden in mir erregte, machte, daß ich mich entschlos, diese Stadt, so bald als möglich, doch nur auf einige Tage, zu verlassen.". So berichtet ein zweiter Brief aus Buchsweiler vom 27. Mai 1790. „Ein schöner heiterer Frühlingsmorgen machte mir die Reise durch dieses, mehr als paradiesische Land, zu der angenehmsten, die ich jemals gemacht habe. Indem ich so durch die fruchtbarsten Felder in der angenehmsten Jahreszeit hin reisete, überdachte ich bei mir selbst die Schikfale, die dieses herrliche Land eine Reihe von vielen Jahrhunderten hindurch erfahren hat, während denen es so oft verwüstet, zertreten und fast ganz vernichtet worden." Die „Elsasser Bauren" gefallen ihm besser als die neuerungssüchtigen Straßburger; es seien „fast durchgängig starke, wohlgefütterte, derbe rothbakige Pursche, denen eine gewisse Selbstgenügsamkeit aus jedem Gesichtszug hervorleuchtet, die eine Gleichgültigkeit gegen alles verräth, was nicht sie selbst angeht".

Den dritten Brief, geschrieben am 30. Mai 1790 in Buchsweiler, geben wir im Nachstehenden wieder. Er gibt uns einen Ausschnitt aus dem eigenartigen, uns heute recht phantastisch anmutenden Elsaß, wo trotz der effektiven Zugehörigkeit des Landes zu Frankreich deutsche Herrschaften ihre alten Besitztümer und Rechte links des Rheins behalten hatten, und wo trotz der durch die Pariser und Straßburger Revolutionsmänner verfügten Verdammung der „Aristokraten" ein deutscher Fürst seinen feierlichen Einzug in seine elsässischen Besitztümer halten kann. Dem Briefschreiber des Jahres 1790 kam es wohl vor allem darauf an, seinem monarchischen Gefühl und der Treue zu seinem Fürsten Ausdruck zu geben. Uns aber ist wesentlicher und bedeutsamer die doch nur aus volk- und blutmäßiger Gemeinschaft verständliche Innigkeit der Verbundenheit dieses deutschen Fürsten mit seinen damals schon anderthalb Jahrhunderte im französischen Staatsbereich lebenden Untertanen.

Buchsweiler, den 30. Mai 1790.

Nie noch, in meinem ganzen Leben nie, bin ich mehr gerührt gewesen, habe ich frohere Empfindungen gehabt, hab' ich mehr Freudentränen geweint, als diese drei Tage über, die ich hier zugebracht habe. Ihn sah ich, den huldreichen, den würdigsten Fürsten mit der Engelsmiene. Hehr und feierlich war sein Einzug, rührend die Art, wie ihn seine Unterthanen aufnahmen. Mit mehr Pracht, aber gewiß nicht mit mehr Liebe mochte wohl einst der gute Titus bei seinem Triumph von den Römern empfangen worden seyn. Doch! ich will dir die Sache in Ordnung beschreiben, sie ist wohl eine Beschreibung werth!

Ich ritt, wie gesagt, um zu sehen, was unterwegs vorgieng, dem Fürsten bis auf die Grenze des Elsasses entgegen. Auf der Spize des ersten Bergs vom vogesischen Gebirg, wo der Grenzstein steht, fand ich eine Anzahl von mehr als hundert Reutern, die theils von Ingweiler, einem dem Fürsten gehörigen Städtchen, teils aus verschiedenen da herum liegenden Dörfern fern hergekommen waren. Bei ihnen standen die Bürger des Dorfs, in dessen Bann sich die Grenze scheidet und hatten ihren Geistlichen an der Spize. Alle warteten mit Ungeduld auf den Augenblick, wo er den Berg herauf kommen würde. Ich durfte nicht lange warten, er erschiene bald in einem offenen Wagen, von niemand, als dem würdigen Präsidenten seiner Regierung, einem Herrn von Rathsamhausen begleitet. Mit der huldreichsten Miene, selbst innigst gerührt, nahm er die Begrüsungen seiner Unterthanen und ihre Freudensbezeugungen an, freute sich ihrer Liebe und dankte ihnen, daß sie ihm so weit entgegen gekommen wären.

Unten am Fus des Bergs, in einem Dorf, das zwar nicht zu der Grafschaft Lichtenberg gehört, hatten sich die Weiber und Mädchen der vorerwähnten Dorfgemeinde versamlet. Die leztern überreichten dem Fürsten einen Straus, und eine von ihnen, die eine Flasche Wein in der Hand hatte, sagte ihm so ganz aufrichtig: Gnädiger Herr, da Sie vermuthlich von der beschwerlichen Reise und Hize müde und durstig seyn werden; so erlauben Sie uns, daß wir Ihnen ein Glas Wein anbieten. Der Fürst nahm dies Erbieten mit seiner gewöhnlichen Huld an, und er und sein Präsident tranken jeder ein Gläschen von dem Wein.

Eine Viertelstunde weiter war eine andere Gemeine versamlet, aus der sich schon eine gute Anzahl unter den den Fürsten begleitenden Reutern befanden, die sich hier der Ankunft ihres Fürsten freueten. Eine kleine Streke weiter stand eine andere Gemeine, Männer, Weiber, Mädchen und Kinder mit ihrem Pfarrer, der im Namen der Gemeine den Fürsten bewillkomte, und aus der Hand eines Vorgesezten eine schriftliche Versicherung von der fortdaurenden Unterwürfigkeit und dem Gehorsam dieser Gemeine nahm, und sie dem Fürsten überreichte, der ihnen für ihre Liebe dankte, und sich einige Augenblike sehr huldreich mit ihnen unterhielt.

Bis hierher hatte sich der Zug von Reutern immer vermehrt. Um das angenehme dieses Schauspiels recht zu genießen, machte ich mich ein wenig auf die Seite, und ließe sie neben mir vorbei ziehen. Ganz an dem Wagen des Fürsten ritten vier Reuter von der Marechaussee, die ihre Station in Ingweiler und Buchsweiler hatten. Diese waren die einzigen, welche die Nazionalkokarde trugen. Die übrigen Reuter hatten ihre Hüte entweder mit Eichenlaub oder mit Blumensträusen geziert. Eine Anzahl Bürger und junge Leute von Ingweiler, welche mit ritten, waren blau gekleidet, die von den Dörfern aber erschienen in schönen rothen wollenen Röken, die mit blauen oder grünen Bändern verbrämt und weis gefüttert waren. Diese Kleidung nahm sich zu Pferd ausnehmend gut aus und der Zug war um so viel schöner, da fast alle sehr gute, und einige sehr schöne Pferde ritten.

Ich hatte meine Reuter bald wieder einzeholt, weil der Fürst nur langsam fahren lies; und folgte so nach bis nach Ingweiler. Hier wurde er mit Lösung einiges Geschüzes und dem Geläute der Gloken empfangen. Vor dem Thor stunden einige da wohnende fürstliche Beamte, die ihren Herrn mit der innigsten Rührung empfiengen. Im Namen der Gemeine bewillkomte ihn der erste lutherische Geistliche von da, ein ehrwürdiger Greis. So mag ungefähr Simeons Mine bei jenem feierlichen Auftrit im Tempel zu Jerusalem gewesen seyn, wie die freudenvolle und zufriedene Mine dieses Greisen war. Der Fürst stieg hier in einem ihm gehorigen Hause für einige Minuten ab, und ich benüzte die Zeit, ihm auf dem Wege nach Buchsweiler zuvorzukommen; damit ich seinen Einzug desto besser sehen konnte.

Gleich auf einer Anhöhe vor Ingweiler fand ich nun schon eine Anzahl von mehr als hundert Reutern von der Bürgerschaft von Buchsweiler, die in zwo Reihen an der Straße hingestellt seiner erwarteten, alle waren in blau gekleidet, und hatten ihre Standarte. Besser am Hügel hinunter hielte eine andere Compagnie, die aus lauter jungen Leuten bestund. In einem ganz unten gelegenen Dorf war wieder die ganze Gemeine versamlet und wartete sein. Als ich endlich gegen die Vorstadt von Buchsweiler kam, sah ich ein Gewimmel von viel tausend Menschen. Hier stunden mehrere hundert Kinder beeder Religionen, die von ihren Schullehrern in Ordnung gehalten und angeführt wurden. Sie waren alle mit Blumen versehen, womit sie bei der Ankunft des Fürsten die Strasse, seinen Wagen und ihn selbst bestreueten. Weiter gegen die Stadt hin stand die Burgerschaft in zwo Reihen im Gewehr, alle in blauer Uniform. Sie hatten sich in Grenadier, Jäger und Mousquetier abgetheilt. Unter andern bemerkte ich 24 Mann, in weißer Kleidung mit rothen Bändern geziert, die sich vorgenommen hatten die Pferde abzuspannen und ihren Fürsten in die Stadt zu ziehen. Ich hatte kaum so viel Vorsprung gewonnen, daß ich mein Pferd abgeben, und mich ein wenig anders ankleiden konte, so hörte ich, daß durch Losbrennung einiges Geschüzes und Anziehung der Gloken das Zeichen gegeben wurde, er sey wirklich im Buchsweiler Bann angelangt. Ich eilte daher, so viel ich konte, in die Vorstadt zurük um ein Zeuge seiner Aufnahm zu seyn.

Buchsweiler — Kirchplatz

Hier stand nun alles in einer vortrefflichen Ordnung; herrschte bis zu seiner Ankunft die größte Stille. O! in wie manchem Auge sah ich da Freudenthränen zittern, wie manche Wange damit benezt, auch meine waren nas, und mein Herz enge. Er langt an und tausend und aber tausend Zungen und Herzen rufen ihm ein freudenvolles herzliches Vivat entgegen. Sein Weeg wird mit Blumen bestreut, die Anführer der Bürgerschaft bezeugen ihm, wie froh die Stadt sey, ihren Fürsten und Vater einmal wieder zu haben. Die vier und zwanzig, die ihn in die Stadt ziehen wollen, stellen sich dar, aber Ludwig schäzt den Menschen zu hoch und verbittet sich dieses Zeugnis ihrer Liebe. Damit sie aber doch nicht umsonst da sind, so hat in der Geschwindigkeit jeder von ihnen eines von den rothen Bändern losgemacht, welches er an die Stränge der Pferde anbindet und so giengen sie nun neben den Pferden her, um wenigstens dadurch anzudeuten, sie glaubten er sey werth Herr von Menschen zu seyn. Vor dem Wagen unmittelbar giengen noch zween Läufer unter der Anführung eines ehrbaren Bürgers. Langsam und feierlich gieng nun der Zug durch die Stadt auf das fürstliche Schlos zu. Alle Fenster waren mit Menschen angefült, die Theil an dieser allgemeinen Freude nahmen.

Es gelang mir, daß ich durch eine Nebengasse den Schloshof noch eine gute Zeit eher erreichte, als der Fürst, und man hatte mir schon vorher gesagt, daß man mirs nicht übel aufnehmen würde, wann ich mich unter die fürstlichen Officianten mischte. Ich eilte daher in den inneren Schloshof. Auf der Brüke standen in zwo Reihen mehr als 70 ledige Frauenzimmer in weiser Kleidung mit blauen Schärpen geziert. Jede hatte ein niedliches mit Bändern umwundenes und mit Blumen gefülltes Körbchen in der Hand. Der Fürst stieg an der Brüke aus seinem Wagen, wo er von seinem Ober-Hofmarschall, einem Herrn von Zylnhard, empfangen wurde. Hierauf überreichte ihm eine von den Frauenzimmern ein Gedicht auf seine Ankunft. Auf einem dicht mit Blumen bestreuten Weg gieng er nun durch diese glänzende Reihen schöner Mädchen. Im innern Schloshof warteten sein, seine Officianten, die Geistlichen beeder Religionen, auch eine Deputation von einem benachbarten Franciscaner Kloster. Was mich da noch am meisten ergözte, war die Würde und Gravität, womit etwa acht kleine Jungen eine Janitscharen-Musik ausführten, mit der sie den Fürsten bewillkomten. Lächelnd dankte ihnen der gute Fürst für dieses Zeichen ihrer Ergebenheit. Im Schlos selbst empfieng er noch die Glükwünschungen und einen Straus von einer andern Gesellschaft von ledigen Frauenzimmern. Der ganze geräumige Schloshof war nun mit Infanterie, Reuterei und Zuschauern angefüllt und ganz Buchsweiler voll Jubel.

Auf den Abend war die ganze Stadt erleuchtet. Jeder bemühte sich den andern zu übertreffen. Besonders zeichnete sich auch die Judenschaft hier aus. Sie hatten ihre Synagoge nicht nur sehr schön erleuchtet, sondern auch ein Gemählde dahin gestelt, das den Moses vorstelte, der vor einem Altar kniet, mit der Unterschrift:

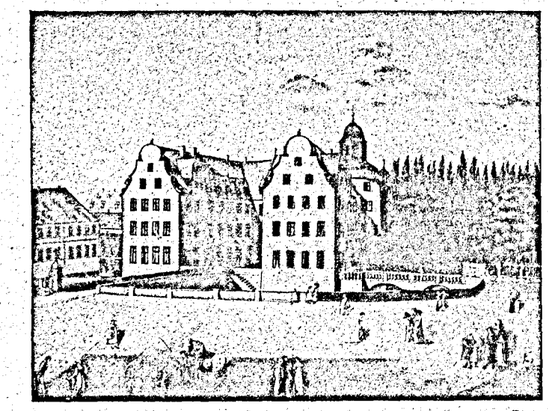
Hier kniet Moses, seufzt und spricht:
Ach Fürst verlas auch Israel nicht.

Ein anderer Jude, der David heißt, hatte vor seinem Haus die Inschrift angebracht:

Auch David wagts zu Ludwigs Ehren
Die Freudenlämpchen zu vermehren,

wobei ich mich aber so wie an einem andern Judenhaus über den Wiz des Mahlers ein wenig ärgerte, der ein doppeltes verzogenes lateinisches L und in die Mitte desselben ein X mahlen solte, der aber statt der X ein wahres Andreaskreuz, so wie es Constantin ehemals erblickte und nachher auf seine Fahnen setzte, gemahlt hatte.

Nachdem der Fürst zu Nacht gespeiset hatte, begab er sich selbst zu Fus vor das Thor der Stadt, wo man ihm zu Ehren einen Scheiterhaufen errichtet hatte. Er zündete ihn selbst mit einer Wachsfackel an, die ihm von den Vorgesezten der Bürgerschaft dargereicht wurde. In dem Augenblik wurde das Geschüz losgefeuert, alle Gloken angezogen und ein lautes Vivat ertönte. Der Schall der Gloken war ganz besonders in der dunklen Nacht etwas feierliches, und machte auf mich einen starken Eindruk. Der Fürst gieng hierauf in die Stadt zurük und besahe, die ihm zu Ehren gemachte Erleuchtung, derselben. Von Tausenden begleitet gieng er so im Gedränge durch alle, auch die engste Strassen. Seine ganze Mine zeigte Zufriedenheit und alle seine Reden waren Beweise von seiner Liebe zu seinen Unterthanen. Noch nach ein Uhr waren alle Strassen mit Menschen angefüllt, die sich des Tages freuten, auf den sie schon lange gehoft hatten. In allen Wirthshäusern war Musik und Tanz. Ein Theil von den Bauren, die den Fürsten eingeholt hatten, wurden heute schon auf seine Kosten bewirthet, die übrigen nebst der Bürgerschaft von Buchsweiler solten die folgende Tage ein gleiches erhalten. Der Jubel, der alles begeisterte, lies mich in dieser Nacht wenig schlafen, welches ich doch nicht würde gekont haben, wenn auch alles wäre still gewesen; weil ich von der Geschichte des Tags zu sehr gerührt war und tausend Gedanken sich in meiner Seele durchkreuzten. Meine Betrachtungen will ich aber bis ans Ende meines Briefs sparen, um die Erzählung von dem Aufenthalt des edeln Fürsten in Buchsweiler nicht zu unterbrechen.



Altes Schloß zu Buchsweiler,
an dessen Stelle jezt das Gymnasium steht.

Kupferstich von Fred Lutz.

Er war den andern Morgen kaum aufgestanden, als schon wieder eine Zahl kleine Mädchen, alle weis gekleidet, davon die ältesten noch nicht zehen Jahre alt war, vor ihm erschien, und ihm ein Geschenk überreichte, welches er mit Vergnügen annahm. Hierauf kamen Deputierte von verschiedenen in der Gegend liegenden Dörfern, um ihrem Fürsten ihre Unterthänigkeit zu bezeugen. Er nahm sie alle mit der Huld und Freundlichkeit eines Vaters auf. Die wenige Zeit, die ihm übrig blieb, wendete er an eine Menge Bittschriften zu durchgehen, die ihm von allen Seiten her überreicht wurden. Gegen den Mittag lies er sich alle seine Officianten durch seinen Präsidenten vorstellen, und jeder freute sich einem so guten Fürsten bekant zu werden.

Nach der Mittagstafel fuhr er nach Zabern zu dem Herrn Cardinal von Rohan, der ihn bei seiner Ankunft durch einige Abgeordnete hatte bewillkommen lassen. Bei seiner Abreise stund wieder wie Tags vorher die ganze Bürgerschaft im Gewehr, und die Reuterei, die ihn eingeholt hatte, begleiteten ihn bis nach Imsheim, einem Dorf, das eine halbe Stunde von Buchsweiler entfernt ist. Von hier aus wurde er von Reuterei, die sich aus den umliegenden, ihm gehörigen Dörfern, versammlet hatte, bis an die Gränze des Bistums begleitet. Er nahm seinen Rükweeg über Neuweiler, einem ihm gehörigen Städtchen, wo ein reiches Collegiatstift ist, welches ihn bei seiner Ankunft hatte bewillkommen lassen, und sich ihm, als seinem Kastenvogt submittierte. Hier fand er die Bürgerschaft im Gewehr stehen, die ihren Landesherrn mit lautem Jubel begrüßte und ihn für ihren Herrn erkannte. Die Reuterei von Buchsweiler, welche ihn da erwartet hatte, begleitete ihn darauf wieder in seine Residenz zurück; wo man ihn eben so freudenvoll empfieng, als Tags vorher.

Hier waren unterdessen auf Befehl des Fürsten die Anstalten gemacht, daß die ganze Bürgerschaft auf seine Kosten gespeiset und getränket wurde. Damit niemand sich beklagen konnte, wurde sie rottenweise in alle Gasthöfe in der Stadt vertheilet. Gleiche Ehre und Wohltat erwiese er auch denen, die von den verschiedenen Dörfern ihm ihre Freude über seine Ankunft bezeugt hatten. Ja seine Freigebigkeit erstrekte sich so gar auf alle, welche vom Lande in die Stadt kamen ihn zu sehen. Er wolte allen, die sich für seine Kinder erkannten, ein guter Vater seyn. Jeder, der sich darum meldete, bekam ein Billet, wenigstens auf eine Maas Wein und Brod.

Ebenso zeichnete sich der Samstag durch die Freigebigkeit und Wohltätigkeit des guten Fürsten aus. Schon früh gab er den Abgeordneten verschiedener Dorfgemeinden Audienz und tröstete sie bei ihren Klagen über die misliche Lage, in der sie sich gegenwärtig befänden. Die Zwischenstunden wurden angewendet die ihm überreichten Bittschriften zu durchgehen. Nachmittags erhielt er einen Gegenbesuch von dem Herrn Cardinal von Rohan, den, ihrem Fürsten zu Ehren, die Reuterei von Buchsweiler von den Gränzen des Bistums abholte, und bei seiner Abreise wieder eine gute Streke begleitete. Den Abend dieses Tags, machte ein allgemeiner Freibal, den der Fürst den Buchsweilern gab, zum neuen Fest. Jederman, wes Stands und Würden er war, hatte freien Zutritt. Essen, Trinken, und allerlei Arten von Erfrischungen waren in Ueberflus vorhanden, und der Fürst verherrlichte das Fest selbst mit seiner Gegenwart.

Der Sontag endlich war es, wo derselbe wieder abreisete. Wichtige Geschäfte, die beim Antrit einer neuen Regierung immer in Menge vorfallen, forderten seine Gegenwart in seinen deutschen Staaten. Zwar ward seine Abreise mit allem dem Pomp verherrlicht, mit dem er empfangen wurde; aber es war nirgends der laute Jubel, nirgends die hohe Freude zu bemerken, die sich bei seiner Ankunft überal zeigten. Finster und mit niedergeschlagenen Augen sahen ihn, Bürger- und Officianten, Buchsweiler wieder verlassen. In mehr als einem Auge zitterten Thränen, mehr als eine Brust hob sich von Seufzern. Doch tröstete sich die gute Stadt der Versicherung, die ihr der Fürst, den sie als Vater und Beschüzer ehrt, gegeben hatte, daß er sie nicht auf immer, nicht einmal auf lange Zeit verlassen, sondern bald wieder kommen, und seine Frau und Kinder, so drükte er sich aus, mitbringen würde. Nun freut sich schon wieder jederman des holden Anbliks der frohen festlichen Tage.

Die Neuterei von Buchsweiler, die ihn eingeholt hatte, begleitete ihn nun auch wieder nach Ingweiler, wo ihn die Burgerschaft im Gewehr stehend empfieng, und von wo ihn eine starke Anzahl berittener Burger, die durch die, welche sich aus den benachbarten Dörfern daselbst versammlet hatten, auf einige hundert vermehrt wurde, bis zwo Stunden über die französische Gränze, zur Bezeugung ihrer unveränderlichen Ergebenheit, begleitete.

Diese Anhänglichkeit, welche die Unterthanen des Herrn Landgrafen gegen ihren Fürsten durch so mannichfaltige Beweise zeigten, rührte mich, der ich so eben von Straßburg gekommen war, in der Seele. Sind das, fragte ich, die Elsasser, die, nach der Strasburger Ausdruk, die Aristokraten und ihre Regierungsart verfluchen? Ist das das Volk, das unter dem Druck unerträglicher Lasten, die ihm seine Fürsten nach und nach widerrechtlich aufzwangen, seufzte und schmachtend nach Befreiung davon sich sehnte? Was ich sah, was ich hörte, zeugte doch von nichts als Liebe und inniger Ergebenheit gegen den Fürsten. Und was bewog die Unterthanen zu den ausnehmenden Freudensbezeugungen, die sie in allen ihren Handlungen diese drei Tage über bliken ließen? Hat man sie durch Schmeicheleien, durch falsche betrügliche Hofnungen, die man ihnen vormachte, dazu angereizt? Wäre dieses, so würde doch einer oder der andere etwas davon gegen mich haben laut werden lassen. Haben sie es aus Furcht gethan? Niemand wird glauben, daß ein, obgleich schwaches Völklein, sich aus Furcht zu Thaten bereden lassen, die allen seinen Gesinnungen widersprechen, so bald es weis, daß sechs Millionen gerüsteter Nationalgarden und seine Armee Soldaten zu seiner Unterstüzung bereit sind, wenn es sich nicht will zwingen lassen. Ich beurtheile die Sache ganz unparteiisch, und da finde ich keine andere Ursache der außerordentlichen Freude, die jeder Unterthan des Herrn Landgrafen in seinen elsäßischen Gemeinen, bei seiner Gegenwart bezeugte, als das Naturgefühl, welches ihm Liebe und Ergebenheit gegen seinen angebohrnen Fürsten einprägt, dem ihm nicht die Gewalt eines Eroberers, sondern Gottes ewige Vorsicht selbst zum Fürsten und Herrn gab.

Ich habe den Fürsten, der sich überal frei sehen lies, so viel als mir möglich war, beobachtet, und ich habe bemerkt, daß jeder Gesichtszug, jede Rede, alles was er that, zeugte, wie innig gerührt er war von allem, was seine Unterthanen seinetwegen thaten. Vielleicht erwartete er unter den gegenwärtigen Umständen selbst nicht, so viel Ergebenheit zu finden. Desto mehr Ehre für den Bürger der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, daß er mehr dem Naturgefühl seines Herzens, als den Vorspielungen folgte, die ihm von mehr als einem gemacht wurden; daß er sogar auf die Drohungen nicht achtete, womit schwärmerische Patrioten zu Strasburg ihn abzuschreken suchten.

Und von diesen seinen Kindern, die ihn so sehr lieben, soll der Fürst sich auf immer trennen? Soll alle Verbindung mit ihnen aufheben?

Buchbesprechung.

Robert Will: Tauler. Eine Geschichte aus Straßburgs Vergangenheit. / E Pfarrhüs üs d'r guede alde Zytt.

„Sprechen Sie in unserer Zeitschrift nicht mehr von Robert Will, denn die Enttäuschung, die dieser Mann so vielen unter seinen früheren Anhängern und Bekannten bereitet hat, ist zu groß, als daß man an ihn erinnert werden möchte." Ich kann diesen Standpunkt, den ein Mitarbeiter unserer Zeitschrift in einem Brief an mich eingenommen hat, nicht für richtig halten. Mir scheint es vielmehr notwendig, daß wir uns mit Robert Will immer wieder auseinandersetzen. Gewiß erfüllt uns ein bitteres Gefühl, wenn wir des Mannes gedenken, der einst von der Kanzel in der Wilhelmerkirche zu Straßburg eine große Gemeinde deutscher Menschen durch die Fülle seiner Gedanken, durch seine hinreißende Sprache in seinen Bann zog. Und er, dem kleinen Kreise derer angehörend, die mit Worten Bilder zu malen, Gestalten zu formen verstehen, dieser Mann, der als Meister der deutschen Sprache wie ein Verkünder deutschen Wesens, als echter Alemanne vor uns stand, er hat heute einen Lehrstuhl der Theologie an der französischen Universität zu Straßburg inne. Am 50jährigen Stiftungsfeste der alten elsässischen Studentenverbindung „Wilhelmitana" hat Robert Will im Jahre 1907 die Worte gesprochen: „Ihr Alten, die ihr das alte Vaterland so lieb gehabt, ihr werdet's den Jungen nicht verargen, daß sie, die aus deutschem Geist wiedergeboren sind, nicht nur die Formen des deutschen Burschentums annahmen, sondern um der Wahrhaftigkeit willen auch von ganzem Herzen sich dem deutschen Vaterlande verschrieben. Um der Wahrhaftigkeit willen!" Heute fährt Robert Will nach der Tschechei, nach Rumänien und sucht ausländische Studenten nach Straßburg zu führen, „um sie mit dem französischen Geist in Berührung zu bringen."

Hier ist nicht Stillschweigen aus falschem Mitleid oder aus verständlicher Verletztheit am Platze! Männer wie Robert Will müssen wir bekämpfen. Er gehört nicht in den Kreis der gewöhnlichen Opportunisten, die wir im Grenzlande überall finden, die wir verachten, aber nicht allzu tragisch nehmen. Als Kanzelredner, als Schriftsteller ragt er über die Menge empor, und auf Grund seiner geistigen Fähigkeiten ist es für ihn zumal als Theologen eine Notwendigkeit, seinen Gesinnungswechsel vor sich und der Umwelt als moralisch selbstverständlich erscheinen zu lassen. Er kann sich nicht damit begnügen, heute auf französischer Seite zu stehen, er muß zwangsläufig als Vertreter des französischen Gedankens im Elsaß auftreten, um dadurch den früher eingeschlagenen deutschen Weg als eine Verirrung erscheinen zu lassen. Wie fast alle Elsässer so findet Robert Will Anknüpfungspunkte genug nach Frankreich hin. Die Familie, der er entstammt, war nach der zweihundertjährigen Zugehörigkeit des Elsasses zu Frankreich in ihrem vaterländischen Empfinden französisch, als unsere Heimat 1870 wieder an das Deutsche Reich zurückfiel, wenn auch, wie Robert Will uns in seinen Kindheitserinnerungen erzählt, seine Urgroßmutter aus Leipzig stammte. Daß aber unser Volk trotz seiner fast durchgehend politisch französischen Gesinnung im Jahre 1870 noch völlig in seiner Art deutsch war, das zeigte sich gerade in der Entwicklung von Männern wie Robert Will. Die Loslösung aus dem französischen Staatsverband, aus dem Fremdvolk, das vor 1870 uns Elsässern ebenso wie den

Deutsch-Lothringern unsere deutsche Art zu vernichten suchte, der Anschluß an das Gesamtdeutschtum erweckte überall trotz aller politischen Reibungen neues kraftvolles Leben. Robert Will ist ein Stück dieses Lebens. Er will es nicht mehr wahr haben. Und er, ein Meister deutscher Sprache, ein Mann, der dem deutschen Volk so manches treffliche Buch geschenkt hat, macht einen Strich durch unserm Volke Zunge und Herz aus dem Leibe zu reißen. Und in der Verleugnung seines bewußten völligen Wiederhineinwachsens in deutsches Wesen, in echt elsässische Art, trägt er das Gift des Unwahren in unser Grenzvolk.

Aber was nützt alles Verleugnen? Robert Will bleibt all seinem Bestreben zum Trotz ein deutscher Dichter. Und wenn wir uns mit Robert Will befassen, dann geschieht es nicht allein, um in ihm einen Vertreter der Gruppe zu bekämpfen, die heute — von gesitzen, Eigenpersönlichkeit, gewachsen auf eigener Sprache und Art, von sich werfen wollen. Die Werke dieses elsässischen Geistlichen sind eines der wertvollsten Zeugnisse der deutschen Art unseres Volkes. Der Verfasser mag denken und handeln, wie er will, uns rufen seine Arbeiten zum Kampfe gegen die Teile unseres elsässischen Volkes auf, die zu Frankreichs Ruhm und Machtenthaltung unsere Stämme am Oberrhein opfern wollen. Und in diesem Sinne bringen wir in dem vorliegenden Heft unserer „Heimatstimmen" einen Auszug aus den Kindheitserinnerungen von Robert Will, und lassen wir uns von einem Freunde des Elsasses schildern, wie auf ihn, dem Robert Will in seiner politischen Entwicklung völlig fremd ist, Will's „Tauler" gewirkt hat.

Robert Ernst.

Robert Will, Tauler, Basel, 1920, Verlag von Ernst Finckh.

Wir möchten an dieser Stelle mit Nachdruck die Leser auf das in Straßburg spielende Werk eines Landsmannes hinweisen, dessen Stimme in der Unruhe der Nachkriegszeit verhallt ist, in einem breiten Bruchgraben europäischer Politik ungehört zu Boden fiel. Der Roman, von dem wir reden, erschien schon 1920, hat aber trotz seiner hohen künstlerischen und Gegenstandsqualitäten keine nennenswerte Beachtung gefunden. Und doch dürfte man im zeitgenössischen Schaffen nach einem geschichtlichen Roman von ähnlichem Niveau lange vergeblich suchen. Am nächsten liegt der Vergleich mit Scheffels „Ekkehart", und wenn dieses Werk auch seine Höhe behält und mit den mottenzerfressenen Kommersliedern und der Säckinger Gründerzeits-Süßlichkeit desselben Autors unverwechselt bleiben muß, so kann sich doch auch Wills „Tauler" daneben mit Ehren behaupten. Vielleicht noch mehr wie dort ist hier das historisch-antiquarische Beiwerk organisch in das künstlerische Ganze hineingeschmolzen, hält aber dabei jede Prüfung auf seine sachliche Echtheit aus. Ein staunenswertes Wissen offenbart sich in den Schilderungen altdeutschen Lebens in der alten freien deutschen Reichsstadt, ohne dabei jemals im gerümpelhaften Notizkram im Stile von Scott oder Ebers zu versinken. Ueberall ist die Verlebendigung voll gelungen, und man muß auf dem Boden eines starken Volkstums erwachsen sein, das seine innere Einheit in allen Brüchen der äußeren Entwicklung als lebendig geprägte Form durch die Jahrhunderte durchhält, um aus dem Heimatserleben eines ganzen Lebens eine solche Beschwörung ferner Vergangenheit in unmittelbar überzeugender Fleischlichkeit hervortreiben zu können. Man fühlt, wie ganz der Verfasser in dem Lebensgrunde seines Stammes wurzelt, seiner anderthalb Jahrtausende alten urkräftigen Deutschheit, die immer wieder neue Ernten von Blüten und Früchten in Volkstum und Geistigkeit sprossen ließ, wie ganz und bewußt ihm von da seine Künstlerschaft zuwächst.

Und dasselbe gilt von der höheren Stufe des Werks, von der dichterischen Gestaltung der Taulerschen Innenwelt. Auch da steht dem Verfasser eine reiche Gelehrsamkeit zur Seite, mittels welcher er sich ganz und gar in die Gedanken- und Gefühlswelt der deutschen Mystik einleben konnte, sowohl ihre philosophische Seite, wie sie Eckhart, die Deutsche Theologie und Ruysbroek (dessen Kloster entgegen der Willschen Schreibweise „Grenenbael" — sprich Grunenbal — heißt) darstellen, wie auch in die rein persönliche bernhardinische Liebesmystik, deren unsäglich pfleglich verfeinertes, auf zartesten Spitzen stehendes Seelenleben mit seinem preziös spielerischen Ton Will mittels einer bilderschillernden üppig überschwellenden Sprache meist ganz vortrefflich trifft. Das kraftvolle, stellenweise leicht mundartlich gefärbte Deutsch, mit dem Will das alte wurzelechte Deutschtum seiner Heimat so sprechend abschildert, erhebt sich an den Stellen, wo er den Gipfeln innerlichster Geistigkeit seines Helden zustrebt, zu wahrhaft dichterischem Schwung. Es handelt sich dabei natürlich meist um lyrische Partien, denn eigentlich episch ist dieser Roman nicht. Selbstverständlich ist es überhaupt schwer, einen mystischen Menschen zum Helden eines Romans zu machen. Ihm romanhaft erfundene äußere Erlebnisse anzudichten, ist der Verfasser zu geschmackvoll, und eine dramatische innere Entwicklung müßte auch romanhaft sein, da uns keine historischen Anhaltspunkte dafür gegeben sind, seit sich die Bekehrungsgeschichte als Fabel erwiesen hat. So tritt uns Tauler hier als nahezu Fertiger entgegen, und das Buch ist hauptsächlich Zustandsschilderung äußerer und innerer Art. Auch in letzterer Hinsicht ist die besondere Eigenart des Orts aufs lebendigste gewahrt. Es kennzeichnet vielleicht das Elsaß wesentlich, daß Impulse, welche in einer bis zur selbstzerstörerischen Lebensfremdheit übersteigerten metaphysischen Unbedingtheit aus dem übrigen Deutschland kamen, im Elsaß lebhaft aufgegriffen, verarbeitet und mit einem Beisatz von gesundem Realismus, wirklichkeitsfroher Diesseitigkeit versehen wurden, die ihnen erst die richtige Lebenskraft und Breitenwirkung gab, ohne darum bis zur reinen Nüchternheit herabzusteigen, wie sie den Ober-Alemannen vielfach auszeichnet. Auf religiösem Gebiete zeigt sich der elsässische Geist als tatkräftig und mit einem hervorragend praktischen Augenmaß für die Wirklichkeit, so Butzer, Capito in seiner späteren Periode und Leo Jud aus Gemar, dabei in seinen Großen doch auch geistig tief schürfend. So zeigte sich Butzer besonders gegenüber Luthers auf Biegen oder Brechen gestelltem Feuergeiste als derjenige deutsche Reformator, welcher allein imstande gewesen wäre, den neuen Geist in eine Form zu gießen, die sich auch äußerlich hinlänglich hätte behaupten können. Auch Speners irenische und ausgeglichene Allseitigkeit ließe sich gegenüber dem radikalen Pietismus ähnlich einordnen, ja schließlich auch Eduard Reuß und Albert Schweitzer. Vielleicht könnte man auch auf dem Gebiete der Kunst ähnliche Verhältnisse andeuten, so etwa dem in seiner Unersättlichkeit geradezu quälenden, über allen Bestand hinausschießenden blutheißen Titanendrang Grünewalds die melodische Abgeklärtheit Schongauers und späterer elsässischer Meister gegenüberstellen — doch fehlen hier nicht nur dem Verfasser dieser Zeilen die Kompetenzen, sondern zu eingehenderen Betrachtungen stammeskultureller Art ist vielleicht auch, besonders seit den Autodafes altdeutscher Kunst durch die französischen Revolutionsmänner, das Material zu schmal. Gleichviel, Tauler jedenfalls geht ganz in diesen Umriß ein, er, der Schüler Eckharts, keineswegs sein ideenlos abschwächender Nachtreter, sondern den hochfliegenden mystischen Monismus mit von jenem wohl absichtlich bei Seite geschobenen Problemen zusammenbringend, denen des Aeußeren, des Zweiten im weitesten Sinne, und hier noch am Abend der deutschen Mystik zu Ahnungen neuer Synthesen fortschreitend, wie sie ganz beispiellos etwa in der gewaltigen Predigt über 1. Petrus 3, 8 vorliegen. Dadurch, neben äußeren Gründen, konnte Tauler der immer wieder zitierte Hauptvermittler des mystischen Gutes dieser Frühzeit an die viel breiter eingestellten nachreformatorischen Mystiker werden. Jener Synthese ist Will mit dichterischer Intuition gefolgt und hat sie gerade in der reizvollen Spannung zwischen dem erdgebundenen, starken, treuen und ehrenfesten Leben der Stadt und dem rein seelenhaften, auf den höchsten Zinnen des Geistes siedelnden Leben des Klosters und seines Mittelpunktes, Tauler, aufs geistreichste niedergelegt. Beides für sich, und diese Spannung dazwischen wieder besonders, ist so ganz wesenhaft deutsch, nicht im Sinne von Worten, sondern eines tiefen Lebensgefühles, und wir danken dem Verfasser, wie er uns dies Verhältnis an seinem Meisterwerk wieder aufschloß. Es bedeutet das ein Bekenntnis, nicht politischer, sondern viel weiter und umfassender, menschlicher und völkischer Natur, das jeden, der sich aus diesem Buch von dem Geiste Alt-Straßburgs, der wunderschönen Stadt, angeweht fühlt, ein persönliches Geschenk dünken muß.

E. B.

Myn Vaterhüüs.

Aus Robert Wills Jugenderinnerungen: „E Pfarrhüs üs d'r guede alde Zytt."
Verlag der Ev. Buchhandlung Strassburg i. Els.

Myn Vaterhüüs! Isch's nit unbscheide, Kindheitserinnerunge unter d'Lyt ze bringe, wenn mer doch weiß, daß mer ken Kirchevatter Augüstin, ken J. J. Rousseau un ken Goethe isch? — Ich will's doch riskiere. Denn erschtens isch dis Buewele, wo in der Zyt vor vierzig Johr im Bischwiller lüthrische Pfarrhüüs erumrümort, mir selwer so fern geruckt, daß ich mit ziemlicher Unbefangeheit un fascht wie vum ä Fremde vun em verzehle kann. Un dann, denk' i, wurd's Leser vun hyt -ze-daas doch ä bissel indressiere ze hoere, wie's zellemols im ä so ä gemuetliche Pfarrhüüs uf'm Land üsgsehn het.

Wenn i an dene liewe Fridde in mym Kinderparedis zeruck denk, ze-n-isch mer's, wie wenn der modern Indüstrierues, wo wie geriddert uns uff alle Simse un uf alle Frayde leijt, verscheijcht wärd vum Steinkleeduft in der Kommod vun mynre Mamme, oder wie wenn dies hetzwuedi Auto- un Aerogerassel uf alle Gasse un in alle Luefte dem scheene Glockegelyt wyche mueßt, wo by uns d'haame am Samschdaa Owed de Sabbat yngelidde het un uewer der stille, wyte Oewermatt selig verzittert isch . . . . .

Wenn i myne Leser un Friend ebs vun dem Kindheitsfridde mitteile koennt, hätt i gewiß ä gueds Werk geton. Het nit unser Heiland gebotte: Were wie d'Kinder!

* * *

Myn Vadderhüüs! Ich kann myne-n-Eltere nit dankbar genue sin, daß sie uns Kinder ä so ä goldenes Jügendland gschaffe han. Un do sieht mer, daß Geld un Richdhum zue so-m-ä Gold un Glueck nit notwendi sin; denn myni Eltere hann's wärli nit dick sitze ghet.

Ich weiß noch, wie d'Mamme gejomert het, wie's am ä schoene Daa gheiße het: s'Rindfleisch het ufgschlaue un koscht jetzt sechzeh Sü s'Pfund, un derby noch zweiti Qualität. Do het der Babbe verzehlt, es gedenkt em wie in synere Kindheit emol s'Pfund Kalbfleisch sechs Sü un der Litter Wyn ä Grosche kosoht hätt. — Des sei halt die ald, guet Zyt gsin, het d'Mamme g'antwort; jetzt dhäts heiße: Spare in der Zeit, so hast du in der Not.

I erinner mich noch an ä Feijfyr, wo i der gediegene Sparsamkeit vun mynere Mamme ze verdanke hab g'het:

Ich bin ä so ä junger Springinsfeld vun ä Stuecker elf Johr gsin un hab in Metz ä kinderloser Unkel ghet, wi's allewyl gued mit uns gemant het. Wyl er ä bissel dick isch worre, sin'm Kleider ze-n-eng worre, un am ä scheene Daa schickt er uns ä costume zue, wo noch tadellos isch gsin un fur mich het solle zuegschnitte wäre. D'Mamme het dies Gschenk dankbar entgejegenumme. Awer ich?! — Nit ohne Mißtroeije traa i myn Päckel zuem Meister Trautmann. Der het dies Kleid üsgepackt, gemuschtert, het gemetert un gerechnet un het als derby de Kopf gschuettelt. Schließli loeijt er mi üwer syni Brill an un saat:

„Männel, üs dem Lappefräckel wurd syn Lebdaa nix anders as widder ä Lappefräckel!"

Ä Bue vun elf Johr im ä Angleesel! Mer kann sich denke, daß mer ä Stich durchs Herz gange-n-isch, Dheime haw-i ufbegehrt. Awer d'Mamme het mi getroescht un het mer zuegeredt: So ä fyner, solider Stoff wie am Unkel Edouard sym Angleesel hätt gewiß kaaner vun myne Kamerade! . . . Was isch mer der Stoff angeleije, wo doch d'Façon geje alli Buewe-Mode gangen-isch! Es het mer gegrüüst uf de Daa, wo i im Angleesel hab uf'm Schuelhofd erschyne solle. Ich hab jo gewueßt, was d'Buewe fur ä Fuehr mit mir han wäre. Denn so ebs han sie noch nit gsehne. Ä Quartaner im ä-n-Angleesel!

E-n-Unglick kummt selte-n-allan! Der Züfall het gewellt, daß i grad au ä Summerhuet gebrücht hab. Was mynere Mamme numme yngfalle-n-isch, daß sie by aller Sparsamkeit au noch het welle wohltäti sin un het in-re arme Wittfrau üs der Rohrwillemer Gaß ebs welle ze verdiene gen. Sie het mi also in dies abgeleje Kroomlädel mitgenumme. D'Ueswahl an Strohhuet isch nit groß gsin. Awer d'Mamme het bal ebs gfunde ghet, wo re gebaßt het, awer nit mir: es isch ä runder Binsehuet gsin, wo im-ä Pompierskask oder im-ä Immehiesel glych gsehn het, ä Form, wo zellemols by de juedische Viehtriewer Mode-n-isch gsin. I hab mi dergeije gstippert un gewehrt wie ä Deifele im Weihwasserkessel, awer d'Mamme het kurzerhand dekretiert: Dies Huetel dät mer guet ins Gsicht stehn un hätt au noch de Vorzug, numme fufzehn Sü ze koschte. Enfin! . . . . .

Dene Halloh hätte-n-er hoere solle, wo i am andere Morje, moeijlicht harmlos, im Anglees un Tropehelm uf'm Schuelhofd ankumm.

„Dene solle sie nit gemutzt hann!"

„Er isch unter d'Pompiers gange!"

„Schnyde-n-em d'Lappe vum Fräckel!"

„Der Will im Angleesel!"

In eim Witsch han der Dutte Fritz un der Fehre Güstel mer d'hintere Säck mit Kiß gfuellt ghet, un wo ich in einere Wuet geje sie erumfahr, fliejt mer myner semitisch Binsehuet vum Kopf. Ich em noch, awer er fliejt vun Hand ze Hand, bis er stauwig, verknätscht, jämmerli am Ascht vum ä Akaziebaam isch hänke gebliwe.

S'End vum Lied isch gsin, daß ich unschuldigs Opferlamm vun re tyrannische Buewe-Mode d'heime noch Schläij bekumme hab. Heimlich haw i mi g'fraijt, daß i zell spoettisch Immehysel los bin gsin. Ja, awer s'Angleesel! Mini Mamme het rächt ghet: der Stoff isch wie vun Yse gsin; dies Roeckel isch nit umzebringe gsin, un myni Qual het noch ä ganzes Johr gedüürt. Miner gued Unkel Edouard het's nie g'ahnt, was sini Guettat mir fur ä Hoell gemacht het.

Awer wenn au d'Mamme de Grosche het in de Finger erumdräije muehn, eb sie ne fur Lüxüs üsgenn het, mir Kinder han dorum doch roti Bäckle ghet, un wenn's zuem Nachtesse au numme fur de Babbe ä Stueckle Fleysch genn het, wo vom Middaa iwri isch gsinn, mer han doch mit-m-ä Hochgenuß unsere Milchkaffee geläbbert un unsere Budderflade — dä „Budderflix" han mer als gsaat — nyngedunkt. Am Sundaa het's als am Owed Grumbeeresalad un Lungemuesel genn. Do haenn mer uns regaliert, un der Babbe, wo so wie so ä-n alter Demokrat isch gsin, het üsgeruefe:

„Kinder, jetzt däd i mit'm Kaiser nit düsche."

Awwer d'r Maurice, unser klaaner Barrisser Cousin, wo e mol by uns uf Visit isch gsin, der hett an desLungemuesel net anbysse welle, er het verächtli de Deller zeruckgstoße un het erklärt:

„Je n'aime pas l'intérieur de la bête!"

Mr han in unserer Verwunderung üwer dene schlechde G'schmack Aue gemacht, fascht so groß wie des Ochsegüggel, wo unsri gued Mamme dem Barrisserle als Ersatz für unser Lungemuesel schnell gebache het.

Eingelaufene Schriften.

(Besprechung vorbehalten).

Friedrich Curtius; Deutsche Briefe und Elsässische Erinnerungen. Verlag von Huber & Co., Frauenfeld (Schweiz), 1920 Gebdn. 7.– Mk, geh. 4,50 Mk.

Ernst Traumann; Goethe, der Straßburger Student. Verlag von Klinkhardt und Biermann, Leipzig 1923 (Zweite, umgearbeitete und stark vermehrte Auflage) 15.— Mk.

Alberta von Puttkamer; Die Aera Manteuffel. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart (ohne Jahr)

Eingelaufene Schriften (Fortsetzung)

Herrmann Oncken; Brülez le Palatinat" „(Brennt die Pfalz nieder!" Louvois i. J. 1689). Eine Rede zum Pfalztage. Deutsche Verlags—Anstalt, Stuttgart 1924. Brosch. 0.50 Mk.

Archives Alsaciennes d'histoire de l'art. 1. Jahrgang, 1922 und 2. Jahrgg. 1923 Verlag Istra. Straßburg (Imprimerie Strasbourgeoise.) Je 8.— Mk.

Friedrich Lift; Friederike Brion. Ein Beitrag zu Goethes elsässischer Schuld und zur Psychologie seiner Liebe. 2. Aufl. Verlag der Ferberschen Univ.—Buchhandlg. (Dr. phil. W. Huch), Gießen 1923. Aus der Sammlung der Monographien zur Geschichte der Goethe—Zeit und des Goethe—Kreises, herausg. von Dr. Fr. Lift.

Carl Walbrach; Goethes Schwager Johann Georg Schlosser und der Fürstenbund. Verlag und Sammlung wie eben.

Friedrich Lift; Goethes „Werther" als Sozialgemälde. Gießen 1921. Verlag wie eben.

Friedrich Lift; Der junge Goethe als Sozialerzieher Gießen 1922. Verlag wie eben.

Friedrich Lift; Goethes „Selige Sehnsucht". Weiherede gehalten im Goethe—Bund Gießen 1923 Verlag wie eben.

Das Land an der Ruhr; Mit 54 Bildern auf Tafeln und 9 Bildern. Herausgegeben von Dr. W. Lindner als Geschäftsführer des Deutschen Bundes Heimatschutz. Deutscher Kunstverlag; Berlin 1923. In Pappband 3.— Mk, steif brosch. 2.— Mk.

Friedrich Immanuel, Oberst a. D.; Wir und Frankreich. —Einst, heute, morgen. — Verlag von Ernst Letsch, Hannover 1924 Geh. 2.— Mk.

Willy Andreas; Die Wandlungen des großdeutschen Gedankens. Rede zur Reichsgründungsfeier der Universität Heidelberg. 18. Januar 1924. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, 1924 Brosch. 0.75 Mk.

Ernst Horneffer; Drei Wege. Ideen zur deutschen Politik. Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin, 1924 Geh. 4.— Mk.

Georg Mollat; Unsere nationalen Erzieher von Luther bis Bismark. Ein Hausbuch für das deutsche Volk. Verlag von A. W. Zickfeldt. Osterwieck am Harz. 1923. In Halbl. gebdn. 10.— Mk, in Halbleder auf holzfr. Papier 20.— Mk.

Kurt Baschwitz; Der Massenwahn, seine Wirkung und seine Beherrschung. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, 1923. Brosch. 4.— Mk.

Karl Demmel; Vom Erleben deutscher Gestalten. Federskizzen. Verlag von Julius Abel. Greifswald 1923

B. W. von Bülow; Der Versailler Völkerbund. Eine vorläufige Bilanz. Verlag von W. Kohlhammer, Berlin, Stuttgart, Leipzig 1923. Brosch. 15.— Mk. Gebdn. 18.— Mk.

Woodrow Wilson; Memoiren und Dokumente über den Vertrag zu Versailles. Herausgegeben von R. St. Baker in autorisierter Uebersetzung von Kurt Thesing. Verlag von Paul List, Leipzig. Drei Bände. Gebdn. 90.— Mk.

M. F. Frhr. von Brackel; Nur warten! Erinnerungen an Straßburg. Geuters Reiseführerverlag (Büttner & Co), Berlin N. W. 87. 24 Seiten. Kart. 1.— Mk.

Presseschau.

Elsaß-Lothringen.

Folgen der Teuerung.

Die lothringischen Blätter erhöhen wegen „des fortwährend aufsteigenden Papierpreises, der erhöhten Löhne, der wachsenden Kosten für alle Dienstzweige in der Redaktion und Herausgabe der Zeitungen" für das 2. Vierteljahr einheitlich ihren Bezugspreis auf 10,50 Frkn. Die Erhöhung betrifft die „Lothringer Volkszeitung" („La Libre Lorraine"), das „Metzer Freie Journal" („Le Républicain Lorrain"), den „Messin", „Le Télégramme de l'Est", die „Volkstribüne", „La Moselle Républicaine" (in Diedenhofen), die beiden Forbacher Blätter „L'Echo de l'Est" und „Journal de Forbach" und die Saarburger Blätter „La Gazette de Sarrebourg" und „L'Echo de la Sarre".

Herabsetzung der Kaufpreise der lothringischen Hüttenwerke.

Im „Elsässer Kurier" vom 3. März wird berichtet, daß die französischen schwerindustriellen Konzerne, die nach dem Waffenstillstand sich in den Besitz der großen lothringischen Hüttenwerke zu setzen verstanden haben, ihre seit langem durch Pressemanöver und Intriguen verfochtene Absicht verwirklichen konnten, bei der Regierung eine Herabsetzung der Uebernahmepreise zu erlangen. Sie haben, als 1922 die Werke mit erheblichem Defizit abschlossen — das durchschnittlich ein Viertel des Aktienkapitals betrug! — geltend gemacht, daß die Hüttenwerke unter der Bedingung übernommen worden seien, daß der Versailler Friedensvertrag funktioniere und die Lieferung von Ruhrkofs den Hüttenwerken die vollständige Aufrechterhaltung des Betriebes garantiere! Die „Journée Industrielle" vom 29. Februar weiß nun zu berichten, daß die ministerielle Kommission, die diese Anträge untersuchte, in eine Herabsetzung des Kaufpreises der Werke eingewilligt hat. Der „Elsässer Kurier" bemerkt dazu in Fettdruck: „Die „Journée Industrielle" ist so sehr überzeugt, daß diese Tatsache in der öffentlichen Meinung keine weitere Aufregung erweckt, daß sie nur von einer Protestaktion, nämlich von seiten der früheren deutschen Aktionäre der Gesellschaft spricht".

Ist der „Kurier" denn anderer Ansicht??

In der Meldung sind als die seinerzeit vereinbarten Kaufpreise folgende Beträge genannt: Kneuttinger Hütte 107 Millionen Franken, Rombacher Hütte 125 Millionen, Hagendinger Hütte 150 Millionen. Warum sollten die Werke, die doch schon am Frankensturz ein glänzendes Geschäft machen, nicht versuchen, auch noch die Ausgangsziffern herabzudrücken?? Ist etwa das „Comité des Forges" nicht mehr Herr in Frankreich?

Ernennung einer Finanzstudienkommission.

Laut Verfügung des Justizministers ist, wie das **„Echo d'Alsace et de Lorraine"** meldet, eine Kommission eingesetzt worden „zum Zwecke des Studiums der unsere Departements und Gemeinden betreffenden Fiskalfragen". Sie setzt sich nach dieser Mitteilung zusammen aus dem Vizepräsidenten Colson des französischen Staatsrats als ihrem Vorsitzenden und folgenden — meist französischen! — Mitgliedern: Borduge, Directeur général des Contributions indirectes; Combarien, Präsident einer Kammer der „Cour des Comptes" (Oberrechnungskammer); Dollfus, Präsident der Handelskammer Mülhausen; Gastambide, Conseiller référendaire à la Cour des des Comptes; Henry, Bürgermeister von Courcelles-Chaussy; Jung, Bürgermeister von Metz; Malraisson, Direktor der direkten Steuern in Straßburg; Moret, Directeur des finances, Straßburg; Oualid, Professor an der Universität Straßburg; Peirotes, Bürgermeister von Straßburg; Petit, chef du service central d'Alsace et de Lorraine; Reymann, Bürgermeister von Oberentzen; Schweisgut, Directeur du Crédit National. — Berichterstatter der Kommission ist ihr Mitglied Gastambide.

Die Aufgabe der neu ernannten Kommission wird es sein, einen tragbaren Ausgleich zwischen dem französischen und dem bestehenden lokalen Steuer- und Finanzwesen herbeizuführen. Die Schwierigkeiten, wie sie sich in den letzten Jahren gezeigt haben, und die zu einer gegenüber Frankreich stärkeren Belastung des elsaß-lothringischen Steuerzahlers geführt haben, ergeben sich im wesentlichen aus dem verschiedenen Maße von Verwaltungsdezentralisation. Die größere Selbständigkeit, wie sie das noch immer in der Hauptsache gültige Recht den elsaß-lothringischen Gemeinden gewährt, hat den Gemeinden in Elsaß-Lothringen für ihren größeren Aufgabenkreis auch höhere Mittel zur Verfügung stellen müssen, bedingt also höhere Gemeindesteuern. Die einfache Ausdehnung der Gültigkeit der französischen Staatssteuern auf die annektierten Gebiete hat auf die Schultern des elsaß-lothringischen Steuerzahlers deshalb schwerere Lasten gelegt als auf die der übrigen französischen Besteuerten. Die Kommission wird unter diesen Umständen nicht an den Problemen des Gemeinderechts vorbeigehen können; um so bedenklicher ist es, daß die Vertretung des einheimischen Elements so gering an Zahl ist.

Nach einer späteren Meldung hat übrigens Dr. Pfleger in einem Schreiben an den Generalkommissar „mit Befremden auf eine bedauerliche Auslassung aufmerksam gemacht"; die Stadtverwaltung des größten Industriezentrums Mülhausen sei im Gegensatz zu Straßburg und Metz in dem Ausschuß nicht vertreten. „Dies hätte um so leichter gemacht werden können, als einer der Abfunkte der Stadt Mülhausen, Herr Dr. Brom, der zugleich Mitglied des Conseil consultatif ist, sich speziell mit dieser Frage befaßt hat. Diese Auslassung ist doppelt zu bedauern, weil das zweite städtische Gemeinwesen des Ober-Elsasses, Colmar, ebenfalls in der Kommission nicht vertreten ist, obwohl es noch obendrein der Hauptort des Departements ist."

Sollte es für diese „Studienkommission" wieder einmal weniger auf Sachkenntnis als auf Willfährigkeit gegenüber Pariser Wünschen ankommen??

Belgische Studenten in Straßburg.

Aus dem „Journal d'Alsace et de Lorraine" vom 3. März ist zu entnehmen, daß über die Fastnachtszeit die „Harmonie des Etudiants de l'Université de Liège" Straßburg besucht hat. Die offizielle Begrüßung habe am 2. März durch das Komitee der „Association Générale des Etudiants" in seinem Vereinslokal stattgefunden, das weitere Programm sehe für den Nachmittag des Dienstag einen „monôme" auf dem Kleberplatz unter Vorantritt der Lütticher Gäste vor, die ein Konzert daselbst veranstalten. Abends gebe es in der „Taverne de l'Université" eine karnevalistische Sitzung, zu der „alle lustigen Freunde der Studentenwelt" eingeladen seien. „Wir sind glücklich, diese herzlichen Beziehungen zwischen belgischen und französischen Studenten anbahnen zu sehen", bemerkt dazu das „Journal d'Alsace".

Propagandakünste.

Im Rahmen der Besuchsreisen, die der Pariser „Matin" für die verschiedensten Gruppen der elsaß-lothringischen Bevölkerung veranstaltet, um „den Kontakt zwischen den wiedergefundenen Provinzen und der Hauptstadt zu fördern", sind Mitte März 130 Präsidenten und Direktoren der verschiedenen Einrichtungen der Sozialversicherung in Paris empfangen worden. Dabei das allmählich nach Schema F laufende Programm: Empfänge mit Ansprachen beider Seiten, die sich gegenseitig die berühmte „unwandelbare Treue" beglaubigen, Besuch des Betriebs des „Matin", Bankette, Besichtigungen von Sehenswürdigkeiten und als Clou rührende Kranzniederlegung am Grabe des unbekannten Toten mit Ansprache, trachtengeschmückte Elsässerinnen und Lothringerinnen, kinematographische und photographische Aufnahmen zur Verbreitung in alle Welt, um deren Glauben an die gerechte Lösung der elsaß-lothringischen Frage aufzufrischen, und dann natürlich als Abschluß die unvermeidliche „Marseillaise".

Als erneutes Beispiel für die glänzende Regie ein Auszug aus einem Bericht der Mülhauser **„France de l'Est"**:

„Nachdem sie das Pantheon besichtigt hatten, wo sie durch die Herren Jouannet und Breton empfangen wurden, haben sich die 130 Präsidenten und Direktoren der verschiedenen Einrichtungen der sozialen Versicherungen heute morgen zum Museum des Louvre begeben, wo ihnen Herr b'Estournelles de Constant, der Direktor der nationalen Museen, ein herzliches Willkommen wünschte... Um 11 Uhr 30 haben sie sich mit den Abordnungen der elsaß-lothringischen Gesellschaften in Paris zum Rondell der Champs-Elysées begeben, geführt von Herrn Hugelin, und mit einer Gruppe der Lothringer des Departements Meurthe-et-Moselle, an der Spitze die Herren Louis Marin, Vizepräsident der Abgeordnetenkammer, und Gény, Generalsekretär der Vereinigung.

Unter Vorantritt der Fahnen erreichte der Zug zu Fuß den Triumphbogen, wo Herr Hoffstetter der Präsident der Abordnung des „Institut d'Assurances sociales" in Straßburg, eine rührende Ansprache hielt. Drei wunderbare Blumenkränze mit Schleifen in den Farben der Trikolore wurde auf dem heiligen Grabstein niedergelegt, einer von der Abordnung der sozialen Versicherungen, ein anderer von den elsässischen und lothringischen Vereinen von Paris, ein dritter von den Lothringern der Meurthe-et-Moselle.

Nach einigen Minuten stiller Sammlung stimmten die elsässischen und lothringischen Abordnungen die Marseillaise an, die eine zahlreiche Menge bewegt und mit entblößtem Haupt anhörte."

Eine Berichterstattung, die ebenso bezeichnend ist wie die ganze Szene. So unelsässisch wie nur möglich!

Zensur? „Kolonialartige Dekrete."

Ueber die „geistige Sequestration", die sich die elsaß-lothringische Bevölkerung seit der Befreiung gefallen lassen muß, klagen in letzter Zeit die verschiedensten Blätter wieder. Sie geben vor allem ihrem Erstaunen darüber Ausdruck, daß in Innerfrankreich Dinge erlaubt, ja selbstverständlich sind, die in Elsaß-Lothringen streng verboten und strafbar sind. Gegen diese Bevormundung beispielsweise auf dem Gebiet des Pressewesens wendete sich eine Zuschrift, die das **„Metzer Freie Journal"** vom 3. März veröffentlicht:

„Es wäre doch endlich mal an der Zeit, daß das Einfuhrverbot für gewisse deutsche Blätter wie die „Frankfurter Zeitung" für Elsaß und Lothringen aufgehoben würde. Man mag über die politische Richtung dieser Zeitungen denken, wie man will, das eine steht fest: sie sind für das besetzte und unbesetzte Gebiet die bedeutendsten Handelsblätter, die über Handel und Wandel dort vorzüglich orientiert sind.

Da die deutschen Blätter im Innern Frankreichs, also in Nancy, Paris usw. in den Zeitungskiosken für jedermann zu haben sind, so sind die Kaufleute aus dem Innern viel besser und schneller über die im besetzten und unbesetzten und die Saargebiete (!) zu machenden Geschäfte orientiert als die hiesigen Kaufleute, und das ist ein großer Nachteil für die Metzer Kaufleute, die das Nachsehen haben.

Warum sind diese Blätter für Elsaß und Lothringen gefährlich und werden in Innerfrankreich überall verkauft?

Mehrere Metzer Kaufleute."

Das Blatt bemerkt dazu, vor Jahresfrist habe es bereits auf diesen „Mißstand" (!) hingewiesen, „bei welchem man uns scheinbar für politisch unmündige Kinder hält, die man in den Rockfalten der Marianne verstecken muß. Heute, wo die Pariser Firmen mit Deutschland dicke Geschäfte machen, ist dieses sonderbare und kolonialartige Dekret besonders hemmend. Auch die lothringischen Kaufleute verlangen nicht besser, als mit Deutschland Geschäfte zu machen. Sie haben geschäftlich in den letzten Jahren gerade durch Deutschland (!) gelitten! Die Pariser Kaufleute nicht! Deshalb versteht man solche Wünsche wie der obige. Er ist nur allzu berechtigt. Das politische Moment ist alte, abgestandene Suppe!"

Einige Tage später hat die Straßburger **„République"** zu der gleichen Frage Stellung genommen. Sie spricht von dem „Ausnahme-Regime in Elsaß-Lothringen", „das so wenig zum Begriff der „befreiten Provinzen" passen will" und das trotz aller Proteste ruhig weiterbestehe. „Die Deputés des Nationalblocs denken mehr daran, neue Ausnahmegesetze zu schaffen, als ihrem Lande Rechte und Freiheit zu sichern, deren sich das übrige Frankreich erfreut." „Nicht nur materiell werden wir schlechter behandelt, auch in geistig-kultureller Beziehung wird der Elsässer und Lothringer als Franzose zweiter Klasse behandelt. In Nancy und Paris kann man jede deutsche Zeitung kaufen oder beziehen; bei uns im Grenzland, wo deutsch gesprochen wird, wo zahllose persönliche und geschäftliche Beziehungen nach Deutschland hin bestehen, wo man an den Vorgängen in Deutschland in mancher Beziehung ganz anders interessiert ist als im Innern, wo man ihre Rückwirkungen unmittelbar spürt, sind deutsche Zeitungen aller Schattierungen immer noch verboten." „Rußland hat eine größere Preßfreiheit als die Republik des Nationalblocs", stellt die „République" fest, gerät dann aber völlig aufs innerpolitische Gebiet, indem sie dem Glauben huldigt, es werde besser werden, wenn die Linksparteien bei den Wahlen die Macht des Nationalblocs brechen werden. Das ist eine Anschauung, zu der nichts berechtigt; oder sind nicht gerade von ausgesprochenen Linksblättern und Linkspolitikern (Fall Uhry!) mit die heftigsten Angriffe gegen die „Demi-Boches", diese unsicheren Kantonisten, gerichtet worden? Richtig ist aber, daß „solche Zustände als eine Schande für Frankreich" empfunden werden müssen, „geeignet, sein geistiges Ansehen in der Welt herabzusetzen," und daß „vor allem solche Ausnahmegesetze als die denkbar verkehrtesten Mittel erkannt werden müssen, um die Bevölkerung des Landes zu gewinnen, um moralische Eroberungen zu machen. Und diese sind letzten Endes entscheidend und wichtiger als alles, was Gewalt und Militär zustande bringen".

Uns will scheinen, als läge in den Worten von der Notwendigkeit, „die Bevölkerung des Landes zu gewinnen", ein Eingeständnis dessen, daß die Annektion Elsaß-Lothringens an Frankreich nicht gerade eine solche Selbstverständlichkeit gewesen ist, wie das der Herausgeber der „République" doch in früheren Erklärungen dargestellt hat.

Zu der Sache selbst ist zu bemerken: Die ängstliche Abschließung unserer Heimat von allen Deutschen — gar nicht einmal von dem Verbot unserer Zeitschrift zu sprechen! — ist ein unwiderlegliches Zeugnis für das schlechte Gewissen der französischen Eroberer und beweist, auf welch wackligen Füßen die durch „médailles de la fidélité" und ähnliches so krampfhaft hervorgekehrte „unwandelbare Treue der Elsässer und Lothringer zur Mutter Frankreich" steht.

Deutschland.

„Ein Denkmal der Rache."

Die **„Norddeutsche Rundschau"** („Bremer Zeitung") in Bremen (19. März) veröffentlicht eine Zuschrift aus elsässischen Kreisen, die sich gegen den Kult des Hasses wendet, der auf dem Boden unserer Heimat von französischer Seite aus ein neues Erinnerungsmal zeitigen soll:

„Frankreich kann es nicht lassen, sein Volk in Erinnerung zu halten an die furchtbaren Jahre des Weltkrieges. Nun, es sei ihm unbenommen.

Die ungezählten Kriegsdenkmäler, die mit ungeheuren Kosten allenthalben erstehen, haben schon früher die willkommene Gelegenheit zu Hetzreden geboten, und sie werden auch in Zukunft dieselbe Rolle spielen. Auf dem im Kriege hart umstrittenen Hartmannsweiler Kopf soll, nachdem der Plan schon seit Jahren gefaßt ist, ein National-Kriegsdenkmal errichtet werden, das in seinen Ausmaßen so gewaltig sein soll, „daß die Feinde jenseits des Rheins es erkennen müssen, und daß sie dadurch stündlich erinnert werden an ihre Greueltaten!" Da aber Frankreich mit den freiwilligen Spenden zu diesem Denkmal des Hasses schlechte Erfahrungen gemacht hat, wird nun ein anderer Weg eingeschlagen, zu den notwendigen Millionen zu kommen.

In Gebweiler hat sich ein Komitee unter General Tabouis der Realisierung des Denkmalsentwurfes angenommen. Der Unterpräfekt des Kreises Gebweiler hat Bürgermeister, Lehrer, Pfarrer und Vereinsvorstände zu einer Besprechung eingeladen. Alle Franzosen werden aufgefordert, sich an diesem Werk, das aus Dankbarkeit für die Gefallenen errichtet werden soll, zu beteiligen. Da aber das Komitee in Erkenntnis des Mißerfolges bei freiwilligen Spenden in seinen Realisierungsplänen voran kommen will, ist nun den einzelnen Gemeinden nahegelegt worden, Beschlüsse herbeizuführen, durch die auf den Kopf der Bevölkerung auf drei Jahre pro Jahr 1 Franken garantiert werden soll. So werden Denkmäler errichtet, während unmittelbar daneben die Opfer des Krieges kein Brot mehr kaufen können, oder wie die andern heute noch in den Kriegsbaracken ihr Da-

sein fristen, heute noch, im sechsten Winter des „Friedens".

In Paris hat zu dem Zwecke des Geldsammelns eine kirchliche Gedächtnisfeier am vergangenen Sonntag stattgefunden unter der Leitung des Kardinals Dubois, des Erzbischofs von Paris, und unter dem Protektorat des Präsidenten der Republik Millerand. Sämtliche Marschälle von Frankreich waren anwesend, und die unvermeidlichen Elsässerinnen in der geschändeten Nationaltracht haben anschließend die Geldsammlung durchgeführt. Es wird nicht überraschen, wenn eines Tages die fehlende Summe aus der Staatskasse beigegeben wird, damit das Projekt verwirklicht werden kann. In den elsässischen Kreisen begegnet man diesen Plänen mit allerhand Kommentaren, die klar erkennen lassen, wie unsympathisch man der nicht endenwollenden Hetzpropaganda gegenübersteht."

Ausland.

Die elsaß-lothringische Frage.

In der „Politischen Rundschau" der **„Schweizerischen Monatshefte für Politik und Kultur"** (Heft 12 des 3. Jahrgangs, März 1924) nimmt Hektor Ammann-Aarau zum deutsch-französischen Problem Stellung und in diesem Zusammenhang auch zu den elsaß-lothringischen Fragen:

„... Das umstrittenste Stück des deutsch-französischen Zwischenlandes bildet Elsaß-Lothringen. Schon die Wegnahme von Metz durch die Franzosen im 16. Jahrhundert erregte in Deutschland großes Aufsehen und großen Unwillen. Weit schmerzlicher noch wurde im 17. Jahrhundert der Verlust des rein deutschen Elsasses und besonders Straßburgs empfunden. Der Gedanke an seine Rückeroberung ist nie erloschen. Er lebte in den Kreisen der Freiheitskämpfer von 1813 und 1814. Er lebte in der nationalen deutschen Bewegung des letzten Jahrhunderts. Und schließlich brachte 1870 die Erfüllung und machte damit Elsaß-Lothringen und hier in erster Linie Straßburg mit seinem Münster gleichsam zum Wahrzeichen des neuen Reiches und der nationalen Einheit. Der unglückliche Ausgang des Weltkrieges hat von neuem zum Verlust des Landes geführt. So ist das Straßburger Münster wiederum für die jetzt emporwachsende nationale Bewegung Sinnbild geworden. Man wird sich nie und nimmer mit dem Verluste abfinden.

Auf der andern Seite hat der Kampf um das Land ihm auch in den Augen der Franzosen einen ganz andern Wert gegeben. Auch ihre nationale Größe ist mit seinem Besitz eng verknüpft. Und dazu kommt nun in neuester Zeit noch der wirtschaftliche Wert dieser Gegenden durch ihre großen Bodenschätze. Auch die Franzosen werden also niemals freiwillig auf Elsaß-Lothringen verzichten.

Wie liegen nun die tatsächlichen Verhältnisse? Das Elsaß ist fast ganz, Lothringen zum weitaus größeren Teil deutsch. Annähernd neun Zehntel der Bevölkerung haben als Muttersprache das Deutsche. Bis ins 17. Jahrhundert hinein hatte das Land auch mit Frankreich so gut wie keine Beziehungen. Im Gegenteil, es spielte in Deutschland politisch und vor allem kulturell eine große Rolle. Als dann das Elsaß an Frankreich kam, behielt es seinen deutschen Charakter vollständig bei bis in die Zeit der Revolution. Damals wurde es erst in das französische Leben hineingezogen und gefühlsmäßig sehr stark mit ihm verbunden. Im 19. Jahrhundert suchte die französische Regierung ganz planmäßig, ja mehr oder weniger mit Gewalt, die französische Sprache in Schule, Kirche und dem öffentlichen Leben überall einzuführen. 1870 war aber das Elsaß und auch Lothringen noch ein durchaus deutsches Land. Nur die wohlhabenden Bürgerkreise, die Fabrikanten, Kaufleute, Beamten usw. hatten die französische Kultur und teilweise auch die französische Umgangssprache angenommen.

Der Uebergang an Deutschland vollzog sich unter den verschiedensten Störungen. Wirtschaftliche Interessen wurden empfindlich verletzt. Die neue Verwaltung lag großenteils in den Händen norddeutscher Beamter, deren Art möglichst ungeeignet war. Vor allem aber konnte sich die französisierte Oberschicht, die Bourgeoisie, nicht mit der Sache abfinden. Die große Masse der Bevölkerung hat sich unbedingt in den 50 Jahren der Zugehörigkeit zu Deutschland vollständig in die neuen Verhältnisse eingelebt, sie war bis in alle Aeußerlichkeiten hinein wieder ganz deutsch geworden. In den Kreisen der Bourgeoisie aber lebte die französische Kultur und die politische Zuneigung für Frankreich weiter.

Das zeigte sich 1918 und seither. Das Land hat sich äußerlich vollkommen an Frankreich angeschlossen. Seine Abgeordneten in Kammer und Senat zeugen dafür. Die französisch gesinnte Oberschicht hat das bewirkt. Im übrigen aber haben sich auch jetzt zahlreiche Reibungen ergeben. Frankreich hat hier mindestens so viele Fehler begangen wie früher Deutschland. Es hat alles, was an die deutsche Zeit erinnerte, sofort wegräumen wollen. Das hat auch sehr viel Gutes getroffen und ist deshalb im Lande auf den heftigsten Widerstand gestoßen. Vor allem aber machte sich der durch den Krieg aufs äußerste entfachte französische Nationalismus daran, die deutsche Sprache und Kultur restlos zu vernichten. Weit über 100 000 Bewohner wurden vertrieben, darunter besonders viele Angehörige der Intelligenz. Die deutsche Sprache wurde sofort aus Schule und öffentlichem Leben, aus Verwaltung und Rechtsprechung ausgeschlossen. Zeuge dafür sind die lächerlichen elsässischen Blätter; der Kopf ist rein französisch, der Text- und Anzeigenteil aber ausschließlich deutsch! Sie sind aber zugleich auch Zeuge dafür, daß dieser Versuch, eine Bevölkerung von mehr als einundeinhalb Millionen Köpfen von einem Tag auf den andern ihrer Muttersprache zu berauben, selbstverständlich mißglückt ist. 90 Prozent der Elsässer verstehen kein Französisch! So hat sich denn die deutsche Sprache doch wieder durchgesetzt. Soweit aber der Staat die Macht ausübt, ist sie verfehmt. Der Krieg gegen sie wird von den Franzosen unerbittlich und mit allen Mitteln geführt. Dem gegenüber macht sich aber ein steigender Widerstand der Massen bemerkbar, die Berücksichtigung der deutschen Sprache in Schule und Behörde verlangen. Es ist bereits zu einem eigentlichen Sprachenkampfe gekommen. Das brutale Vorgehen Frankreichs hat seine Früchte getragen.

Elsaß-Lothringen ist in jeder Beziehung ein Musterbeispiel für den heutigen französischen Vernichtungskrieg allem Deutschen gegenüber. Es ist ein Musterbeispiel für die heutige Lage in den deutsch-französischen Grenzgebieten. Es veranschaulicht die fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, die sich einer dauernden Einigung der beiden Völker entgegenstellen."

Otto Plasberg †.

Nach einer Mitteilung, die uns während der Drucklegung dieses Heftes zugeht, ist am Sonntag, den 6. April, vormittags 8 Uhr, Professor Otto Plasberg plötzlich nach kurzer schwerer Krankheit in Hamburg verstorben.

Professor Plasberg hatte nach vorheriger Lehrtätigkeit in Rostock und Prag von 1911 an den Lehrstuhl für klassische Philologie an der Straßburger Kaiser Wilhelms-Universität inne. Als nach dem Einzug der Franzosen die Universität Straßburg zwangsweise ihre Vorlesungen einstellen mußte, wurde auch der Verstorbene von der Ausweisung betroffen. Im Mai 1919 fand er eine neue Stätte seiner Wirksamkeit an der Universität Hamburg.

Wissenschaftlich ist Professor Plasberg vor allem durch seine Ausgabe von Ciceros Philosophischen Schriften und die damit in Zusammenhang stehenden Arbeiten bekannt geworden.

Die Angehörigen des zu früh Verstorbenen versichern wir auch an dieser Stelle unserer herzlichen Teilnahme.

Die Schriftleitung.

Heinrich

Die glückliche Geburt eines Stammhalters zeigen hocherfreut an

Stadtarzt Dr. Robert Nußbaum

und Frau Dora, geb. Quirin

München, den 22. März 1924

Königstraße 74

(früher Straßburg i. Els.)

Am 29. März 1924 starb nach langem schwerem Leiden im Alter von 51 Jahren mein innigstgeliebter Gatte, mein herzensguter Vater Herr **Emil Wagner,** Staatsförster zu Forsthaus Mergena-Süd, Oberförsterei Cleve.

Als Altlothringer durch die Franzosen seiner treudeutschen Gesinnung wegen im März 1919 in Mittersheim (Oberförsterei Albesdorf, Lothr.), seines Amtes enthoben, mußte er seine Heimat verlassen und fand hier seit dem 1. November 1920 einen neuen Wirkungskreis.

In tiefer Trauer: Frau **Maria Wagner,** geb. Verheyen.

Marianne Wagner.

Elsaß-Lothringen
Heimatstimmen
Herausgeber Dr. Robert Ernst

Nummer 5 — Berlin, 15. Mai 1924 — 2. Jahrgang

Inhaltsverzeichnis: Unserer Marie Hart zum Gedächtnis (Robert Ernst) / Aus der Grabrede des Stadtpfarrers Lempp-Liebenzell / Vlandern-Elsaß (Dr. A. Vlamynck-Gent) / Die Lage des Winzers im Elsaß (**) / Goethe, der Straßburger Student (Dr. F. L.) / Eduard Drumm †. / Bücherbesprechungen / Presseschau / Ausfall der Kammerwahlen vom 11. Mai.

Unserer Marie Hart zum Gedächtnis.

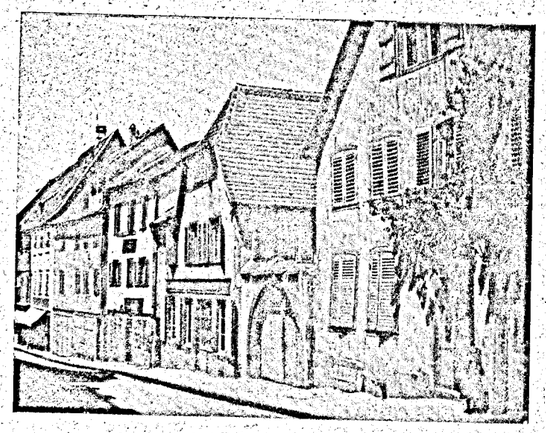
Wenn noch mim Tod d'r Storik klappert,
Wenn d' Rewe dufte würzig fien,
Im Mai, wenn d' Nachtigalle schlaawe,
Fliejt mini Seel ins Elsaß nin.

Im Schatten der Kirche des kleinen württembergischen Städtchens Liebenzell hat unsere liebe Marie Hart ihre letzte Ruhestätte gefunden. Wie die Dichterin in ihrem heimwehschweren Liede „In d'r Fremde" gesungen, so ist es geschehen; mitten im Frühling ist sie von uns gegangen. Es war, als wolle die Natur ihr danken, als wir die Tote am 3. Mai auf ihrem letzten Wege geleiteten. Aus dunklen Tannenwäldern des Nagoldtales lachte das junge Grün der wiedererwachten Buchen und Birken, im Tal und an den Hängen hatte der Frühling die Blütensträuße aufgesteckt, und über all dem Blühen und Duften, über den grünen Wiesen mit den schneeweißen Kirschbäumen brach die Sonne durch schweres Gewölk und mahnte uns Menschen daran, daß wir an diesem Grabe nicht in Verzweiflung jammern und klagen sollen.

Eine der letzten Aufnahmen der Verstorbenen Sommer 1921

Gewiß hat das Elsaß in dem Tod dieser Frau einen ungeheueren Verlust zu beklagen, wir haben eine Schriftstellerin verloren, die in der Schilderung elsässischen Lebens, in meisterhafter Verwendung des elsässischen Dialektes nicht übertroffen werden kann. Man vergleicht Marie Hart oft mit Fritz Reuter, und es ist keine Ueberhebung, wenn wir Elsässer der Ueberzeugung sind, daß der Name unserer Marie Hart neben Fritz Reuter in der Zukunft im Rahmen des mundartlichen Schrifttums einen hohen Klang haben wird. Nur reife, vollendete Kunst vermag in der Darstellung täglichen kleinen Geschehens das schwere Geschick unseres elsässischen Volkes in all seinen Auswirkungen und doch auch gleichzeitig in seiner Gesamterscheinung in voller Klarheit herauszuarbeiten. Wenn wir von der Kunst Marie Harts sprechen, wenn wir ihre Kleinmalerei des elsässischen Alltags rühmen, wenn wir voll Bewunderung feststellen, wie sie mit wenigen Strichen, oft mit einem einzigen Wort Stimmungen, Geschehnisse und Menschen in völlig eindeutiger Weise kennzeichnet, dann dürfen wir über der Freude an diesem Einzelbild nie vergessen, daß der höhere Wert der Werke der Verstorbenen darin liegt, daß alle Einzelbilder zusammen stets eine geschlossene große Einheit bilden. Die Schriften, die übrigens alle bei Greiner & Pfeiffer in Stuttgart erschienen sind — einige kleinere Erzählungen sind in einem Hausbüchlein des „Wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer

im Reich“ veröffentlicht — geben in ihrer Gesamtheit ein Bild elsässischen Lebens und Erlebens der letzten 60 Jahre. Da ist nichts verschwiegen, was häßlich ist, nichts ist überschwenglich gelobt, was nun einmal nicht lobenswert ist. Die Menschen sind wahr und leben! Das Elsaß erblickt sich hier in einem Spiegel. In den „G'schichtlen un Erinnerunge üs de sechziger Johr“ haben wir das Elsaß vor uns, wie es kurz vor 1870 war; D'r Herr Merkling un sini Deechter“ führt in die seelischen Nöte der französisch aufgewachsenen Elsässer ein, die sich in die neue deutsche Zeit nicht so rasch hineinfinden konnten, und die darunter litten, daß ihre eigenen Kinder in sich ihr verschüttetes deutsches Volkstum erkannten. Gleiche Bilder aus dem elsässischen Leben bringen uns die Novellen des Buches „D'r Hahn im Korb“.



Das Elternhaus in Buchsweiler
die „Pharmacie Hartmann“

Ein köstlicher Humor und echt elsässischer Sarkasmus beleben alle Darstellungen, die sämtlich nur Selbsterlebtes wiedergeben und gerade durch diese feste Verwurzelung im Leben der Verfasserin im Kreise ihrer Familie im malerischen Buchsweiler ihre außerordentlich starke Wirkung auf jeden Leser erhalten.

Marie Hart ist die Erzählerin des Selbsterlebten. Damit sie der Welt ein Dokument elsässischer Art in ihren Schriften hinterlassen konnte, mußte sie alles Schöne und Häßliche, alles Herrliche und Verachtenswerte, alles Frohe und alles Schmerzliche elsässischen Lebens durchkosten. So ist es ein hartes, schmerzensreiches Leben gewesen.

Als zweiundsechzigjährige Frau mußte sie die Heimat verlassen. Im französischen Elsaß war kein Platz mehr für dieses Kind des wahren Elsaßlandes. Die Dichterin, die Schriftstellerin brauchte freie Luft um ihren Beruf zu erfüllen, um Schönheit und Not der Heimat den Menschen zu künden. Fremde Art lastet heute mit erstickender Schwere auf dem bodenständigen Volkstum. Die Stimmen, die in trauter deutscher Muttersprache das elsässische Land durchtönten, sie sind verstummt oder kaum nur zu vernehmen. Die Besten der lebenden elsässischen Dichtergeneration mußten die Heimaterde verlassen, um ihr treu zu bleiben.

Im Schmerz über all den Schmutz, der unsere Heimat in den Tagen der Befreiung überschwemmte, schrieb Marie Hart ihr Buch „Ues unserer Franzosezit“.

Jugendbild

Marie Hart ist nie politisch hervorgetreten, und wenn ihr gelegentlich von französischer Seite eine politische Tendenz vorgeworfen wurde, so war das gewiß nur in dem Sinne richtig, daß all ihr Dichten und Wesen das Heuchlerich-Verlogene der wohlgepflegten Legende vom urfranzösischen Elsaß durch die Ueberzeugungskraft der geschilderten Verhältnisse enthüllte. So ist auch dieses erste ihrer Nachkriegsbücher, „Ues unserer Franzosezit“, das auch im Titel an Fritz Reuter erinnert, nicht tendenziös gehalten. Aber es ist vollauf verständlich, daß die Franzosen dieses Buch mit allen Mitteln von den „befreiten Brüdern“ fernzuhalten suchen, denn es zeichnet die „Befreiung des Elsasses“, wie sie über unsere Heimat im November 1918 hereingebrochen ist, und die beißende Ironisierung der hohlen, unwahren Phrasen, mit denen damals Recht und Wahrheit verdeckt wurden, die brutale Gewalt, mit der ein ganzes Volk in unerträgliche Heuchelei gestoßen wurde, sind in packender Gestaltung aufgezeigt.

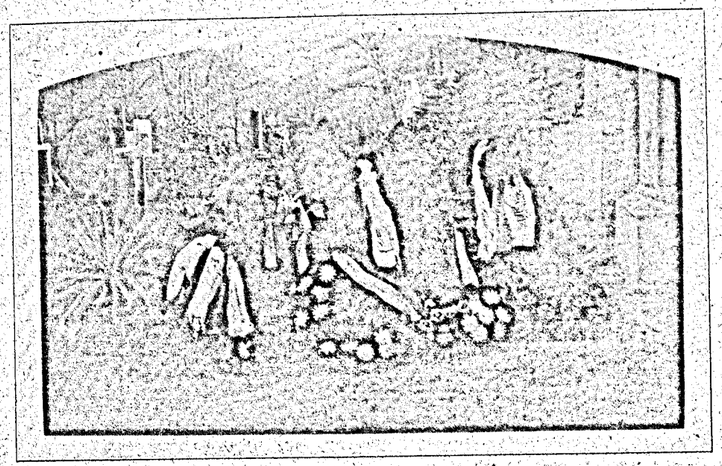
Die volle Höhe der Kunst, Leiden und Nöte durch humorvolles Lächeln unter Tränen zu verklären, erreicht unsere Dichterin in ihrer letzten Gabe „Erinnerungsland“. Viel Heimweh, viel Sehnsucht, aber auch viel Ueberwinderkraft birgt dieses Buch. Und es hat uns Kunde von der lyrischen Begabnng unserer Marie Hart gebracht. Wie oft werden wir in Zukunft mit ihren Worten die Schönheit unserer Heimat besingen und bekennen:

Ach', ich will dich ju vergesse!
Dü bisch falsch un undankbar;
Awer tief, ganz tief im Herze
Word m'r heimlich offebar:

Uff em ganze, großen Erdball
Un im Himmel noch d'rzue
Isch m'r nix ans Herz gewachse,
Isch m'r nix su lieb wie dü!

So stehen wir als Elsässer an diesem Grabe voll Dankbarkeit. Voll Stolz blicken wir auf das Werk unserer Marie Hart. Aber wir, die wir mit der Toten das gleiche Geschick auf uns genommen haben, fern von der Heimat für die Heimat zu leben, wir weinen bittere Tränen an diesem Grabe. Nicht nur eine Führerin ist von uns gegangen, ein Mensch von seltenen Gaben des Herzens und des Gemütes hat unseren Kreis verlassen. Was war es denn, was uns in stillen Abendstunden bei den Worten

unserer Marie Hart zwischen frohem Lachen immer wieder die Tränen in die Augen trieb? Wir fühlten das Herz eines prächtigen Menschen in allen diesen Schilderungen, und das stimmte uns so weich. So werden unsere Gedanken in der Zukunft oft nach dem Grabe im traulichen Städtchen Liebenzell wandern. Buchsweiler ist um die Ehre gekommen, dieser treuesten Tochter des elsässischen Bodens die Stätte der letzten



Das Grab in Liebenzell.

Ruhe zu gewähren. Aber sie liegt auch bei dem Kirchlein in Liebenzell nicht in der Fremde. Schwäbische Erde ist elsässischer Erde verwandt, die schwäbischen Brüder haben ihr schon nach den wenigen Jahren gemeinsamen Lebens das Geleit als einer Zugehörigen gegeben. In dem kleinen Friedhof ruhen liebe Freunde unseres Landes und seiner Dichterin. Und wie am Tage, da die Gruft sich schloß, viele Kränze mit rotweißen Schleifen sich auf das Grab niedersenkten, so wird in der Zukunft unser Gedenken das Grab behüten. Die innige Gemeinschaft, die uns mit Marie Hart verbindet, wird sich nicht lösen und möge sichtbarlich bestehen in der Gemeinschaft mit ihren Lieben, ihrem Gatten, ihrer Tochter, ihren Schwestern.

Marie Hart lebt in uns fort. Immer und immer wieder wird sie uns aufrütteln und uns zurufen, daß der Elsässer alles Halbe, alles Laue überwinden müsse. Sie war nicht allein eine hochbegabte Schriftstellerin, eine gütige herzensgute Frau, sie war vor allem auch eine charaktervolle Persönlichkeit, die alles Unwahre ablehnte und unbeirrt um alle Folgen ihren geraden wahrhaften Weg zu gehen wußte. Marie Hart, die uns allen eine gütige Mutter bleibt, wird nicht nur unser Herz, sie wird auch unser Gewissen stets erfassen. Uns klingt auch in Zukunft im Herzen ihr Wort: „Kumm, Kind, un loß dich führe.“

Robert Ernst.

Aus der Grabrede des Stadtpfarrers Lempp-Liebenzell.

In dem Herrn geliebte Trauerversammlung!

Was einmal der fromme Dichter des 119. Psalms empfunden und als sein schönes Glaubensbekenntnis im 64. Vers ausgesprochen hat: „Herr, die Erde ist voll Deiner Güte“, das leuchtet uns auch als tiefstes Glaubensbekenntnis einer edlen reinen Seele entgegen, wenn wir heute vor diesem offenen Grabe stehen und zurückdenken an das Wesen und Leben und an all die Werke dieser lieben Entschlafenen. „Herr, die Erde ist voll Deiner Güte“, das war der Klang, der ihr aller reinen Lebensfreude so aufgeschlossenes, ihr liebewarmes, feinfühliges Herz voll Güte und Freundschaft erfüllte, das war das sonnige, warme und wärmende Licht, das aus ihren Augen und Gesichtzügen jedem entgegenstrahlte, und wer so die Güte Gottes überall erkannte und überall die Blumen und Blüten fand, die sie erblühen ließ, der mußte nicht bloß selbst große reine Freude am Leben haben, sondern auch wieder reine Freude ausstrahlen auf alle, die mit ihm in Berührung kamen, und das war die ganz besondere Gottesgabe bei der lieben Entschlafenen, in deren Leben selbst wahrlich nicht bloß Licht, sondern auch sehr viel Schatten war, die beides reichlich zu kosten hatte, vieles, was sie hoch beglückte und erfreute, aber auch viel Schweres, was sie tief bekümmerte, ja was sie leicht hätte ganz darniederdrücken und verzweifelt machen können. Aber ihren frohen, fast heiteren Christenglauben an die allwaltende Vatergüte Gottes ließ sie sich durch nichts in der Welt rauben.

Marie Anne Kurr geb. Hartmann, so hieß die liebe Heimgegangene, die in unsrer Gemeinde zu der kleinen, aber treu und innig verbundenen Gemeinschaft der vertriebenen Elsässer zählte, die nun hier an dieser Trauerstätte schon zum fünften Mal wehmütig einen bitteren Verlust beklagen müssen. Vor mehr als 67 Jahren ist sie am 29. November 1856 in dem alten romantischen Residenzstädtchen Buchsweiler nahe bei Zabern im Elsaß geboren zu einer Zeit, da dieses heißumstrittene und — wie sie selbst einmal schreibt — hin- und hergezerrte Grenzland zu Frankreich gehörte. Nie konnte sie ihre glückliche, sonnige Jugendzeit vergessen im Hause ihrer nun längst verstorbenen Eltern: des weithin bekannten und wegen seiner heiteren Liebenswürdigkeit überall hochgeschätzten Apothekers Ludwig, Friedrich, Andreas Hartmann, der trotz seiner gut französischen Art die Abstammung von einer alten, echt schwäbischen Pfarrfamilie nie verleugnen konnte, und der ebenfalls in ihrer Gemütsart rein deutschen Mutter Emilie, Wilhelmine geb. Weber. Sieben Geschwister durften mit ihr das heitere, traute Glück des Hauses teilen und mit ihr die Freude der Eltern durch ihre treue Anhänglichkeit und frische, frohe Art vermehren. Wohl wurde auch dieser Kreis von glücklichen Menschen wiederholt gestört durch das tragische Mißgeschick der Elsässer, daß sie wohl eine heißgeliebte Heimat, aber kein sicheres großes Vaterland besitzen durften und ungerechterweise bald von dem einen, bald von dem anderen nicht als vollwertige Volksgenossen angesehen wurden, wie die liebe Vollendete und zum großen himmlischen Vaterland nun Eingegangene es selbst so ergreifend in ihren Erzählungen schildert, aber das stille Glück in Haus und Familie ließ doch immer wieder diese unvermeidlichen Gegensätze rasch überwinden; und die behaglich traute Heimlichkeit wie die ausgedehnte Gastfreundschaft im Apothekerhause, das in seiner Art so recht deutsch, ja fast möchte ich sagen, schwäbisch war, übertönte alles andere. Schon frühzeitig zeigte sich bei dem Kinde eine hervorragende Begabung besonders für Sprachen und Aufsatz, weshalb es auch seinem Wunsch gemäß als Lehrerin ausgebildet wurde; sie nahm auch dann später wirklich eine Stelle als solche

in Dresden an, obwohl gerade im Lehrfach nicht ihre eigentliche Stärke und besondere Begabung lag, wie sich erst viel später dann deutlich zeigen sollte. Noch als Mädchen von 15 Jahren erlebte sie die nicht leichte Umstellung der Elsässer auf die völlige deutsche Zugehörigkeit, was aber ihr selbst trotz der französischen Kindheitszeit in dem reichen Maße möglich war, daß sie dann mit 26 Jahren am 7. Oktober 1882 sogar einem begeisterten Mitkämpfer von 1870, einer kerndeutschen Soldatennatur, dem Rittmeister a. D. Karl Alfred Kurr aus Stuttgart Hand und Herz schenkte und durch ihr Jawort vor Gott und den Menschen nicht bloß ihm, als Lebensgefährten, unerschütterliche Treue und Liebe gelobte, sondern auch sich damit zur Treue und Liebe zum großen deutschen Vaterland bekannte. — Einen fast romantischen Anfang nahm das junge Eheglück im stillen abgelegenen Mellau am Bregenzer Wald, wo der geliebte Mann den ursprünglichen Beruf als Landwirt wieder aufnahm und dem Waidwerk auf der Gemsenjagd oblag. Aber nicht lange sollte dort ihr fast weltabgeschlossenes Glück blühen, äußere Umstände drängten das Paar wieder in das alte Heimatland, ins Elsaß, nach Lützelhausen zurück, wo den hocherfreuten Eltern ihr einziges Töchterlein von Gott geschenkt wurde und die liebe Entschlafene erst recht ihre tiefe Gemütsart als deutsche Mutter so schön entfalten durfte. Ihre tiefste Seelenkraft aber kam erst in Freilassing zum äußeren Durchbruch, erst dort in den 90er Jahren fing sie an, ihre scharfe Beobachtungsgabe und ihre feine gütige Lebens- und Menschenbetrachtung in köstlichen Erzählungen voll Humor und edler Heiterkeit zum Ausdruck zu bringen und diese gottgesegnete Gabe auch der Mitwelt als kostbares Geschenk anzubieten. Es ist hier nicht der Ort und jetzt nicht die Stunde, auch nicht meine Aufgabe, das zu schildern und zu würdigen, was die Verstorbene als „Marie Hart" unter den Schriftstellern unserer Zeit, und was sie in der elsässischen Literaturgeschichte zu bedeuten hat — ich möchte ihre Bedeutung und ihr künstlerisches Schaffen am liebsten mit dem unserer schwäbischen, vielgeliebten und dankbar verehrten Anna Schieber vergleichen — nur zwei Urteile von berufener Seite sollen auch an ihrem Grabe, nicht ihr zum Ruhme, aber ihr zum Dank und Gott zur Ehre, genannt werden, zwei Urteile, über die sie selbst sich einst im Leben so sehr gefreut hatte: „Alles ist durchleuchtet und erwärmt von echter Menschenliebe, wie wir sie etwa bei Wilhelm Raabe oder Fritz Reuter finden. Wir werden bei der Lektüre der Hartschen Geschichten von Herzen froh, und wir gewinnen die Menschen, die ein gütiger Mensch und ein echter Dichter uns zuführt, aufrichtig lieb." So lautet das eine und das andere von Prof. Dr. Th. Ziegler: „Marie Hart ist eine unserer allerbesten Erzählerinnen, und vielleicht ist sie heute sogar die vorzüglichste Humoristin, die wir in Deutschland haben." Wenn ich diesen Zeugnissen noch hinzufüge, daß mir selbst auch mit Begeisterung erzählt wurde, welch köstliche Erquickung und Erfrischung viele vertriebene heimatlose Elsässer in ihrer heißen Not aus ihren Erzählungen und Dichtungen getrunken haben, dann werden wir wohl alle die Empfindung haben, daß die gütige, freudespendende Dichterin mit ihrer herrlichen Gottesgabe nicht bloß uns allein gehörte, nicht bloß ihrem Gatten, mit dem sie freilich am innigsten sich verbunden fühlte, nicht bloß ihrer Tochter, die sie so regen Anteil an ihrem Schaffen nehmen ließ, nicht bloß ihren Geschwistern, ihren nahestehenden Freunden, der deutsch-elsässischen Kolonie und zuletzt unserer Gemeinde, die sich so zahlreich an ihrem Grabe versammelt hat, sondern daß sie Tausenden und Abertausenden gehörte und Unzähligen mit ihrem reich gesegnetem Leben hat sehr viel sein und schenken dürfen und mit ihren Werken noch weiter geben darf.

„Herr, die Erde ist voll Deiner Güte." Das hat sie auf ihre besondere Art und Weise den Menschen gepredigt, eindringlicher vielleicht gerade dadurch, daß ihr eigenes äußeres Leben wahrlich nicht immer wie lachender gütiger Sonnenschein ausgesehen hat. Vielmehr war es erst ein hartes schweres Kämpfen, zumal als sie im Jahre 1908 wieder im lieben Buchsweiler eine Knabenpension leitete und sich die Zeit für ihr geistiges Schaffen mühsam abringen mußte, als sie dort die Schrecken des Krieges durchlebte und die furchtbare Niederlage der deutschen Macht, den schrecklichen Zusammenbruch des geliebten Volkes und zuletzt die widerwärtige, quälende Franzosenherrschaft, der sie ein ganzes Buch gewidmet hat, über sich ergehen lassen mußte. Das alles versetzte ihrer sonst so rüstigen Gesundheit einen schweren Schlag, drängte sie zur Scheidung von der alten innig geliebten Heimat und zur Uebersiedelung nach Deutschland, zunächst nach Kornital, dann nach Ludwigsburg und zuletzt hierher in den stillen, ernsten, schönen Schwarzwald, wo sie mit ihrer Familie, mit ihren beiden Schwestern und zwei Nichten sich so herzlich gerne zu unserer Gemeinde zählte. Aber so bitter auch diese letzten Lebenserfahrungen waren, ihren Herzensglauben an die Güte Gottes konnte auch dieser wilde Sturm, der über ihr äußeres Leben dahinbrauste und so vieles verheerte, nicht erschüttern, das geht deutlich aus ihren Werken hervor, deren letztes, das „Erinnerungsland", erst vor einem halben Jahr noch erschienen ist, und das noch den gleichen gütigen heiteren Geist atmet wie die früheren Schöpfungen. Leider durfte sie die letzte große Künstlerfreude nicht mehr erleben, die Nachricht, die erst einen Tag vor ihrem Hinscheiden eintraf, als schon ihr einst so reger im Dämmerschlummer lag, die Nachricht, daß die zweite Auflage dieses Buches schon wieder vergriffen und eine neue, dritte, Auflage geplant sei. Welch eine Freude hätte ihr diese Kunde im Leben bereitet!

Wie rührend dankbar war die Leidende für all die treue liebevolle Pflege und Anteilnahme, wie dankbar für jeden Besuch, jede kleinste Aufmerksamkeit und jeden geringen Liebesdienst! Ob sie wohl beim näherkommenden Tod an jene ergreifende Geschichte gedacht hat, die sie selbst in einem ihrer Werke erzählt, ob auch ihr das Heilandswort: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen", das die Krankenschwester der sterbenden Frau zuflüsterte, das diese tröstete und selig friedlich einschlafen ließ, ob auch ihr dieses Heilandswort die heitere Ruhe bis zum Ende gab? Sprach sie doch kaum von Leiden, nur von seligen Träumen, aus denen sie immer seltener nur für kurze Augenblicke erwachte. Aber wenn sie daraus erwachte, lag ein heiterer Glanz auf ihrem Angesicht, kam ein liebes, freundliches, gütiges Wort von ihren Lippen, bis sie am Dienstag für die Außenwelt der völligen Umnachtung verfiel und am Mittwoch nachmittag sanft in die Ewigkeit hinüberschlummerte. O! wie sollten wir das nicht ganz getrost von ihr glauben dürfen? Auf die Güte Gottes hat sie ihr Lebtag vertraut, an die Güte Gottes um seines lieben Sohnes Jesu Christi willen hat sie sich betend gehalten, die Güte Gottes strahlte aus ihrem Herzen wieder auf die Menschen, an denen sie immer nur das Beste sehen wollte, wie sollten wir an ihrem Grabe nicht dankerfüllt das Vertrauen haben, daß sie nun auch drüben in der Ewigkeit die Güte des himmlischen Vaters um des Heilandes willen in noch viel reicherem Maße erfahren durfte? .... — Amen.

Vlandern—Elsaß.

Von Dr. A. Vlamynck-Gent.

Jeder Vlame weiß, daß es ein Elsaß und ein Lothringen gibt und daß diese deutsch sind. Freilich hat er das nicht gelernt auf der belgischen Schule, wo er Pariser Lehrbücher der Geschichte und der Geographie oder deren belgische Ableger, sogar in vlämischer Sprache, in die Hand gedrückt bekommt, sondern er hat es in den vlämischen Organisationen, wo über den französischen Imperialismus gesprochen wird, gehört. Da der Vlame Anhänger des Prinzips des Selbstbestimmungsrechtes der Völker ist und die Sprache das Volkstum bedingt, ist er der Meinung, daß Lothringen und das Elsaß zu Deutschland gehören. Für die Vlamen gab es bis nach dem Weltkriege keine elsaß-lothringische Frage. Ueber die tatsächlichen Verhältnisse in den Landen zwischen Basel und Luxemburg ist der Vlame aber im großen Ganzen schlecht orientiert. Nur sehr wenige Vlamen lesen deutsche Bücher; daran hat nicht so sehr der Unterschied zwischen Niederländisch und Hochdeutsch schuld als vielleicht die Fraktur. Die staats-, nicht volkspolitische Einstellung der meisten Deutschen hat es mitgebracht, daß sie bis zum Kriege es nicht gewagt haben, die Vlamenbewegung zu unterstützen, weil sie im Gegensatz zu den Franzosen glaubten, sich nicht in die internen Angelegenheiten eines fremden Staates mischen zu dürfen. Sie haben zum Schaden des germanischen Gedankens die Aufklärung von Wallonen und Vlamen über das Elsaß und der Elsaß-Lothringer über Flandern den Franzosen überlassen. Was unter diesen Umständen die Elsaß-Lothringer, die wie die Vlamen soviel mit sich zu tun hatten, über die Vlamenfrage wußten, wird wohl herzlich wenig gewesen sein, wo schon die übrigen Reichsdeutschen nur ein

sehr fragmentarisches, zum Teil sogar verkehrtes Bild von Vlandern und dem Vlamentum hatten. Nicht, daß vor dem Kriege Deutschland den belgischen Problemen kein Interesse entgegengebracht hätte, aber sie wurden immer wieder von ein und demselben Standpunkt aus betrachtet, nämlich vom rein wirtschaftlichen. Man war interessiert an der Blüte des Antwerpener Hafens, wo viele große deutsche Geschäftshäuser sich niedergelassen hatten und Einfluß gewannen, und wo es eine deutsche Kolonie von fünfzehntausend Seelen gab. Man hatte Bewunderung und Respekt vor dem Lande, welches durch seine wallonische Schwerindustrie und ihre Expansion zur sechsten Macht geworden war und durch die Schöpfung seines Geschäftskönigs Leopold II. in die Reihe der Kolonialvölker eingetreten war. Belgien wurde gerühmt als das Land des Wohlstandes und des billigen Lebens und wegen seiner freiheitlichen Verhältnisse. Es wundert jeden, der die deutschen Publikationen über Belgien liest, daß die Quellen ausschließlich franco-belgisch sind, daß heißt belgische Bücher in französischer Sprache oder Pariser Werke. Daher kommt es, daß in der deutschen Fachliteratur die vlämischen Namen der vlämischen Städte unbekannt sind. Vor allen Dingen ist es bezeichnend, daß überall der Name Campine für Kempen vorkommt, obwohl die Stadt Kempen im Rheinland bei Krefeld liegt und die Landschaft Kempen weit über die belgische Grenze bis nach Holland hineinreicht. Eine der Folgen davon war ein Trugschluß über das Wesen des belgischen Staates, den man als eine Einheit betrachtete, dessen am meisten auffallende Eigenschaft es sei, wenn auch nicht nationalfranzösisch, so doch französisch zu sein. Auch wenn man wußte, daß die Bevölkerung Belgiens eine gemischte ist, und daß es dort auch Vlamen gibt, dann verstand man das eben so, daß die Vlamen wohl germanischer Abstammung sind und einmal in der Kunstgeschichte eine Rolle gespielt haben, seitdem aber als germanisches Volk degeneriert und sogar hoffnungslos, so wie früher die Franken, im Romanentum aufgegangen sind. Man geht ja so weit, zu sagen, belgisch sei die heutige Bezeichnung für das, was man früher vlämisch genannt habe. Dies ist ein typisches Beispiel dafür, wie die denkenden Kreise des Auslandes ausschließlich ein Land seinen führenden Schichten nach beurteilen. Man glaubt, daß die Vlamen heute hauptsächlich französisch sprechen und zitiert als die modernen Vertreter des Vlamentums Rodenbach, Verhaeren und Maeterlinck. Der Vlame ist also für die Deutschen, mehr noch als der Luxemburger, Schweizer oder Elsässer, Vertreter der Doppelkultur (Lotharingius bilinguis), die als etwas Herrliches dargestellt wird, weil sie darin besteht, daß Germanen, die ihre Muttersprache nicht mehr in Wort und Schrift beherrschen, ja sogar völlig französisiert sind, in die französische Literatur deutsche Gedanken und Theorien hineingebracht hätten! Zweisprachigkeit und Doppelkultur ist eine Volksvergiftung, die eine bodenständige Kultur unmöglich machen muß, Zweisprachigkeit ist nichts anderes als eine stufenweise Französierung, wo die Gewalt nicht angewendet werden kann, und die Herrlichkeit der Zwitterkultur nur ein Lockmittel für Gimpel. Wo sind denn die doppelsprachigen Welschen und wo die literarischen Vertreter eines germanisierten Franzosentums? Zweisprachigkeit und sogenannte Doppelkultur haben es möglich gemacht, daß Prof. W. Petzler in seinem Aufsatz „Deutsche Ethnographie und ihre Ergebnisse" (in der Deutschen Erde 1909) schreiben konnte: „Die deutsche Schweiz, Elsaß-Lothringen, Luxemburg und Vlämisch-Belgien bilden einen Grenzstreifen deutschen Landes, aus dem sich die Welle französischer Sprache und Art noch nicht verlaufen hat, und schon schwillt im ganzen Osten die slavische Flut".

Die Vlamen sind wie die Elsässer und Lothringer Grenzländer, die ängstlich alle welschen Regungen, alle Aeußerungen der französischen Staatsmänner und wallonischen Politiker verfolgen. Sie kennen aus Erfahrung alle Einzelheiten der französischen Ausdehnungspolitik und der französischen Propaganda. Der vlämische Advokat Maurits Josson gab 1913 einen dicken Wälzer heraus: „Frankryk, de eeuwenande vijand van Vlaanderen en Wallonie", worin er den Beweis erbrachte, daß die Franzosen seit Anfang ihrer Geschichte dreihundertmal in die Niederlande einfielen. Deshalb ist das Mißtrauen gegen alles Welsche den Vlamen zu einer zweiten Natur geworden: „Wat waalsch is, valsch is", sagen sie kurz und gut. Der erste vlämische Historiker, Jacob de Meyer aus Belle (jetzt Französisch-Vlandern), schrieb schon 1561 in seinen „Annales rerum Flandricarum": „Res nempe suas Galli non majore solent scribere fide quam gerere." Was die Franzosen in politicis auch sagen oder schreiben mögen, man glaubt es ihnen nicht, nicht einmal die Liebesbeteuerungen für das alliierte Belgien. Der Vlame fühlt instinktiv, was die Franzosen in Wirklichkeit mit ihm vorhaben. Er kennt das Gedicht von Martin de Condé: „Jeunes Français, quelle est votre patrie?" auswendig. Darin steht:

Aux plaines d'Escaut et de Meuse
doit dominer notre race fameuse,
et de l'Océan jusqu'au Rhin
doivent sonner nos trompettes d'airain!

und weiter:

Non! La France aura sans entraves
les rivages flamands avec les flots bataves.
Non! Non! Non! Non!
O! mer du Nord, tu changeras de nom!
et tes bords plats et tes lagunes
seront à nous aussi bien que tes dunes!
De ta rive aux côtes d'azur,
nous foulerons la terre d'un pas sûr!

Dieses Glaubensbekenntnis des französischen Neunationalismus (1907) zeigt besser als die fleißigste Dissertation das wahre Gesicht und die „sentiments pacifiques" Frankreichs. Die ewige Sehnsucht, sagt der Jungfranzose, ist:

„Non! Non! la France, c'est la Gaule,
dans l'Europe jouant le plus glorieux rôle."

Eine kleine Nebenbemerkung: Dieses Gedicht soll eine Ant-

wort sein auf „Des Deutschen Vaterland" von Arndt (1813). Darin ist allerdings von Vlandern und Holland nicht die Rede und reicht das ganze Deutschland nur „so weit die deutsche Zunge klingt".

„Wat Waalsch is, valsch is." Psychologie von Grenzländern, die auf verlorenen Posten mühsam um ihre völkische Existenz kämpfen, denn ein historisch geographisch in sich geschlossenes vlämisches Volkstum gibt es. Es ist durch Absplitterung des Gesamtdeutschtums entstanden. Die Vlamen wie die Holländer sind Niederdeutsche mit niederdeutscher Schriftsprache, zum Unterschied von den Niederdeutschen im Reiche, die das Hochdeutsche als Schriftsprache gebrauchen oder einen lokalen Dialekt schreiben, wenn sie dies nicht tun. Die niederdeutsche Schriftsprache von Vlamen und Holländern nennt man Niederländisch nach dem von ihnen bewohnten Niederungsgebiet. Man hört auch wohl sprechen von Holländisch und Vlämisch, eigentlich zwei verschiedene Benennungen für dieselbe Sprache; Holländisch zeigt die kleinholländische staatspolitische Einstellung der Nordniederländer, und Vlämisch ist die offiziell belgische Benennung für Niederländisch. Die belgischen Politiker betrachten die Einwohner der holländischen Provinzen Limburg, Nordbrabant und Seeländisch-Vlandern als Vlamen, weil sie katholisch sind, und möchten sie gern desannektieren. Aber annehmen, daß die germanische Hälfte ihres Landes niederländisch spricht, das können sie aus Staatsraison nicht, sonst könnte man den Spieß gegen Belgien umdrehen. Kulturell und politisch sind Vlamen und Holländer andere Wege als das Reich gegangen. Als am Oberrhein die Wiege des deutschen Reiches und der deutschen Kultur stand, entwickelten sich an der Scheldemündung die Keime einer niederländischen Kultur und des niederländischen Staatsgedankens.*) Die Differenzierung ist heute vollständig, und das vlämische und holländische Volkstum ist von dem deutschen durchaus verschieden. Die Abtrennung ist eine vollzogene Tatsache. Trotzdem fühlen die Vlamen noch mit unverminderter Stärke die Gemeinschaft des Blutes. Sie betonen sehr gerne ihre germanische Abstammung:

„Wij zijn Germanen, geen Latijnen,
Opene harten, zuiver bloed!"
(R. Declercq: Vaderlandsche Liederen.)

Mehr noch. Die Vlamen wissen ganz genau, daß sie nicht allein gegenüber den Franzosen stehen, und daß ihr Schicksal zum Teil mit dem der Elsaß-Lothringer und Schweizer in Zusammenhang steht. Das Kriegsgedicht von Martin de Condé ist in dieser Beziehung sehr klar:

„Non! ce n'est pas la France vraie,
celle qui porte au flanc une béante plaie!

und noch:

Oh! Rhin! de toi nous conservons le nom!
Rhône fougueux, que ta vallée,
au mont Furka soit française d'emblée!"

*) Die Geschichte des Vlamentums findet man in gedrängter Kürze in Dr. Fr. Koenigs Aufsatz „Frankreich und die westgermanischen Gebiete" im Januarheft der „Heimatstimmen" (auch als Broschüre erschienen unter dem Titel: „Welsch oder deutsch! Leiden und Kampf der westgermanischen Lande". Einzelpreis 45 Pf.).

und wieder:

„En maîtrisant vos tourbillons,
Eaux du Rhin vert, fécondez nos sillons!"

Die Bedrohung ist für sie immer am stärksten gewesen, wenn das Deutsche Reich schwach war und darnieder lag. Die Vlamen besetzen einen Teil der gemeinschaftlichen Front zwischen der Nordsee und den Walliser Alpen. Dieser große Bogen, den man auf der Karte ebensogut verfolgen kann wie die Linie der Schützengräben im Kriege, ist die Sprachgrenze. Die Franzosen haben in diesem immer weiter tobenden Völkerkampf den Vorteil der inneren Linie und erst recht der Einheitlichkeit der Aktion. Sie sind denn auch auf der ganzen Linie im Vormarsch gegen Osten mit dem Rhein als Ziel. Nach ihrem Begriff bilden die Länder zwischen Ostsee und Alpen „les marches de l'est" (die „Ostmarken"). Vor dem Kriege wurde die Propaganda in diesen Gebieten zentralisiert durch eine Zeitschrift des gleichen Namens. Wer den Kampf in einer dieser Grenzmarken in allen Einzelheiten verfolgen will, der nehme zur Hand das leider viel zu wenig beachtete Buch des bayerischen Archivars Dr. P. Dirr: „Belgien als französische Ostmark. Zur Vorgeschichte des Krieges". (Berlin 1917).*)

Die vlandrische Mark gehört ebenso wie die lothringische, das Elsaß und das schweizerische Mittelland zum natürlichen Schutzwall Germaniens und verdient Deutschlands Interesse ebenso stark wie die anderen Teile seiner natürlichen Grenze. Arndt nannte sie eine der Grenzfestungen des Reiches, und die Holländer betrachten die vlandrische Mark als ihre Barrière. Von Deutschland ist die vlandrische Mark antropogeographisch stark isoliert, weil das Romanentum die Ardennen besetzt hält und so die große Heerstraße Oise—Hennegauer Lücke—Sambre—Maas—Rhein beherrscht und sich bis an die Tore Aachens vorgeschoben hat. Die 600 km lange Grenzmarkenzone ist infolge des Kriegsausganges zum dritten Male seit den Römerzeiten mit der Front gegen Nordosten gekehrt. Von der Wichtigkeit dieser Gebiete für Frankreich überzeugt man sich am besten in den Geographien von Vidal de la Blache oder Brunhes (dieser letztere früher Professor zu Freiburg in der Schweiz). Das Kartenmaterial allein genügt, um zu verstehen, warum die Stadt Lüttich die Insignien der Ehrenlegion bekommen hat; sie ist eben die östlichste Festung Frankreichs. Der wallonische Keil riegelt Vlandern von Lothringen und dem Elsaß ab. Es ist aber ein großer Fehler gewesen, daß zwischen den beiden Kampfgebieten nicht mehr Verbindungen und Zusammenarbeit bestanden haben, und es ist zu hoffen, daß dies im Interesse des Ganzen in der Zukunft anders wird.

Gerade im Westen haben die Romanen die größten völkischen Eroberungen gemacht. Nachdem sie die Vlamen von der Artesischen Schwelle verdrängt, haben sie die Sprachgrenze an der Küste aufgerollt und nunmehr bis über Dünkirchen zu ihren Gunsten verschoben. Die

*) Eine Fortsetzung auf Dirrs Buch bildet: „Frankreich in Belgien." Eine kulturpolitische Studie von Dr. Karl Schwendemann. (Berlin, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte. 1924.)

politische Grenze Frankreichs umfaßt heutzutage noch ein geschlossenes vlämisches Gebiet mit annähernd 500 000 Vlamen.*) Ueber dieses Gebiet orientiert am besten ein Aufsatz von Erwin Anders im 2. Jahrgang des „Belfrieds" (1918). Vor dem Kriege glaubte man allgemein, daß sich in Frankreich trotz der lobenswerten Tätigkeit des Vereins „Pro Westlandia" das Vlämische auf die Dauer nicht halten würde, weil die Bourgeoisie der Städte französiert war und die Französierung sich von den Städten aus über das flache Land ausbreitete. Die letzte Zufluchtsstätte des Vlämischen war die Kirche, auch nachdem die Predigt in vlämischer Sprache verboten worden war. Die Anwesenheit der belgischen Armee während des Krieges in diesem vlämischen Westland, die aus 80% Vlamen bestand (weil die belgische Regierung nur in den vlämischen Provinzen Rekruten hat einziehen können), hat es mit sich gebracht, daß das vlämisch nationale Bewußtsein dort wieder erwacht ist. Um das begreiflicher zu machen, sei hier noch gesagt, daß ein großer Teil der belgischen Soldaten aktivistisch war und daß aus dem Zusammengehen der Aktivisten mit den Frontsoldaten nämlich die vlämische Nationalpartei entstanden ist. In Französisch-Vlandern, wo die Leute vor 10 Jahren nicht imstande waren, einen niederländischen Text zu lesen, weil das Vlämische wohl noch als Mundart gesprochen, aber nicht mehr auf der Schule gelernt wurde, bringen jetzt alle Zeitungen vlämische Aufsätze und Mitteilungen; vlämische Vereine sind da entstanden; einer dieser Vereine gibt einen Kalender heraus mit Bauernregeln, Gedichten, Novellen, Marktberichten und dergleichen, der sehr populär geworden ist. Die Vlamen aus dem Westland haben einen Abgeordneten in der französischen Deputiertenkammer, den Abbé Lemire. Sechzigtausend Vlamen haben sich neuerdings in der Normandie angesiedelt. Diese Vlamen in der Normandie bilden zusammen einen Bauernbund, dessen Sitz sich in Rouen befindet, und der ein Blatt herausgibt, das ausschließlich in vlämischer Sprache erscheint. Dazu kommen noch die vielen Vlamen, die sich im verwüsteten Gebiet angesiedelt haben, und die starke vlämische Arbeiterkolonie im Industriegebiet zwischen Kortrijk und Rijssel (Lille). Südlich von Kortrijk und bei Biel liegen die zwei Punkte, wo in jüngerer Zeit die französische Sprachgrenze zurückgegangen ist. Der katholische Klerus, der sich um die Seelsorge dieser vlämischen Irredenta und Diaspora verdient macht, kommt aus Vlandern.

Nun wird es für die Elsässer und Lothringer interessant sein zu erfahren, daß in volkspolitischer Hinsicht die Vlamen Frankreichs zwei Tendenzen aufweisen: die Regionalisten und die Nationalisten, die Verbindungen haben mit der vlämischen Nationalpartei in Belgien. Die Regionalisten sind weitaus am zahlreichsten. Können die Elsässer und Lothringer in Frankreich sich nicht mit diesen Vlamen in Verbindung setzen, um mit ihnen, vielleicht auch mit den Bretonen, die in Rennes eine nationalistische Zeitschrift „Breiz Azo" herausgeben, um für das gemeinsame Ziel, die Erhaltung ihres Volkstums, zu arbeiten?

Aber die eigentliche Vlamenbewegung befindet sich in Belgien. Ihrem Wesen nach ist sie eine Reaktion gegen die Gründung und Organisation des belgischen Staates. Ihr Ziel ist, das Werk von 1830, das das Königreich der Niederlande in zwei Stücke zerriß, zunichte zu machen. In den Ereignissen, die zur Gründung des Königreichs Belgien führten, findet man den Sinn der vlämischen Bewegung, und die Haltung des belgischen Staates den Vlamen gegenüber zeigt, was man unter Vlamenfrage zu verstehen braucht. Als 1814 der Wiener Kongreß die früheren österreichischen Provinzen der Niederlande, also das heutige Belgien, den nördlichen zuteilte, um zusammen eine Barriere gegen Frankreich zu bilden, waren die heutigen belgischen Provinzen während 22 Jahren französische Departements gewesen, die am politischen Leben Frankreichs um so mehr Anteil genommen hatten, als verschiedene von ihnen von einer französischen Bevölkerung bewohnt waren. Diese wallonischen Provinzen verdanken dem französischen Kaisertum das Aufblühen ihrer Schwerindustrie, und in Vlandern sind die Genter Baumwollindustrie und die Neubelebung des Antwerpener Hafens napoleonische Gedanken. 22 Jahre hatte Belgien auch Vlandern, darauf ist besonders Nachdruck zu legen, weil es für die spätere Geschichte Vlanderns eine folgenschwere Tatsache darstellt, französische Institutionen und Schulen und französische Beamten und Lehrer gehabt, und es war die Bourgeoisie zu Franzosen erzogen worden. Viele Belgier hatten Anteil gehabt an der Verwaltung des Kaisertums und am industriellen Leben, viele hatten in Napoleons Heeren Karriere gemacht. Anderseits hatten viele Franzosen sich in Vlandern niedergelassen und sind, auch nach Waterloo, da geblieben, und heute hat Brüssel, das im 19. Jahrhundert der Zufluchtsort der französischen politischen Flüchtlinge war, eine nationalfranzösische Bevölkerung von annähernd 30 000 Köpfen. Das Vorhergehende gibt eine Parallele zu den Verhältnissen im Elsaß, wo gleiche Ursachen gleiche Folgen gehabt haben. Die Französierung der vlämischen Bourgeoisie in Sprache, Sitte und Weltanschauung zwischen 1792 und 1814 hat zwischen Volk und führender Schicht eine Kluft entstehen lassen, die manche Eigentümlichkeiten der Vlamenfrage und des belgischen politischen Lebens überhaupt erklärt. Nach 1815 blieben die französischen Gesetzbücher beibehalten. Das Französische blieb zunächst die Sprache der Behörden, und die holländische Regierung ließ sogar national-französische Beamte im Dienst. Erst 1823 beschränkte die Regierung den Gebrauch des Französischen als Amtssprache auf das eigentliche französische Sprachgebiet. Die Wallonen glauben wie ein Mann, 1830 sei eine nationale Empörung gewesen wider die holländische Sprachunterdrückung, und jedesmal, wenn eine Maßnahme zugunsten des Vlämischen im belgischen Parlament besprochen wird, sprechen sie von einer Wiederherstellung der vor 1830 bestehenden Zustände und drohen mit einer

*) Die jährliche Zunahme infolge Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle ist 12%.

Wiederholung der damaligen Revolution, wenn man weiter versuchen sollte, eine Wiederherstellung der Maßnahmen König Wilhelms einzuführen. Auch das französierte vlämische Bürgertum ist dieser Meinung. Beide fühlten sich getroffen; denn wenn auch diese Vlamen vielleicht ihre lokale Mundart kannten, so war ihnen doch die niederländische Schrift- und Umgangssprache fremd, und sie behaupteten dann auch, daß man ihnen eine Fremdsprache aufdrängen wollte. Ihre Karrieremöglichkeit in der Verwaltung und Magistratur und in der Armee war dadurch bedroht und erst recht ihre Praxis als Advokat. Dieses Letzterwähnte ist von der höchsten Wichtigkeit, weil die Advokaten in Belgien zu gleicher Zeit der Sauerteig des politischen Le'ens sind. Das Vorhergehende einerseits und andererseits das Sichzurückziehen nach Frankreich, dessen Leben zur Zeit der Restauration sehr hoch stand zusammen mit der französischen Agitation in den Brüsseler Clubs und der bewußten Politik der französischen Regierung: die Traktate von 1814/15, welche Frankreich seiner sogenannten natürlichen Grenzen beraubt hatten, zu vernichten, haben zur belgischen Revolution geführt. Die belgische Revolution kam einige Wochen nach der Pariser Juli-Revolution von 1830. Diese Rebellion wäre dabei ohne militärische Intervention Frankreichs zusammengebrochen, da es der niederländischen Regierung gelungen war, die franco-belgischen Freikorps, die in Brüssel, Lüttich und andern Orten entstanden waren, zu schlagen. Das Ziel aber, die Reunion der belgischen Provinzen mit Frankreich, mißlang infolge englischer Intervention, und das Königreich Belgien kam zustande. Und was war die erste Maßnahme des neuen Staates? Eine Serie Verordnungen, die das Vlämische aus dem öffentlichen Leben verdrängten und den ganzen belgischen Staatsapparat französisch machten, weil „dies die in Belgien meist verbreitete Sprache war". Für das Elsaß ist die Verordnung vom 16. November 1830 am interessantesten, weil sich hier ein Zug der Psyche des Romanentums feststellen läßt, das in den Grenzgebieten, wo es Einfluß bekommt, wohl das Bestehen von nicht französischen Patois annimmt, aber nicht das einer fremden Schriftsprache. Im Elsaß wird nicht deutsch, sondern es werden elsässische Mundarten gesprochen, und in Belgien gibt es nach französisch-belgischer Auffassung wallonische und vlämische Patois und darüber eine einzige Schriftsprache, das Französische. Die provisorische Regierung Belgiens behauptete kühn: „Weil das Vlämische und Deutsche, das von den Einwohnern gewisser Ortschaften gesprochen wird, von Provinz zu Provinz, ja oft von Amtsbezirk zu Amtsbezirk verschieden ist und es deswegen unmöglich ist, den Text der Gesetze und Verordnungen in diesen Sprachen zu publizieren, wird das Französische in Belgien die Sprache der Gesetze und der Handlungen der Regierung sein." Diese Auffassung wurde durch Artikel 23 der belgischen Verfassung bestätigt, der sagt: „Der Gebrauch der in Belgien gesprochenen Sprachen ist einem jeden freigestellt; er kann nur auf dem Wege des Gesetzes festgelegt werden, und zwar nur für die Verhandlungen der öffentlichen Gewalt und für die Gerichtssachen." Für die Gerichtssachen gilt folgender Paragraph der obenerwähnten Verordnung: „Es wird dem Staatsbürger erlaubt, in einer der Landessprachen vor dem Gericht und mit den Personen des Gerichts zu verhandeln unter der Voraussetzung, daß die Richter und Advokaten die Sprache, die er gebrauchen will, verstehen." Dies mußte hinzugefügt werden, um die öffentlich-rechtliche belgische Auffassung der Sprachenfreiheit zu erklären. Sprachenfreiheit ist die Antwort auf den unter der niederländischen Regierung bestehenden Zwang für die Beamten, Richter und Advokaten, in Vlandern Vlämisch zu kennen. Sie will also sagen, daß niemand verpflichtet werden kann, vlämisch zu verstehen oder zu erlernen, um Beamter oder Offizier werden zu können.

Die Nationalversammlung, die in der „freiheitlichsten Verfassung der Welt" der Sprachenfreiheit aber nicht der Sprachengleichheit einen Platz gab, war gewählt von 40 000 Notabeln. Die Bevölkerung Belgiens war damals 2½ Millionen Einwohner, davon 1½ Millionen Vlamen. Die Vlamen waren also damals wie heute in der Mehrheit, was für die Gestaltung des belgischen Staates nichts zu bedeuten hatte, da nur das Bürgertum Wahlrecht besaß und die vlämischen Bourgeois ebenso französisch waren wie die wallonischen. In der Verfassung spricht man von einem belgischen Volke und von einem König der Belgier. Vlamen und Wallonen gibt es dieser Auffassung nach nicht, es gibt nur belgische Staatsbürger. Belgien ist ebenso unitaristisch wie Frankreich. Wie es 1830 war, so ist es noch heute: ein selbständig gewordenes Stück des französischen Staates, wie die erste Republik und Napoleon ihn geschaffen hatten. Damals wurden die belgischen Provinzen von Paris aus verwaltet, heute von Brüssel aus. Das ist die einzige Differenz; das Resultat ist aber in beiden Fällen das gleiche. Paris hat das ganze Leben Frankreichs aufgesogen, und Brüssel mit fast einer Million Einwohner ist der Wasserkopf Vlanderns geworden oder, wie die Französlinge sagen: „Petit Paris".

Die Reaktion gegen diesen französischen Einheitsstaat nennt man die vlämische Bewegung, wenn man die Bestrebungen der Vlamen, sich als Volk zu behaupten und Geltung zu verschaffen, als eine innere Angeleg nheit Belgiens betrachtet, Vlamenfrage, wenn man den Kampf der Vlamen für Selbstverwaltung und Souveränität als eine internationale Angelegenheit gelten läßt. Es ist unmöglich, hier die ganze vlämische Bewegung zu schildern. Ich muß mich damit begnügen, die Broschüre von P. Oßwald, „Zur belgischen Frage" (Berlin 1915) und das Buch von Jostes, „Die Vlamen im Kampf um ihre Sprache und ihr Volkstum (Münster i. Westf. 1916) zu empfehlen, und für die neueste Entwicklung das Memorandum der Vlamen an die Pariser Friedenskonferenz anno 1919: „Pro Flandria Servanda. Flandersright and claim for autonomy" (Haag 1920). Was aber gesagt werden muß, ist, daß bis auf den heutigen Tag die Vlamen keinen entschiedenen Erfolg

erfochten haben. Sie haben wohl eine ganze Reihe von Gesetzen zu Gunsten ihrer Sprache durchgedrückt, aber keins berührt den Kern der Frage; dabei wird kein einziges loyal durchgeführt. Es ist den Vlamen noch nicht gelungen, den von der belgischen Regierung betriebenen Französierungsprozeß irgendwo und irgendwie zum Stehen zu bringen. Genau wie 1830 kann man heute in Vlandern als Staatsbürger sich frei betätigen, ohne ein Wort vlämisch zu können oder erlernen zu müssen, aber ein Vlame kann es ohne Französisch nicht tun. Ethnographisch sind die Vlamen in Belgien 4 500 000 gegen die Wallonen mit 3 200 000. In der Wirklichkeit gibt es nach der letzten belgischen Volkszählung von 1920 2 346 966 Erwachsene, die Vlämisch sprechen, und 2 272 644 Französischsprechende. Differenz nicht einmal 75 000! Dabei muß gesagt werden, daß im Vergleich zu 1910 die Französischsprechenden die Vlamen bei der letzten Volkszählung um 45 000 eingeholt haben. Wer andererseits weiß, daß es bis nach dem Kriege nur belgische Parteien gab, eine katholische, eine antiklerikale, beide französischen Ursprungs, und eine sozialdemokratische, deren Mehrheit aus Wallonen besteht, der wird nun verstehen, daß die öfters in Deutschland und sonstwo geäußerte Behauptung, daß die Vlamen nur zu wollen hätten, um sich rücksichtslos durchzusetzen, weil sie Mehrheit sind, ein Märchen ist. Die Französierung geht über die Zweisprachlichkeit rascher vor sich als die Revolutionierung des Vlamentums. Brüssel ist soviel wie verloren für die Vlamen — ein Beweis dafür, daß das auch im Elsaß und in der Schweiz bekannte Dogma von der Aeternität der Sprachgrenzen nicht stichhaltig ist; wirtschaftliche und politische Geschehnisse sowie die Aenderung der amtlichen Sprache üben wohl einen Einfluß auf die Sprachgrenze und die Sprache des unterdrückten Volkes aus, und es ist nicht ausgeschlossen, daß die Vlamen 1930 die Jahrhundertfeier ihrer belgischen Knechtschaft als Minderheit erleben werden.

Indessen tobt der Kampf um die Seele des Vlamentums zwischen belgischer Staatsbejahung oder, wie man in Flandern sagt, Belgicismus und vlämischem Nationalismus. Der vlämische Nationalismus zieht immer weitere Kreise. Die vlämischen Belgicisten glauben mit den Herausgebern der „Revue régionaliste d'Alsace et de Lorraine": „Die Heimat" und mit Monsieur Millerand, daß

„L'amour de la petite Patrie
N'empêche pas l'amour de la grande."

Der Ruf der vlämischen Belgicisten „In Vlaanderen Vlaamsch!" wird immer mehr übertönt von dem nationalistischen „Vlaanderen aan de Vlamingen!" Die Belgicisten glauben, zwei Herren dienen zu können, die Nationalisten haben nur ein Vaterland: Vlandern.

Letzten Endes liegt das Schicksal des Vlamentums in den Händen des Katholizismus. Dieser hat infolge des Konkordats ein materielles Interesse am Weiterbestehen des belgischen Staates in alter unitaristischer Form und auch ein ideelles, indem die Kirche noch immer glaubt, durch die Vlamen die politische Gewalt in ganz Belgien, die sie nach 30 Jahren Regierung infolge des Krieges verloren hat, wieder zu erlangen und so Wallonien für den Glauben zu erhalten. Dies ist aber eine zweischneidige Waffe. Ein antiklerikales Regime, dazu wallonisch, kann ebenso gut den katholischen Charakter Flanderns gefährden.

Die Vlamen müssen nicht nur gegen die belgische Staatsidee kämpfen, sie stehen infolge des Krieges nunmehr auch dem französisch-belgischen Wirtschaftsblock gegenüber. Das französische Kapital herrscht in Brüssel, und die Kempischen Kohlen, wie die lothringische Minette oder das elsässische Kali gehören der französisch-wallonischen Schwerindustrie. Die Frage ist: „Sind die völkischen Kräfte stärker als die wirtschaftlichen?"

Der Kürze halber sei hier nur so viel gesagt. Die vlämische Frage ist so akut geworden und die Vlamenbewegung so stark, daß seit dem Kriege über keine einzige politische Angelegenheit in Belgien mehr verhandelt werden kann, ohne das vlämische Problem zu berühren. Die Vlamenfrage ist durch den Aktivismus und die deutsche Vlamenpolitik im Kriege endgültig gestellt. Belgien steht vor dem Dilemma, entweder das vlämische Programm der belgicistischen Vlamen zu verwirklichen, und das ist die Evolution des belgischen Staates, oder keine Zugeständnisse zu machen, und in diesem Falle setzt sich der vlämische Nationalismus durch, und dann gibt es eines Tages die vlämische Revolution.

Und nun zurück zum Elsaß. Es ist selbstverständlich, daß die Belgier über die „Befreiung der verlorenen Provinzen" ebenso entzückt waren wie die Nationalfranzosen. Vor dem Kriege brauchte man sich nur als Alsacien in Belgien auszugeben, um überall aufgenommen zu werden, und gerade vor dem Kriege waren es zwei belgische Schriftsteller, die eine große Enquête in Elsaß-Lothringen machten und die Ergebnisse ihrer Reise niederlegten in einem Buch, das sie „La victoire des vaincus" nannten (Paris 1912). Nach ihrer Meinung war es bewiesen, daß Frankreich seine Hoffnungen auf die Vogesen-Ostmark nicht aufzugeben brauchte. Gleich nach dem Kriege organisierte dann der belgische Automobilclub eine große Rundfahrt durch Lothringen und das Elsaß. Die reines de Strasbourg wurden auf den Brüsseler Boulevards akklamiert, die belgische Hauptstadt schenkte der Stadt Colmar einen Abguß des weltberühmten Mannekenpisbrunnens!

Inzwischen konnte der Antwerpener Hafen klagen, daß die französischen surtaxes d'entrepôt den Export der elsaß-lothringischen Produkte via den Rhein und Antwerpen verhinderten. Aber Antwerpen ist ja nur ein vlamingantisches Nest, und Brüssel ist doch nach Paris die größte der französischen Städte. Der Krieg hat nicht nur die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Straßburg und Antwerpen gestört. Die Tore der vlämischen Universität

Gent und der deutschen Universität Straßburg sind beide und dann auch noch zur gleichen Zeit geschlossen worden und in welsche Bollwerke umgewandelt. Das ist für die Vlamen und die Elsässer der schmerzlichste Verlust, den sie im Kriege erlitten haben. Aber Vlamen und Elsässer mögen der Worte des vlämischen Denkers L. de Raet gedenken. Der deutsche Generalgouverneur in Belgien benutzte sie bei der Uebergabe der Universität Gent an die vlämische Dozentenschaft: „Zwei Walküren, epische Schwestern, beherrschten die Welt: der Gedanke und das Schwert."

Das Schwert hat vorläufig gegen die Germanen entschieden. 1830 schlug die erste Bresche in die Traktate von 1815, und Versailles öffnete den Franzosen von neuem den Weg zum Rhein. Germaniens Grenzmarken sind in welscher Hand. Das Ziel von Vlamen, Lothringern und Elsässern muß es sein, die gemeinsame Front wieder herzustellen. Was sie zunächst brauchen, ist Fühlungnahme und Zusammenarbeit!

Die Lage des elsässischen Winzers.

Kein Stand hat schwerere Erschütterungen durchzumachen seit unserer Einverleibung in den französischen Staatsverband als gerade der des Winzers. Der elsässische Weinbau hat sich eigentlich entwickelt nur in den deutschen Zeiten unserer Heimat. Sobald Frankreich seine Hand auf unser Land gelegt hatte, mußte der Winzerstand erbittert um seine Existenz ringen. So war es vor 1870, so ist es heute wieder, vielleicht in noch verschärfter Form. Wir sind heute Zeuge eines unleugbaren Niederganges, der nur deshalb noch verwischt wird, weil die bekannten Bestimmungen des Versailler Vertrages, nach denen die elsässischen Produkte bislang noch zollfrei in Deutschland Aufnahme finden müssen, über den Ernst unserer Situation etwas hinweggetäuscht. Die Geburtshelfer von Versailles haben in richtiger Erkenntnis der wirtschaftlichen Zusammengehörigkeit des Elsasses und Deutschlands wohlweislich diese genannten Bestimmungen zur Vermeidung einer Katastrophe auf wirtschaftlichem Gebiete in den Vertrag eingefügt. Auf fünf Jahre sollen diese Ausfuhrbestimmungen gelten. Vier Jahre lang hatte das Elsaß wegen der herabgedrückten Konsumkraft Deutschlands, bedingt durch den schlechten Stand seiner Währung, keinen Vorteil aus diesen Bedingungen ziehen können. Im fünften Jahre endlich ist Deutschland zur Aufnahme fähig. In diesem Jahre begrüßt das elsässische Weinland wieder wie vor dem Kriege die Weinkäufer aus Süd- und Mitteldeutschland, die Kreise, die damals wie heute die Preise unserer Produkte günstig beeinflußten. Ein reger Absatz setzte nach der Frostperiode dieses Winters ein, und die Ernten unserer Winzer, die letztjährige und die vorjährige, wurden schnell zum großen Teil dem deutschen Konsum zugeleitet. — Es darf aber nicht übersehen werden, daß wir im letzten Jahre dieser Zollvergünstigung stehen, und daß nachher weder unser Winzerstand noch die Regierung ein Mittel an der Hand haben werden, die unvermeidliche Krisis im Weinbau zu überwinden. Schon spricht man von der Notwendigkeit einer Verlängerung der Einfuhrklausel. Wir glauben nicht daran, daß sie erreicht wird, und wir stehen vor der Notwendigkeit, uns nach neuen Märkten umzusehen, oder die Preise unserer Produkte selber so zu drücken, daß wir zwar absetzen können, daß wir aber auf keinen Fall mehr auf unsere Rechnung kommen. —

Es darf vor der deutschen Oeffentlichkeit eines nicht verschwiegen bleiben: Das für dieses Jahr festgesetzte Ausfuhrkontigent für Wein ist restlos erschöpft. 214 500 Hektoliter Wein sind nach Deutschland abgeführt worden. Es soll rein elsässisches Produkt sein. Aber der deutsche Konsum ist betrogen worden. Es sind in dieser Weinmenge ungeheure Teile von minderwertigen südfranzösischen Weinen enthalten. Leute, die es wissen müssen, behaupten, daß der Weingroßhandel in diesem Jahre mehr Rotwein unter elsässischer Flagge nach Deutschland verschickt hätte, als in zwanzig Jahren überhaupt auf elsässischem Boden gewachsen wäre! Es ist ein anderers sicher: Am Weinexportgeschäft nach Deutschland beteiligen sich Firmen, die durchaus kein Vertrauen verdienen. Allein die Großfirma Schick in Colmar hat ungeheure Mengen französische Weine eingelagert und hat, obgleich sie sich kaum je mit elsässischen Weinen befaßt hatte, das Hauptkontigent für den Bezirk der Handelskammer Colmar zugeteilt bekommen. Es ist bekannt geworden, daß diese Firma in Süddeutschland große Kellereien angelegt hat, aus denen nun die deutschen Konsumenten mit „elsässischen" Weinen versorgt werden.

Es hat nicht nur viel böses Blut im Elsaß erzeugt, sondern es hat für viele Winzer geradezu katastrophale Folgen, daß die Verteilung der Kontigente für die zollfreie Ausfuhr nach Deutschland ganz parteiisch vorgenommen worden ist. Zuerst ist in Paris — weil die es ja immer am besten wissen — in vollkommener Verkennung der Verhältnisse das Gesamtkontigent gekürzt worden. Dann hat das Generalkommissariat in Straßburg die Verteilung des Kontigents auf die Bezirke der verschiedenen Handelskammern vorgenommen, ganz ohne Rücksicht auf die zugehörige Rebfläche. So hat Metz eine bedeutend höhere Kontigentziffer als die Handelskammer Colmar, obschon letztere eine vier mal so große Rebfläche in ihrem Bezirk hat! Daher kommt es, daß trotz der verhältnismäßig geringen Weinernte im Oberelsaß, dem Bereich der Colmarer Handelskammer, noch reiche Weinvorräte liegen, die aber, da das Kontigent erschöpft ist, nicht mehr nach Deutschland abgeleitet werden können. Versenden darf nicht etwa der, der Auftrag zum Versand und Wein hat, sondern es sind nur einzelne Firmen dazu berechtigt. Bestimmungsgemäß dürfen nur Firmen exportieren, die schon 1913 sich mit Exportgeschäften nach Deutschland befaßt hatten. In Frankreich aber ist man liberal genug, so daß auch einer Firma, die damals Geschäfte mit Lumpen gemacht hat, ein wesentlicher Teil des Kontigents zugewiesen werden konnte. Besonders die Straßburger Handelskammer hat in dieser Beziehung so viel „guten Willen" und Fähigkeit bewiesen, sich mit der innerfranzösischen Korruptionswirtschaft zu assimilieren, daß der Skandal zum Himmel schreit.

Wesentliche Kreise des Weinhandels aber tragen mit Schuld an der verworrenen Lage auf dem Weinmarkt. Der Präsident des elsaß-lothringischen Weinhändlersyndikats, der ehemalige Abgeordnete in der ersten Kammer, Landwirtschaftskammermitglied P. Greiner, weigert sich grundsätzlich, mit den deutschen Barbaren noch weiter Handelsbeziehungen aufrecht zu erhalten. So wurde in der Colmarer Weinbörse vor gar nicht zu langer Zeit berichtet. Die patriotischen Erwägungen dieses Herrn, der seinem Aeußeren nach die Not des Winzers noch nicht kennen gelernt hat, stammen wohl kaum aus der goldenen Zeit, wo er als intimster Freund des Rappoltsweiler Kreisdirektors Weber sich mit diesem in alle Freuden und Genüsse dieses Lebens brüderlich teilte.

Ein andres Moment tritt für den Winzer erschwerend auf. Seine Standesvertretung, der Weinbauverband, steht ganz unter dem Einfluß seiner ärgsten, wenn auch noch nicht klar erkannten Feinde, der Führer der Weinhändler. Es ist das eine typisch französische Erscheinung, dieses Sich-Einschleichen in gegnerische Gruppen, um darin unter dem Schein der Interessenvertretung der Gruppe diese zu bekämpfen. — Zu dieser Gruppe von Schädlingen gehört auch der Landwirtschaftsdirektor R. Hommel in Straßburg. Er sollte seiner Stellung nach vor allem den Weinbau des Elsasses zu fördern suchen. In Wirklichkeit ist er der Wegbereiter für die Einfuhr der billigen und minderwertigen Weine aus Südfrankreich und aus Algerien. Es ist natürlich nicht nachweisbar, wie hoch seine Vergütung für diesen Liebesdienst sich beziffert. Daß er sie erhält, ist sicher.

Dieser unser Land überschwemmende Midiwein ist die schlimmste Gefahr für unseren Weinbau. Das Elsaß ist Ueberschußgebiet für Wein. Wo ihm der Export nach Deutschland fehlt, und wo es sozusagen ertrinkt in seinem Ueberfluß, bedeutet jeder Tropfen Importware aus Innerfrankreich eine Schädigung für den Winzerstand. Schon im Jahre 1866 hat Herr Eugène Tisserand, der als Inspecteur général der landwirtschaftlichen Enquetekommission im 13. Bezirk vorstand, über den elsässischen Weinbau folgendermaßen geschrieben:

„Welche Absatzgebiete stehen dem Ueberschuß an Weinen, die im Elsaß produziert werden, offen? Etwa der französische Markt? Dieser hat für elsässische Weine niemals Absatzmöglichkeiten geboten. Entweder sind die Weine nicht nach dem Geschmack der Konsumenten, oder sie werden systematisch durch Weißweine verdrängt, die von andern Gewächsen stammen, mit denen sie viel Aehnlichkeit haben, die aber in besserem Rufe stehen. Uebrigens darf man sich nicht verhehlen, daß zu keiner Zeit die Weine aus dem Elsaß in Frankreich besonders geschätzt waren. Man findet sie nach alten Chroniken seit dem 14. Jahrhundert in Württemberg, Bayern, England und selbst in Spanien. Namentlich werden sie in der Schweiz hoch geschätzt. Aber nirgends findet man auch nur eine Andeutung, daß sie auch in Frankreich gesucht und geschätzt wären. ... Findet somit das Elsaß für seine Weine im Innern von Frankreich keinen Absatz, so erwächst ihm da eine Konkurrenz, die mit jedem Tage bedenklicher wird. Bei dem außergewöhnlich billigen Preise der Weine aus dem Midi finden sie im Gebrauch raschen Eingang, und die Einfuhr, welche seit den beiden letzten Jahren im Elsaß erfolgt ist, weist gewaltige Zahlen auf. Solche Verhältnisse bilden berechtigterweise für die weinbautreibende Bevölkerung des Elsasses einen Gegenstand ernster Besorgnis."

Dieses ist 1866 geschrieben und paßt auffällig zu der Situation unserer Tage. Nur daß die Ueberschwemmungsgefahr für das Elsaß infolge der vervollkommneten Transportmöglichkeiten und anderer Umstände noch viel ernster geworden ist. Diese billigen Midiweine drücken die Preise unserer Gewächse automatisch. Wenn wir als Durchschnittsbetrag für die jährlichen Anbaukosten eines Hektars Reben 6000 Franken einstellen und den Durchschnittsertrag — der sehr zweifelhaft ist — auf 50 Hektoliter berechnen, so kommt der elsässische Wein auf einen Selbstkostenpreis, der nicht unter 120 Franken beträgt, abgesehen von den Verzinsungskosten der Anlage. Rechnet man diese gering mit 5 Prozent, dann kommt man auf Erzeugungskosten von 150 Franken pro Hektoliter! Dazu kommt nun seit der Einverleibung des Elsasses in Frankreich die Notwendigkeit der Reblausbekämpfung mit außerordentlich umständlichen und kostspieligen Mitteln. Das Reblausschutzgesetz deutschen Ursprungs, durch das die Verheerungen dieses Insekts in den Jahren von 1876 bis 1913 auf nur 133 Hektar sich ausbreiten konnten, ist durch Verordnung vom 16. August 1919 aufgehoben worden. Unser Elsaß und sein Rebland ist seither das Paradies der Reblaus. Der Weinbau wird in eine Defensive gedrängt, aus der er kaum als Sieger hervorgehen wird.

In dem „Handbuch des elsässischen Winzers" 1923 tritt der oben erwähnte Schädling Hommel auf und weist klipp und klar nach, daß Frankreich froh sein kann, durch das „wiedergefundene" Elsaß ein neues Absatzgebiet für seine Weine gefunden zu haben. Er schreibt:

„Die elsässischen Weine werden niemals eine ernstliche Konkurrenz für die übrigen französischen Weine bilden, und welches auch der Umfang ihrer Produktion sei, die meistens unter 600 000 Hektoliter bleibt, sie werden nie auf die Preise drücken. Hingegen sind die Weine aus dem Midi dazu berufen, einen bedeutenden Raum auf dem elsässischen Markt einzunehmen. Dieselben sind notwendig, um bei der nicht hinreichenden (!?) einheimischen Produktion den Bedarf zu decken und die Lücken auszufüllen, welche durch die etwa auf 200 000 Hektoliter zu beziffernde Ausfuhr erstehen. Der einheimische Verbrauch kann auf 800 000 und die durchschnittliche Jahresproduktion auf 600 000 Hektoliter geschätzt werden (H. Hommel „schätzt" sehr willkürlich, um seiner These zum Sieg zu verhelfen! D. Verf.). Nach Abzug der Ausfuhr wird das Elsaß immer mindestens (!) 400 000 Hektoliter Wein einführen müssen."

Das versteht nur ein Zahlenjongleur, der mit dieser Spielerei die Existenz eines ganzen und wesentlichen Standes opfern würde, kaltblütig lächelnd, nicht im geringsten bedrückt durch das Bewußtsein, falsche Daten unterzuschieben, um die innerfranzösische Konkurrenz auf unsern Winzerstand zu hetzen und sie die Henkersarbeit an unserm stolzen Winzerstand vollführen zu lassen im Interesse des südfranzösischen Weinhandels.

Hommel kommt nicht um die Phrase von dem Glück des französisch gewordenen Elsasses herum, und er fährt fort:

„Aus diesen Zahlen geht klar hervor, daß lediglich vom Weinbau aus betrachtet, die Rückkehr des Elsasses zum Mutterlande für den Weinbau in Frankreich und besonders für den Midi von überaus günstiger Bedeutung ist, weil ihm damit ein neues überaus wichtiges Absatzgebiet, sozusagen ohne Reziprozitätsverhältnis, geöffnet ist. Die elsässischen Winzer, die sich überglücklich (!!) fühlen, wieder französisch zu sein, lehnen sich gegen diese Sachlage nicht auf."

Der Ackerbaudirektor Hommel sollte doch einmal eine Reise durch das oberelsässische Weinland unternehmen, und wir empfehlen ihm dringend, alle Weinhändler bei der Gelegenheit stehen zu lassen und sich mit den Winzern selber, auch wenn die nicht französisch parlieren können, zu unterhalten über ihre Wünsche und Meinungen. Wenn er beginnt bei St. Pilt und reist über Rodern, Bergheim, Rappoltsweiler, Reichenweier, Beblenheim, Mittelweier, Ammerschweier, Türtheim bis in den Thanner Zipfel, dann wird er von dem Ueberglücksgefühl der Winzer nicht mehr so überzeugt schreiben. Er weiß übrigens selber, daß diese Phrasen nur berechnet sind für die französischen Kreise, und deshalb schreibt er auch:

„Die Winzer wollen nur ihren Platz an der Sonne finden. (Wie bescheiden!) Sollten sie dies nicht erreichen, und sollte sich die Lage des elsässischen Weinbaues infolge der Konkurrenz (so, so! Auf einmal also doch!) von innen und der Verschließung der Absatzgebiete nach außen verschlimmern, so würde daraus eine Katastrophe (!) entstehen (dies alles bei den „überglücklichen" Winzern), die nicht nur einen starken Teil der Bevölkerung treffen, sondern auch eine bedeutende Rückwirkung auf eine der hauptsächlichsten Quellen des Wohlstandes im Land haben würde."

Er kann natürlich als hoher Beamter nicht auf die politischen Rückwirkungen einer solchen „Katastrophe" zu sprechen kommen. Wir wollen das aber kurz ergänzen: Wenn vom 10. Januar des kommenden Jahres ab die deutsche Grenze für unsern Wein verschlossen sein wird, wenn anderseits durch das offene Loch im Westen (wir meinen die Burgundische Pforte) der Midiwein weiter hereinströmt, dann wird nicht nur für den Winzerstand des Elsasses die Schicksalsstunde schlagen, dann wird sicher die innere Absage unserer notleidenden Bevölkerung Frankreich gegenüber sich auch nach außen mehr und mehr demonstrieren, und wir selber werden dann nichts unterlassen, der Welt, die noch hören will, es täglich zuzuschreien, daß durch unsere Einverleibung in den französischen Militär- und Machtstaat unsere wirtschaftliche Existenz vernichtet wird. Die weiteren politischen Schritte werden dann einer nach dem andern folgen, bis die Stunde der Erlösung auch uns wieder schlägt und wir sein werden, was wir noch nie waren: Freie Elsässer und freie Lothringer, frei, zu handeln und frei, zu denken, frei uns zu bewegen in der Familie der uns umgebenden Völker und uns unsere wirtschaftlichen Möglichkeiten da zu suchen, wo wir sie finden: in unserm deutschen Mutterboden. Die willkürlich gezogenen Grenzen sagen uns Elsaß-Lothringern nichts. Denn sie sind gesteckt nach strategischen Erwägungen. Wir wünschen Grenzen, errichtet mit Rücksicht auf die weltwirtschaftlichen Notwendigkeiten, und wenn solche nicht möglich sein sollten: dann in Gottes Namen: Nieder mit den Grenzpfählen!

* * *

Bürgermeister Jung-Metz gestorben.

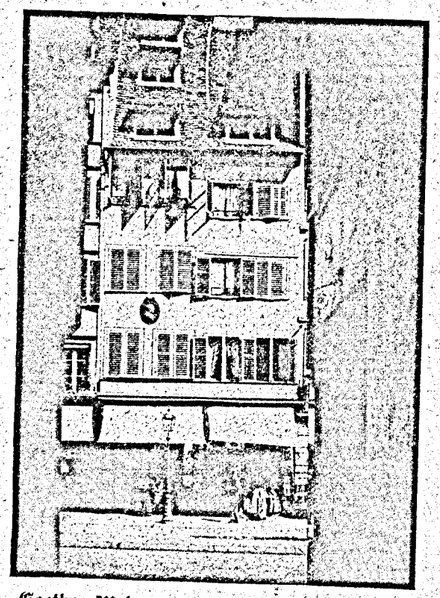
Eine aus der Vorkriegszeit bekannte Persönlichkeit ist mit dem im Alter von 72 Jahren eben verstorbenen Metzer Bürgermeister Jung aus dem Leben geschieden. Der überaus fleißige Mann, eine der stärksten Kräfte des katholischen Lagers, war früher Reallehrer, dann von 1908 ab Beigeordneter der Stadt Metz, seit zwei Jahren schließlich Maire von Metz als Nachfolger des aus der Waffenstillstandszeit bekannten und berüchtigten Prevel. Im einstigen Landtage war er als unübertroffener Kenner der Budgetfragen bekannt.

Goethe, der Straßburger Student.

Zur Erinnerung an die Einweihung der erneuerten deutschen Universität Straßburg am 1. Mai 1872.

Wenn der milden Frühlingssonne die Magnolien ihre Wunderblüten enthüllten, die Kastanien zu sprießen begannen und gelbe Blütensterne den Gebüschen bei der Vogesenbrücke entschlüpften, wenn im Contades die Vögel jubilierten und die paradiesische Schönheit der Orangerie Licht-, Freuden- und Friedenfrohe Menschen umfing, dann rüstete sich Straßburgs gebildete Welt, um mit Dozenten und Studenten im Festsaale der Universität deren Gründungstag festlich zu begehen.

Durch Stiftungsurkunde vom 28. April 1872 war die alte deutsche Universität des Jahres 1567 erneuert worden, und die Wiederkehr ihrer Einweihung am 1. Mai bot alljährlich liebgewordenen Anlaß, durch einen akademischen Akt des Tages zu gedenken, der an große Zeiten anknüpfte, da die Universität der alten Reichsstadt und das gesamte Elsaß an der Spitze der deutschen, ja der europäischen Kultur standen; anknüpfte an den Augenblick der Weltgeschichte, da die Menschheit, auf einem Höhepunkte angekommen, sich als Einheit fühlte, wo zum mindesten Kunst und Wissenschaft von einer die ganze Erde umfassenden Heimat träumten, nicht vergessend, daß Weisheit und Schönheit nur im Schutze heimatlicher Stärke blühen und gedeihen konnten.



Goethes Wohnung auf dem alten Fischmarkt

Phot. Hans Traumann

„Unser Todfeind ist," schrieb Eduard Reuß in der Vorrede zu den Gedichten von Daniel Hirtz im Jahre 1838, „. . . wer unsres Ursprungs vergessend . . . eine frevelnde Hand an das Heiligtum unserer Nationalität legt." —

„So waren wir denn," schreibt Goethe, der Straßburger Student des Frühlings 1770, „an der Grenze von Frankreich alles französischen Wesens auf einmal bar und ledig."

Am 4. April traf Goethe in Straßburg ein und stieg zunächst im Gasthaus „Zum Geist" am Thomasstaden ab. Am 18. April trug er in die Generalregister der Universität ein: „Johannes Wolfgang Goethe, Moeno-Francofurtensis, logiere bei Hr. Schlag, auf dem Fischmarkt."

Der Hauswirt, Kürschner von Beruf, war von Goethes Vaterstadt nach Straßburg verzogen, wo er das Haus Alter Fischmarkt (spätere) Nr. 36 erwarb.

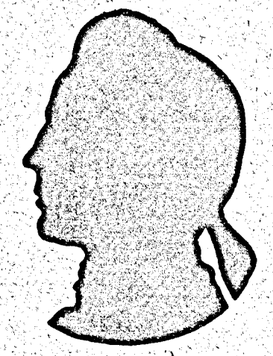
Die sorgsamen Eltern hatten dem Sohne, wie auch einst dem Füchslein nach Leipzig, Empfehlungsbriefe mitgegeben, die der junge Goethe bei seinen Antrittsbesuchen abgeben sollte. Zu diesen Familien zählte auch diejenige des „Bürgers und Handelsmanns" Johann Jakob Christian Fahlmer, Goethes Mutter verschwägert und in der Literaturgeschichte bekannt durch seine Nichte Johanna Fahlmer, Goethes vertrauteste Freundin in der Frankfurter Lili-Periode, zweite Frau Johann Georg Schlossers, Goethes Schwagers. Als Karl von Knebel im August 1780 Baden und Elsaß besuchte, in Emmendingen bei Schlosser und Johanna, in Kehl bei Hofrat Ströbel weilte, in Straßburg im „Blauen Hecht" wohnte, Fräulein von Rathsamhausen, Madame Schweighäuser, Herrn Bleffig, Baron Zyllnhardt, Prinz Christian zu Darmstadt, Buchhändler Bauer, Herrn Salzmann, Glasschleifer Menninger, Familie Ehrmann, Pfarrer Sturrer, dem Kritiker Brunck seine Besuche machte, war er ausweislich seines Tagebuchs zweimal im Fahlmer'schen Hause, Samstag, den 26., alsbald nach seiner Ankunft, und Dienstag, den 29., nach der Besteigung des Münsters.

Im Eingange seines biographischen Schemas und des neunten Buches seiner Lebensbeschreibung, das Goethe im Jahre 1811 verfaßte, steht die Straßburger „Tischgesellschaft" als das Lebenselement, in das er sich zunächst erwartungsvoll stürzte, die sein Milieu bildete, nachdem den erwähnten Anstandsbesuchen ein intimer Verkehr nicht folgte.

Die Pension, die ihm und der er (warscheinlich durch Fahlmers) empfohlen worden war, befand sich in der Knoblochgasse (Nr. 22) und wurde von den Jungfern Lauth mit Ordnung und gutem Erfolg geführt. Ungefähr zehn bis zwanzig Personen, ältere und jüngere, nahmen an der Tafel teil, die der Dichter als „angenehm und

unterhaltend" in der Erinnerung hat. Mit am gegenwärtigsten blieb ihm das Bild eines jungen Mannes, Meyer aus Lindau, den er in „Dichtung und Wahrheit" ungemein plastisch aufleben läßt. Seine Spottsucht, um derentwillen er in der „kleinen akademischen Horde" gefürchtet war, äußerte sich besonders gegenüber dem frommen Jung-Stilling, den er, nach dessen Bericht in der „Wanderschaft", wegen seiner Haartracht aufzog und fragte, „ob wohl Adam im Paradies eine runde Perücke möchte getragen haben," worauf Goethe, seinen Busenfreund schützend, einfiel und versetzte: „Probier erst einen Menschen, ob er des Spottes wert sei. Es ist teufelsmäßig, einen rechtschaffenen Mann, der niemand beleidigt hat, zum besten zu haben!" Die kleine Szene gibt uns einen Geschmack von der Unterhaltung am Mittagstisch, besonders von dem temperamentvollen Gerechtigkeitsgefühl des jungen Goethe, den der Spötter den „närrischen" nannte, während Jung-Stilling von jener Stunde an sein Schützling blieb, mit dem er „Brüderschaft und Freundschaft" machte. Johannes Meyer, der erst am 2. Oktober 1770 in die Medizinermatrikel zu Straßburg eingetragen wurde, ging im nächsten Jahre nach Wien, wo er als Arzt sich niederließ, um 1784 nach London überzusiedeln, wo er ein großes Ansehen genoß. Er starb im Jahre 1825.

Dann erinnert sich Goethe noch einiger „mehr oder weniger feiner, gesetzter, ernsthafter" Leute, ohne ihre Namen aufzubewahren. Es waren mit Ausnahme eines pensionierten Ludwigsritters meist Studierende, an deren aller Spitze als Tischpräsident der bekannte Dr. Salzmann stand, dem Goethe in seiner Autobiographie Zeilen liebevollster Erinnerung widmet. In einen kurzen, aber gleichfalls warm gefühlten Lebensbilde „Der Aktuar Salzmann" (Mülhausen 1855) hat August Stöber Goethes Erinnerungen ergänzt.



J. M. R. Lenz

Salzmann hatte anfangs der sechziger Jahre „eine gelehrte Uebungsgesellschaft" gegründet (auch „Gesellschaft zur Ausbildung der deutschen Sprache" genannt), in der mit gemeinschaftlichen Geldbeiträgen die Neuerscheinungen verschiedener Gebiete der Literatur angeschafft und von den Mitgliedern gelesen und besprochen wurden. Auch eigene Arbeiten wurden geliefert und beurteilt. Der Verein blühte besonders in den Jahren 1770 und 1771. Ihm gehörten damals außer den erwähnten Meyer aus Lindau und Johann Heinrich Jung, genannt Stilling, aus Elberfeld, noch an Friedrich Leopold Weyland, ein Vetter von Friederike Brion, Johann Konrad Engelbach, Goethes juristischer Repetent, Franz Christian Lerse, unsterblich durch das Ehrenmal, das ihm der Dichter des „Götz" setzte, später auch der Dichter Jakob Michael Reinhold Lenz aus Dorpat, als Dichter und Mensch der unheilvolle Trabant Goethes.

Die Genannten, einschließlich Goethes, waren auch Mitglieder der Salzmannschen Tischgesellschaft, sodaß der Kreis gleichsam eine stets vereinte Bruderschaft bildete.

Wir verdanken die Schilderung dieses Kreises vornehmlich Jung-Stilling, der sich mit seinem Begleiter Engelbert Troost, einem bereits vierzigjährigen Chirurgen aus Elberfeld (von Jung „Schönenthal" genannt), zu medizinischen Studien um Michaelis 1770 auf der altberühmten Universität einfand und an der Lauthschen Mittagstafel teilnahm.

Eine Reihe anderer Verkehrsgenossen ist uns überliefert: der Straßburger Jurist Heinrich Leopold Wagner, der Dichter der „Kindsmörderin", der Mediziner Johann Christian Ehrmann, der Sohn des Klinikers, der Theologe Johann Gottfried Roederer, Friedrich Rudolf Salzmann, ein Vetter des Aktuars, die bereits bei Knebel erwähnten Familien von Rathsamhausen und Brunck.

Ein Verkehr Goethes mit Renatus Freiherrn von Senckenberg, dem Sohn des Wiener Reichshofrates aus dem Frankfurter Geschlecht, ist nicht sicher bezeugt.

Dieser Mann aber ist es, dem wir wertvolle neue Einblicke in Goethes Straßburger Kreis verdanken.

* * *

Die Universitätsbibliothek Gießen nämlich steht mit Straßburg und dem Elsaß zwiefach in Beziehung. Sie ist gegründet im Jahre 1612 durch einen Bücherkauf, den Landgraf Ludwig V. in Straßburg machte, und dessen Bestand wir noch genau kennen. Und eine außerordentliche Vermehrung erfuhr die gleiche Bücherei durch Einverleibung der bis dahin selbständig verwalteten Senckenbergischen Bibliothek im Jahre 1837, da der Freiherr Renatus Karl von Senckenberg, ein „gelehrter Schriftsteller, warmherziger Menschenfreund und Patriot", wie ihn eine Gedenktafel an seinem Gießener Wohnhause rühmend nennt, der Universität seine reichen Sammlungen von Handschriften und Urkunden, sein Wohnhaus und 10 000 Gulden, sowie seine nach Zahl und Inhalt bedeutende Bibliothek vermachte.

Diese Büchersammlung, deren Stücke das alte Exlibris tragen „Liber Bibliothecae Academicae publicae Senckenbergianae", birgt gar viele unverwertete, unveröffentlichte, unbekannte Alsatica, die der Besitzer entweder selbst im Elsaß erworben oder von seinen zahlreichen elsässischen Freunden erhalten hat. In diesem Zusammenhange sei nur auf einige Schriften des treuen und gegen Frankreich und die Revolution gleich mutigen und

tapferen Elsässers und Maires seiner Vaterstadt Straßburg hingedeutet, Johann von Türckheim, ein Schwager von Goethes Lili, die selbst am 6. Mai 1817 in Krautergersheim starb.

Es ist interessant, wahrzunehmen, daß die drei Frauengestalten, welche die tiefsten Eindrücke auf den vorweimarischen Goethe hinterließen und sein Leben und sein Dichten maßgebend beeinflußten, mit unserem Elsaß in nahen Beziehungen stehen. Lotte Buff aus Wetzlar, das Urbild der Werther'schen Lotte heiratete in Johann Christian Kestner den Angehörigen einer Familie, deren Mitglied Karl Kestner im Jahre 1816 in Thann eine chemische Fabrik gründete.

Und wem — sei er auch sonst fremd im Leben Goethes — liegt nicht bereits ein dritter Frauenname im Sinn, deren Trägerin ein Stern ist nicht nur für Goethe, den Straßburger Studenten, sondern für das Elsaß aller Zeiten, für die Blütezeit der deutschen Poesie, ein Stern, der Sinnbild ist für die kulturelle Verbindung des Elsaß mit Deutschland, dem Lande Goethes, der Monument ist für das, was Goethe-Deutschland dem sonnigen Lande zwischen Schwarzwald und Vogesen, was Straßburg-Elsaß Deutschlands größtem Geistesheroen verdanken: Friederike Brion!

Ehe uns Goethe in „Dichtung und Wahrheit" die Geschichte seines Sesenheimer Erlebnisses erzählt, holt er gewissermaßen tief Atem und gibt zunächst, zur würdigen Vorbereitung und feierlichen Stimmung des Lesers, ein poetisches Spiegelbild dessen, was ihn erwartet. Er berichtet nämlich über Herders Lektüre des „Landpriesters von Wakefield", um an dem Hintergrund dieser Idylle seinen eigenen Herzensroman desto leuchtender hervortreten zu lassen. Immer deutlicher wird es, mit welcher Kunst er in seiner Autobiographie gerade die Straßburger Ereignisse geformt hat. Doch nicht, als ob er diese „gefälscht" hätte! Es ist schon so, wie Eckermann unterm 17. Februar 1830 berichtet: „Von seinen Wahlverwandtschaften sagte er, daß darin kein Strich enthalten, der nicht erlebt, aber kein Strich so, wie er erlebt worden; dasselbe von der Geschichte in Sesenheim."

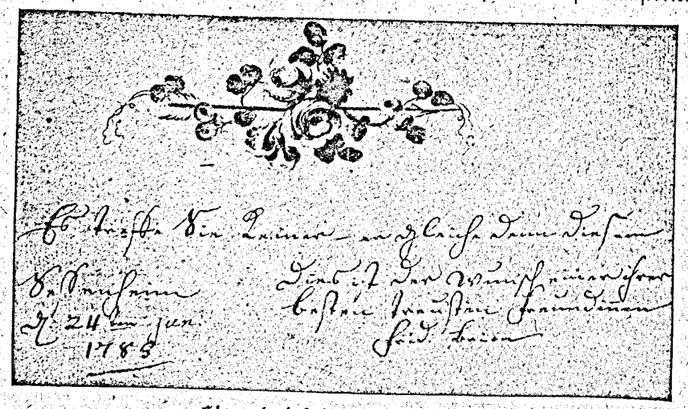
Kirche in Sesenheim mit dem früheren Turm
Nach einem Aquarell von Heinrich Loug.

Von langer Hand ist alles, wie in einem Drama, auf den Höhepunkt der Geschehnisse vorbereitet; und im Augenblicke der größten Spannung, wenn wir den Gegenstand seiner Neigung, wenn wir Friederike leibhaft vor uns erscheinen zu sehen wünschen und schon wähnen, zögert der Dichter nochmals und dämpft und — erhöht unserer Sehnsucht durch erneutes künstliches und künstlerisches Retardieren. —

* * *

1. Mai! Straßburger Universitätsfeier!

„Wir richten . . unsern umflorten Blick nach Westen, dem Wasgau und Rheine zu . . . . und pressen unsern Schmerz und Zorn in die Worte: Das Elsaß und Straßburg sind nicht mehr unser! . . . Und wieder müssen wir, wie dereinst, das Bild des edelsten der Straßburger Studenten in Frankreich suchen, an dessen Grenze er, durch deutsche Art und Kunst, im Tiefsten umgewandelt, zu sich selber und zu seinem wahren Genius gekommen, alles französischen Wesens auf einmal bar und ledig wurde . . ."



Stammbucheintrag Friederikens.

Mit diesen Worten leitet Ernst Traumann die zweite, umgearbeitet und vermehrte Auflage seines Werkes „Goethe", der Straßburger Student" ein. *)

Ernst Traumann hat die Neuauflage dem Weimarer Goetheforscher Prof. Dr. Hans Gerhard Gräf gewidmet, „eingedenk", wie der Widmende schreibt, „nicht nur seiner rühmlichst bekannten, zumal durch sein jedem Forscher unentbehrliches Sammelwerk erworbenen Verdienste um die Ergründung der Dichtungen Goethes, sondern auch der persönlichen Beziehungen, die mich mit ihm so innig verbinden, und die im letzten Jahre durch die schweren Leiden und Kränkungen, die er erfuhr, noch vertieft worden sind."

Ich selbst begrüße bei solcher Gelegenheit und an dieser Stelle Hans Gerhard Gräf aufs herzlichste zu seinem Ehrentage am 5. Mai und verbinde mich mit ihm im Andenken an denjenigen, der inzwischen heimgegangen ist — Ernst Traumann selbst.

Geboren am 31. Oktober 1859 zu Schwetzingen, widmete sich Traumann nach vollendetem Gymnasialbesuch den Rechtwissenschaften. Schon früh verdrängten aber literarische und künstlerische Neigungen das Interesse an der Jurisprudenz, und seit 1888 hat er sich ausschließlich mit Literatur befaßt. Goethe war ihm der Mittelpunkt seiner wissenschaftlichen Welt und seines Lebens. Goethe, den Menschen und das Werk, hat Traumann in verschiedensten Richtungen durchforscht und gedeutet; die wissenschaftliche Krönung seiner Arbeit bildet der große zweibändige Faustkommentar.

Vom Standpunkte der Goethewissenschaft aus ist Traumann in gewissem Sinne das verbindende Glied von der philologisch-historischen Methode zur psychologisch-individualistischen. Die offizielle „Literaturhistorie" hat m. W. den Verewigten nicht durch die philosophische Doktorwürde ehrenhalber geschmückt, weder Straßburg noch Heidelberg.

Die Elsaß-Lothringer im Reich aber danken ihm zum 1. Mai, am akademischen Feiertage der Universitätsstadt, in der Ernst Traumann so gern und so erfolgreich geweilt hat, für sein köstliches Heimatbuch „Goethe, der Straßburger Student."

Ein weiterer, ganz persönlicher Dank aber gebührt ihm für seine Worte, mit denen er das Vorwort der neuen zweiten Auflage beschließt und wehmut-, aber zugleich verheißungsvoll zum Hauptwerke überleitet:

„Auch gedenke ich an dieser Stelle der Flüchtlinge aus dem Elsaß, die von der „großen Nation angespieen, mit Kot beworfen, getreten, aus dem Lande gepeitscht, in Wahrheit zu Märtyrern, zu Zeugen ihres deutschen Blutes geworden sind, und rufe ihnen die tröstlichen Worte zu, die Goethe im Hinblick auf die Elsässer sprach, welchen „eine liebevolle Anhänglichkeit an alte Verfassung, Sitte, Sprache, Tracht übrig geblieben" war: „Wenn der Ueberwundene die Hälfte seines Daseins notgedrungen verliert, so rechnet er sich's zur Schmach, die andere Hälfte freiwillig aufzugeben. Er hält daher an allem fest, was ihm die vergangene gute Zeit zurückrufen und die Hoffnung der Wiederkehr einer glücklicheren Epoche nähren kann."

Ernst Traumann hat sein Werk ausgezeichnet disponiert. Auf 70 Seiten, von 43 schönsten Abbildungen geschmückt, schildert er uns zunächst das Straßburg des 18. Jahrhunderts; sein Entstehen, seine Pracht, Staat, Stadt und Gesellschaft, Land und Leute, Bauten und Umgebung. Und dann wird, wie miterlebt, „Goethes erste Straßburger Periode (April—September 1770)" hineingestellt, an die sich historisch, literargeschichtlich, philosophisch, zum Teil auch psychologisch untersucht der weitere Verlauf des schicksalhaften Dramas „Goethe, der Straßburger Student", in fesselnder Sprache anreiht.

„Keinen erhebenderen Anblick gewährt die deutsche Geistes- und Literaturgeschichte, keinen so bedeutsamen und folgereichen, so wahrhaft schicksalsvollen Aspekt das Leben ihres strahlendsten Helden Goethe, als sein Erscheinen im Elsaß unter diesem segenspendenden Himmel, da alle seine Glückssterne funkelten."

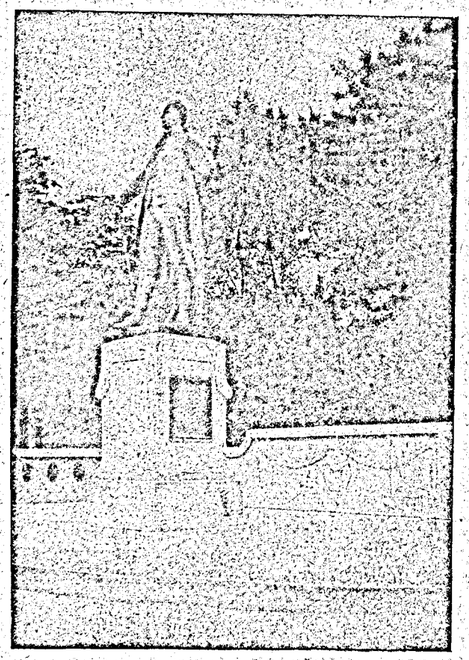
Schriftstellerisch und inhaltlich ist die Schilderung des Friederiken-Erlebnisses der Höhepunkt des Traumann'schen Werkes. Psychologisch sowie in der Ausdeutung für Goethes Leben wird kaum Neues geboten, aber — ohne auf philologische Einzelheiten einzugehen — ebenso interessant wie wertvoll sind Traumanns Untersuchungen über das „Sesenheimer Liederbuch" und über die Frage, welches „Märchen" Goethe wohl in der Sesenheimer Laube erzählt hat.

Und unschätzbar sind für uns die Faksimiles der Goethe-Handschriften und sonstigen Unica, die der neubegründeten deutschen Straßburger Universitäts- und Landesbibliothek in deutscher Zeit geschenkt wurden, für deren Schicksal Ernst Traumann zum mindesten fürchtet, daß sie als Originale der deutschen Wissenschaft und Kultur überhaupt verloren sind.

Gegen Poincarés, des derzeitigen Gebieters Frankreichs, Behauptung, Goethe habe sich in seiner elsässischen Periode zu französischer Sprache und „culture" bekannt und bekehrt, wendet sich der Verfasser mit einem Eifer, der einer derart kindlichen, unbegründeten Gegenmeinung gegenüber fast wie Geistesverschwendung erscheinen muß. Mit weit größerer Berechtigung könnte man des Straßburger Goethe Shakespeare-Begeisterung als Ausfluß seines Bekenntnisses für englische Kultur ansprechen, während es natürlich des großen Briten Genie nicht seine Nationalität war, die Goethe mit Recht entzückte.

*) Ernst Traumann: Goethe der Straßburger Student. 2., umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig; Verlag von Klinkhardt & Biermann, 1923. 369 Seiten und 106 Abbildungen. In Halbl. 15.— Mk. Die 1., inzwischen vergriffene und vermißte Auflage war im gleichen Verlage 1911 erschienen mit 225 Seiten und 96 Abbildungen.

Es erübrigt sich, auf des Dichters bekannten Hymnus an unser Münster hinzuweisen. In den Anblick dieses stolzesten deutschen Bauwerkes versunken zeigt uns den jungen Goethe sein Denkmal im heute französischen Straßburg, wo Goethe, der Straßburger Student, als Süddeutscher mit Süddeutschen, als Rheinfranke mit Rheinfranken und Alemannen froh und glücklich war, „dort an der Grenze von Frankreich", wo er „alles französischen Wesens auf einmal bar und ledig" wurde, das er in Leipzig, dem deutschen „Klein-Paris" in seltsam verkünstelter und wohl entstellter Form zuerst kennen gelernt und als einen für einen sechzehnjährigen „Kavalier" notwendigen Kulturfaktor sich angeeignet hatte.



Straßburger Goethe-Denkmal
Phot. Hans Traumann

Das wissenschaftliche, das studentische, das kulturelle Milieu des Goethe'schen Straßburg weiß Ernst Traumann mit ebenso großer historischer Gründlichkeit und Treue wie innerem Miterleben zu schildern. Wir selbst glauben Straßburger der damaligen Zeit zu sein, haben wir das erste Drittel des Werkes in uns aufgenommen.

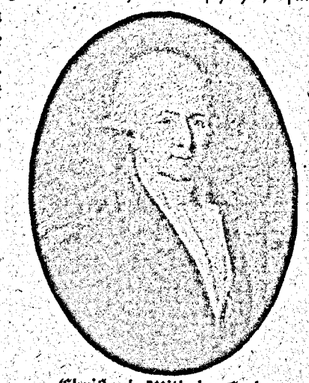
In wertvollster Weise finde ich die Ausführungen über Goethes Freundeskreis und die deutsche Sprachgesellschaft gegenüber der ersten Auflage erweitert und vertieft. In interessantem Gedankengang wird Goethes Verhältnis zu Voltaire und zu dem großen „Franzosen" Rousseau, der ein ... Schweizer war, untersucht. Vermag ich auch Traumanns Ansicht nicht immer zu folgen, so verdanke ich ihm, der ich des jungen Goethe Einstellung zur sozialen Frage (im ethisch-kulturellen Sinne) zum Spezialstudium erwählt habe, doch lehrreichste Bundesgenossenschaft, die bei der Verschiedenheit von Waffen und Taktik vielleicht nur erfolgreicher sein kann.

Was den Elsaß-Lothringern im Reich Ernst Traumann schenkte, ist ein Heimatbuch edelster Form und Art, das nicht nur ein schönes Stück jeder gelehrten Bücherei, sondern ein Schmuck und Freund jedes elsaß-lothringischen Heimes im Reich zu sein geeignet ist.

Für jeden aber, der nicht einmal „guten", sondern nur objektiven Willens ist und sein kann, ist Traumanns Werk von der ersten bis zur letzten Seite in seiner Wissenschaftlichkeit und Ehrlichkeit ein schlagender, ein schreiender, ein mehr als überzeugender Beweis dafür, daß deutsche Kultur und elsässische Kultur ein und dasselbe sind.

Wenn man sich mit Traumann darüber einig ist, daß Johann Daniel Schöpflin „der höchste Vertreter des geistigen Elsasses war", wenn wir mit Befriedigung lesen, daß im „französischen" Straßburg des Jahres 1770 dem gefeierten Gelehrten von der gesamten Studentenschaft ein Fackelständchen gebracht wurde, dann müssen wir auch — mit Stolz und Wehmut — die Kunde vernehmen, daß diese Zierde der wissenschaftlichen Welt aller Zeiten und aller Völker zu Sulzburg im Schwarzwald als Sohn eines Baden-Durlach'schen Beamten und einer Elsässer Mutter geboren ist. Sogar ein Louis XIV., der Mordbrenner der Pfalz, war stolz, in Straßburg eine deutsche Stadt als Juwel seinem Reiche einverleibt zu haben.

Seinen eigentlichen Nachfolger, den Fortführer seines Lebenswerks und Vollender seiner Zähringer Geschichte, fand Schöpflin in dem Juristen Christoph Wilhelm Koch.



Christoph Wilhelm Koch
Kupferstich

Geboren 1737 zu Buchsweiler, war er ein Landsmann von Weyland und Lerse; und Goethe selbst hatte an ihm einen munteren, feurigen Berater. Im Verein mit Oberlin plante Koch, Goethe, der aus seiner Lust zum akademischen Leben kein Geheimnis gemacht hatte, für Geschichte, Staatsrecht und Redekunst zu gewinnen.

Beide Gönner, die auch mit Salzmann befreundet waren, lockten Goethe mit dem glorreichen Beispiel Schöpflins, mit den Vorteilen, die Straßburg bot, mit der Aussicht, eine Stelle in der deutschen Kanzlei zu Versailles zu erhalten — vergeblich. Die Versuche, Goethe in den Dienst Frankreichs zu ziehen, scheiterten, denn gerade „an der Grenze von Frankreich" war ja Goethe „alles

französischen Wesens auf einmal bar und ledig" geworden. Es wäre reizvoll, aber müßig, auszudenken und auszudeuten, welchen Weg Goethe als französischer Beamter und Politiker gegangen wäre und „gemacht" hätte.

Der Kreis, in dem Goethe, der Straßburger Student, verkehrte und sich heimisch fühlte, die anderen Studenten, die Dozenten, die Bürgerschaft, die Bauern, das ganze Straßburg, das ganze Elsaß und Lothringen, das er bereiste und bewunderte, alles, gar alles, war — den Grenzpfählen nach, die Bürgerschaft zum Teil auch in ihrer Gesinnung gewiß: französisch —, kulturell aber deutsch; und jene geheimen, zwar unsichtbaren, aber eisenkettenstarken Fäden, die Goethe „hüben" festhielten, führten aus allen Herzen und Seelen der geistig tonangebenden Straßburger, Elsässer und Deutsch-Lothringer der Goethezeit nach Deutschland. Ein Stück Deutschtum tritt uns nicht nur in einem Schöpflin entgegen, sondern auch in Koch und Oberlin, in Weyland und Lerse, in Salzmann und — Friderike Brion. —

Am 16. Mai 1775 schrieb Goethe an die ihm verwandte Johanna Fahlmer in Frankfurt: „Ich bin, liebe Tante, in Manheim u. mir ist's toll genug. Sie müssen mir schreiben, nach Strasb. an Aktuar Salzmann die Adresse."

Und am 24. und 26. Mai schreibt er in Straßburg selbst an die Frankfurter Base und Freundin: „Liebe Tante. In freyer Lufft! einem Uralten Spaziergang hoher vielreih kreuzender Linden, Wiese dazwischen, das Münster dort! dort die Ill! Und Lenz lauft den Augenblick nach der Stadt ... Sie sind gut l. Tante und der Himmel auch! — Diese alte Gegend, jetzt wieder so neu — das Vergangene und die Zukunft. — — Ein herrlich Buch die Welt um gescheuter daraus zu werden, wens nur was hülfe."

Uns ist versagt, die Sehnsucht nach der Stadt und dem Lande, das jetzt von „drüben" durch Stacheldraht und Bajonette gegen uns abgesperrt ist, auch nur vorübergehend durch einen Besuch zu erfüllen, wie Goethe es einst tat, den Straßburg und das Elsaß bis ans Ende seines Erdenwallens, bis in die Himmelshöhen des zweiten Teils seines „Faust" begleitete.

Und wenn auch Traumanns Werk mehr vielleicht als andere mit bestimmter Absicht verfaßten Schriften die Erinnerung, die Wehmut, den Schmerz, das — Heimweh mächtig in uns „im Reich" aufwühlt, er macht uns „die alte Gegend" durch warmes Wort und schönes Bild „wieder so neu", so herrlich neu, wie wir sie einst selbst, elsässische Luft atmend, von Angesicht zu Angesicht schauen durften.

„Das Vergangene und die Zukunft", das bringt uns Elsaß-Lothringern im Reich Ernst Traumann in seinem Werke

„Goethe, der Straßburger Student."

Dr. F. L

Albert Schweitzer, „Aus meiner Kindheit und Jugendzeit."

Die Jugenderinnerungen Albert Schweitzers, deren bevorstehendes Erscheinen wir in der letzten Nummer hatten ankündigen können, sind nunmehr soeben im Buchhandel erschienen, und zwar im Verlag von C. H. Beck in München (den Vertrieb für Frankreich und die Schweiz hat die Akademische Buchhandlung Paul Haupt in Bern). Wir werden das übrigens sehr hübsch ausgestattete Büchlein in der nächsten Nummer besprechen. Wir bringen als Vorbesprechung und erste Empfehlung eine Besprechung der Straßburger „République" vom 4. Mai zum Abdruck:

„Unser Landsmann Albert Schweitzer hat sich als Meister der Orgel und Interpret J. S. Bachs einen Weltruf erworben. Er hat sich als theologischer und religionsphilosophischer Schriftsteller einen internationalen Namen von hohem Rang gemacht. Er hat die Aufmerksamkeit zweier Erdteile auf sein von edler Humanität getragenes medizinisches Hilfswerk im zentralen Afrika zu lenken gewußt. Wer auf einem der vielen, an diesen reichen Geist heranführenden Zugänge ihm nahe kam, wer diesen harten elastischen, immer fröhlichen Willen sein vielseitiges und doch so einheitliches Werk treiben sah, dem mußte das Verlangen kommen, zu ergründen, wie der Musiker und der Philosoph, der Theologe und der Mediziner und, nicht zu vergessen, der seltene Meister des sprachlichen Ausdrucks, der sein Deutsch zur Höhe Goethescher Kraft und Einfachheit erhebt — wie das alles in dem Menschen Albert Schweitzer zusammenhängt, sich gegenseitig fördert und aus ihm sich entfaltet. Aber wer einmal gesehen hat, wie schwer diese scheue Seele von sich selber spricht, der hat kaum auf andere Erfüllung dieses Verlangens gehofft als die, die der aufmerksame Leser hinter den Sätzen von Schweitzers Büchern selber finden kann.

Nun überrascht er uns mit dieser Erzählung aus Kindheits- und Jugendtagen im schlichten Rahmen eines Kinder- und Schülerlebens, das vom elterlichen Pfarrhause, von des Vaters Studierstube in die Günsbacher Dorfschule, in die Realschule von Münster und nach Mülhausen ins Gymnasium und vor die Orgel der Stephanskirche führte. In diesem Rahmen steht ein wunderbar anziehendes Bild inneren Werdens und Wachsens. Der dankbare Erzähler nennt viele, die an ihm gebildet haben, und nennt sie in der Gütigkeit seines Wesens mit herzlicher Verehrung. Aber man bekommt den Eindruck, daß, was die anderen ihm gaben, ihm viel weniger bedeutet, als er selbst weiß und glaubt. Dieser Geist ist im wesentlichen aus sich selbst gewachsen durch eine seltene und gegen eigene Schwächen rücksichtslose Treue zu sich selbst und dank einer großen Ehrfurcht vor den Dingen, die jeden Gedanken, jedes Wort, jede Tatsache ohne Deuteln und Drehen in ihrer Eigenart und Eigengesetzlichkeit nimmt und zu verstehen sucht. Es ist die nüchterne, durch Ironie sich Abstand von den Dingen schaffende Realistik, die man unserm elsässischen Volkscharakter nachsagt, in ihrer höchsten, Geist und Güte gewordenen Potenz. Albert Schweitzer ist eine Erfüllung des Elsässertums, wie es neben ihm —, und ihm innerlich näher, als der erste Blick verrät — René Schickele ist. Er ist es durch das, was er erzählt, und durch die Art, wie er erzählt. Dieser Lebensbericht spiegelt nicht und predigt nicht. Er deckt heimliches Feuer auf und zündet."

Eingelaufene Schriften.

(Besprechung vorbehalten.)

Albert Schweitzer: Aus meiner Kindheit und Jugendzeit. München 1924. Verlag der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung. (Oskar Beck). 73 Seiten. In Halbleinen gebunden 2,80 Mk.

Albert Schweitzer: Das Christentum und die Weltreligionen. Verlag wie eben. 60 Seiten. Steif brosch. 1,80 Mk.

Graf Eckbrecht Dürckheim-Montmartin: Erinnerungen eines elsässischen Patrioten. Herausgegeben von Guido Knoerzer Verlag Robert Lutz, Stuttgart. (Memoiren-Bibliothek, 6. Reihe, 5. Bd.) 368 Seiten. Geb. 6 Mk.

Paul Wentzke: Der deutschen Einheit Schicksalsland. Elsaß-Lothringen und das Reich im 19. und 20. Jahrhundert. Geschichtliche und politische Untersuchungen zur großen rheinischen Frage. München 1921. 227 Seiten. Brosch. 2,50 Mk., geb. 4,— Mk.

Karl Linnebach: Deutschland als Sieger im besetzten Frankreich 1871—1873. Auf Grund der deutschen Akten dargestellt. Stuttgart, Berlin und Leipzig 1924. Deutsche Verlagsanstalt. 198 Seiten. In Halbleinen geb. 4,50 Mk.

Erich Lilienthal: Die Toten klagen an. Des Deutschen Volkes Freispruch. — Berlin 1924. Pyramidenverlag Dr. Schwarz & Co. 64 Seiten. Kart. 1 Mk.

Erich Lilienthal: Ein Mann geht den Weg. Roman. Verlag wie eben. 322 Seiten. Geh. 4 Mk., in Halbleinen 5 Mk.

Thea von Harbou: Das Nibelungenbuch. München 1924. Drei Masken-Verlag. 268 Seiten mit 24 Bildbeilagen. 31.—40. Tausend. Kart. 4,50 Mk., gebd. 5,50 Mk.

Fritz Schüler: Was heißt französische Besatzung? 31 Zeichnungen. Verlag Bernard & Graefe, Berlin N 4. 1,50 Mk.

Presseschau.

Generalvikar Mgr. Jost in den Ruhestand getreten.

Am 31. März ist Generalvikar Jost aus der bischöflichen Verwaltung ausgeschieden, in der er seit 1904 tätig gewesen war. Mgr. Jost ist am 3. Januar 1844 in Sentheim geboren; in wenigen Jahren wird er sein diamantenes Priesterjubiläum feiern können. Die katholischen Blätter des Landes rühmen die erfolgreichen seelsorgerischen Leistungen. Sie berichten auch von der inneren und äußeren Restaurierung des Thanner Münsters, die ihm zu danken war. In Thann erreichte ihn 1904 die Berufung des Straßburger Bischofs Dr. Fritzen zu seinem Generalvikar. Ob seiner kirchlichen Verdienste wurde er vom Papste zum apostolischen Protonotar, der höchsten Ehrung nach der Bischofswürde, erhoben.

Paul Wilmoth gestorben.

Am 15. April ist der Begründer der Saargemünder Monatsschrift „La Sarre Française" („Revue du Pays Sarreguéminois et Bitchois"!!) Paul Wilmoth gestorben und unter Beteiligung aller offiziellen Persönlichkeiten in seiner Geburtsstadt Saargemünd beigesetzt worden. Wilmoth, der am 12. November 1848 geboren war, hatte nach dem Frankfurter Frieden seine Heimat verlassen, um „mit allen Mitteln an der Wiederherstellung Frankreichs zu arbeiten", wie der französische Unter-Präfekt Varin in seiner Grabrede hervorhob. Während des Krieges war er mit Collin, Wettelé, Laugel, Siegfried und andern im Pariser Kriegsministerium für die künftige Organisation Elsaß-Lothringens tätig. Nach dem Kriege kehrte er in seine Heimatstadt zurück, wo er im Dienste der „Idée française" weiterzuwirken bestrebt war. Die Gründung der erwähnten Propagandazeitschrift war sein letztes Werk.

Eduard Drumm †.

Elsässische Zeitungen melden den Tod des früheren Landtagsabgeordneten Drumm aus Mülhausen, zuletzt Präsident des oberelsässischen Generalrats. Wenn auch die Bedeutung des elsässischen „Politikers" zu geringfügig ist, als daß sein Verschwinden von der Bildfläche des öffentlichen Lebens Anlaß zu irgendeiner Würdigung böte, so verbindet sich doch mit dieser Figur aus der elsässischen Kinderstube der Uebergangsjahre die Erinnerung an eine Zeit, da die elsässische Politik ihre ersten Gehversuche unternahm. Nur in einem Lande voll der Gegensätze und der Unausgegorenheiten, in einem Land, dessen gegebene Führerschichten zum Teil mit nach Westen gewandtem Blick abseits standen oder undurchsichtige Kulissenpolitik trieben, war es möglich, daß ein Mann von so herzlicher Unbedeutenheit wie dieser Mülhauser Kaffeehaustribun zu einem politischen Führerposten gelangen konnte. Wie so mancher unechte und darum übereifrige „Patriot" stammte Drumm, der einer aus Schopfheim ausgewanderten Familie entsproß, von jenseits des Rheins. Sein Leben gründete sich auf eine von einem frühzeitig verstorbenen Bruder ererbte englische Rente, die ihn in den Stand versetzte, als zahlungsfähiger Schutzheiliger der zahlreichen Mülhauser Musik- und Sportvereine sich eine Art von Volkstümlichkeit zu erwerben, deren geistige Grundlage auf einigen angelernten saftigen Redensarten beruhte und allenfalls auf der Kunst, den Hut keck aufs Ohr zu stülpen. In keiner anderen Luft als in der eigentümlichen Welt der elsässischen Uebergangszeit hätte eine solche Null eine Rolle spielen können; zu Hause in Schopfheim hätte er höchstens den bescheidenen Witzbedürfnissen eines anspruchslosen kleinbürgerlichen Stammtisches genügt.

Beim Einzug der Franzosen hatte er seinen großen Tag. Da ließ er alle Künste seiner Hanswurstbegabung spielen, weinte unglaubliche Mengen der gerührtesten Befreiungszähren und schlug die unglaublichsten Purzelbäume der Begeisterung. Das war zugleich seine Abschiedsvorstellung; denn ihn in die Kammer nach Paris zu schicken, diesen Schabernack tat Mülhausen sich und dem französischen Parlamentarismus doch nicht an. Man speiste seinen Ehrgeiz mit dem unschädlicheren Posten eines Präsidenten des oberelsässischen Generalrats ab. Daß Drumm von französischer Seite mit der „Würde" eines Ritters der Ehrenlegion beehrt wurde, ist wegen seiner unstreitbaren Verdienste um Frankreich ebenso wenig erstaunlich wie die Beteiligung höchster französischer Vertreter an seiner Beerdigung! „Il a bien merité de la patrie."

Auch ohne die Wendung der Dinge im November 1918 wäre Drumm zu deutscher Zeit mit fortschreitender Gesundung der politischen Luft binnen kurzem von selbst in das Nichts zurückgesunken, in das ihn nun der Tod abberufen hat. Er hat ein Alter von 63 Jahren erreicht.

B. F.

Adolf Horsch sechzig Jahre.

Am 4. Mai konnte „Papa Horsch" seinen 60. Geburtstag feiern. Unzählige danken ihm, dem Mitbegründer des „Elsässischen Theaters Straßburg" und Hauptdarsteller der zahlreichen Schwänke und Possen, frohe Stunden. Wer ihn einmal gesehen, wird ihn gewiß für immer in lieber Erinnerung haben. Um den Sieg des elsässischen mundartlichen Theaters und damit um das Elsaß hat sich Horsch durch seine schauspielerischen Leistungen hochverdient gemacht; sein Name ist untrennbar verbunden mit den Erfolgen des „Straßburger Elsässischen Theaters."

Das rumänische Königspaar im Elsaß.

Als ein Muster für die Findigkeit der französischen Propagandisten im Dienst des Hatzkultus gegen Deutschland muß die „inoffizielle", aber in Wirklichkeit sehr für die Oeffentlichkeit bestimmte Reise des rumänischen Königspaars durchs Elsaß vermerkt werden. Als gut verwertbares Zugstück für die internationale antideutsche Propaganda hat man als Auftakt zu der Reise nach Paris dieses sentimental aufgemachte Schauspiel eingelegt. Man hat den Besuch des Königs und der Königin von Rumänien an den Gräbern der als Kriegsgefangene im Ober- und Unter-Elsaß verstorbenen und beigesetzten Rumänen dazu verwandt, um einmal wieder unkontrollierbare Greuelberichte über deutsche Grausamkeit in die Welt zu senden, und zum andern, um den Gästen aus dem östlichen Halbvasallenstaat das überglückliche, befreite Elsaß vorzuführen.

In der Straßburger französischen Universität, die für solche Dinge stets bereitwillig zur Verfügung steht, hat man in pomphafter Schaustellung der Königin eine Medaille mit dem Datum des Einzugs der Franzosen in Straßburg und die Insignien eines Ehrendoktors überreicht, der nach den bisherigen Erfahrungen offensichtlich nicht für wissenschaftliche, sondern für antideutsche Leistungen verliehen wird.

Immer wieder die Sprachenfrage.

Im „Elsässer" vom 5. März wird der „wuchtigen Anklagerede Winterers" in der Reichstagssitzung vom 3. März 1874 gedacht. Ein Satz daraus erscheint uns besonders beachtlich. Freilich in anderem Sinne, als der „M. R."-Artikler des „Elsässer" es verstanden haben will. Da heißt es nämlich:

„... Und früher, als man es hätte erwarten sollen, wurde die deutsche Sprache ausschließlich als Gerichts- und Amtssprache eingeführt. In der Schule wurde der französischen Sprache förmlich der Krieg erklärt. Die Ausrottungsordonnanzen haben sicherlich die politische Anhänglichkeit nicht gefördert, sie haben dagegen eine große Zahl von Familien in der Erziehung ihrer Kinder behindert und die Herzen erbittert. Die Vergewaltigung der Schulen ist eine der größten Sünden der Diktatur. Es ist unerhört, daß man das ganze Schulwesen eines Volkes umgeworfen hat."

Es ist unerhört..., daß man solche Sätze heute in einem Blatte vorgesetzt bekommt, daß selber am besten wissen dürfte, daß das gleiche Verfahren, wie es 1918/19 den Franzosen beliebt hat, als sie die französische Sprache zur Alleinherrscherin machten, ein wahres Verbrechen an dem Geist und Sinn unseres Volkstums ist, während die Umstellung der Schule nach 1870 auf den deutsch sprachigen Unterricht Kräfte entbunden hat und entbinden mußte, die durch die widernatürliche Verwelschung erstickt und dem Untergang geweiht worden waren. „Patriotische" Taktik gegenüber Paris in allen Ehren, aber sich offen in Gegensatz zum gesunden Menschenverstand setzen, das ist unnötig. Und gerade ein deutsch geschriebenes katholisches elsässisches Blatt sollte sich für solche Manöver zu schade sein!

Neuerwerbungen der Museen der Stadt Straßburg.

Das „Musée des Arts Décoratifs" im Rohan-Schloß hat einen prachtvollen silbervergoldeten Kelch des Straßburger Goldschmieds Philippe Koenig, der 1767 in das Straßburger Goldschmiedehandwerk aufgenommen wurde, erworben und neu ausgestellt; es soll ein Stück sein, das ein besonders gutes Beispiel für den Straßburger Louis XV.-Stil gibt. Ferner sind hier neu ausgestellt zwei Gänse in Fayence von Paul Hannong (um 1750), naturgroß modelliert und als Gefäße für Gänseleberpasteten gedacht. „Diese Vögel, die zu den größten und schönsten Stücken des Straßburger Kunstgewerbes zählen, werden zu den Kleinodien der keramischen Sammlungen des Museums gehören. Sie konnten durch öffentliche Subskription erworben werden; die Namen der Geschenkgeber finden sich auf einer besonderen Etikette verzeichnet." „In der Metallsammlung wurde eine Vitrine mit den feineren Metallarbeiten der Sammlung Westercamp (Schenkung 1907) neu aufgestellt, und im ersten Stock eine Wand mit den Möbeln, Bildern und Kunstgegenständen des Legats Paul Reuß (1917) eingerichtet."

Das „Historische Museum" (Rabenbrücke) hat die einzigen bisher bekannten Magistrats-Porträts des 17. Jahrhunderts, die Bildnisse des Straßburger Ammeisters Carl Spielmann und seiner Frau geb. Scheidin (1604) erworben.

(„La République", Straßburg, 15. März.)

Die landwirtschaftliche Bevölkerung Elsaß-Lothringens.

Professor Oualid von der Straßburger Universität hat die Ergebnisse der französischen Volkszählung von 1921 in einem Aufsatz der „Alsace Française" zu einer kritischen Betrachtung über die Verhältnisse der landwirtschaftlichen Bevölkerung in Elsaß-Lothringen verwertet, aus denen die „République" vom 6. März einiges mitteilt, was von allgemeinerem Interesse ist. Es wird dabei eingangs darauf hingewiesen, daß wegen der verschiedenartigen Methoden die Zahlen dieser neuen, ersten französischen Statistik nicht durchweg oder doch nur mit Vorbehalten denen der drei Berufszählungen der deutschen Zeit (1882, 1895 und 1907) gegenübergestellt werden können. Aber auch unter Berücksichtigung dieser Vergleichsschwierigkeiten ergibt die Statistik einiges Lehrreiche:

Die Frage nach den Wandlungen in der Zusammensetzung der Bevölkerung nach Berufsgruppen ergibt nach Oualid folgende Gegenüberstellung:

(Berufsgruppen:)	1882	1895	1907
Landwirtschaft	452	410	374
Industrie	362	359	387
Handel	77	82	108
Andere Berufsgruppen	109	148	133

Also proportional ein Rückgang der landwirtschaftlichen Bevölkerung um 16 Prozent bei einem Aufschwung von Industrie und Handel. Die absoluten Zahlen freilich ergeben einen Aufschwung auch der Landwirtschaftsbevölkerung:

1871	321 900	Personen
1882	308 100	„
1895	312 600	„
1907	339 150	„

(Gleichzeitig ist die Zahl der in der Industrie Tätigen von 219 000 auf 350 300, der Berufstätigen des Handels von 37 500 auf 97 000 angewachsen.)

Die Umgruppierung über die Kriegszeit, die des weiteren untersucht wird, zeigt zunächst bekanntlich eine Abnahme der Gesamteinwohnerzahl Elsaß-Lothringens von 1 874 000 im Jahre 1910 auf 1 708 750 im Jahre 1921, d. h. um etwa 9 Proz. Entsprechend hat sich die Zahl der Erwerbstätigen erniedrigt von 988 800 auf 877 800 Personen, d. h. um 11 Proz. (wobei allerdings die Verminderung des im Lande garnisonierten Militärs von 75 550 auf 43 550 Köpfe zu berücksichtigen wäre).

Innerhalb dieses Gesamtrückgangs nun hat die landwirtschaftliche Bevölkerung selbst einen größeren Rückgang, nämlich um 48 300 Köpfe oder 14 Proz. ihres Bestandes erlitten. So wurden 1921 auf 1000 Erwerbstätige nur mehr 330 — statt 374 im Jahre 1907 — Personen als in der Landwirtschaft Erwerbstätige verzeichnet. „Während also 1880 beinahe die Hälfte der Einwohner Elsaß-Lothringens sich der Landwirtschaft widmeten, beträgt der Proportionalanteil heute nur mehr genau ein Drittel. Am meisten haben von dieser Umgruppierung profitiert: das Handelsgewerbe, das Bank- und Transportwesen, deren Vertreter der Zahl nach heute 135 800 Köpfe ausmachen, statt nur 97 550 im Jahre 1907."

Es ist endlich noch von Wert, die Zahlen zu vergleichen, die sich für die soziale Schichtung — in recht groben Umrissen — ergeben:

Es waren

	1907	1921
Grundbesitzer	52 %	55 %
Pächter	5 %	5 %
Landwirtschaftliche Arbeiter	43 %	40 %
	100 %	100 %

Aus den veröffentlichten Zahlen zieht Prof. Oualid diese Schlußfolgerungen: „Die elsässische und lothringische Landwirtschaft behaupten eine namhafte Stabilität in der raschen zahlenmäßigen und qualitativen Evolution der übrigen Zweige beruflicher Betätigung. Während überall in ihrem Umkreise das Gesetz der Konzentration in einer Zunahme des Betriebspersonals und einer Verminderung der Betriebszahl zum Ausdruck kommt, indem dort gleichzeitig die Zahl der selbständigen Betriebsführer und diejenige der Lohnarbeiter ansteigt, entzieht sich die Landwirtschaft dem Einfluß dieses Gesetzes. Während sich in anderen Ländern die Zerstückelung des Bodens durch Agrarreform und Revolutionen vollzieht, geschieht dies bei uns automatisch und verleiht der Klasse unserer Landwirte eine solide Basis. Der jedoch daraus in Anbetracht ihrer Zahl und ihres Wohlstandes gegenüber der gesamten nationalen Volksgemeinschaft entsprechende Verpflichtungen erwachsen."

Nancy als Konkurrenz für Metz.

Der mehr oder weniger stille, zähe Kampf, der seit dem Kriege zwischen Nancy und Metz ausgefochten wird, die sich beide wirtschaftlich und kulturell gegenüber dem andern bevorrechtigt glauben, bei dem aber Nancy offenbar die stärkeren Kräfte Frankreichs auf seiner Seite hat, ist jetzt auch darin zum offenen Ausdruck gekommen, daß die Hauptstadt des französischen Lothringen der traditionellen Metzer Mai-Messe den Rang abzulaufen sucht. Das „Metzer Freie Journal" weiß zu melden, daß Nancy dieses Jahr „ein ganz und gar unzweideutiges Mittel" angewandt habe, um Metz zu schädigen; die Stadtverwaltung habe nämlich die sog. „Pfingstmesse" bereits am 11. Mai beginnen lassen, so daß sie mit dem 9. Juni, dem Pfingstmontag, schließen könne, während bisher noch immer Nancy seine Messe erst kurz vor Schluß der Metzer Maimesse eröffnet habe. „Die Stadt Nancy hat mit diesem Schachzug einen wohl unfairen Kampf gegen die Stadt Metz aufgenommen, um so mehr noch, als sie die Nancyer Messe kaltblütig als „Foire de Mai" anpreist."

Gerechtigkeit für die in Frankreich Internierten gefordert.

Bei Beratung der Wiederaufbau-Kredite hat der Straßburger Député Prof. Dr. Müller in der Kammer zur Sprache gebracht, daß die französischerseits wider alles Recht und alle Menschlichkeit während des Krieges als „Geiseln" in Internierungslager nach Frankreich verschleppten Elsaß-Lothringer bis zum heutigen Tage vergeblich um Wiedergutmachung ihrer erlittenen Schäden und Verluste gekämpft haben, während doch die deutsche Regierung gezwungen worden sei, für die ihrerseits Internierten die ansehnliche Summe von 25 Millionen Goldmark als Entschädigung auszuzahlen.

Es wird nicht gemeldet, was von der Regierung geantwortet worden ist; mehr als Phrasen und Vertröstungen wird wohl auch der Interpellant nicht erwartet haben. Das französische Gerechtigkeitsempfinden scheint nur wach zu werden, wenn es propagandistisch gegen Deutschland auszuschlachten geht.

Eigenartiger Rechtszustand.

Auf eine Seltsamkeit im Strafrecht während der ersten Uebergangszeit macht einen Gesetzesvorschlag eines französischen Juristen Barès, aufmerksam. Durch das Dekret vom 6. Dezember 1918 über eine „provisorische Organisation der Rechtsprechung in Elsaß-Lothringen" war u. a. die Zahl der Richter bei den Landgerichtsverhandlungen in Strafkammerangelegenheiten von fünf auf drei vermindert worden, entsprechend der Besetzung der französischen „Tribunaux de première instance". Beibehalten wurde jedoch, daß wie nach deutschem Recht eine Berufung gegen die Urteile dieser Kammern unzulässig war. Der Vorteil des deutschen Strafrechts, die Besetzung mit fünf Richtern, fiel also weg, ohne daß die dem französischen Recht eigene Berufungsmöglichkeit als Ausgleich gewährt wurde. „Auf diese Weise wurde bis zum 25. November 1919 — dem Datum der Einführung des französischen Strafgesetzes in Elsaß-Lothringen — in unsern drei Departements blindlings drauflos gerichtet." Zur Wiedergutmachung dieses „schreienden Uebelstandes" schlägt nun der genannte französische Jurist ein Gesetz vor, „das denjenigen, die zwischen dem 11. November 1918 und dem 25. November 1919 von dem Tribunal correctionel verurteilt wurden, erlauben würde, Berufung gegen diese Urteile einzulegen." („La République" vom 19. Februar.)

Verbot der „Elsaß-Lothringischen Mitteilungen."

Das Organ des Hilfsbundes für die Elsaß-Lothringer im Reich ist vor kurzem von den Gewalthabern im besetzten Deutschland verboten worden. Diese ehrenvolle Auszeichnung teilt das Blatt mit unserer Zeitschrift, ein Beweis für seine kraftvolle Vertretung der Aufklärungsaufgabe, die es im Dienst der Wahrheit und Gerechtigkeit zu fördern sucht. Mit Pressefnebelung und Unterdrückung des freien Wortes stellen sich die „Söhne der französischen Revolution" ein Zeugnis aus, dessen Wert ihnen seiner Zeit die Weltgeschichte bescheinigen wird. Die Wahrheit läßt sich auf die Dauer nicht mundtot machen. Das Verbot wird unserem Bruderorgan ebenso wenig schaden, wie es uns geschadet hat. Wir erblicken in den „Mitteilungen" nach wie vor das Wochenblatt der Vertriebenen, das in seiner Art und Erscheinungsweise berufen ist, Schulter an Schulter mit uns für die Wachhaltung des Heimatgedankens einzutreten. Man verlange Probenummern beim Verlag Berlin-Schöneberg, Martin Lutherstraße 27.

Die angestrebte Vielseitigkeit unserer Presseschau hängt von dem Maße an freiwilliger Mitarbeit ab, das uns unsere Leser gewähren. Aus eigenem Antrieb hat uns bisher schon eine Reihe von Freunden unserer Hefte regelmäßig Ausschnitte aus Zeitungen und Zeitschriften zugesandt, die ihnen beim Lesen begegnet sind. Wir würden es freudig begrüßen, wenn diese willkommene Hilfe einen Ausbau erführe, an dem jeder ohne große Mühe teilhaben kann. Auch Nachrichten oder Ausführungen, die ohne Interesse zu sein scheinen, können für uns wertvoll werden, freilich nur dann, wenn deutlich vermerkt ist, aus welchem Blatte und von welchem Tage („Südd. Tageblatt", Heilbronn, 23. März 1924) der zugesandte Ausschnitt stammt. (An sich ist Zusendung der ganzen Nummer natürlich das Erwünschteste.) In vielen Fällen, insbesondere bei Zeitschriften, genügt an Stelle eines Ausschnittes schon der kurze Hinweis auf das betreffende Heft mit stichwortartiger Angabe des behandelten Themas.

Die Schriftleitung.

Die elsaß-lothringischen Wahlen zur französischen Kammer.

Während der Drucklegung gehen uns die Ergebnisse der Wahlen vom 11. Mai zu; wir geben daher im Nachstehenden ein zahlenmäßiges, kurzes Bild, während wir die Würdigung der inneren Zusammenhänge einem größeren Aufsatze vorbehalten, den wir im nächsten Hefte aus berufener Feder bringen werden. Der Ausgang der Wahlen, die zuletzt einen mit unerhörter Schärfe in der Presse aller Richtungen geführten Kampf ausgelöst hatten, rechtfertigt unsere Voraussage in den wesentlichsten Zügen. Die Ungeheuerlichkeit des französischen Wahlverfahrens, das den größten Ueberraschungen und Ungerechtigkeiten Raum und Gelegenheit bietet, hat ein Weiteres getan, dem „Nationalblock" im Elsaß und in Lothringen Erfolge zu verschaffen, die ihm schon nach den Wahlen des Jahres 1919 und erst recht nach dem jetzigen Zahlenverhältnis nicht zustehen.

Es standen sich im **Unter-Elsaß** (Dpt. Bas-Rhin) gegenüber:

der frühere Nationalblock, jetzt „Bloc républicain national": Kandidaten: Michel Walter, Charles Frey, Eugène Müller, Alfred Oberkirch, Thomas Seltz, Comte Jean de Leusse, Charles Altorffer, Jacques Fonlupt, Jacques Urban;

das „Comité républicain national", eine Abspliterung der Jonnart-Partei: Daniel Blumenthal, Georges Hugel, Marcel Nast, Edmond Weill, Frédéric Haag, Edouard Dietz, Georges Bronner, Georges-Léon Boll, Alphonse Krugell;

der „Parti radical", vereinigt mit der „Union républicaine": Fritz Carl, Joseph Béha, Camille Dahlet, Gustave Dietz, Jules Jaeger, Lucien Minck, Alfred Moise, Alfred Mühleisen, François Oesinger;

die „Sozialistische Partei": Jacques Peirotes, Georges Weill, Eugène Imbs, Pierre Becker;

die „Kommunistische Partei": Ernest Haas, Michel Heysch, Charles Hueber, Henri Heckel, Charles Hornecker, Lucien Bonn, Thiebaut Pfaff, Louis Hartmann, Alfred Daul.

Im **Ober-Elsaß** (Dpt. Haut-Rhin) standen sich an Parteien gegenüber:

der frühere „Nationalblock" unter der Firma „Alliance républicaine": Dr. Pfleger, Jourdain, Bilger, Scheer, Dr. Brom, Burger, Silbermann;

der „Parti radical" mit der „Union républicaine": Sengel, Fritsch, Greiner, Helly, Dr. Kayser, Dr. Weißgerber, Zurbach;

die „Sozialistische Partei": Grumbach, Wicky, Eisenring, Dr. Sittler, Fouilleron, Kolifrath, Gsell;

die „Kommunistische Partei": Aschbacher, Weibel, Fischer, Gerum, Kayser, Viol, Engler.

In **Lothringen** (Dpt. Moselle) bekämpften sich:

die „Union républicaine lorraine": Schumann, Sérot, Paqué, Moncelle, Louis, François, L. Meyer, Guy de Wendel,

der „Bloc des Gauches": Moussat, Bourgoin, Nicalai, Faujard, Jacquin, Bougros, Mutelet, Pfiffer,

die „Union nationale républicaine démocratique": Jean, Demange, Charpentier, Mesplié, Huber, Schmitt, Masion, Chatelin,

der „Bloc ouvriers-paysans" (Kommunisten): Gresse, Witz, Fritsch, Doeble, Fox, Lerch, Sippel, Meyer.

Die Wahl ergab folgendes Bild:

Es wurden im Unterelsaß gewählt von der Liste des Blocks: Altorffer, Michel Walter, Dr. Oberkirch, Prof. Müller, Seltz und Frey; von den Sozialisten: Peirotes und Georges Weill; von den Kommunisten: Hueber.

In Oberelsaß erhielt der Nationalblock von den abgegebenen 111 846 Stimmen durchschnittlich 58 908 Stimmen, d. h. etwas mehr als die absolute Mehrheit (55 923), sodaß seine sämtlichen Kandidaten gewählt sind, während beispielsweise die sozialistische Liste trotz der erhaltenen Durchschnittsstimmenzahl von 36 518 keinen Abgeordneten erhält.

In Lothringen erhielt die Liste der „U. R. L.", d. h. des Nationalblocks bei 113 376 abgegebenen Stimmen und demnach bei einer absoluten Mehrheit von 56 689 Stimmen auf seine Liste eine Durchschnittsziffer von 57 569 Stimmen, sodaß wie im Oberelsaß die gesamte Nationalblockliste gewählt ist und die 55 500 Stimmen der Opposition, von denen die Kommunisten über 26 000 und die Demotraten über 20 000 Stimmen erhalten haben, völlig leer ausgehen, d. h.

57 600 Stimmen erhalten 8 Sitze,
55 500 Stimmen erhalten überhaupt keinen Sitz!!

„Ich will keinen elsässischen Kommunisten in der Kammer sehen, dann noch lieber ... Herrn Professor Müller", hatte Poincaré erklärt, als er die sog. Jonnart-Partei nach rechts kommandierte. Gewählt wurden aber Herr Professor Müller ... und dazu überdies noch ein elsässischer Kommunist. Poincaré hat sich auch hier verrechnet!

Die Familie des hochverdienten früheren Straßburger Bürgermeisters und letzten Statthalters von Elsaß-Lothringen, Dr. Rudolf Schwander (z. Zt. Oberpräsident der Provinz Hessen-Nassau) hat durch den frühen Tod seines Sohnes Rudolf einen schweren Verlust erlitten. Wir wissen, daß wir im Namen aller Vertriebenen sprechen, wenn wir die Hinterbliebenen der tiefgefühlten Teilnahme aller Landsleute versichern.

Die Schriftleitung.

Am 31. März entschlief nach kurzem Leiden sanft meine liebe Frau, unsere gute Mutter, Schwiegermutter und Großmutter

Frau **Helene Gloeckner** geb. Fey

Die Trauernden:

Professor **H. Gloeckner**, früher Straßburg i. Els.
Franz Glüther und Frau **Lina**, geb. Gloeckner
Dr. med. **Julius Schumacher** und Frau **Helene**, geb. Gloeckner

Haardt bei Neustadt a. d. Haardt (Pfalz)
Holtkamp bei Hamburg

Heinrich

Die glückliche Geburt eines Stammhalters zeigen hocherfreut an

Stadtarzt Dr. Robert Nußbaum
und Frau Dora, geb. Quirin

Minden, den 22. März 1924
Königstraße 74
(früher Straßburg i. Els.)

Heute entschlief sanft nach langem, schweren Leiden meine liebe Frau, meine treu besorgte Mutter, unsere teure Schwester

Frau **Marie Kurr**, geb. Hartmann
(„Marie Hart")

Alfred Kurr, Rittmeister a. D.
Charlotte Kurr
Familie Hartmann

Bad Liebenzell, den 30. April 1924
früher Buchsweiler, U.-E.

Es hat Gott gefallen unseren lieben Sohn

Rudolf Schwander

nach langem schweren Leiden am 24. April in seinem 25. Lebensjahre heimzurufen.

Cassel, 24. April 1924

Oberpräsident Dr. **Schwander u. Frau.**

Elsaß-Lothringen
Heimatstimmen
Herausgeber Dr. Robert Ernst

Nummer 6 — Berlin, 15. Juni 1924 — 2. Jahrgang

Inhaltsverzeichnis: Das politische Gesicht des Elsaß nach den Wahlen (Prof. Lic. W. Kapp) / „Sprachennationalismus" / Mülhausen und Frankreich. Ein Stück Wirtschaftskrieg aus der elsässischen Vergangenheit (Dr. K. Stenzel) / Prinz Alexander von Hohenlohe † / Der Kampf um den Rhein (Prof. A. Krencker) / Die Rede (Martin Schwendi) / Aes minere Abedeekerzit. In Ower-felde. 1. In d'r Abedeek. (Fritz Bouchholtz) / Bücherbesprechungen / Presseschau.

Das politische Gesicht des Elsaß nach den Wahlen.

Von Prof. Lic. W. Kapp-Freiburg i. Br.

Ueber einzelne beachtliche Begleit- und Folgeerscheinungen der elsaß-lothringischen Wahlen vom 11. Mai und insbesondere auch über die politischen Verhältnisse in Lothringen wird im Juli-Heft Herr Stadtrat a. D. Gilg (Colmar) berichten. Im übrigen verweisen wir auf das Maiheft unserer Zeitschrift, wo wir über die Parteiverhältnisse und Wahlergebnisse kurz berichtet hatten. Die Schriftltg.

Das politische Gesicht des Elsaß ist von außen außerordentlich schwer zu deuten. Es liegt für den Außenbetrachter etwas wie ein Schleier darüber. Die französische Regierung tut natürlich, was sie kann, damit jedenfalls den Deutschen der Zugang zu dem Lande reichlich erschwert ist. Sie hat kein Interesse daran, daß man über die innerpolitischen Verhältnisse des Elsaß draußen allzusehr orientiert ist. Die Zeitungen tragen herzlich wenig dazu bei, den Schleier zu lüften; im Gegenteil, sie helfen noch mit, den Nebel, der nach dem Willen der Machthaber über dem Elsaß liegen soll, zu verstärken. Denn entweder sind die Blätter ganz in den Händen der Kreise, die sich freiwillig oder unfreiwillig nur als Handlanger der Franzosen fühlen und betätigen, oder, wenn sie sich unabhängiger gehalten, so sind sie doch sorgsam darauf bedacht, alles zu unterlassen, was nach Auffassung der Regierenden national auch nur im entferntesten anstößig sein könnte. So bieten die elsässischen Organe der „öffentlichen Meinung" nur ein gebrochenes Bild der Wirklichkeit, weil die ganze Dosierung des Nachrichtenmaterials, die Kommentare, die zu dem politischen Geschehen gegeben werden, wesentlich bestimmt sind durch den Druck von oben. In deutscher Zeit, als die sog. „liberté" noch unbekannt war, da war es halt anders; da konnten Zeitungen es sich leisten, gerade das zu pflegen, was der Regierung vom nationalen Standpunkt am unangenehmsten war, und die von eingewanderten Deutschen getragene Presse half zum Teil nach Kräften dabei mit. Das gibt es heute nicht mehr. „National" ist die ganze Presse mit Ausnahme der kommunistischen. Die von solcher „nationaler" Atmosphäre umhüllten Zeitungen sind drum von vornherein mit Vorbehalt und Kritik zu lesen. Nimmt man dazu noch, daß die Hauptzeitungen Parteizeitungen sind und alles, was ihren Lesern vorgesetzt wird, nach dem jeweiligen Parteistandpunkt gefärbt ist, so kann man sich erst richtig vorstellen, wie schwierig es ist, hinter den Vorhang, der die elsässische politische Wirklichkeit verdeckt, zu kommen.

Diese Schwierigkeiten drängen sich auch sofort auf, wenn man das politische Elsaß, das jetzt wieder gewählt hat, sich klar und bestimmt vergegenwärtigen möchte. Indes, so sehr manches von außen undurchsichtig bleibt, so sehr sich in dem politischen Gesicht des Elsaß ein fremder Zug zeigen möchte, beim näheren Zusehen treten doch wieder die altbekannten Linien des Gesichts deutlich hervor, und das erleichtert auch wieder die Deutung des Fremdgewordenen.

Das Beharrende ist zweifellos die Tatsache, daß die Wählerfront heute wie früher stark massierte Flügel hat und eine dünne, einer bestimmten politischen Formung und Gestaltung sich entziehende Mitte. Das frühere Zentrum, die jetzige „Republikanische Volkspartei" auf der einen Seite und Sozialdemokratie bzw. Kommunismus auf der andern Seite, das sind die einzigen Parteien, die „Volk", Masse hinter sich haben. Sie sind daher heute wie damals die in Betracht kommenden politischen Machtgrößen, die miteinander um die Volksseele ringen. Aber der Zentrumsturm ist immer derselbe; in den Schichten, die dem politischen Katholismus ergeben sind, gibt es kaum nennenswerte Verschiebungen. Im Jahre 1911 sind im Ober- und Unter-Elsaß ungefähr 70 000 Zentrumsstimmen abgegeben worden, 1924 hat die Nationalblockliste im Ober- und Unter-Elsaß rund 124 000 Stimmen auf sich vereinigt, also 70 000 plus 54 000. Letztere Zahl enthält neben den vier hinzugetretenen jüngeren Jahrgängen vom 21.—25. Lebensjahr einen großen Teil derjenigen Wähler, die 1911 liberal-demokratisch gestimmt haben. Zieht man also die Stimmen ab, die großenteils aus protestantischen Ortschaften stammen, so wird man auf den alten festen Kern der Zentrumsstimmen kommen.

Die Sozialdemokratie hat in beiden Bezirken 1911 rund 60 000 Stimmen aufgebracht; heute sind mit Einrechnung der Kommunisten etwa 102 000 Stimmen zu zählen. Also ein ziemlich beträchtliches Anwachsen des linken Flügels der elsässischen Wählerschaft.

Der Liberalismus, der, auf sich selbst gestellt, auch zu deutscher Zeit im Elsaß nie zu führender Rolle durchzudringen vermochte — er brachte 1911 etwa 42 000 Stimmen auf — bedeutet heute noch weniger. Zu den radikalen Stimmen, die noch keine 24 000 betragen, haben nachweislich die eingewanderten Franzosen das meiste beigetragen. Der elsässische Bestandteil kann nur gering sein; so wurden im Landkreis Straßburg auf die radikale Liste im Durchschnitt noch keine 3 000 Stimmen abgegeben, dagegen auf die sozialistische und die kommunistische Liste zusammen mehr als 9 000 und auf die Blockliste durchschnittlich 10 000.

Es hat also auch das Elsaß die Bewegung des „Ruck nach links" mitgemacht, aber doch nur so, daß von den 16 elsässischen Mandaten drei nach links fielen (auf die sozialistische Seite zwei, auf die kommunistische eins). Die Radikalen gingen trotz des großen Lärms, den sie machten, leer aus. Wenn dies Ergebnis auch in hohem

Maße durch das französische Wahlverfahren*) zustande gekommen ist, so bleibt immerhin das für den fremden Beschauer Merkwürdige, daß die Elsässer zusammen mit den Lothringern der Nationalblockidee noch treuer geblieben wären als die Franzosen im Innern; die neuen Franzosen deutschen Stammes wären also französischer als die Franzosen! Wir wissen ja, es gibt solche, und die Franzosen interessiert im Grunde an den Elsässern das am meisten, daß sie diesen Eindruck vor der Welt machen. Auch in Deutschland gibt es kundige Thebaner, die das Bekenntnis der Elsässer zum Nationalblock als ein Zeichen ansehen, daß sie von den Deutschen nichts mehr wissen wollen, und daß sie gegenüber dem nationalistischen Banner, das in Deutschland jetzt vielfach so herausfordernd entrollt werde, bekunden wollen: „Wir gehören zu Frankreich". Daß solche Deutung mit der Wirklichkeit nichts zu tun hat, ist für den Sachkenner jedoch keinen Augenblick zweifelhaft. Wie liegen die Dinge also?

Daß im Elsaß auch diesmal keine eigentlichen Wahlen mit antinationaler Spitze zu erwarten waren, das ist ja klar. So etwas ist in Frankreich mit seiner nationalen Geschlossenheit und zentralisierten absolutistischen Verwaltungsmethode nicht möglich. Eine Demonstration gegen diese nationale Phalanx kann sich eine solche Minderheit wie die elsässisch-deutschlothringische nicht gestatten, vorab nicht, wenn ihre (berufenen??) Führer 1918/19 unterlassen haben, im Glauben an die französische „liberté" und im Vertrauen auf gegebene Versprechungen der Welt gegenüber elsässische und deutschlothringische Minderheitsrechte geltend zu machen. Alles andere ist jetzt zwangsläufig. Da ist so rasch kein Protestieren möglich; erst müssen die Novemberführer abgewirtschaftet haben. Aber darum sind die Nationalblockwahlen noch lange keine nationalen Wahlen. Die Franzosen wissen das auch ganz genau; aber sie können sich damit trösten, daß der Schein nach außen auch diesmal noch gewahrt ist.

In Wahrheit ist das Element, das den Kern des elsässischen nationalen Blocks darstellt und ihm seinen „Dreh", seine Rotierungsrichtung gibt, immer innerelsässisch orientiert gewesen, und das ist es heute mehr denn je. Die Grundfrage ist für diese Wählermassen: „Welche politische Stellungnahme haben wir zu wählen, um die relativ sicherste Gewähr zu haben, daß wir bleiben können, was wir sind? Wie können wir die elsässische Eigenart am besten wahren, den überlieferten Zusammenhang von Volkstum und Kirche, Kultur und Religion erhalten?" Die Antwort lautet da für sie: „Diese uns teuren, unveräußerlichen Traditionen und Freiheiten sind nur aufgehoben bei denen, die konservativen Sinn haben, denen ein Verständnis eigen ist für den Wert der katholischen Religion und des überlieferten katholischen Kirchentums und seiner Bedeutung für das ganze Volksleben. Das sind nur die französischen Kreise, die rechts stehen, die den Kern des Bloc national seit 1919 abgeben. Nur sie können nach ihrer ganzen Grundgesinnung willens und auch fähig sein, den Schild über uns zu halten. Das „andere Frankreich", die ganz naturrechtlich Gestimmten, das Frankreich der Revolution, das hypnotisiert ist von der Ideologie der restlosen Verwirklichung der Grundprinzipien der „Großen Revolution", das deshalb strikteste Durchführung der Neutralität des Staates gegen alles Religiöse, d. h. völlige Laizität von Staat und Nation erstrebt, dieses Frankreich der Radikalen und Radikalsozialisten, das ist unser Feind, ... und nur die allergrößten Kälber wählen ihre Metzger selber!!" So kam das organisierte katholische Volk des Elsasses dazu, vor allem gegen die Front zu machen, die sie allerdings für immer abgetan wähnten, und die jetzt doch im übrigen Frankreich gesiegt haben.

Allerdings wußte die katholische Partei, daß die, in denen sie ihre natürlichen Hüter und Beschützer sah, dieses Frankreich bilden, das die nationale Idee über alles stellt, und daß man ihrer Freundschaft, ihrer Dienste nur versichert sein kann, wenn man von ihnen den Kultus der nationalen Idee übernimmt. Aber wenn Frankreich nach einem historischen Worte einer Messe wert ist, so ist das Elsaß auch wert, daß man um seinetwillen diesem Kult der nationalen französischen Idee huldigt. Im Grunde handelt es sich ja dabei schließlich nur um die zeremonielle, Verehrung eines Symbols, die nichts kostet, aber viel einbringen kann, die vor allem die paar Führer gleichsam stellvertretend für das ganze Volk ausüben können; das Volk braucht sich dabei ja in keine Unkosten zu stürzen, sich seelisch nicht umzustellen. Es kann innerlich bleiben, wie es ist: wie bisher gegen alle Zumutungen nationaler Art, mögen sie kommen, woher sie wollen, innerlich reserviert. So ist der elsässische politische Katholizismus ins Blocklager gekommen, und er ist zwangsläufig auch noch darin verblieben, als die Franzosen in der Wahl vom 11. Mai dem Geiste des Bloc national — scheinbar!— eine Absage erteilten.

Wenn diese unterirdischen Tendenzen und Kräfte der Selbstbehauptung die Elsässer katholisch-kirchlicher Gesinnung von der Linken hinwegtrieben, von dieser französischen Linken, die als höchstes Ideal nur die „eine und unteilbare Republik" unter Durchsetzung ihrer laizistischen Grundsätze kennt, also auch eine möglichst vollständige und möglichst rasche Assimilation der Elsässer, dann mußten auch diejenigen auf die Seite der Katholiken treten, die sonst politisch andere Wege gingen. Das ist in der Hauptsache das protestantische Bauern- und Bürgertum, soweit es nicht im Banne einer bürgerlichen oder sozialistischen Ideologie steht und aus Selbstbehauptungsinstinkt das stärkste Interesse hat, nicht das Opfer einer blindwütigen Assimilation zu werden. Aber dieser Teil des elsässischen Volkes, im Grunde mehr konservativen als liberalen Schlages, entbehrte von jeher der festen parteipolitischen Formung und sah sich 1919 in neuer Lage plötzlich ohne starke, seiner inneren Grundrichtung entsprechende politische Führung. Es war so hilflos einem kleinen Komitee von politischen Strebern und Machern ausgeliefert, die aber doch insofern richtige Witterung hatten, als sie sich sagten: Die Ideen und Schlagworte der innerfranzösischen Parteipolitik sind nichts für die Elsässer; wir müssen uns nach den Interessen und Bedürfnissen des Elsasses formieren, und die sind für alle, ob protestantisch oder katholisch, die gleichen. So führte dieses Wahlkomitee die protestantischen Bürger und Bauern unter der Firma einer „demokratischen" Partei dem Nationalblock zu. Damit begann ein neuer Abschnitt der innerpolitischen Geschichte des Elsasses: Katholiken und Protestanten zogen an einem politischen Parteistrang. So etwas hat es im Elsaß vorher nie gegeben; es war seit der französischen Zeit vor 1870 infolge der historischen Vergangenheit des Landes und unter dem Eindruck des dauernd wechselnden französischen Regimes fast eine Selbstverständlichkeit gewesen, daß bei den Wahlen die Protestanten immer in schroffem Gegensatz zu den Katholiken standen, ohne deshalb kulturkämpferisch zu sein. Seitdem die Parteibildung zu deutscher Zeit aufgekommen war, wurde diese bisher mehr gefühlsmäßige Ueberlieferung gleichsam parteiprogrammatisch festgesetzter Brauch. Die Protestanten stellten das Hauptkontingent für den Kern der liberaldemokratischen Wählerschaft, die damit ihre „antiklerikale" Frontstellung erhielt. Das ist heute vorbei. Heute läßt der einheimische protestantische Bevölkerungsteil die Vertreter der liberalen Idee im Stich und wählt konservativ, weil er glaubt, daß die Heimatinteressen damit am ehesten gewahrt werden. Die zwei Hauptvertreter der protestantischen Gruppe des Nationalblocks, die auch diesmal ihre Deputiertenmandate behaupteten, die Pfarrer Scheer und Altorffer, standen von jeher auf dem Boden einer liberalen Weltanschauung und waren zu deutscher Zeit auch mehr oder weniger

*) Die Ergebnisse der Wahlen sind nur verständlich, wenn man sich das eigentümliche französische Wahlverfahren vergegenwärtigt: Abgestimmt wird innerhalb der einzelnen Départements, die jeweils einen Wahlkreis bilden. Streichungen und „Panachieren" sind zugelassen; d. h., es kann jeder Wähler auf dem Wahlzettel beliebig viele Namen streichen und durch die Namen von Kandidaten anderer Listen ersetzen. Für die Wertung der Parteien wird von der Durchschnittszahl der erreichten Stimmen ihrer Kandidaten ausgegangen, und es schädigt daher ein unbeliebter Name auf einer Parteiliste alle Kandidaten mit. Beispielsweise hatte die Liste des „Bloc républicain national" zwischen den einzelnen Namen Unterschiede von über 2500 Stimmen aufzuweisen (Altorffer 66 737, M. Walter 66 139, Ch. Frey nur 65 125, der Franzose Fonlupt 64 998, der „revenant" Comte de Leusse 64 198!). Die Verteilung der Mandate geschieht in der Weise, daß zunächst die absolute Mehrheit der gültigen Stimmen festgestellt wird; erreicht eine der Parteien diese Zahl, so fallen ihr sämtliche Sitze des Départements zu. In diesem Falle (der sich im Oberelsaß und in Lothringen ereignet hat) gehen alle andern Parteien leer aus, seien sie auch, einzeln oder zusammen, der absoluten Mehrheit, also der Hälfte der Stimmen, noch so nahe. Erreicht keine der Parteien die absolute Mehrheit, so wird der „Wahlquotient" festgestellt, indem die Zahl der gültig abgegebenen Stimmen durch die Zahl der Mandate geteilt wird. Bei 9 zu wählenden Députés ergaben die 146 889 Stimmen des Unterelsaß einen Quotienten von 16 321. So errangen die Sozialisten, in deren Durchschnittsziffer von 37 823 der Quotient zweimal enthalten war, zwei Mandate; so erhielten die Kommunisten auf Grund ihrer Durchschnittsziffer von 20 742 ein Mandat. Und die Liste der Radikalen ging leer aus, weil bei einzelnen Namen der Liste außerordentlich stark gestrichen war, was die Durchschnittsziffer auf knapp 16 000 zurückschraubte, obwohl der zahlenmäßig führende Name Camille Dahlets mit 17 678 den Quotienten stark überschritt.

ausgesprochen „antiklerikal". In den neuen Verhältnissen sind Liberalismus und Antiklerikalismus für sie unbrauchbar geworden.

Allerdings: die alte Gewöhnung, die im elsässischen Protestantismus steckende, von der Vergangenheit des Landes her bedingte Gegensätzlichkeit zu dem katholischen Volkstum, sie machen es vielen protestantischen Elsässern schwer, Seite an Seite mit den stark unter geistlicher Führung stehenden Katholiken eine politische Einheitsfront zu bilden. Das hat sich auch bei dieser letzten Wahl wieder gezeigt, bei der alte Zentrumsleute und liberale protestantische Theologen friedlich auf einer Liste sich den vereinigten Katholiken und Protestanten empfahlen. Da haben doch manche von dem Recht des Streichens einzelner Namen Gebrauch gemacht, so daß etwa im Unterelsaß der protestantische Pfarrer Altorffer an die Spitze kam und die „wahren Franzosen" Fonlupt, Comte de Leusse und einer, der es werden wollte, ein Großbauer Urban, ausfielen zugunsten von zwei Sozialisten und einem Kommunisten. Darüber fühlen sich natürlich in der katholischen Volkspartei die Leute vom Bau etwas pikiert: sie fühlen sich übers Ohr gehauen von denen, die bei ihrer Partei eigentlich nach ihrer Meinung Deckung und Unterschlupf finden, und denen sie dazu noch ihre ganze Parteimaschine, da sie selbst keine solche haben, zur Verfügung stellen. Der „Elsässer" droht darum, daß die Tatsache des Versagens bestimmter protestantischer Gemeinden einer „gründlichen Prüfung unterzogen werde".

Aber der Hauptgrund dafür, daß viele, auf die die Nationalblock-Leute rechneten, sich versagten, liegt noch tiefer. Die Parole des Nationalblocks zog deshalb nicht mehr in dem erhofften Maße, weil seine Führer und seine Zeitungen dem elsässischen Leser in der letzten Zeit doch gar zuviel des patriotischen Getues zumuteten.*) Sie bliesen gar zu sehr mit vollen Backen in die nationalistische Trompete und erhoben Poincarés Politik bis in den siebenten Himmel. Die Sprecher des Nationalblocks fanden an den nationalistischen Tiraden, die zuerst aus Taktik gehandhabt wurden, schließlich so Gefallen, daß sie, von der Phraseologie berauscht, von den nationalistischen Formeln selbst überzeugt waren. Man kann eben nicht ungestraft täglich so patriotisch-nationale Weisen singen, ohne daß man schließlich selbst daran glaubt. Dann geht es hemmungslos auf der Bahn weiter, und man vergißt zurückzusehen, ob denn die Masse auch überall da mitkommt. Und sie kam eben nicht mit. Vor allem der Vorkämpfer und Vortänzer Michel Walter trieb es gar zu bunt. Nach der Wahl dämmert es ihm etwas, daß man zu weit gesprungen. Aber es ist nach ihm nur die Hetzkampagne der Radikalen und der „République" an diesem teilweisen Versagen der Wähler Schuld; die haben die Politiker des Nationalblocks „speziell in den protestantischen und gemischten Ortschaften" als „Nationalisten" in der schnödesten Weise verdächtigt. In rein katholischen Ortschaften hätten sie also keinen Erfolg gehabt mit dieser Verdächtigung, daß der Nationalblock Ueberpatriotismus züchte! Nur die Protestanten seien also den Einflüsterungen zugänglich gewesen, natürlich weil sie offenbar doch nicht so fest in der nationalen Idee gegründet seien als die Katholiken! Aber der Wahlmacher Walter könnte wissen, daß dem katholischen Volke im Elsaß das patriotische Getue genau so zuwider ist wie dem protestantischen, nur daß man dort mehr Disziplin gegenüber der Führung gezeigt hat und dort auch dann bei der Stange bleibt, wenn es einem eigentlich contre coeur geht. Und ein Blick auf den oberelsässischen politischen Katholizismus könnte die Leitung des unterelsässischen belehren, daß man dort besser versteht, den elsässischen Imponderabilien Rechnung zu tragen. Der „Elsässer Kurier" ist in der Dosierung der „französischen Idee" ungleich vorsichtiger und zurückhaltender und weiß besser, was der elsässische Bauer und Bürger davon verträgt. Drum ist dort auch nicht solcher Abmarsch aus dem Nationalblocklager erfolgt wie im Unterelsaß. Herr Haegy ist Herrn Michel Walter eben doch über. Aber das Schönste ist noch, daß derselbe Herr Walter im gleichen Atemzuge, in dem er sich über die „Hetzagitation" der Linken beklagt, die den Nationalblock als nationalistisch verdächtigte, über die „traurige Haltung der erdrückenden Mehrheit der in den mittleren Städten und vor allem in Straßburg wohnenden Innerfranzosen" jammert, die dem Nationalblock in den Rücken gefallen seien.*) Sie hätten überall im französischen Milieu, also doch wohl in der innerfranzösischen Kolonie, die braven Vorkämpfer für die nationale Idee als „Boches" verleumdet. Das ist also der Dank Frankreichs! Mit allem nur erdenkbarem Aufwand von nationalem Pathos kämpft man für „la douce France", so daß es vielen braven Leuten, die nicht so schnell umdenken und umlernen können, ganz übel davon wird, und da kommen nun die „ganz Echten", die wirklich „pur sang" sind, und sagen: „Glaubt doch den Klerikalen kein Wort von dem patriotischen Schmus, den sie ständig servieren! Es ist alles Verstellung, eine verlogene Gesellschaft durch und durch. In ihrem Innern sind sie alle nur Boches!" Das ist allerdings bitter, konstatieren zu müssen, daß man von denen, denen man Tag und Nacht in schwülstigen Phrasen sein ganzes Wesen als Weihgabe für den Altar des Vaterlandes anbot und denen zuliebe man tagtäglich alles Bochistische abschwor, derart eingeschätzt und behandelt wurde. Köstlich noch, wie dieser Franzose von gestern sein Neufranzosentum noch über jenes der Rassefranzosen stellt: sie seien zuerst „antiklerikale sectaires" und dann erst Franzosen; er aber sei mit seinen Partei- und Gesinnungsgenossen immer zuerst Franzose. Vielleicht ist man nach solcher publizistischen Leistung in der Partei doch genötigt, einmal „die Tatsache zu überprüfen", ob man nicht gut täte, für eine Zeit den Herrn Michel Walter etwas aus der Auslage zu entfernen.

Walter hat sogar die Kraft gehabt, auch die politisch Toten im gegnerischen Lager wieder zu erwecken, nämlich keinen geringeren als Daniel Blumenthal, der in einer Schlettstadter Versammlung nach Walters eigenem Bericht sein Publikum mit dem Satze amüsierte: Lieber neun Bulachs als drei Walter. Aber über einen Lacherfolg hinaus langt es offenbar bei Blumenthal nicht

*) Im „Elsässer" vom 17. Mai ist in der Wochenschau zu lesen: „... Es hat sich herausgestellt, daß die Rücksichtnahme auf die aus dem Innern zugewanderten Wähler und die etwas einseitige Betonung der nationalen Auffassungen, die uns immer wieder gepredigt wurden, auf die Bevölkerung kaum Eindruck gemacht und die aus dem Innern gekommenen Wähler nicht zu uns herübergezogen hat. Wenn Herr Walter auf die Notwendigkeit hinweist, die Vertretung unserer religiösen und provinziellen Prinzipien in den Vordergrund zu stellen, so können wir uns ohne Unbescheidenheit das Zeugnis geben, daß wir im Rahmen der Parteidisziplin immer schon in diesem Sinne zu wirken versucht haben. Man hat es uns oft zum Vorwurf gemacht, teilweise arg übelgenommen, manche hätten uns sogar am liebsten ausgeschaltet. Wir haben uns dadurch nicht verdrießen lassen, unentwegt im Sinne der Partei tätig zu sein. Wir können es mit doppelter Freude nach den neuen Direktiven tun."

Dazu bemerkt die „République" vom 24. Mai in einem Aufsatze „Der Patriotismus als Taktik": „... Ei, ei! Die „Betonung der nationalen Auffassungen", der ganze überschäumende Patriotismus der klerikalen Presse entsprach als nicht einem tiefgefühlten Empfinden, es war keine Herzenssache, sondern er ist von den Parteibonzen „gepredigt worden", um die aus dem Innern gekommenen Wähler herüberzuziehen. Es war kein Patriotismus, es war politische Wahltaktik. Die Vorwürfe an die Linkspresse, daß sie „nicht national" genug sei, wären bloß Stimmenfang, um den hier ansässigen Innerfranzosen, die etwa linksgerichtet sein konnten, glauben zu machen, daß der Block im Elsaß das Monopol des Patriotismus besitze..."

*) Michel Walter im „Elsässer" vom 14. Mai: „Der Hauptgrund (für das Anwachsen der sozialistischen und kommunistischen Stimmen) liegt ... tiefer. Es ist, so leid es uns tut, dies feststellen zu müssen, einerseits die Hetzkampagne der radikalen Partei gegen die nationale Politik der bisherigen Kammermehrheit, sowie die traurige Haltung der erdrückenden Mehrheit der in den mittleren Städten und vor allem in Straßburg wohnenden Innerfranzosen, die sich nicht schämten, denen in den Rücken zu fallen, die während vier Jahren unter Außerachtlassung jeglichen besonderen Parteiinteresses (!!) durch die Verteidigung der Interessen Frankreichs die französische Idee im Lande aufrecht erhalten haben (!!) ... Man hätte erwarten sollen, daß wenigstens die im Département ansässigen Landsleute aus dem Innern den Parteien, die im Verlaufe ihrer vierjährigen politischen Tätigkeit das Parteiinteresse dem allgemeinen nationalen Interesse unterordneten, im Augenblick der Kammerwahl zu Hilfe kämen. Das Gegenteil ist eingetreten. Während die Linksparteien überall im Lande, und die radikale „République" speziell in den protestantischen und gemischten Ortschaften uns als „Nationalisten" hinzustellen suchten, wurden wir von gewissen innerfranzösischen Leuten à la Nast und Raegelen im französischen Milieu und im französischen Sprachgebiet, wie z. B. im Breuschtal, einfach als „Boches" verdächtigt und verleumdet, und von einigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, am Wahltag vom Gros der im Département ansässigen Innerfranzosen in schmählicher Weise im Stich gelassen und verraten. Es ist bitter für uns, feststellen zu müssen, daß der Antiklerikalismus dieser Kreise stärker ist als das Gefühl der Notwendigkeit einer nationalen Politik. Es gibt eben Leute, die zuerst antiklerikale Sectaires und dann erst Franzosen sind ..."

mehr. Die Oeffentlichkeit will von diesem gerissenen Verwandlungskünstler nichts mehr wissen. Die Hartnäckigkeit, mit der er immer wieder ansetzt, um wie einst in deutscher Maienzeit in die Höhe zu kommen, hat nur noch pathologisches Interesse. Immerhin hat die Stimmenzersplitterung, die diese Liste des Comité Blumenthal herbeiführte, den Radikalen die Möglichkeit genommen, wenigstens ein Mandat zu erobern.

Das Fiasko, das die Radikalen erlitten, hat nur sie selbst in Erstaunen setzen können. Das, was zwischen Zentrum und Sozialdemokratie lag, hatte schon immer im Elsaß einen schweren Stand. Die Liberalbemokratie hatte im Jahre 1911, auf sich allein gestellt, bei der Hauptwahl einen Sitz gewonnen, während das Zentrum 15 und die Sozialdemokratie 5 erreicht hatte. Bei den Nachwahlen brachte sie mit Unterstützung der Sozialdemokraten noch 6 Kandidaten durch. Nur auf den Krücken der Sozialdemokratie war es also dem Liberalismus möglich, in den elsaß-lothringischen Landtag zu kommen und dort eine Rolle zu spielen. Und damals hatte dieser Liberalismus hinter sich das protestantische Bauerntum und den größten Teil der eingewanderten Schicht mit ihrer vorwärtsdrängenden aktiven Energie. Was konnte nun für die Radikalen, die die nicht klerikale und nicht sozialistische Volks- und Bürgerschicht vertreten, eigentlich noch herauskommen, wenn beide ebengenannten Kraftquellen, die bäuerlich-protestantische und die eingewanderte altdeutsche versiegt waren? Konnte man im Ernst die Hoffnung haben, daß man mit der Parole „radical et radical-socialiste" elsässische Wähler aus Bürger- und Bauerntum lockt? Dieses Programm der Radikalen ist ganz auf die Psyche des süd- und mittelfranzösischen Rentners zugeschnitten, der bei seiner sonstigen geistigen Bedürfnislosigkeit, wenn er gut gegessen hat, sich für diese großen Worte der Revolution von 1789 begeistert, und dessen Nerven vibrieren, wenn das Wort „laïcité" an sein Ohr klingt. Aber was soll das dem guten elsässischen Bauern und Kleinbürger? Der hat andere Schmerzen. Und wie soll er besonderen Enthusiasmus aufbringen für die Idee der „einen und unteilbaren Republik", in der alle regionalen Unterschiede möglichst bald und möglich restlos verschwinden sollen? Er sieht ja in concreto Franzosen täglich um sich, denen gegenüber er kein anderes Gefühl haben kann, als das: „Dis sin Welschi, und mir sin Elsässer". Daß man ausgerechnet solche spezifisch französische „moralité" wie die der Radikalen und Radikalsozialisten glaubt auf den Boden des Elsasses verpflanzen zu können, das verrät allerdings viel Naivetät und Wirklichkeitsfremdheit. Es ist schade um das große Maß von ehrlichem Willen und auch tapferem Sinn, der für diese hoffnungslose Sache etwa in dem Blatte Camille Dahlets verlan wird. Man hat hier allerdings die Hoffnung, daß jetzt, nachdem in Frankreich diese Richtung wieder Regierungsmajorität geworden ist, die strebsamen Geister des demokratischen Wahlkomites sich schon von selbst nach der Seite der Radikalen umzustellen anschicken. Gewiß werden sie für ihre Person dies vermögen. Aber es fragt sich nur, ob sie dann noch etwas mehr sein werden als Offiziere ohne Armee. Der Instinkt des bodenständigen Elsässertums schlägt sich dann erst recht auf die äußerste rechte oder noch mehr linke Seite, man wählt auf den protestantischen Dörfern katholisch oder gar kommunistisch. Es wird also schon etwas anders kommen müssen, wenn sich das, was im Grunde innerlich doch so große Verschiedenheiten aufweist, wieder auf eigene Füße stellen soll. Die Radikalen sind dazu jedenfalls nicht imstande. Auch diese Wahlen haben es von neuem bestätigt, wie die bürgerliche Mitte, seit dem Umschwung von 1918 führer- und direktionslos, aus sich heraus noch nicht wieder das organisierende Prinzip gefunden hat, das die einheimische, nicht konfessionell gebundene Mittelklasse parteipolitisch zu formieren vermöchte. Der Krieg hatte da eine in bester Entwicklung befindliche Bewegung jäh unterbrochen. Die deutsche Liberalbemokratie hatte die ihr allmählich zustrebenden bürgerlichen Kreise bis in die Bourgeoisie hinein mit sich fester zu verbinden begonnen, der 1911 gegründeten Fortschrittspartei waren namhafteste Vertreter dieser Kreise beigetreten; besonders die junge Generation wollte den Anschluß jetzt ernstlich suchen. Manche aus diesen Kreisen, aus denen Namen wie Haug, Brion, Höpffner, Ungemach dort vertreten waren, möchten heute wohl nicht gern daran erinnert werden, daß auch sie den „Marsch über den Rhein" angetreten hatten über die Brücke deutscher Parteiorganisation. Was bisher aus Innerfrankreich versucht wurde, diese Mitte wieder zu sammeln und zu fassen, hat noch nicht Ansatzpunkte dafür gefunden. Weder die radikale, noch die Jonnartpartei, noch die Linksrepublikaner haben einen Erfolg gehabt. Mit diesen Netzen französischer „moralité" waren letztlich in der Hauptsache doch nur Franzosen oder ein paar völlig französierte Elsässer zu fangen.

Da hat die sozialistische Linke ganz anders den Uebergang bestanden. Obwohl sie auch einen guten Teil ihrer Führung, die wesentlich altdeutsch war, verloren hat, hat sie doch die Arbeitermasse unter ihrer Fahne behalten. Ja, sie hat heute weit über den Bereich der Arbeiterschaft hinaus sich ausgedehnt. Im Jahre 1911 waren etwa 15 Prozent aller abgegebenen Stimmen sozialdemokratische, bei der letzten Wahl erklärten sich mit Hinzunahme der Kommunisten über 100 000 von 258 000 Wählern für die sozialistischen Kandidaten. Wenn die feindlichen Brüder der Sozialisten und Kommunisten sich nicht so haßerfüllt gegenseitig bekämpften und herunterrissen, wäre die Anziehungskraft der Partei der Arbeiterklasse noch viel größer, würden noch viel mehr Leute aus der bürgerlichen Mitte sich hier politisch beheimaten. Die Namen der Spitzen der sozialistischen Partei sind auch nicht dazu angetan, für sie zu werben. Für ehrliche elsässische Naturen sind die Grumbach, Georges Weill, Peirotes eben unausstehlich. Darum wählen sie, wenn sie links wählen, lieber ganz links, d. h. kommunistisch. Ein einziger volkstümlicher Mann des elsässischen Proletariats, der mehr ist als ein Geschäftssozialist oder Salonsozialist, könnte die zwei Lager wieder zusammenbringen. So viel man von der Ferne sieht, ist der Gegensatz im Elsaß nicht zum wenigsten persönlicher Natur. Man lehnt sich gerade im elsässischen Proletariat dagegen auf, daß die Arbeiterklasse gerade gut genug dazu sein sollte, um einigen ehrgeizigen Strebern den Aufstieg zu Bürgermeister- und Ministersesseln zu ermöglichen. Darum wäre ja Grumbach auch für Eintritt der französischen Sozialisten in die radikale Regierung. Aber die im Elsaß gewählten Deputés Peirotes und Georges Weill wissen, daß der Druck von seiten der heimischen Kommunisten das nicht zuläßt.

Man wird nun gespannt sein können, was der „einzüngige" Kommunist Hueber in der Kammer beginnen wird. Wird er hinter dem Rücken seiner innerfranzösischen Genossen verschwinden, oder wird er doch auch den Ehrgeiz haben, in seiner Person den Franzosen ein wahres Stück politischen Elsässertums zu zeigen? Ein Spektakelstück könnte es schon geben, wenn er versuchte, in der Pariser Kammer deutsch zu reden. Das wäre ja der unerhörteste Angriff, der jemals gegen die Legende vom französischen Elsaß geführt worden ist.

Aber auch Peirotes und Georges Weill vertreten das „Volk", die Arbeiterklasse, und sie befleißigen sich nach Kräften der Sprache Voltaires, ja der letztere hat der Oeffentlichkeit noch besonders zu wissen tun können, daß er als gewählter Reichstagsabgeordneter von Metz im Krieg in den Reihen der französischen Armee Stellung genommen*) und der Kommunist Hueber war dagegen ein simpler deutscher Feldwebel. Die zwei Mandate, die die Sozialisten errungen haben, erleichtern ihnen die Stellung gegenüber den Kommunisten nicht. Man wird in Zukunft mit einer Erstarkung der elsässischen Kommunisten rechnen müssen.

---

*) „Herr Georges Weill bekennt sich als Nationalist." — Die Straßburger „Humanité" (Deutschsprachiges Organ der Kommunistischen Partei) berichtet in ihrer Nummer vom 27. Mai, daß im „Quotidien" der in Straßburg gewählte „Salonsozialist" Georges Weill sich gegen einen Angriff der „Action nationale républicaine" folgendermaßen verteidigt:

„... Ich war in der französischen Hauptstadt seit dem Kongreß, den die Sozialistische Partei Mitte Juli 1914 abhielt. Ich war Reichstagsabgeordneter, gewählt von der Arbeiterklasse von Metz. Meine Haltung im deutschen Parlament war die eines vollkommen internationalen Sozialisten. In Frankreich, im Augenblick der Kriegserklärung, handelte ich entsprechend meiner Pflicht als Elsässer (!?!). Am 3. August trat ich als Freiwilliger in das 102. Infanterieregiment ein, und ich machte den ganzen Krieg in den Reihen der französischen Armee mit. Dem „Diener Deutschlands", der ich sein soll, wurde sein Eigentum und das seiner Familie sequestriert und liquidiert. Er wurde wegen Fahnenflucht vor den Kriegsgerichten des Kaisers verfolgt. Endlich wurde er, welcher heute von einer französischen Zeitung verleumdet wird, zusammen mit Wetterlé am 11. November 1918 von der ganzen französischen Kammer begeistert beklatscht. Wahrlich, die blindwütigen französischen Nationalisten vergessen schnell die geleisteten Dienste ..."

Dazu bemerkt das kommunistische Blatt: „Diese Erklärung gab ein angeblich „internationaler Sozialist" ab, ohne dabei rot zu werden. Sie ist eher die eines Nationalisten und Militaristen, da sie nur die Verdienste um das „Vaterland" unterstreicht."

Daß im Elsaß und in Lothringen der Geist der Opposition auf der rechten Seite herausgefordert würde durch Versuche, das kulturpolitische Programm Frankreichs zu verwirklichen, ist nicht anzunehmen. Erstens werden die Radikalen sich schön hüten, an die Dinge, wie sie auf dem Gebiete von Schule und Kirche liegen, zunächst zu rühren. Es wird bleiben wie bisher: Französische Ideologie läßt sich genügen am Wort, an der Phrase. Die Ausführung ist nicht so dringend, am wenigstens einem Lande gegenüber, von dem man in Frankreich weiß, es will vorsichtiglich behandelt sein, damit nicht etwa doch trotz der besten Regiekünste der Welt das Schauspiel eines protestlerischen Elsaß geboten würde. Also das Tempo der Assimilation wird auch nicht viel anders werden als bisher: es ist ja sowieso schon beschleunigt genug. Aber sollte die radikale Regierung wider Erwarten doch auch im Elsaß und in Lothringen mit dem laïzistischen Programm in Kirche und Schule ernst machen, so wird sie im Augenblick vielleicht nicht allzu viel riskieren. Die „Männer" der katholischen Volkspartei haben zu oft ihr integrales Franzosentum bekannt, und sie sind damit Gefangene dieses Patriotismus geworden, da wird ihnen nichts anderes übrig bleiben, als sich schließlich löblich zu unterwerfen. Der Vatikan wird aus höheren kirchlichen Rücksichten sicher gütlich zureden; der neue französische Botschaftsrat am Vatikan Wetterlé wird dort in Rom den Boden dazu schon vorbereiten. Und die Protestanten? Bei der nächsten Wahl werden kaum noch die Vorbedingungen für eine die Protestanten und Katholiken vereinigende Rechte sein. Erstere werden größtenteils von der sozialistisch-kommunistischen Linken aufgefangen werden, oder auch von der dann unter günstigeren Zeichen fechtenden radikalen bürgerlichen Mitte. Der Nationalblock wird dann für das Elsaß erledigt sein. Man wird elsässischerseits dem keine Träne nachweinen, da bei aller Anerkennung der ursprünglichen Motive, die der Erhaltung des Elsässertums galten, er doch eine solche üble Dunstatmosphäre von Lüge und Heuchelei über das Land verbreitet hat, daß eine Luftreinigung dringend not tut. Womit nicht gesagt sein, daß etwa die, welche die Erbschaft übernehmen, nun besonders dafür disponiert wären, die Sprecher und Vertreter eines aufrechten Elsässertums zu sein. So etwas gibt es unter französischem Himmel in einem Volke, das wirklich eine Nation ist, nicht. So waren das eigentliche Heldenzeitalter der Elsässer doch nur die 48 Jahre, da sie wieder zu Hause waren. Nur zu Hause kann man auftrumpfen; in der Fremde duckt man sich oder redet sich zu eigener Tröstung ein, daß die Fremde die Heimat wäre, die mèrepatrie. Durch beides macht sich der Elsässer die Lage von heute erträglich. Aber er hat so oder so kein gutes Gewissen. Sein Auftrumpfen ist nur noch Pose; darum geht er in Zukunft noch mehr wohl als bisher dem öffentlichen Leben aus dem Wege, er wird unpolitisch. Die „Stillen im Lande" werden zunehmen, und es werden nicht die Schlechtesten sein. Nur abseits von dem Markt der Oeffentlichkeit, der Politik können die Elsässer heute bleiben, was sie sind, und das ihnen von Natur und Geschichte überkommene Vermächtnis noch sich erhalten. Die Oeffentlichkeit tötet sie, diese ganze mit soviel Verschlagenheit betriebene Taktik hat nur Lüge gezeitigt. Dafür ist diese nun hoffentlich auch im Elsaß bald verstossene Nationalblockära, die Typen wie einen Michel Walter hervorgebracht und emporgetragen hat, ein warnendes Beispiel.

„Sprachennationalismus."

Unter diesem Titel glossiert Camille Dahlet in der Straßburger „République" vom Sonntag, den 25. Mai, die Tatsache, daß in französischen Kreisen es als eine Ungeheuerlichkeit dargestellt wird, daß der zum Député gewählte unterelsässische Kommunist Hueber die Absicht ausgesprochen hat, sich wegen seiner Unkenntnis der französischen Sprache in der Kammer des Elsässischen oder Hochdeutschen zu bedienen. Wir geben die Ausführungen hier auszugsweise wieder zur Beleuchtung der hohlen Unwahrhaftigkeit der Legende vom urfranzösischen Elsaß und zugleich als charakteristisch für die Verlogenheit des ganzen Befreiungsrummels der geschickten französischen Propagandisten:

„Sie hatten für die Wahlkampagne im Elsaß ein neues Schreckgespenst gefunden. Aus dem „Mann mit dem Messer zwischen den Zähnen" von 1919, der damals die Spießbürger schreckte, war 1924 der „Mann, der in der Kammer Deutsch sprechen wird" geworden. Und um die Sache recht gruselig zu gestalten, war es von Mund zu Mund weitergegeben worden, daß der Kommunist Hueber vorhabe, wenn er gewählt würde, in der französischen Kammer auf deutsch gegen den Friedensvertrag von Versailles zu protestieren. Diese Wahlparole sollte zwei Fliegen mit einem Schlage treffen. Sie richtete sich nämlich nicht allein gegen die Kommunisten, sondern faktisch gegen alle Nichtblockparteien, denn sie sollte die Wähler dazu bestimmen, die Wahl eines Kommunisten dadurch zu vereiteln, daß sie durch geschlossenes Eintreten für die Nationalblockliste das Spielen des Quotienten überhaupt verhinderten. Das Schreckgespenst hat nicht mehr gezogen, trotzdem noch Herr Poincaré selbst durch Einlegen seines bekannten Vetos an die Jonnartpartei seinen ganzen Einfluß in diesem Sinne geltend machte. Der Quotient spielte, der Kommunist war gewählt. Ein Siebentel der Wähler des Bas-Rhin hat ihm seine Stimme gegeben, und wenn das Ausland, das sonst aus der Wahl eines einzigen Kommunisten in ganz Elsaß und Lothringen keinerlei besonderen Schlüsse zu ziehen brauchte, nun die Leute, die den Warnruf ausgestoßen haben, beim Wort nehmen wollte, so könnte es verkünden, daß in der französischen Kammer jetzt ein „elsässischer Protestler" sitze.

... Das Ausland könnte ferner als Gegenstück zu dem kommunistischen Erfolg feststellen, daß die Liste, die sich als einzige Vertreterin des restlos und bedingungslos nationalen Gedankens im Elsaß vorstellte, nur ein Dreiundzwanzigstel aller Stimmen erhalten hat.

Diejenigen, die am meisten eine „deutsche Gefahr" im Elsaß wittern und befürchten, sind so eigentümlicherweise zugleich die, die am eifrigsten dazu beitragen, eine solche dem Auslande zu melden und sie dadurch erst künstlich in die Welt zu setzen.

Bevor der neue kommunistische Abgeordnete des Bas-Rhin in Paris eintraf, hatte der Straßburger Berichterstatter des „Matin", der vor dem Kriege keine Gelegenheit verfehlte, um die französischen Gefühle der Elsässer zu betonen, und der heute eigentümlicherweise keine verfehlt, um im Elsaß deutsche Gefühle zu entdecken, schon in seinem Blatte eine Notiz lanziert, die mitteilte, daß Herr Hueber während des Krieges Feldwebel bei der preußischen Artillerie war, und daß er nicht französisch verstehe.

„Man muß daran erinnern", hieß es in dem Artikel weiter, „daß mehrere elsässische Abgeordnete bis zum Waffenstillstande kein Französisch konnten. Herr Abbé Wetterlé hat eines Tages von der Kammertribüne herab bekannt gegeben, daß Herr Michel Walter, der Professor ist, in weniger als sechs Wochen französisch gelernt hat, so daß er es in der Schule lehren konnte (!??). Herr Hueber, der vielleicht nicht darauf gefaßt war, französischer Député zu werden, hat sich diese Mühe nicht gegeben."

Man könnte sich, ohne deshalb den kommunistischen Artilleriefeldwebel Hueber des Vorwurfes des Mangels an sprachlicher Lernbegierde frei und ledig zu sprechen, vielleicht noch viel mehr über Herrn Michel Walter wundern, daß er, der doch zweifellos bestimmt darauf zählte, daß das Elsaß wieder französisch werden würde, ... erst den Stichtag des Waffenstillstandes abgewartet habe, um die Sprache des gerade von ihm so heiß geliebten Mutterlandes zu lernen; die Sprache, von der er wußte, daß er als Professor sie unbedingt brauchen werde (!!).

Herr Hueber ist, als er in den Wandelgängen der Kammer auftauchte, sofort von verschiedener Seite mit Beklemmung gefragt worden, ob er wirklich so Furchtbares im Schilde führe. Er soll jedoch, wie die Agenturen melden, die beruhigende Versicherung abgegeben haben, daß er „nichts unternehmen werde, das geeignet wäre, in der Kammer wegen seiner Sprache einen Zwischenfall hervorzurufen, und daß er sich wahrscheinlich jeder öffentlichen Intervention enthalten werde, solange er sich nicht geläufig auf französisch ausdrücken könne."

Eine weitere Meldung setzte hinzu, daß der „Matin" sich an die Präsidentschaft der Kammer gewandt habe, wo man ihm erklärte, daß sich in der Geschäftsordnung nichts dem widersetzt, daß Herr Hueber, kommunistischer Abgeordneter des Bas-Rhin, auf der Tribüne der Kammer in deutscher Sprache spricht. Es läge, so erklärte der „Matin", lediglich eine Frage des Anstandes und der Würde vor. Wenn Herr Hueber aber deutsch reden sollte, so könnten die Stenographen seine Ausführungen nicht notieren, und diese könnten daher im „Journal Officiel" nicht veröffentlicht werden.

Damit scheint der Fall, was die Haltung des Herrn Hueber selbst angeht — bis auf Weiteres — vielleicht erledigt. Die Angelegenheit ist jedoch wichtig genug, daß man sie von der prinzipiellen elsässischen Seite erörtere. Es dürfte jedermann damit einverstanden sein, daß es „eine Frage des Anstandes und der Würde" ist, in der französischen Kammer (wo übrigens die überwiegende Mehrheit der Abgeordneten kaum eine andere Sprache versteht) französisch zu sprechen, vorausgesetzt, daß man es hinreichend beherrscht, um das, was man erklären will, präzis genug zum Ausdruck zu bringen.

Wir müssen uns aber ganz allgemein dagegen verwahren, daß etwa ein elsässischer Abgeordneter — und das Gleiche könnte sogar gegebenenfalls für einen Korsen, einen Algerier, einen Flamen oder sonst einen Abgeordneten

in Betracht kommen, der ebenfalls ohne hinreichende französische Sprachkenntnis von seinen engeren Landsleuten als Vertreter nach Paris geschickt würde — auf eine von ihm im Interesse seiner Wähler als notwendig erachtete Intervention verzichten müßte, aus Besorgnis, der Gebrauch seiner Muttersprache könnte „einen Zwischenfall hervorrufen".

Es würde im Gegenteil da erst recht (natürlich nur, was seine Ausdrucksweise, nicht was den Inhalt seiner Erklärung angeht) „eine Frage des Anstandes und der Würde" ... und nicht zuletzt auch der politischen Klugheit sein, ihn ruhig, ohne die geringste verletzende Manifestation anzuhören, damit nicht der peinliche und zu allerhand unliebsamen Rückschlüssen herausfordernde Eindruck hervorgerufen würde, als müßte ein elsässischer Abgeordneter seine Muttersprache, welche die von 95 Prozent seiner Landsleute ist, verstecken und sich ihrer schämen.

Es muß heute jedem Franzosen zum Bewußtsein gebracht werden, daß es seit 1918, wie früher vor 1870, wieder Franzosen deutscher Zunge gibt, daß ihre, wie überhaupt jede andere Sprache, wenn sie auch nicht die Nationalsprache ist, nur dann antinational wird, wenn man sie und ihre Träger tölpelhafterweise dazu stempelt. Es war die pangermanistische These, daß alles, was deutsch oder einen deutschen Dialekt als Muttersprache spricht, auch politisch deutsch sein müsse ... Einen Zwischenfall in der Kammer wegen des evtl. Gebrauches der deutschen Sprache darf es deshalb nicht geben, wenn nicht die pangermanistische These nachträglich bekräftigt und als berechtigt hingestellt werden soll, wenn man nicht will, daß das, was man offenbar zu verhindern bestrebt ist, gerade eintrete, nämlich: die politische Ausschlachtung eines solchen Falles im Ausland und besonders in Deutschland. Es erscheint deshalb dringend nötig, daß unsere Regierung für alle Fälle rechtzeitig in der Kammer für Aufklärung sorge ..."

Mülhausen und Frankreich.

Ein Stück Wirtschaftskrieg aus der elsässischen Vergangenheit.*)

Von Dr. Karl Stenzel.

Die rücksichtslose Kündigung des Savoyer Zonenabkommens durch Frankreich (November 1923), die eine Verlegung der französischen Zoll-Linie an die Staatsgrenze und damit die Abschnürung Genfs von seinem natürlichen Hinterlande mit sich bringt, ist in ihrer ganzen Folgenschwere von der Welt draußen, auch von Deutschland, lange nicht genug beachtet worden. Und doch müßte jetzt auch dem Blindgläubigsten deutlich werden, wie zielbewußt Frankreich auf eine Niederringung der eidgenössischen Freiheit lossteuert. Hatte schon seit November 1918 sein Druck von Norden her auf Basel zu eingesetzt und sich dann durch die drohende Abschnürung der freien Rheinschiffahrt verschärft, so pocht es jetzt auch noch im Süden an, — offensichtlich bestrebt, im Drucke dieser Zange zunächst einmal die — deutsche wie französische — Westschweiz wirtschaftlich zu zermürben.

Der geschichtlich geschulte Blick wandert aber zunächst in die Zeit vor 130 Jahren, da Frankreich schon einmal eine überraschend ähnliche Politik gegen die Schweiz durchführte. Neben der historischen Parallele interessiert den Elsässer dabei noch ein Besonderes: Zur gleichen Zeit, da damals Genf nach langjährigem, heldenmütigem Widerstand der wirtschaftlichen Erdrosselung durch Frankreich erlag und seine Freiheit verlor, vollzog sich im Norden das Schicksal eines weiteren eidgenössischen Vorpostens, der freien Stadtrepublik Mülhausen, fast auf dem gleichen Wege und in den gleichen Etappen.

Die Franzosen möchten allerdings in der weiteren Oeffentlichkeit gerade die Mülhauser Angelegenheit anders angesehen wissen. Sie haben sogar während des Weltkriegs in den verschiedensten Propagandaschriften aus der Erzählung dieses „freiwilligen" Anschlusses Mülhausens an Frankreich, aus der eingehenden Schilderung der zur Feier dieser „Reunion" abgehaltenen „rührenden" Festlichkeiten Kapital zu schlagen gesucht, um aller Welt die natürlichen Sympathien der Elsässer für Frankreich darzutun. In einer dieser Schriften, für die keine Geringeren als E. Lavisse und Christian Pfister verantwortlich zeichnen, heißt es z. B.: „Die Vereinigung Mülhausens mit Frankreich wurde von den Mülhausern als eine Ehre erbeten — — ... Dieser für Frankreich so ehrenvolle Vorgang der Angliederung Mülhausens findet, glauben wir, nirgendwo in der Geschichte seinesgleichen." (An Genf erinnerte man damals klugerweise nicht!)

Da diese propagandistische Geschichtsklitterung immer noch in weiten Kreisen gläubig hingenommen wird, lohnt es sich, wieder einmal die Tatsachen reden zu lassen.

I.

Vorspiel.

Die freie Reichsstadt Mülhausen, ein Mitglied der elsässischen Dekapolis, litt im Ausgang des Mittelalters schwer unter dem Druck ihrer Schuldenlast und den Feindseligkeiten des umwohnenden Adels. Zur Behauptung ihrer Selbständigkeit gegen die auf Abrundung ihrer oberelsässischen Lande bedachten Habsburger hatte die Stadt, deren kleines Gebiet außer dem Stadtbann selbst nur noch die Dörfer Illzach und Modenheim umfaßte und rings von österreichischem Besitz umgeben war, schon Ende des 15. Jahrhunderts Anschluß bei den Eidgenossen gesucht; 1515 war sie dann als „zugewandter Ort" in den Schweizerbund aufgenommen worden. Wenn auch später (1586) erbitterte innere Händel den formellen Ausschluß Mülhausens aus dem Bunde zur Folge gehabt hatten, so hielten doch die reformierten Orte, wie Basel, Bern und Zürich, ihre schirmende Hand weiter über die befreundete Stadt. Deshalb erkannte selbst Frankreich, als es 1648 im Ober-Elsaß an Oesterreichs Stelle trat, Mülhausens Selbständigkeit an; es hütete sich, durch eine schroffe Behandlung der kleinen Enklave seine Beziehungen zu den Eidgenossen, deren militärische Kraftquelle ihm so überaus wertvoll waren, zu trüben. Schließlich gelang es der Stadt, die tatsächlich von Frankreich fast auf gleichem Fuße mit den übrigen Schweizer Kantonen behandelt wurde, auch das formale Verhältnis zum Schweizerbund wieder enger zu gestalten: 1777 durften ihre Vertreter zum ersten Mal seit zwei Jahrhunderten offiziell an der allgemeinen schweizerischen Bundeskonferenz teilnehmen. Alles schien im besten Wege.

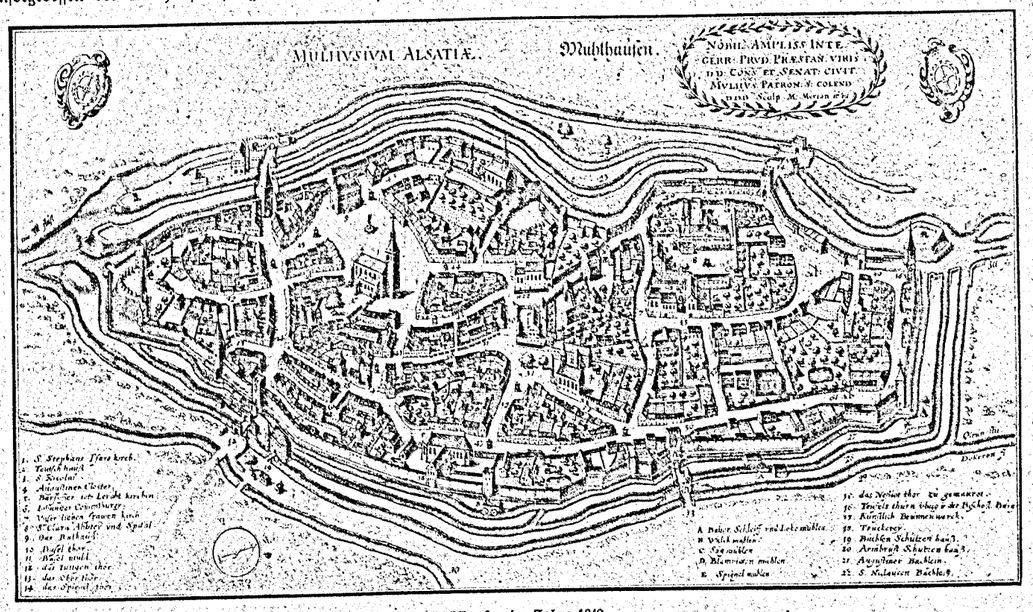
Nnn hatte inzwischen Mülhausen dank der 1746 durch Samuel Köchlin erfolgten Einführung der Baumwollindustrie einen mächtigen wirtschaftlichen Aufschwung genommen; bald beschränkten sich seine Fabrikanten nicht mehr auf die Kattundruckerei, zu der sie das Halbfabrikat bei den im Elsaß gelegenen Webereien erwarben, sondern kauften nach dem bewährten Vorbild der Schweizer den Baumwollrohstoff zumeist selber ein und ließen ihn zu den von

*) Herrn Karl Walter-Stuttgart (früher in Mülhausen) sei für die nachdrückliche Unterstützung bei der Beschaffung der diesem Aufsatz beigefügten Abbildungen aus dem alten Mülhausen herzlich Dank gesagt.

Der Verfasser.

ihnen benötigten Geweben verarbeiten. Um 1785 stellten sie bereits jährlich 200 000 Stücke Tuch her. In reichem Maße kam ihre Betriebsamkeit auch den unter französischer Herrschaft stehenden Umwohnern zugute; von den 8000 Kattundruckern, die sie damals beschäftigten, kamen nahezu 5000 aus den umliegenden Ortschaften tagtäglich in die Stadt zu ihrer Arbeitsstätte. Ferner wurde die Hälfte der zu Mülhausen verarbeiteten Gewebe in den — z. T. allerdings den Mülhauser Fabrikanten selbst gehörigen — Webereien der benachbarten Vogesentäler und des Sundgaus hergestellt. Von Mülhausen unternommene Neugründungen zahlreicher Kattunfabriken auf elsässischem Boden, wie in Sennheim, Wesserling und Rappoltsweiler, erweiterten die so geschaffenen Verdienstmöglichkeiten, durch die das in manchen Gegenden herrschende Elend gemildert wurde.

Mülhausens Lage als Enklave inmitten eines fremden Staatsgebietes brachte zunächst der Industrie des kleinen Freistaats keine Beeinträchtigung, da ja das „Ancien Régime" die als wirtschaftspolitisches Ausland behandelte Provinz Elsaß nicht in die französischen Zollschranken einbezogen hatte und infolgedessen der Mülhauser so gut wie der Elsässer Kaufmann



Mülhausen im Jahre 1642

erst an der Grenze des Elsaß gegen das innere Frankreich auf französische Zollstätten stieß. Obendrein genossen die Mülhauser noch auf Grund der Privilegien, die die Eidgenossen in Frankreich besaßen, erhebliche Bevorrechtigungen und Erleichterungen in Handel und Wandel. Gerade dieser Umstand erregte aber auf die Dauer die Mißgunst bei den anfänglich durch Mülhausens Vorbild mächtig angespornten elsässischen Fabrikanten; diese hatten zudem im Gegensatz zu den nur von geringen Abgaben betroffenen Angehörigen des kleinen Freistaats den in Frankreich wie im Elsaß ständig wachsenden Steuerdruck in Rechnung zu setzen, traten also in jeglicher Hinsicht unter wesentlich erschwerten Bedingungen in den wirtschaftlichen Wettbewerb ein. Der Schiffbruch einiger elsässischer Webereien beim Ausbau ihres Betriebes nach Mülhauser Vorbild (d. h. durch Angliederung einer Kattundruckerei), Schwierigkeiten bei der Anwerbung von Arbeitskräften, an denen nach dem Glauben der elsässischen Fabrikanten die Mülhauser die Schuld trugen, verschärften die Unzufriedenheit. Aus dieser Mißstimmung heraus erwuchs neben dem in Frankreich allgemeinen Ansturm gegen die schweizerischen Handelsprivilegien insbesondere im Ober-Elsaß die bestimmte Forderung, die Regierung solle Mülhausen zur Preisgabe seiner bevorzugten Stellung und zur Anerkennung der französischen Staatsoberhoheit zwingen. Bereits im Jahre 1772 wurde eine Denkschrift dieses Inhalts von Belfort aus dem Minister des Auswärtigen zugesandt, von diesem aber aus politischen Gründen — d. h. mit Rücksicht auf die Eidgenossen — mit ablehnendem Bescheid zurückgegeben.

Ein im Juli 1785 vom Minister Calonne zu Gunsten der neuerrichteten Indischen Kompagnie erlassenes strikktes Einfuhrverbot für nicht französische Baumwollstoffe traf die Elsässer wie die Mülhauser gleich schwer und zwang sie beide zur Abwehr. Zuerst gelangten die Elsässer mit ihrer Arbeit am Pariser Hof zum Ziel; am 13. November wurde durch königlichen Beschluß allen Fremden die Errichtung neuer Tuchfabriken in Frankreich gestattet; zugleich wurde den Fabrikanten der bisher als zollpolitisches Ausland behandelten französischen Provinzen für von ihnen gedruckte Tuche, die als Halbfabrikate aus Frankreich oder von der Kompagnie bezogen oder wenigstens in den genannten Provinzen selbst hergestellt worden waren, die freie Einfuhr nach Frankreich, für die auf ausländischem Gewebe gedruckten Tuche die freie Ausfuhr nach dem Auslande zugestanden.

Größeren Schwierigkeiten begegnete die Mülhauser Gesandtschaft. Als sie sich an den damals in Paris weilenden Intendanten des Elsaß, Marquis de la Galaizière, der ihnen als Vertrauensmann diente, wandten, erhielten sie von diesem, wie uns einer der Gesandten, Josua Hofer, in seinen Aufzeichnungen berichtet, den befremdenden Bescheid: „er habe unser Anliegen recommandiert, allein man meyne, wir sollen, um die Gleichheit der Handlung zu erhalten, die Souverainitaet des Königs erkennen, man werde uns gute Bedingnuße machen". Ein deutliches Anzeichen dafür, daß man in Regierungskreisen sich bereits ernsthaft mit den früher abgelehnten Forderungen der oberelsässischen Fabrikanten beschäftigte! De la Galaizière sollte offenbar zuerst mit seinem Fühler den Boden sondieren; als man bei der Gegenseite mit dem Ansinnen auf keinerlei Gegenliebe stieß, wurde es nachher offiziell auf das entschiedenste verleugnet. Schließlich gelang es den Bemühungen Josua Hofers, die rechtliche Gleichstellung der Mülhauser Fabrikanten mit denen des Elsaß durch königlichen Beschluß

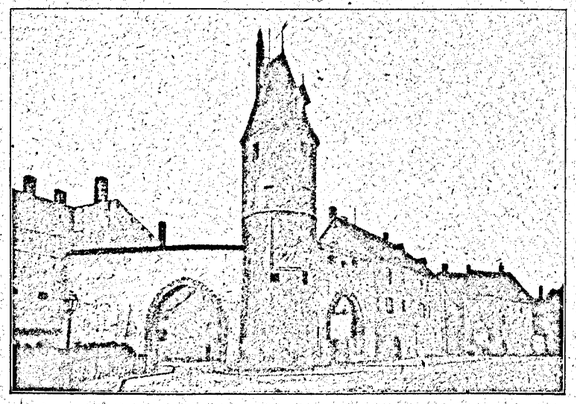
vom 23. Februar 1786 zu erwirken, wobei allerdings die Bedingung gestellt wurde, daß die Mülhauser sich auch den Anordnungen und der Aufsicht der französischen Aufsichtsbeamten zu unterwerfen hätten. Trotz dieser immer noch empfindlichen Einschränkungen schien im Grunde jetzt alles in bester Ordnung; der kleine Freistaat konnte aufatmen und der in Kürze zu erwartenden Verwirklichung seines heiß erstrebten politischen Zieles, der Wiederaufnahme als vollberechtigtes Mitglied in den Bund der Eidgenossen, frohgemut entgegensehen.

Allein der Himmel verdüsterte sich rasch von neuem. Der Widerstand der innerfranzösischen Fabrikanten gegen die dem Elsaß wie den Mülhausern gewährten Vergünstigungen stellte alsbald wieder die mühsam errungenen Zugeständnisse in Frage; diese Gefahr schloß die sich bisher scharf bekämpfenden Konkurrenten, die Industrie des Elsaß und die des Freistaates, zu gemeinsamer Verteidigung ihrer Interessen zusammen und veranlaßte die Entsendung einer gemeinschaftlichen Gesandtschaft nach Paris. Die Verhandlungen zogen sich aber in die Länge, so daß vorläufig wenigstens keine nachteilige Entscheidung fiel.

II.

Neun Jahre Ringen um Freiheit und Recht. Der Freiheit Untergang.

Im März 1789 traf dann aber ein erster, verhängnisschwerer Schlag den kleinen Freistaat. Unter dem Eindruck der schweren Handelskrise des Jahres 1788 wurde das Einfuhrverbot für fremde Baumwolltücher in Frankreich erneuert; nur das Elsaß erhielt die Vergünstigung, daß es selbst fabrizierte Tücher zu einem Zollsatz von 25 %, die auf derartige Halbfabrikate gedruckten Kattunstoffe zu einem Satz von 53 % nach Innerfrankreich einführen dürfte, während Mülhausen die ihm früher zugestandenen Vorrechte verlor und die Einfuhr seiner selbst hergestellten Halbfabrikate in Frankreich verboten, die seiner gedruckten Stoffe nur zu dem alten Zollsatz von 95 % gestattet wurde. Damit war die Gleichstellung Mülhausens mit dem Elsaß endgültig aufgehoben und die Stadt in diesem schweren Kampfe ganz auf sich selbst angewiesen. Da man ihr nicht einmal die Einfuhr der im Vertrauen auf die Verordnung von 1786 fabrizierten Kattune gestattet, erlitten die Mülhauser Fabrikanten schwere Verluste; sie sahen sich gezwungen, den größten Teil ihrer Betriebe still zu legen.



Turm mit Stadtbefestigung

Noch bedenklicher wurde die Lage dadurch, daß seit Ende 1788 die Frage der Umgestaltung Frankreichs zu einem einheitlichen Zollgebiet und der Verlegung der Zollschranken auf die äußeren Staatsgrenzen unter Einschluß der bisher als Ausland behandelten Provinzen wie in ganz Frankreich auch im Elsaß lebhaft erörtert wurde, und daß schließlich die Forderung der Beseitigung aller Binnenzölle von den auf eine Staatsumwälzung drängenden Kreisen mit Eifer auf den Schild erhoben wurde. Französische Zollschranken vor den Toren Mülhausens — das wäre einer Erdrosselung des ganzen Handels und Wandels der Stadt gleichgekommen! Die überwiegende Mehrheit der Mülhauser Bürgerschaft sah daher der Entwickelung, die die Dinge in Frankreich nahmen, mit Besorgnis entgegen. Man traf alle Vorkehrungen, um das kleine Staatswesen möglichst sicher durch den drohenden Sturm zu schiffen. Auf seine Bitte um Rat und Hilfe erhielt der Stadtrat von den Eidgenossen freundlichen Bescheid; um die Stimmung der Bürgerschaft in der Hand zu behalten und allen Schritten, die der französischen Regierung gegenüber notwendig werden sollten, die unerläßliche breite Basis zu sichern, ließ sich der Rat einen dauernden Ausschuß von 40 Mann aus den Zünften hergeben und berief auch mehrfach die ganzen Zünfte zur Entgegennahme eines Vortrags über die Lage zusammen. Man war überzeugt, daß es für die schwebenden Fragen, die sich nicht minder um die Aufrechterhaltung des Mülhauser Marktes denn um die Fürsorge für die industrielle Ausfuhr drehten, bei der ganzen Lage der Stadt nur eine Lösung gebe: möglichste Anpassung an die neue Ordnung der Dinge in kommerzieller Hinsicht und gütliche Vereinbarung mit dem die Stadt umklammernden übermächtigen Nachbar („unsere Lage seye so beschaffen, daß wir unser Comercium von dem im Land nicht trennen können"). An eine Preisgabe der politischen Selbständigkeit dachte niemand im Ernst. In diesem Geiste entschloß man sich am 31. Oktober 1789 zur Entsendung einer Gesandtschaft nach Paris an Minister und Nationalversammlung, um in neuen Verhandlungen die drohenden Gefahren ein für allemal abzuwehren und die schwebenden Angelegenheiten endgültig in Ordnung zu bringen.

Wir müssen uns im Folgenden bei der Schilderung der sich endlos durch fast 8 Jahre hinziehenden Unterhandlungen auf die Hervorhebung des Allerwichtigsten beschränken. Mülhausen konnte seine wirtschaftliche Existenz unter gleichzeitiger Behauptung seiner staatlichen Unabhängigkeit nur wahren, wenn ihm eine Vereinbarung mit Frankreich gelang, die sein Gebiet in zollpolitischer Hinsicht dem französischen Inland gleichstellte, oder der Stadt wenigstens den unbeschränkten und zollfreien Durchgangsverkehr mit dem nicht französischen Ausland zugestand. Ministerium und Regierung in Paris zeigten sich fürs erste einem Entgegenkommen nicht abgeneigt, schon mit Rücksicht auf das alte Bundes- und Freundschaftsverhältnis, das die Eidgenossenschaft mit Frankreich bisher verknüpft hatte; denn auch die leitenden Politiker des revolutionären Frankreich suchten zunächst diese guten Beziehungen möglichst zu erhalten und wurden seit Anfang 1792 von dem neu ernannten Gesandten in der Schweiz, dem klugen François Barthélémy, der in außenpolitischen Dingen stets zur Mäßigung riet, in diesem Bestreben aufs eifrigste unterstützt.

Die Mülhauser Gesandten stießen aber überall auf die rücksichtslose Gegenarbeit ihr alten Feinde, der oberelsässischen und innerfranzösischen Fabrikanten, die wie schon früher erneut nachdrücklich die Beseitigung der — überdies in ihrer Rechtmäßigkeit angefochtenen — Staatshoheit Mülhausens durch Vertrag, und wenn nötig, auch durch Zwang und Gewalt verlangten. So z. B. Mengaud père aus Belfort 1791: „Nichts ist für die Nation unerträglicher als die Häuflein Außenseiter wie Mömpelgard, Mülhausen u. a.; sie überfluten das Königreich mit schlechten Schmuggelwaren zum Schaden unserer Fabriken und

nehmen uns die notwendigsten Lebensmittel fort; lassen sie sich nicht zur Vernunft bringen, so muß man sie eben aushungern, nichts hinein und heraus lassen, allen Elsässern den Besuch ihrer Markthallen und Märkte verbieten ..." Es kam darüber zu einem heftigen Federkrieg, der mit zahlreichen Flugblättern und Broschüren die Oeffentlichkeit beschäftigte. Besonders gefährlich war es, daß die Fabrikanten in der Verwaltung des Departements Haut-Rhin, vor allem in dem hitzköpfigen Colmarer Abgeordneten J. B. Reubell, unentwegte Wortführer fanden. Ihr Widerspruch und der rasche Wechsel der Regierungen verhinderten die endgültige Ratifikation eines am 22. September 1791 vereinbarten, der Stadt Mülhausen entgegenkommenden Vertrages; aber es gelang ihnen zunächst nicht, die leitenden Männer zu einem schroffen Vorgehn gegen die kleine Republik zu gewinnen, da diese üble Weiterwirkungen auf die Schweiz befürchteten. Stillschweigend behandelte die seit Mitte 1791 eingerichtete Zollverwaltung Mülhausen bis auf weiteres als Zollinland.

Die an sich schwierige Lage wurde nun aber mit einem Schlage bedenklich verschärft durch den Pariser Schreckenstag vom 10. August 1792, die Ermordung der Schweizergarden bei der Erstürmung der Tuilerien und durch die scheußlichen Septembermorde, die ebenfalls vielen Schweizern das Leben kosteten. Diese Vorgänge verfehlten wie in der übrigen Schweiz so auch in Mülhausen ihre Wirkung nicht und erstickten jede bei vereinzelten Gruppen etwa sich meldende Neigung zu einem Anschluß an Frankreich im Keime. Es bildete sich jetzt sogar eine beträchtliche Minorität unter der Bürgerschaft, die auch von einem gütlichen Vertrag mit Frankreich nichts mehr wissen, sondern unter Beibehaltung des Provisoriums abwarten wollte, wohin sich die Dinge in dem brodelnden Revolutionskessel entwickeln würden. Die Stadt nahm dann auch der eidgenössischen Tagsatzung vom 15. September teil, wo die Schweiz, der erregten öffentlichen Meinung Rechnung tragend, die offiziellen Beziehungen zu Frankreich abbrach. Barthélémy konnte aber immerhin noch den Erfolg buchen, daß die Eidgenossen trotzdem weiterhin an der von ihnen bisher beobachteten tatenlosen Neutralität festhielten und ihn wenigstens als nichtoffiziellen Agenten der französischen Regierung im Land duldeten. Demgemäß war auch Mülhausen von Zürich wie von Bern zur äußersten Vorsicht ermahnt und vor jedem „unklugen" Schritt gewarnt worden.

In diesem Augenblicke holten aber die der Stadt feindseligen Kräfte im Ober-Elsaß, wohl in Erwartung des endgültigen Bruches zwischen Frankreich und der Schweiz, zu einem neuen Gewaltstreich aus. Obwohl das Zollwesen Sache der Pariser Zentralverwaltung war und die Departements auf diesem Gebiete keine selbständigen Maßnahmen treffen durften, beschloß noch am 22. September der Generat des Departements Haut-Rhin zu Colmar die schon Ende 1791 einmal geplante Errichtung einer Zollpostenkette rings um Mülhausen. Wenn auch den Herren nachträglich einige Bedenken kamen, und sie sich deshalb zunächst um Einholung der Genehmigung des Ministeriums bemühten, so warteten sie doch schließlich dessen Bescheid gar nicht ab und griffen auf eigene Faust am 7. November zur Ausführung ihres Beschlusses. Die auf diesem Wege unrechtmäßig und gesetzwidrig über Mülhausen verhängte Zollsperre blieb von da an — trotz des formellen Einspruches der Pariser Zentralregierung nur vorübergehend gemildert — Jahre lang in Kraft. Zur richtigen Erfassung des geschichtlichen Zusammenhanges, in den diese Maßnahme gehört, brauchen wir uns nur zu vergegenwärtigen, daß in den gleichen Herbstwochen des Jahres 1792 die Franzosen mit ihren Truppen Savoyen unterwarfen und nach dem Scheitern eines ersten Handstreichs auf das der Eidgenossenschaft als zugewandter Ort angeschlossene Genf diese Stadt unter ganz ähnlichen Verhältnissen wie Mülhausen mit einer Zollkette umgaben, um sie auf diese Weise allmählich mürbe zu machen; wenige Wochen später bemächtigten sich französische Truppen von dem schon im Frühjahr widerrechtlich besetzten Pruntrut aus des den katholischen Orten der Eidgenossenschaft verbündeten Territoriums des Bischofs von Basel und hielten nun von diesem zur „rauracischen Republik" (27. Nov. 1792) ausgerufenen Gebiete die Nordwestschweiz, insbesondere Basel, unter verschärftem Druck. Es handelt sich also um nichts weniger als die erste große Generaloffensive der neuen französischen Republik gegen die Schweiz in deren Rahmen auch der Zollkampf gegen Mülhausen gehört; Frankreich setzt von den Außenposten im Norden und Süden aus — wie heute wieder — jene Zange an, deren Druck allmählich auch den Kern der Eidgenossenschaft zermürben sollte. Unter diesen Umständen werden französische Geschichtsschreiber uns schwerlich glaubhaft machen können, daß in einem so scharf zentralisierten Staatskörper wie ihn das revolutionäre Frankreich darstellt, dies ungesetzliche und unbotmäßige Verfahren des Departements Haut-Rhin auf die Dauer möglich gewesen wäre, wenn die Minister in Paris ihren schön klingenden Versicherungen und der Erkärung, daß man nur „par la douce fraternité" die Nachbarn an sich ziehen wolle, ernstlichen Nachdruck verliehen hätten. Im Gegenteil: Die Sache wuchs sich bald — wenn sie nicht von vornherein so angelegt war — zu einem hinterlistigen Doppelspiel aus, bei dem das interessierte Departemente das Odium des brutalen Machtstandpunktes auf sich zu nehmen hatte, während die Regierung, die Genf gegenüber, wo man sich nicht so gebunden fühlte, den Zollkampf selbst einleitete, sich hier die Hände in Unschuld waschen und „pour sauver les dehors" den Mülhausern mit allgemeinen, aber freundlich gehaltenen Zusagen und Versicherungen aufwarten konnte.

Mit dieser Auffassung stimmt die Beobachtung überein, daß durch die alsbald nach Paris entsandte Mülhauser Gesandtschaft zwar unschwer eine rechtsgültige Kassation des ungesetzlichen Beschlusses des Departements Haut-Rhin erwirkt wurde, daß diese aber trotz aller schönen Worte von Regierung und Parlament praktisch ohne jede Wirkung blieb. Die Gesandten fanden in Paris für ihre weiteren Bemühungen bereits einen so ungünstigen Boden vor, daß sie vorübergehend einen reichlich verzweifelten Schachzug wagten und den französischen Machthabern den Abschluß eines Zollvertrages als die unerläßliche Vorstufe für eine endgültige Vereinigung des kleinen Freistaats mit der Republik schmackhaft zu machen suchten. Dieser Gedankengang, kaum vorgetragen, verschwand zwar sofort wieder aus der Erörterung; aber nur die Erwägung, daß man es noch nicht zum endgültigen Bruch mit den Eidgenossen kommen lassen dürfe, hielt die tatendurstigen Pariser Herrn von einer sofortigen Inangriffnahme der „Reunion" Mülhausens zurück. Da nämlich die Mülhauser, durch verschärfte Maßnahmen ihrer Colmarer Gegner nun auch in der Lebensmittelzufuhr ernstlich bedroht mit einem erneuten Hilfsgesuch und einer eindringlichen Schilderung ihrer verzweifelten Lage in der Schweiz eine nachhaltige Wirkung erzielten, riet Barthélémy dem Wohlfahrtsausschuß in Paris mit Rücksicht auf die Eidgenossenschaft dringend an, es möge bei dem ungebrochenen Widerstand der Stadt gegen eine „Vereinigung" die ganze Angelegenheit in Gütlichkeit beigelegt werden.

So ging denn nun der Pariser Ausschuß scheinbar auf den Gedanken eines Vertragsabschlußes ein und entsandte im Juli 1793 den Kommissar Catus nach Mülhausen mit dem offiziellen Auftrag, über die gegenwärtigen Handelsbeziehungen die zu einem Vertrage nötigen Informationen einzuziehen. Jetzt enthüllt sich aber für den Gutgläubigsten das wenig schöne Doppelspiel der Pariser Regierung; denn zu gleicher Zeit wurde Catus in einer Geheiminstruktion angewiesen, er solle durch eifrige Agitation unter der Bevölkerung in der Stadt den Boden für einen Anschluß an Frankreich vorbereiten. Man wollte also nach dem alten Rezept verfahren, wie in Genf, sollte aber in Mülhausen damit noch weniger Glück haben als dort!

Catus Bericht zeugt ebenso wie die Erzählungen Mülhauser Bürger (z. B. des Stadtsyndikus Hoser, des Industriellen Mathias Mieg, des Kaufmanns Engelmann und des Hutmachers Schlumberger) dafür, daß die Sympathien für die Revolutionsideale, die anfangs in einzelnen Köpfen in Mülhausen aufgeflammt

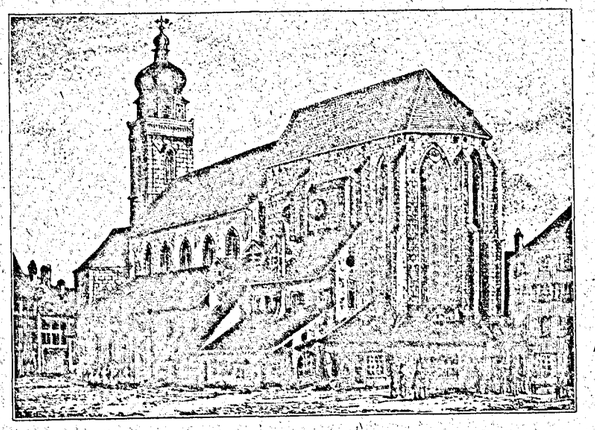
waren, und die einem Anschluß an Frankreich nicht ganz abgeneigte Stimmung gewisser Kreise der Bürgerschaft durch die Gewaltpolitik der Colmarer einen gründlichen Dämpfer erhalten hatten; trotz vielfacher Unzufriedenheit über die zurückgehende Verdienstmöglichkeit und über den hohen Preis und die Knappheit der sorgfältig rationierten Lebensmittel, trotz der Niedergeschlagenheit der Kaufleute und Industriellen, die durch die jahrelangen Verluste bereits ziemlich mürbe geworden waren, trotz der von Colmar her in den unteren Schichten der Bevölkerung betriebenen Hetze leistete die Bürgerschaft dem französischen Druck im großen ganzen entschlossenen Widerstand und ertrug alle Entbehrungen und Einschränkungen willig, weil sie von der von den Vätern ererbten Freiheit und staatlichen Unabhängigkeit nicht lassen wollte. So kam auch Catus' Mühlarbeit nicht recht voran; er befürwortete schließlich auch den Abschluß eines Vertrages, der den Mülhausern den freien Transitverkehr ermöglichte. Wollte man ohne Weiterführung der Gewaltpolitik, vor allem ohne einen aufsehenerregenden militärischen Gewaltstreich, wie er im Geschmack der Colmarer Herren lag, dem auch nach Catus' Urteil einzig für Frankreich annehmbaren Abschluß, der Reunion, näher kommen, so gab es dafür nach seiner Meinung einen ganz gangbaren Weg, den der Bestechung: man solle sich die Magistrate allmählich kaufen, und überhaupt einen vorsichtigen, mit dem genügenden Geld versehenen Agenten nach Mülhausen senden, der die Fähigkeit besitze, sich das Vertrauen der Mülhauser und der Colmarer zu gewinnen. Demgemäß kam es schließlich nach langwierigen Verhandlungen im Frühjahr und Sommer 1794 zu zwei Beschlüssen des Wohlfahrtsausschusses, die zwar die Zollgrenze zu Recht bestehen ließen, aber doch dem kleinen Freistaat für die Dauer von 15 Monaten einen freien, in der Einfuhr kontingentierten Durchgangsverkehr zusicherten und außerdem die Einfuhr bestimmter Bedarfsgüter aus dem französischen Gebiet zugestanden. Sie boten also wieder nur ein Provisorium, das unbedingt durch einen Handelsvertrag abgelöst werden mußte, wollte man dauernde Verhältnisse schaffen.

Gerade dies lag aber nicht in der Absicht der Pariser Machthaber; vielmehr sollten die widerspenstigen Mülhauser durch einen Zustand ewiger Ungewißheit, der natürlich auch ein wirkliches Wiederaufleben ihrer Industrie ausschloß, und durch das heimtückische Doppelspiel scheinbaren Edelmuts und mitleidsloser Schärfe vollends mürbe gemacht und zur Unterwerfung gezwungen werden. Dabei überließ man auch weiterhin in guter Regieleitung die Durchführung etwa noch notwendig erscheinender Maßnahmen äußeren Druckes, z. B. neuer Zollschikanen, der Colmarer Departementalverwaltung. Die Regierung in Paris dagegen stellte sich offiziell auf den Standpunkt völliger Uninteressiertheit, als sei ihr an einer Vereinigung des Freistaates mit Frankreich nichts gelegen. So sollten die Mülhauser, wenn sie mit ihrer Widerstandskraft am Ende waren, sich genötigt sehen, von selbst, also „freiwillig" um Aufnahme in den französischen Staatsverband zu bitten! Durch diese hinterhältige Taktik suchte man den bösen Anschein einer gewaltsamen Annexion zu vermeiden; „sauver les apparences" hieß das schon von Catus gepredigte Stichwort! In klarer Erkenntnis dieser Sachlage bemerkte der erfahrene Mülhauser Stadtsyndikus Hofer in seiner Chronik zum Jahre 1796: „Die Vereinigung unseres kleinen eingeschlossenen Territorii mit der großen Republik, unsere bequeme Lage in dem Ober-Rheinischen Departement war allezeit ein Hauptaugenmerk, dazu man uns zwar mit Gewalt nicht zwingen wollte, weilen es gar zu auffallend gewesen wäre. Aber indirekte Mittel, die nach den strengen Reglen der Staatskunst nicht ungerecht, aber doch etwas unbillich sind, nötigen gar oft den Kleinen, der von dem Großen abhängt, von selbsten das zu begehren, was man ihm nicht hätte aufdringen dörfen." Daß man in Frankreich in Wirklichkeit auf eine Reunion abzielte, gesteht auch Barthélémy in seinen Memoiren unverhohlen ein, indem er bemerkt: „Wie oft habe ich nicht die kleine Republik Mülhausen mit aller Schärfe verteidigt, auf deren Lostrennung von der Schweiz und Vereinigung mit Frankreich Reubell erpicht war. Wie oft stellte ich nicht vor, daß die französische Republik durch Erhaltung dieses kleinen, durch seine Industrie so schätzenswerten Staates in ihrem Schoße sich nur ehren würde! Aber ich verhehlte mir ebensowenig wie seine Einwohner, daß seine Bemühungen erfolglos bleiben würden, und daß sich allerhöchstens die Verschiebung der Reunion bis zum allgemeinen Friedensschlusse erreichen ließe."

Da alle weiteren Verhandlungen scheiterten, mußten sich die Mülhauser nach Ablauf der 15 Monate mit der Verlängerung des Provisoriums begnügen, bis Ende 1796 und Anfang 1797 neue, verschärfte Zollschikanen, vor allem die Unterbindung der Holzzufuhr, die gequälte Stadt in neue schwere Bedrängnis brachten. Die letzte Hoffnung auf eine günstige Lösung, die sich ihnen durch die Berufung ihres Freundes Barthélémy in das Pariser Direktorium (Mai 1797) eröffnete, ward durch den Staatsstreich des 18. Fructidor (September 1797) zunichte, der den Sturz Barthélémys und den Triumph Reubells, seines und der Stadt Mülhausen erbitterten Gegners, besiegelte. Mit diesem triumphierte eine Richtung, die in allen außenpolitischen Fragen rücksichtslos den nackten Machtstandpunkt vertrat. Da die neuen Machthaber offen auf den endgültigen Bruch mit der Schweiz hinarbeiteten, fühlten sie sich auch Mülhausen gegenüber an keine Rücksichtnahme mehr gebunden. Als die Gesandten des kleinen Freistaats angesichts der Aussichtslosigkeit weiterer Verhandlungen von Paris zurückkehrten, mußten sie berichten, man bemerke, „daß bey den Absichten der französischen Republic ihre Gränzen bis an den Rhein zu erstrecken und keine sogenante Enclaves mit eigener Souverainität dulden zu können, unsere Stadt und dero eingeschlossenes Territorium allezeit ein Gegenstand zur Vereinigung mache, die wir entweder selbsten begehren oder durch Tractaten als Austauschung und dergleichen zu erhalten trachten sollten. Gewalt werde man uns niemalen anthun, aber man hoffe, wir werden die Sperr in die Länge nicht aushalten."

Man wußte aber gut, daß die neuen Männer, wie Reubell, Bonaparte und ihr Anhang, wenn sich die Gelegenheit bot, auch vor einen Gewaltstreich nicht zurückschrecken würden, und daß man auf keinen Fall auf die Hilfe der in sich uneinigen Eidgenossen mehr rechnen dürfe. Die Besetzung der Jurapässe und Biels (12. Dezember 1797) durch französische Truppen und die Truppenzusammenziehungen an der Grenze des Waadtlands waren unmißverständliche Warnungszeichen. Auch waren die wirtschaftlichen Kräfte der Stadt bereits so stark mitgenommen, daß eine neue verschärfte Blockade, wie sie damals Genf über sich ergehen lassen mußte, ihren endgültigen Ruin herbeigeführt hätte. Um allem zuvorzukommen, schlug der Rat, da auch die eidgenössische Tagsatzung zur Nachgiebigkeit riet, vor, man solle den Anregungen der Pariser Machthaber entsprechend einen Antrag auf Aufnahme in den französischen Staatsverband stellen; auf diesem Wege ließ sich vielleicht noch eine bedingungslose Unterwerfung vermeiden. Am 3. Januar entschieden sich der Große Rat und die Vierziger mit einer Mehrheit von 97 gegen 5 Stimmen in diesem Sinne und luden für den folgenden Tag die gesamte Bürgerschaft zu einer Versammlung in der Stephanskirche ein, damit sie diesem durch den harten Zwang der Tatsachen unvermeidlich gewordenen Beschluß die letzte formale Genehmigung erteile. Diese, durch den langen Wirtschaftskrieg zermürbt, gab ihre Zustimmung, wenn auch schweren Herzens. Der herbe seelische Widerstreit, der die Bürger aufwühlte, schaffte sich während der in der Stephanskirche abgehaltenen Sitzung in ergreifenden Zwischenfällen Luft. Der alte Posamentierer Eck erklärte: „Wenn ich wüßte, daß Mülhausen nur um einen Mann stärker wäre als Frankreich, so würde ich sagen, wir wollen uns wehren; so aber, weil wir die Schwächeren sind, stimme ich für die Unterwerfung." Der alte Schmerber sprach mit einem Seufzer: „Was man nicht ändern kann, nehm' man geduldig an!" Der Glaser und Seckelmeister Schlumberger, von Jahren gebeugt, lehnte stillschweigend sein Haupt an eine Säule der Kirche und zerfloß in Tränen. In diesem Sinne wurde abgestimmt; die große Mehrzahl war gegen die Vereinigung, aber alle vernünftigen Leute fühlten, daß man dem Drucke der Umstände nicht länger widerstehen könne, und so wurde mit 595 gegen 15 Stimmen beschlossen, man wolle französisch werden. Diese auf zeitgenössische Berichte gegründeten Stimmungsbilder hat uns Matthias Graf in seiner 1819-1826 erschienenen „Geschichte der Stadt Mülhausen" überliefert; und ganz ähnlich gibt der gewiß nicht gegen Frankreich eingenommene Jacques Weber 1877 im 1. Jahrgang des Organs der nach Frankreich eingewanderten Elsässer, der „Revue Alsacienne", der Stimmung der Mülhauser während jenes entscheidenden Augenblicks Ausdruck: „Das Schauspiel war traurig. Beinahe alle waren entschlossen, der gebieterischen Notwendigkeit zu weichen, aber der Schmerz war nicht weniger lebhaft. Man bricht nicht leicht mit den alt-überlieferten Vorstellungen von Unabhängigkeit, mit den von den Vorfahren hinterlassenen Erinnerungen, und alle Vorteile einer neuen Ordnung können in der Folge die Sehnsucht nach dem alten Stand der Dinge nicht ersticken." Freude über diesen Entschluß empfanden nur recht wenige, vor allem das Häuflein Unzufriedener, die nichts zu verlieren hatten und von den Franzosen mit der Aussicht auf die Veräußerung des Gemeindebesitzes und die Verteilung des daraus erzielten Erlöses geködert worden waren. Diese verhängnisvolle Maßnahme ward denn auch in der Folge nach französisch-revolutionärem Muster durchgeführt; sie brachte dem einzelnen Bürger wenig Nutzen, wirft aber noch heute auf das Finanzwesen der Stadt ihre Schatten!

Mit verblüffender Eile traf noch vor der amtlichen Bekanntgabe des Entschlusses an die Pariser Regierung der französische Kommissar J. U. Metzger in Mülhausen ein zur Feststellung des Wortlauts des Vereinigungsvertrages und zur Durchführung der Umwandlung der Stadt in eine Munizipalität. Gab es eigentlich eine schlimmere Verhöhnung und Verdrehung des ganzen Sachverhaltes als den Wortlaut schon des allerersten Artikels des der Stadt aufgezwungenen Vereinigungsvertrags: „Die französische Regierung erhört den dringenden Wunsch der Bürger der Republik Mülhausen ... und erklärt sie für Franzosen von Geburt."? Das wehrlose Mülhausen mußte sich aber jetzt alles gefallen lassen und froh sein, daß alles noch so „gnädig" abging. Metzger wurde jetzt der maßgebende Mann in der Stadt; mit einigen Gehilfen arbeitete er zu dem geplanten Vereinigungsfeste ein ganz ausführliches Programm aus, das den „beglückten" Mülhausern bis ins einzelne vorschrieb, mit welchen Worten und in welcher Sprache sie die französischen Abgeordneten zu begrüßen, wann sie Begeisterung zu zeigen und „vive" zu rufen hatten. Es wurde nun allerdings dem alten Stadtrat zur Begutachtung vorgelegt. „Allein, da die Unabhängigkeit des Staates nun einmal in Trümmer gegangen war, so mochte es sich der ohnehin vergebenen Mühe nicht lohnen, einige teils alberne, teils die alte Mülhauser Konstitution beleidigende Punkte streitig zu machen; stillschweigend ließ man also den Plan mit allen seinen Gaukeleien gelten, welche die Zeremonienmeister und der französische Kommissar ersonnen hatten. Uebrigens war es damals im Schwange, das Volk in Frankreich durch allerhand Komödien und Blendwerk in einer Art Entzückung zu erhalten." So berichtet Mathias Mieg; und eine Schilderung des am 15. März 1798 programmäßig abgehaltenen Festes schließt der Mülhauser Kaufmann G. Engelmann in seinem Bericht über „die unglückselige Vereinigung mit Frankreich" mit den resignierten Worten:



Die ehemalige St. Stephanskirche auf dem Rathausplatze.

„Es war für jeden guten Bürger ein trauriger und schmerzlicher Tag; denn vorher waren wir frei und zahlten nichts, in Zukunft werden wir von andern abhängen und schwere Steuern zahlen müssen, wozu mit der Zeit die für sehr viel Leute äußerst peinlichen Requisitionen und Einquartierungslasten kommen werden. Eine weitere Last der Abhängigkeit wird künftig darin bestehen, daß alles, was unser Friedensrichter nicht schlichten kann, nach Colmar und von da nach Paris überwiesen werden muß unter schweren Unkosten, während bisher alle unsere Prozesse in unserer Stadt mit geringen Unkosten erledigt werden konnten."

Freilich: was sich in Mülhausen vollzog, war unausweichbares Schicksal; Rat und Bürgerschaft, die sich so lange wacker gewehrt hatten, brauchten sich jetzt wegen ihrer widerstandslosen Fügsamkeit keine Vorwürfe mehr zu machen; war doch an dem Tage, da die Mülhauser ihr großes „Vereinigungsfest" feiern mußten, die alte Eidgenossenschaft bereits dem Ansturm der Franzosen erlegen. Schon eine Woche vorher waren die französischen Truppen in Bern eingerückt, und eben in diesen Tagen brach auch der heldenhafte Widerstand der Genfer an der gleichen Aussichtslosigkeit wie der der Mülhauser zusammen. Der französischen Sturmflut schien fürs erste kein Damm mehr Einhalt zu gebieten.

III.

Nachspiel.

Schon das oben angeführte Wort Jacques Webers, daß alle Vorteile einer neuen Ordnung in der Folge die Sehnsucht nach dem alten Stand der Dinge nicht ersticken können, wies darauf hin, daß die Eingewöhnung der Mülhauser in den großen französischen Nationalstaat nicht reibungslos vonstatten ging. Die Stadt zog zwar wie alle mit dem Inlandsmarkt rechnenden Industrie- und Handelsstädte Frankreichs aus der Kontinentalsperre und der damit geschaffenen Konjunktur große geschäftliche Vorteile und ward auch durch die aus der Umgegend, insbesondere aus den Vogesentälern, einströmenden Neubürger — meist alte Arbeiter der Mülhauser Fabriken — die, obschon französische Untertanen, unter dem Zollkrieg und dem damit verbundenen Niedergang der Mülhauser Industrie schwer gelitten hatten — mit einem Bevölkerungselement erfüllt, das nicht an den alten Erinnerungen klebte und sich in seiner politischen Haltung von den übrigen Elsässern kaum unterschied. Auch mußte sich die Stadt natürlich dem napoleonischen Gewaltregime beugen und sich mit Genf seit dem Jahre 1802 sogar die dem Vereinigungsvertrag zuwiderlaufende Aushebung seiner Jungmannschaft widerstandslos gefallen lassen. Aber noch lebte in Mülhausens Altbürgerschaft der trotzige Sondergeist weiter und kam bei jeder sich bietenden Gelegenheit zum Durchbruch. Besonders bezeichnend ist die hübsche Anekdote, wonach der Mülhauser Maire dem Präfekten, als dieser seinem kühl auf-

genommenen Verlangen nach Niederlegung der alten Tortürme durch Berufung auf den ausdrücklichen Wunsch des ersten Konsuls (Bonaparte) Nachdruck zu verleihen suchte, die derbe Antwort erteilte: „Ich kümmere mich einen Dr... um den ersten Konsul".

Aber erst, als nach der Schlacht bei Leipzig Napoleons Stern sich neigte, konnte diese Gesinnung wieder neues, kräftigeres Leben entfalten. Allerdings gewann das Oberelsaß durch üble Franktireurtaten einzelner Bevölkerungsteile bei den Verbündeten einen bösen Ruf; auch kam insbesondere Mülhausen durch die Beteiligung einer Anzahl Neubürger und einiger Bürgersöhne an einem gegen die fremden Truppen geschmiedeten Komplott in schweren Verdacht. Aber der größte Teil der Mülhauser Altbürgerschaft stand solchen Unternehmen fern, ja, in ihrem Schoße erwachte, als die Bedingungen des Pariser Friedens, vor allem der grundsätzlichen Beschränkung Frankreichs auf die Grenzen von 1792, bekannt wurden, der Wunsch, Mülhausen müsse sich auf Grund dieser Bestimmungen die alte staatliche Selbständigkeit zurückverlangen. Einer der Hauptträger dieser Bestrebungen war der wackere Industrielle Mathias Mieg, ein mannhafter Vorkämpfer der alten Freiheit und erbitterter Gegner der Revolution und Napoleons; er hat uns in seiner 1816 erschienenen Geschichte der Stadt Mülhausen über diese Dinge einen eingehenden Bericht hinterlassen, den wir als bezeichnendes und treffendes Stimmungsbild im folgenden im Wortlaut einrücken:

„Vor Beschluß des Jahres 1814 ist noch der Umstand anzuführen, daß laut dem Friedenstraktate zwischen den Alliierten und Frankreich diese Monarchie auf ihre Länderbestimmungen vom Jahr 1792 eingeschränkt wurde, und die Stadt Mülhausen also jetzt wieder einige Ansprüche auf ihre ehemalige Unabhängigkeit und Verbindung mit Helvetien hätte machen können. Biel und Genf lieferten hierzu ein Beyspiel, doch mit dem Unterschiede, daß diese Orte durch Gewalt an Frankreich gekommen waren. (Freylich ist die Noth, welche Mülhausen zur Anschließung gebrungen, von der Gewalt nicht viel unterschieden.) So ließ sich auch mit einiger Zuversicht hoffen, bey den alten Bundesgenossen ein gütiges Gehör zu finden. In solcher Verlegenheit war, wie das Sprichwort sagt, guter Rath theuer. — Man sah Frankreich noch allerhand Stürmen bloßgestellt. Bei vielen Bürgern glimmte auch der alte Freiheitssinn wieder hervor. Gute Freunde besprachen sich untereinander, es hielt aber schwer, einen Entscheid zu fassen; unmöglich, laut französischen Gesetzen, sich gemeinschaftlich in öffentlichen Versammlungen zu berathen; als Rädelsführer aber aufzutreten, wäre ein gewagtes Spiel gewesen, und so verstrich eine Woche nach der andern. Man mußte also die Meynungen unter der Hand erkundigen. Da fiel wie natürlich die Hauptbetrachtung auf den Nahrungszweig (denn Freyheit ohne Brod hat wenig Anzügliches). Nun erhaltet Mülhausen sich bloß durch Handel und Gewerbe, und findet ihren Vortheil dabey, die Waaren sowohl nach Frankreich, als auch zugleich eine Parthey derselben im Auslande absetzen zu können, der Verkauf nach Frankreich müßte also, wenn die Stadt als fremd erklärt würde, durch das Verbot fast gänzlich wegfallen. Einen Handelstraktat mit Frankreich, auch unter lästigen Bedingungen zu erhalten, würde sehr zweifelhaft und niemals von langer Dauer gewesen seyn. An zahlreichen Exempeln, welchen Neckereyen aller Art Mülhausen als umschlossener Ort bloß gesetzt war, fehlte es nicht. Auch war nur wenige oder keine Hoffnung vorhanden, daß durch Vermittlung der alliierten Mächte ein Stück Land zu der Schweiz geschlagen würde, wodurch das Mülhauser Gebiet mit derselben angränzen konnte, und wäre auch dieser Zweck durch großen Summen erreichbar gewesen, wo sollte man denn das Geld hernehmen? Die Stadt ist verarmt, Gemeindegüter sind keine vorhanden; wie sollte man sich nun die Einkünfte zur Unterhaltung einer Republik verschaffen? — Freylich hätte dieses geschehen können, wenn die Einwohner sich auf eine gewisse Anzahl Jahre zur Bezahlung der diesmaligen Abgaben hätten verstehen wollen; allein hierauf wäre wenig zu rechnen gewesen, indem vielmehr das Extanzen-Register bald angefüllt worden wäre.

Uebrigens hätte Mülhausen, welches zu klein war, um einen Kanton zu bilden, nach diesmaliger neuer Schweizer-Verfassung, nicht mehr seine alte vollkommene Souveränität erhalten können, sondern wäre zu einem Gränzkantone geschlagen worden. Außer allem diesem war noch in Betracht zu ziehen, ob sich das neue Gouvernement die nöthige Kraft und erforderliche Achtung würde haben verschaffen können, oder ob solches nicht vielmehr mit der Denkungsart vieler Einwohner (welche an kein republikanisches System gewöhnt waren) oft in Streit geraten wäre. Dieses letztere ist keinem Zweifel unterworfen, sondern gewiß, daß die Befolgung einer neuen Ordnung und einschränkender Gesetze würde schwer gehalten haben. Wo wären überdies Männer ausfindig zu machen gewesen, welche sich, bey so bewandeten Umständen gern einer Magistraturstelle (und zwar mehrenteils ohne Gehalt) beladen hätten? Traurig würde man dann vielleicht wieder zu einer anderen Einrichtung haben zurückkehren müssen.—

Das Schicksal der Stadt Mülhausen, wird in Zukunft der Gewalt der Umstände überlassen bleiben müssen und ihr Loos nicht wohl von demjenigen des Elsasses getrennt werden können."

So sehr man die Erfolglosigkeit dieses Wiederaufflammens alten Freiheitssinnes nach über sechzehnjähriger Fremdherrschaft wird bedauern müssen, so kann man sich doch der eindringlichen Rechtfertigungsgründe Miegs kaum verschließen. Unausweichliche politische wie wirtschaftliche Klugheitsrücksichten ließen diese Pläne schon im Keimen ersticken, wie ja auch die Erörterungen, die einzelne elsässische Kreise mit den deutschen „Patrioten", besonders mit Arndt, wegen einer etwaigen Rückkehr des Elsaß zu Deutschland eingeleitet hatten, infolge der Aussichtslosigkeit der von den Elsässern als unerläßliche Vorbedingung bezeichneten Forderung, nämlich der Schaffung eines einigen, großen Deutschland, ohne jedes nach außen sichtbares Ergebnis bleiben mußten.

Die alte Bürgerschaft Mülhausens mußte sich also mit dem Gedanken abfinden, daß ihre Stadt die Geschicke des ganzen Elsaß zu teilen hatte und fürs erste französische Munizipalität blieb. Unter dem Zwange dieser Erkenntnis vollzog sich im Laufe der folgenden Jahrzehnte allmählich eine mehr innerliche Angewöhnung an den französischen Staatsgedanken, bis dann im Jahre 1848 der berüchtigte Blutsäufer und Diktator Cavaignac die bis dahin geltende alte Namensform der Stadt „Mulhause" durch das französierte „Mulhouse" ersetzte und damit die letzte äußere Spur des alten Freistaats tilgte. —

Damit stehn wir am Ende unseres Berichts. Der wahre Hergang jener „freiwilligen" Vereinigung ist schon längst für jeden, der es hören will, festgelegt durch die nun über ein Jahrhundert alten Mülhauser Geschichten von Mieg und Graf. Jacques Weber hat 1879 dann ihn erneut erzählt und die im Laufe des letzten Menschenalters der Staub der Archive entrissenen alten Mülhauser Chroniken haben in jeder Hinsicht bestätigendes und ergänzendes Material geliefert. Nichtsdestoweniger hat die große Geschichtsschreibung, insbesondere die französische, sich an die in dem Vereinigungsvertrag und in den Zeremonien der Vereinigungsfeier von Frankreich bewußt unterstrichene „Freiwilligkeit" geklammert und die ganze Angelegenheit zu einer rührenden, für Frankreich ehrenvollen Episode umgedichtet. Allein der Pariser Archivar Charles Schmidt hat ziemlich offenherzig der Wahrheit die Ehre gegeben, als er 1911 einige auf die Vorgeschichte dieser „Reunion" bezügliche Dokumente erstmalig veröffentlichen konnte. In seinem Buche, dem er den bezeichnenden Titel „Une conquête douanière („Eine Eroberung im Zollkrieg"): Mulhouse" gab, fällt er gleich im ersten Satze seiner Einleitung eine vernichtende Kritik über die schwungvollen Darstellungen der Art, wie wir sie zu Anfang kennen lernen: „Liest man die dem Direktorium gewidmeten Kapitel in den allgemeinen Geschichtswerken, so könnte man glauben, daß die Vereinigung Mülhausens mit Frankreich das schnelle Ergebnis einer plötzlichen Begeisterung gewesen wäre; das ist aber grundfalsch (il n'en est rien)." Weiter heißt es: „Beim Lesen dieser Dokumente erkennt man klar, daß der Handel ... seinem Wesen nach ein Wirtschaftsproblem war. ... Es war unentrinnbares Schicksal (il était fatal), daß von dem Tage an, wo die Zollgrenzen Frankreichs mit seinen politischen Grenzen zusammenfielen und zugleich die Tuch- und Kattunindustrie, die den Reichtum Mülhausens ausmachten, in Aufschwung kamen, die kleine, von einem französischen Departement umschlossene Republik, nach vorübergehenden Versuchen, in einer ungeklärten Existenz weiterzubestehen, zur Bitte um die Vereinigung mit Frankreich gezwungen werden würde." Schmidt meint nun allerdings auch das Verhalten Frankreichs rühmen zu müssen, da es von einer „annexion brutale", von einer an sich leichten militärischen Unterwerfung abgesehen habe: „Niemals umgab eine Postenlinie Soldaten den kleinen Freistaat; es war eine Postenkette von Zöllnern, die ihn einschloß und eroberte." — Als wenn die Anwendung solcher Machtmittel durch einen mächtigen Staat gegen ein kleines, ihm wehrlos ausgeliefertes Gemeinwesen mochte sie auch die äußere Form wahren („il faut sauver les apparences") in ihrer Wirkung nicht ebenso „brutal" wäre, wie die der militärischen Gewalt! Immerhin faßt Schmidt sein Urteil dahin zusammen: „Die Notwendigkeiten des Wirtschaftslebens zwangen Mülhausen zum Verzicht auf seine altüberkommene Freiheit."

Man darf nun nicht glauben, daß den Verfassern der zum Eingang erwähnten Broschüren, insbesondere den Herren Lavisse und Pfister, dieser Sachverhalt unbekannt geblieben wäre. Aber es ist jenem Teil der französischen Gelehrtenwelt, der seine Feder in den Dienst der chauvinistischen Propaganda gestellt hat, schon vor dem Kriege eine Art doppelter Buchführung zur wenig löblichen Gewohnheit geworden: der gleiche Forscher, der im Streben nach der Erkenntnis geschichtlicher Wahrheit in seinen für die wissenschaftliche Welt bestimmten Arbeiten so manchem den Franzosen ans Herz gewachsenen Märlein und mancher traditionell gewordenen falschen Ueberlieferung schonungslos zu Leibe ging, scheute sich nicht, in seinen für die breite Oeffentlichkeit berechneten Schriften die alten, von ihm selbst für falsch gehaltenen Legenden vorbehaltlos wieder vorzutragen und unter Anwendung des altüberkommenen nationalistischen Vorstellungskreises und Phrasenvorrats den von ihm für wahr erkannten Tatbestand durch eine täuschende und fälschende Hülle zu entstellen. Das ist seit dem Kriege natürlich nicht besser geworden.

Darum sollten auch die obenstehenden Ausführungen den wahren, nur allzugern von den Franzosen entstellten Sachverhalt für einen kleinen, aber überaus bezeichnenden Ausschnitt aus der elsässischen Geschichte nachdrücklich der Gegenwart ins Gedächtnis rufen, zumal er heute mit Hinblick auf die Schweiz und den Genfer Handel aktuelle Bedeutung im höchsten Sinne des Worts besitzt. Wieder kämpft „la France éternelle" mit den gleichen Waffen, um ihr großes Ziel, die Versklavung des ganzen Rheingebiets, zu erreichen. Wieder soll die Waffe des Wirtschaftskriegs den Widerstand der Schweiz zermürben. Und erst der Augenblick, wo Frankreich endgültig aus dem Rheintal verdrängt ist und auch Mülhausen wieder hat freigeben müssen, wird diesem allen Anrandern gleich gefährliche Spiel ein Ende bereiten!

Die Rebe.

Von Martin Schwendi.

Als ich im Herbst vorigen Jahres durch Thüringen wanderte, suchte ich eines Abends in einem Dorfe das Lehrerhaus. Der Lehrer war mir von Freunden als Landsmann aus dem Elsaß empfohlen worden, der sich freuen würde, einen Schicksalsgefährten beherbergen zu dürfen.

Ich schritt durch das Dörfchen und sah mir die Häuser an, da mir gesagt worden war, daß sich das Schulhaus von den übrigen Bauten nur dadurch unterscheide, daß an der Giebelwand ein Rebstock gepflanzt sei, der zwar noch keinen Wein bringe, aber in dem thüringischen Boden merkwürdig gut gedeihe. Als man mir dies sagte, stieg mir eine leise Erinnerung auf, daß ich schon einmal in meinem Leben mit einem Rebstock zu tun gehabt hatte, konnte aber im Augenblick keine Klarheit darüber gewinnen und vergaß es wieder. Bis ich hier im Herzen Deutschlands vor dem hübschen Häuschen stand, das so nette Fenster mit Blumen und weißen Vorhängen hatte, an dessen Giebel eine Rebe eben erst zur haben Höhe emporgeschossen war — da wußte ich es wieder: In Nordfrankreich war es gewesen, und mit der elsässischen Heimat hing es zusammen ...

Die Lehrersleute freuten sich, als sie unverfälschtes Straßburger Ditsch hörten. Die Freundschaft war rasch geschlossen, und nach einer halben Stunde saßen wir um den Abendtisch herum.

Nach dem Essen steckten wir uns die Pfeife an und sprachen über dies und jenes, und da begann ich, meinem Gastgeber die Geschichte jener Rebe zu erzählen.

* * *

Es war 1917 in der Gegend von Laon, da fand ich auf einem Friedhof der kleinen Stadt, in der wir etliche Wochen in einer ruhigen Stellung lagen, eine Grabinschrift, die mich neugierig machte. Ich pflegte in allen Ortschaften, die ich während des Krieges berührte, den Friedhof zu besuchen, da er meiner Wißbegier in mancher Hinsicht reichen Aufschluß gab über Bewohner und Geschichte des Ortes. Besonders fesselten mich die Namen der Familien, aus denen man sich allerlei zusammenreimen konnte. Und so fand ich denn beim Studium der Inschriften auf den schwarzen und weißen Marmorsteinen jenes Friedhofs den Namen: „Madame Marguerite Baillard-Ritzenthaler, née à Turckheim 1850, décédée le 8 mai 1916."

Ein Besuch beim Pfarrer brachte die Gewißheit, daß es sich um eine Elsässerin handelte, die nach dem Kriege 1870/71 nach dem Städtchen gekommen war. Er bezeichnete mir auch das Haus am Ausgang des Ortes, in dem die Tochter der Verstorbenen wohnte. Er selbst schien sich nicht gerne weiter zu äußern, und ich verzichtete daher darauf, von ihm etwas zu erfahren und suchte das Häuschen auf.

Das Städtchen war in früheren Zeiten einmal Festung gewesen und hatte aus jenen Tagen noch die Tore stehen, die den Eingang bewacht hatten. Ein alter Stadtgraben, jetzt zur Hälfte zugeschüttet, lief an den Resten der Mauer entlang, die meistens die Rückwand eines niederen Häuschens abgegeben hatte oder den Abschluß eines Gärtchens bildete, hinter dem der Efeu hochkroch und über die alten Steine ins Wasser herabhing. An diesem Graben mußte ich entlang gehen; ich hatte vorher schon oft diesen Weg genommen und die bunte Blumenpracht in diesen kleinen, versteckten Gärten bewundert. Nun sollte ich die letzte Türe suchen, die aus diesen Gärten heraus auf einem steinernen Pfad über den Graben führte, und die entgegen den wenigen Pförtchen altersschwacher Bauart noch neue Sandsteine aufweisen sollte. Ich entsann mich nicht, eine solche Türe gesehen zu haben; vielleicht war der Blick darüber hinweggehuscht, da er nur nach den farbenfrohen Schönheiten der Blumenbeete sah.

An einer Biegung des Grabens fand ich das Türlein. Zwei oder drei große Steinplatten in einem eisernen Rahmen lagen über dem Bach; auf der rechten Seite eine eiserne Stange als Halt, die Türe aus festem Eichenholz, darüber schwerer Sandstein, umsponnen von Efeu und wildem Wein. Die Mauer auf beiden Seiten in halber Höhe, daß man in den tiefer liegenden Garten hinab sah, der schön geharkte Wege aufwies und jetzt, im Hochsommer, in voller Blüte stand. Ein traulicher Winkel, der an einen Klostergarten erinnerte, umsomehr, als rechts und links die Nachbaranwesen durch hohe Mauern abgegrenzt waren, so daß kein fremdes Auge herüberdringen konnte; hinter dem Garten lag das Haus, einstöckig, mit hohen Fenstern, zierlich gebaut und doch mit einer fast schmerzlichen Linie, umrankt von einem Rebgewinde, dessen Wurzeln neben den Treppenstufen Fuß gefaßt hatten.

Die Reben zogen sich bis unter das Dach, spannten sich um die Fenster und griffen noch nach den Mauern der Nachbarhäuser über, um auf beiden Seiten noch eine Laube zu beschützen, die jetzt im Schatten lag.

Ich öffnete die Türe, die wunderbar leicht aufging, und trat einige Stufen hinab in den Garten. Ein süßer Duft wehte herauf, und ich hatte eine heimatliche Empfindung, die mich an den Garten meiner Großeltern erinnerte.

Aus einer der Lauben erhob sich eine Gestalt, die ich zuerst nur undeutlich sah. Beim Näherkommen erkannte ich eine Frau, die Mitte der Dreißig sein mochte, gut gekleidet war und mich mit forschenden Blicken betrachtete. Ich verbeugte mich höflich und sprach sie auf französisch an, daß ich Elsässer sei und mich freuen würde, hier in Frankreich eine Landsmännin oder doch eine Verwandte einer Landsmännin zu treffen.

Sie nickte flüchtig mit dem Kopf und antwortete mit einem abweisenden Lächeln, sie bedauere, nicht die gleiche Freude empfinden zu können — aber die Landsleute ihrer Mutter hätten ihrem Hause kein Glück gebracht. Da ich dies nicht verstand, konnte ich nichts darauf erwidern und beschränkte mich auf ein paar Bemerkungen über den Garten und über die Rebe, die so prächtig gediehen sei. Da huschte das gleiche Lächeln über ihr Gesicht: „Auch diese Rebe ist schuld daran!" Ich bat sie, mir zu verzeihen, wenn ich unbewußt irgend etwas berührt habe, das sie schmerze, und wollte mich entfernen, als sie unvermittelt fragte: „Sprechen Sie elsässisch?" Ich bejahte; da kam es zögernd über ihre Lippen, während ihre Hand an der Rebe zupfte: „Ich würde gerne wieder einmal elsässisch reden hören — Mutter liebte es so, und wir haben immer zusammen gesprochen —" Dann aber, als sei dieser Wunsch etwas Unrechtes, neigte sie den Kopf: „Adieu, mein Herr!"

Es war nicht so sehr Neugierde, was mich trieb, den Garten nach einigen Tagen wieder aufzusuchen, als innere Anteilnahme an dem Geschick der Frau, das irgendwie mit meiner Heimat zusammenhing. Ich wurde diesmal etwas freundlicher empfangen, durfte die Blumen anschauen und bekam zum Abschied einige Rosen, die ich mir in mein Quartier stellte.

Dann kam ich öfters, und eines Tages durfte ich in der Laube Platz nehmen und wurde zum Kaffee eingeladen. Damit war unsere Freundschaft geschlossen, und nach und nach erfuhr ich, warum die Elsässer der Familie Baillard kein Glück gebracht hatten.

Großvater Ritzenthaler war aus Türtheim verzogen, nachdem das Elsaß deutsch geworden war. Er haßte die Deutschen Heimat zu verbringen. So nahm er all seine Habe und zog in dies und glaubte es nicht ertragen zu können, sein Leben weiterhin in der Städtchen, wo ein Bekannter aus seiner Militärzeit ihm ein Häuschen und ein Geschäft nachgewiesen hatte. Er hätte es zwar nicht mehr notwendig gehabt, zu arbeiten, aber er sah voraus, daß es besser sei, noch irgend etwas zu unternehmen, was die Gedanken ablenkte, statt müßig herumzusitzen und sich im Heimweh zu verzehren. Und Heimweh bekam er, nachdem er kaum sechs Wochen aus Türkheim fort war. Die Vogesen fehlten ihm, und wenn er morgens aufstand, vor die Türe trat und dann nur das flache Hügelland vor sich sah, da war ihm der Tag verdorben. Als er aus Türkheim fortzog, hatte er sich zum Andenken an die Heimat einen Rebenschößling mitgenommen, den er vor das Haus pflanzte und auf den sich nun alle Liebe ergoß. Der

Rebstock erwiderte diese Liebe; er gedieh und wuchs, daß es eine Freude war. Darüber wurde Papa Ritzenthaler noch trauriger: „Ich hab die Heimat verlassen — aber die Heimat grüßt mich jeden Tag!“

Er ließ sich fast alle Zeitungen kommen, die im Elsaß erschienen, und verfolgte alles mit größter Aufmerksamkeit, und es schienen nicht nur schlechte Nachrichten darin zu stehen. Wenn er nachmittags von seinen Geschäften über Land zurückkam, setzte er sich in die Laube und trank seinen Kaffee — das heißt, der wurde meistens kalt, weil er erst die Blätter lesen mußte, die ihm über die Heimat berichteten, und manches Mal legte er die Zeitung still weg und trat zu seinem Rebstock, streichelte ihn wie ein Kind und dachte dabei wohl oft, ob es gut war, daß er das Elsaß verlassen hatte. ... Aber es war nichts mehr daran zu ändern. Großmutter mußte neuen Kaffee kochen, und dann setzte er sich an seinen Sekretär, der hinter dem Fenster neben der Laube stand, und schrieb seine Briefe. Der Rebstock schaute ins Fenster, und wenn Großvater Ritzenthaler aufsah, nickte er ihm zu.

Dann kam der Schwiegersohn ins Geschäft. Der Alte zog sich zurück. Jetzt las er nur noch, was aus dem Elsaß kam. Und wurde täglich trauriger. Der Schwiegersohn war tüchtig, ein hübscher, weltgewandter Mann, der das Geschäft hochbrachte; aber er war ein enragierter Politiker, der nur eines kannte: Rache an Deutschland zu nehmen. Und er war sehr enttäuscht, als sich eines Tages herausstellte, daß der Großvater nicht mehr auf dem Standpunkt verharre, daß das Elsaß unter allen Umständen wiedergewonnen werden müsse. Der Alte wies Briefe vor, die er von seinen Freunden aus dem Elsaß bekommen hatte; sie drückten sich sehr vorsichtig aus, aber es war doch zu erkennen, daß es ihnen wirtschaftlich nicht schlecht ging, und daß sie keine Sehnsucht danach empfanden, noch einmal den Kriegsschauplatz abzugeben. Er selbst war mit zunehmendem Alter in seinen Anschauungen ruhiger geworden, und als in jenen Tagen der Boulanger-Rummel hohe Wogen aufwarf, da schüttelte er den Kopf und weigerte sich, mitzumachen. Was der Schwiegersohn damit beantworten zu müssen glaubte, daß er den Alten aus dem Conseil Municipal hinausdrängen ließ. Damit war der Konflikt in der Familie ausgebrochen.

Nun setzte der Großvater seinen Dickkopf auf, und um dem Schwiegersohn zu zeigen, daß er doch recht habe, schrieb er einem alten Freunde aus Türkheim, er möge ihn besuchen. Der Freund kam, und er war derselben Anschauung wie Großvater, daß man nämlich an dem elsässischen Problem nicht mehr rühren solle. Er scheute sich nicht, das öffentlich zu sagen, und damit war die Kluft unüberbrückbar geworden. Der Schwiegersohn brach seine Zelte ab und verzog nach Paris, Frau und Kind zurücklassend; der Großvater aber war in der Achtung des ganzen Städtchens abgetan.

Er überlebte diese Zeit nicht mehr lange; als der Freund nach dem Elsaß zurückfuhr, brach sein Herz.

Für die Familie kamen nun schwere Tage, denn im Städtchen rührte sich keine Hand für die elsässischen „Verräter“, und so zogen sie sich in ihr Heim zurück, die Umwelt ganz außer Acht lassend. Aus Paris kamen noch etliche Briefe wegen der Erbschaft, dann wurde es auch da still, und als nach einigen Jahren Monsieur Baillard, Ritzenthalers Schwiegersohn, starb, weinten weder seine Frau noch sein Kind um ihn.

Die beiden lebten wie auf einer Insel. Was draußen zu tun war, besorgte die Magd, und sonst kümmerten sie sich nicht um die Weltgeschehnisse. Nur das Andenken an den Großvater wurde mit rührender Liebe gepflegt; dazu gehörte auch, daß man in der Heimatsprache sich unterhielt, so, als säße man in Türkheim und nicht mitten in Frankreich, und daß der Rebstock betreut wurde, der zur Familie gehörte, und ohne den sie nicht denkbar war.

Dann kam der Krieg. Er ging über das Städtchen hinweg, ohne daß die beiden Frauen viel davon verspürten. Es lagen deutsche Soldaten in den Quartieren rings umher, nur ihnen gab man keine. Der Bürgermeister wußte noch um die Geschichte von damals, und im ganzen Städtchen hatte sich der Name der „Verräter“ erhalten, so daß man aus patriotischen Gründen lieber keine Möglichkeit schuf, sie in allzunahe Berührung mit dem Feinde zu bringen. Als die Frauen davon hörten, lächelten sie verächtlich; sie waren die Gehässigkeiten der Nachbarn gewohnt und machten sich nicht viel daraus.

Und doch erfuhr die Mutter eines Tages, daß ein Elsässer im Städtchen lag, und dazu noch einer aus Türkheim. Sie stand im Garten und schnitt Blumen, als draußen zwei Soldaten vorbeigingen, die sich nichtsahnend im elsässischen Dialekt unterhielten. Ihr klang es so vertraut, daß sie meinte, sie stände wieder im alten Garten in Türkheim, den sie als junges Mädchen verlassen mußte, und ohne sich zu besinnen, rief sie die beiden Feldgrauen herein. Die waren nicht wenig verwundert, hier die Muttersprache zu hören; als sich dann herausstellte, daß der eine von Straßburg, der andere aber von Türkheim war, da kamen der alten Mutter Baillard die Tränen, und sie schluchzte wie ein Kind. Dann erzählten sie, und wenn der junge Landsmann auch manchen alten Herrn aus seinem Weinstädtchen nicht mehr kannte, der ihr in der Erinnerung als ein flotter, junger Bursche vor Augen stand, so wußte er doch manches, was sie mit Freude und Schmerz erfüllte. Vor allem war ihm der Garten vertraut, den ehemals die Familie Ritzenthaler besessen hatte, denn dort wohnte jetzt seine Liebste — — und da konnte er so manches berichten, was er gerne vom Herzen hatte, denn hier in der Ferne konnte er keinem davon sprechen, und der alten Dame gegenüber ließ sich so manches ausplaudern. Mutter Baillard erlebte ihre Jugend noch einmal, denn auch sie hatte an jenen Garten stille Erinnerungen, die mit den Jahren stark verblaßt waren, aber jetzt wieder lebendig wurden. Und als sich schließlich nach etlichen Besuchen fand, daß ihr Liebster von damals der Großvater „ihres“ Soldaten war, da schloß sie ihn ins Herz, als wäre er ihr Enkel.

So oft der junge Landsmann frei hatte, saß er bei Mutter Baillard, und er lebte da einen guten Tag, denn sie trug alles bei, was sie für ihn auftreiben konnte. Sie kannte keine andere Sorge mehr, als ihn zu verwöhnen, und er las ihr dafür die Briefe vor, die er aus Türkheim erhalten hatte, und in denen seine Mutter berichtete, daß sie sich an die Familie Ritzenthaler noch recht gut erinnere. Er war im Garten zuhause, und keines von beiden dachte mehr daran, daß sie im Kriege waren und daß die schönen Tage einmal ein Ende hätten.

Das Ende kam sehr rasch. Die Kämpfe bei Verdun hatten begonnen, und die Truppe des Türkheimers mußte eines Nachmittags Hals über Kopf aufbrechen, so daß er keine Zeit mehr hatte, Mutter Baillard Lebewohl zu sagen. Er schickte einen kleinen Jungen hin mit dem Auftrag, zu melden, daß er in einer halben Stunde abrücke und daß er ihr nicht einmal danken könne.

Als der Junge zu Mutter Baillard kam, saß sie gerade im Garten und holte Salat zum Abendessen, wobei sie sich die Freude des Soldaten ausmalte, wenn er den ersten Salat auf den Tisch bekäme. Sie starrte den Jungen an, als habe sie nicht verstanden; dann sprang sie auf, lief in die Küche, in den Keller, packte Brot und Fleisch zusammen, eine Flasche von dem guten Apfelwein, den ihr Soldat so gern getrunken hatte, brach eine Ranke vom Rebstock, der eben erst anfing, frischen Saft zu zeigen, und eilte nach dem Marktplatz, wo die Kolonne marschbereit stand. Sie fand auch noch ihren Soldaten, der sich herzlich freute, gab ihm den ganzen Korb, wie er war, schüttelte ihm die Hände und küßte ihn zum Abschied. Die Franzosen standen in einiger Entfernung drum herum und schüttelten mißbilligend ihre Köpfe. Mutter Baillard sah das nicht; sie sah nur ihren Soldaten, spürte das bißchen Heimatluft verwehen, das er mitgebracht hatte, und weinte, als die Kolonne sich in Marsch setzte und mit frohem Singen durch die kleinen, engen Straßen zu dem alten Tor hinauszog. Der Landsmann winkte, solange er sie sehen konnte, und sie stand stumm auf dem Marktplatz, bis ein alter Graubart sie anrief, was denn dabei zu heulen wäre. Da trocknete sie notdürftig ihre Tränen und lief nach Hause.

Und da geschah das Schreckliche. Französische Flieger, die den Abtransport der deutschen Truppen beobachtet hatten, warfen Bomben. Die letzte Bombe fiel vor dem Garten Mutter Baillards nieder und traf sie. Sie war sofort tot.

Der Pfarrer legte es als eine Strafe Gottes aus, weil sie dem Feind Vorschub geleistet habe. Die Tochter durfte sich seither nicht mehr auf der Straße sehen lassen.

Als ich Abschied nahm, war es Herbst, und der Rebstock hing voller Trauben. Ich steckte mir von seinen Blättern an den Helm und gab Mademoiselle die Hand: „Auf Wiedersehen nach dem Krieg — in unserer Heimat!“

* * *

Als ich geendet hatte, stand mein Gastgeber auf, schritt zum Bücherschrank und holte ein altes Buch „Geschichte der Familie Wuest“, schlug eine Seite auf und zeigte mir: „Hier — der Bruder meines Großvaters, Charles Ritzenthaler, wanderte 1873 von Türkheim nach Bruyères aus; seither nicht mehr erwähnt. — Als ich 1919 die Heimat verlassen mußte, nahm ich einen Schoß von unserm Rebstock mit — — — —

Nun blühen die elsässischen Reben im Herzen beider Länder .... Will's Gott, finden sich auch die Wurzeln wieder einmal zusammen!“

Ues minere Abedeckerzit.

von Fritz Bouchholtz.

In Owerfelde. 1. In d'r Abedeek.

„Heere“, het d'r Otto g'saat, „so jung kumme mier dreij doch nimmi zamme. M'r bliewe do im Gartehiesel sitze, d'r Schorsch sorjt fur de Wien, un dü, Fritz, verzehlsch uns ebs üs dinere Abedeckerzit,“ — „Ha, worum denn nit?“, haw ich g'saat und lüij m'r de Otto und de Schorsch an. Schun vun d'r Quinta an in d'r Realschüel bi St. Johann in Stroosburrj sin mier dreij d' beschte Friend g'sin. Un jetzt sin m'r alli dreij schun Babbe! Awer nix wie Maidele hammer. E Bü het d'r Storrich noch keinem gebroocht. Vor'm Schorch han mier zwei andre immer de greeschte Reschbekt g'het. Schun in d'r Unterprima het m'r ne als mit sim Schatz in d'r Schlupfkapp g'sehn, un es wurd b'haupt, daß 'm bi sinnere Hochzitt schun zwei Derchterle scheeni Gedichtle-n-uffg'saat han! Und jetzt isch'r Maire bi Stroosburrj und wiejt dreij Zenner.

D'r Otto het sich garnit verändert, wenn'r au schweri Sorje in de letschte Johr het g'het. Er isch allewiel noch d'r alt luschdig Adlethe-Sepp. Böjons het'r au de-n-Aerm wie d'r „Haut den Lukas, daß die Schelle wackelt!“ E strammi Frau het'r, e Schoffere, un wemmer ne fröijt: „Wieviel Kinder hesch?“, drno saat'r: „Wie ich dhamme furt bin gange, haw i aans g'het.“ (D'r Storrich wurd nämlich erwart bi d'r Madame Mathilde. Ob's bißmool e Kneckes wurd?)

Na, un vun mier verzeehl ich doch nix! Do bin ich doch viel ze b'scheide! Awer e Wiewel haw i, klaan un jolie, un e Verstand het's, wie e Professer! Un e Maidele lauft dheim rum vun zwei Johr; do müeß m'r nix wie lache, so Plään het die Krott im Kopf!

„Also, üs minere Abedeckerzit sell ich eich ebs verz ehle. Ihr kenne jo mini G'schichtlen, ihr Kaiwe. Awer wenn'r welle! Am scheenschte-n-isch's doch g'sin in Owerfelde. Wissen'r, wie ich als etudiant de dick Abedeeker Monard verdredde hab. Zwei Monet sin's g'sin, güet gelebt haw i un genüe Geld verdient furs neij Semeschter.

D'r Mösjö Monard isch e Jud g'sin, e herzensgüeter Mann, klaan un rund, mit eme kahle, blanke Schädde! un ere schwarze Muck am Kinn. Vun de Wissenschafte het'r nix meh g'halte. Awer e G'schäftsmann isch'r g'sin, sapristi! Was isch do ze wenni hab g'het, het'r ze viel g'het. Und mini Dante, wo au vun Jude abstammt, 's awer nimmi wisse will, het als g'saat: „Guck dem Juden was ab, dannn brauchst du nicht umzusatteln!“ Sie het unserer Famili immer Vorschläij züem Spare gen. „Dini Dante soll läawe!“, saat d'r Otto. Er isch immer ihr Fifi g'sin.

Eh bän, was ich sawe will: Wie ich zellemols z'erscht in d' Abedeck bin kumme mit'm Köfferle, het's m'r gegrüst. E klaani Buddick, ich hab g'schwind gelöjt, ob m'r au Senft un Häri verkauft. E Büeremaidel von ebe 45 Johr — in d'r Schlupfkapp het-se-n-als lies g'jähn wie drißig — isch hinterm Disch g'stande un het mich g'fröijt, was ich will. „Lüij do, miner collègue“, haw i gedenkt. 's isch awer s'alt Dienschtmaidel, s'Maria, g'sin, un mier zwei sin noch güeti Friend wore!“ — „Ja, ja, s'Marie isch e güeti Seel g'sin“, saat d'r Otto. (Sie het'm emol dreij Mark gelehnt!) —

Wie ich'm Marie g'saat hab, was ich will, isch si friendlich um de Rezeptierdisch züe m'r rumkumme, het m'r 's Köfferle abgenumme, het m'r d' Hand gänn un g'saat: „Ah, Sie sin d'r neij Herr Perwieser. Dis g'frait mi. 's isch niemeds d'heime, 's sin alli spaziere gange, numme d'r Herr isch im Hiehnerhofd.“ Do het sie mich in mini Stubb im zweite Stock g'fiehrt, het mich Kaffee drinke mache, un ehbe noch ere Stund, wie sie m'r alles vum Hüs un vum Dorf verzehlt het g'het, het se g'saat: „So, jetzt rüef ich de Herr!“ Ich bin au uffg'stande un züe d'r Düer nüsgedappt. Do sieh ich im Hofd e dicks Männel an eme Drohtgidder stehn, un hinter dem Gidder e Hahn un vier Hinkel erumgackle. 's isch d'r Monsieur Monard g'sin, wie so als stundelang het kenne stehn un sinne alerte Chanteclers züelüije. Drno het'r nix meh gewißt vun sinnere Famili un vun sinnere-n Abedeck.

's Marie het'm uf d' Schulter gedupst un g'saat: „Herr, do isch d'r Herr Perwieser!“ Do isch'r wie lies eme diese Schloof ufgewaacht, het sich langsam erumgedräijt, 's Käppel, wie er allewiel uf d'r Glatz het bäbbe g'het, gelupft un g'saat: „Bonjour, monsieur!“ 's Marie het sich ruckwärts widder ins Hüs gemacht, als mit'm Kopf friendli gewackelt, de Schurz mit de Händ glatt g'strüche un gelüijt wie e Mamme, wie e Fraid an ihrem Suhn het.

Wie d'r Herr Monard un ich do stehn nn uns anlöije, geht's Hofdor, un d' Famili kummt vun ihrem Spaziergang heim. So kurz un rund wie d'r Herr Monard isch g'sin, so lang und dirr isch d' Madame Monard g'sin. Was er züe wenni geredd het, diß het sie züe vill gebabbelt. „Ah, c' est monsieur le pharmacien! Vous avez eu un bon voyage de Strasbourg? Quoi de neuf de Strasbourg? Han sie schun Kaffee gedrunke? Charles, hesch dem Herr schun d' Stubb gezeit?“ So isch's als furtgange. Un wie ich g'schwind emol hab g'saat: „Merci, madame. 's isch alles comme il faut“, do het au d'r Monsieur Monard erlichtert ufg'schnüft un g'saat: „Oui, Henriettel, ich hab alles arrangiert.“ Drno het m'r d' Madame Monard — sie isch d' zweite Frau vum Monsieur Monard g'sin — ihri Stiefdochter vorg'stellt, d' Mamsell Georgette. 's isch e klaani Mamsell g'sin vun 18 Johr, hütt wie Milich un Aue un Hoor wie Bäch. Un d' Händ un d' Fieß so klaan wie vume zehjährige Maidele. (Ich hab bi mier gedenkt: Do bliesch ganz gern iewer d' Vakanze.) Sie het m'r 's Händele gän, het m'r garnit verschrocke in d' Aue gelüijt un silwrig hell gelacht. Un uff de Bäckele sin zwei rati Dipfele ufgeblüjt. Un ich hab gedenkt: Heidegickel noch emol! — Au zwei Büewe het d'r Monsieur Monard g'het, d'r eint uff d'r Owerprima in Dachwiller — wo d' Marie Hart gewohnt het — un d'r jingscht, s' einzig Kind, üs d'r zweite Eh', in d'r Quarta.

Jetzt het's zuem erschte Mol an dem Nomedaa in d'r Abedeck g'schellt. D'r Herr Monard isch nin gange, un ich ihm nooch. 's het aner fur zehn Pfenni „Umgewendter Napoleon“ (unguentum neapolitanum) verlangt. Un wie der furt isch g'sin, het m'r d'r Monsieur Monard sinner ganz Lade gezaijt, d' Offizin un's Näwestiwwel, d' Stoßkammer, d' Materialtkammer, 's laboratoire, de Keller, de Gläserbodde und de Derrbodde. Ich hab nit viel an d'r Abedeck finde kenne, awer im Monsieur Monard isch's Herz g'henkt an jedem noch so klaane flacon un Lädel und Hafe.

Middaas und oweds hawi imme güete Restaurant im Ort gesse. Awer 's Z'morjeesse und de Kaffee am Nomeda hammer zamme in d'r Wohnstub gedrunke. Viel Arweit het's in d'r Abedeck nit genn. Morjeds zwei Stunde, wenn d'r Dokter Sprechstund het g'het. Un an de zwei Märikdäij. Do isch's awer rüs- un ringange alle imme Immekorb.

Un do isch d'r Herr Monard iwwer anmol e ganz anderer Mensch worre, do isch'r in sim Element g'sin. Er het mit de junge Maidle karessiert, het den alte flattiert un fur jede Mann e güte Root g'het. Mit alle-n-isch'r per „Dü“ g'sin, un alli hen ne gere g'het. Ebb daß einer züem Dokter gange-n-isch, het er de Monsieur Monard g'fröijt. „Ihr verstehn jo noch meh wie e Dokter!“— „Ha jo, mache Blän!“, het'r drno als b'scheide g'saat, awer m'r het gemerikt, wie guet's 'm gedohn het. Drno isch d'r Monsieur Monard — ein Düen, ob's e Wiewel ob'r e Männel isch g'sin — im Näwestiwwel verschwunde, het d' Dier abg'schlosse, un d' Konsültation het ang'fange. Er het sini Lit kennt, d'r Herr Monard. Die Dumme het'r genumme. So haw i emol g'heert, wie'r imme Dauwe ins Ohr gebrielt het: „Weisch, Jerri, was Dü hesch?“ — „Nä, Herr Abedecker!“— „Dil? Dü hesch' Zentralnervesyschdem!“— „Jesses, Jesses, Herr Abedeeker, geht dis nim eweg?“— „Na, wenn de's noch lang hesch, kannsch alt were!“

Noch jeder Konsültation isch'r an de Spezialitäteschrank, het Stärkungsmittel erüsg'holt, het e Tee gemischt un Pilverle in e Lädel gedohn. D' Konsültation het nix koscht, awer d' Medikamente zwanzig bis fünfezwanzig Marik.

's isch jo au vorkumme, daß e Büersfrau am andre Daa alles widder gebroocht het und g'saat: „Minner Sepp het fur 20 Pfenni Bruschttee selle hole, un fur 20 Marik War het er heimg'schleif, dies Vieh!“

Wenn eso e güeter Märikda erum isch g'sin, het d'r Herr Monard s' Käppel erunterg'holt, d'r Platt mit'm Handballe poliert un sich eins gelacht. Drno het'r als e Fläschel eruffg'holt, un dis hemmer zamme gedrunke. Do het er politisiert un uf d' Schwoowe g'scholde odder uf d' Franzose, wie's grad gebaßt het. Oder er het Witzle verzehlt un gelacht, un gelacht, bis iwwer anmal d' Madame Monard kumme-n-isch und g'saat het: „Allons, allons, Charles, qu'est-ce que cela veut dire?“ Glich isch'r no widder rüewig g'sin. Un wenn ich nuf in mini Stub gange bin, het'r Kaff' gemacht, un ich hab ne bis nuff pfiffe here. De-n-andre Daa isch'r drno meischtens ellan uf Stroßburrj g'fahre, fur's Geld uff d' Bank ze drawe.

's Morjeds haw ich zwei odder dreij Stunde fur mich schaffe kenne. Dert haw ich züem erschte Mol die „Gotische Grammatik“ am Schlawittel g'het. Un wenn d'r Monsieur Monard emol in dis Büech gequckt het, ze het'r sich g'schiddelt. Im Marie, wie als morjeds d' Abedeck füüfer gemacht het, haw i die Deklinatione un d' Conjügatione häreg'saat. Sie het m'r andächtig züeg'heert un numme als g'saat: „O, was han Sie e gelehrter Kopf!“

Am Samschdaa isch im Hüs chabbes g'sin. D'r Monsieur Monard isch Vorsänger in d'r Gemein g'sin, un alli zamme sin se in de Tempel. An dem Daa het sich d' Madame Monard e Käs genn. Ihr Mann isch awer au doher stolziert mit' cylindre hinten uff d'r Platt un dem runde Bichel vorn, wie e Storich im Salat. Un wenn sie üs'm Temp l hame kumme sin, het d' Madame Monard g'schwind ihre große neije Hüet erunterg'angelt, het sich hinter's Fenschter vun d'r Abedeck g'stellt un alli Lit kritisiert, wo drüße verbi gange sin. „Mon Dieu, Charles, het d' Madame Lazare sich gemuschtert!“ oder „Lüij, Charles, su gäli Händschi brüech ich au noch!“ oder „Ma foi, het d' Mamsel Simone en ombrelle! Monsieur, draht m'r in Stroßburrj noch farwichi Sunneschirm?“ oder „Vois-tu, Charles, d'r Monsieur Cahn het e nejer Mantel an. Die hätsch au dinner neij Paletot anzeije sodde!“— Uf jedi Bemerikung vun sinnere Frau het d'r Herr Monard höfli g'saat: „Tiens, tiens!“— Schaffe het d' Madame nix derfe am Schabbes, un do het sie sich halt so d' Zitt verdriwwe. D'r Jingscht isch uff d'r Gass erumg'sprunge, so daß d' Madame Monard als Angscht het g'het, er könnt sinner frisch gewäsche Matrosekraawe drecket mache. D'r Groß het uff's Ubitür g'schafft.

Un 's Georgettel isch, wenn d' Alte-n-ihr Middasschläfel

gemacht han, ins Näwestiwwel kumme, wie wen sie ebs süche wodd. Ich hab drno mithelfe süche, awer m'r hän nie ebbs g'funde. Drno hän m'r uns anne g'setzt un uns verzehlt. Iwweramol sin zwei Stunde-erumg' sin. Dis het sie mache verschrecke, sie isch uffg'sprunge un het g'saat: „Au revoir, Monsieur, d' Zitt isch eso g'schwind vergange!" Un 's winzig Händele het se m'r gän. Dis isch ganz in minnere verlore gange. Un wiel sie's halt nit so ganz g'schwind het widder finde kenne, sin die Dipfele uff de Backe widder ufgeblüjjt. Un ich hab gedenkt: „Ei Heidegickel noch emol!"—

Noch ere Paus — ich hab m'r e Cigarettel angezunde — sjöjjt d'r Otto amol: „Het's Georgettel g'hirootet?" un drinkt sin Gläsel üs. — „Nan", saat der Schorch, „ich hab geheert, 's isch g'storwe" un schenkt d' Gläser voll. — „G'storwe?", saa ich. „'s Georgettel g'storwe? Dü arms klaans Bliemele! Küm ufgewacht, schun widder ing'schloofe!"

Un mier dreij alte Büewe sin wie uf aan Wort ufg'stande, han's Glas us's Georgettel üsgedrunke und han uns Güet Nacht g'saat.

Dü arms Georgettel mit dinnere Hütt wiß wie Milich, dinem Hoor und dine Aue schwarz wie Bäch un dinem silwrige Lache!

Bücherbesprechungen.

Hermann Stegemann, Der Kampf um den Rhein.*)

Das Ringen um die Rheinlinie, um die Herrschaft über den Rhein bildete den großen Hintergrund der Ausführungen Dr. Friedrich Königs in seinem Aufsatze „Frankreich und die westgermanischen Gebiete", den wir im Januarheft des laufenden Jahrgangs veröffentlicht haben. Wenn wir trotzdem heute diesem vielhundertjährigen weltgeschichtlichen Kampfe im Nachstehenden erneut einen solch breiten Raum gewähren, so geschieht es aus der Ueberzeugung heraus, daß die von uns behandelten Fragen unserer Heimat ihre volle Würdigung und Wertung nur dann finden können, wenn wir sie immer und immer wieder im großen Rahmen des europäischen Geschehens betrachten. Wir möchten mit der zusammenfassenden gedrängten Wiedergabe der großen Linien des Stegemann'schen Werkes aber zugleich unsere Leser auf den Reichtum des Buches aufmerksam machen, dessen wundervolle Sprache und lebendige Gestaltungskraft jeden in seinen Bann zu ziehen weiß.

Die Schriftleitung.

Es mögen wenige so berufen sein, der Oeffentlichkeit und vorab dem deutschen Volke vom Sinn und Lauf dieses Jahrtausende füllenden Ringens zu sprechen, wie Hermann Stegemann. Zwischen den Welten aufgewachsen, unserm Elsaß und der Schweiz innig verbunden, hat dieser tiefe und kluge deutsche Mensch frühzeitig all dem Widerspruchsvollen und Dunkeln der Grenzerseelen auf den Grund geschaut und zäh um jene Erkenntnisse gerungen, welche Natur und Geschichte nur dem ernsten Wahrheitssucher spenden. Er war zweifellos schon ein Wissender, als ihn der Weltkrieg hinausrief, um als Kriegsberichterstatter des „Berner Bundes" das gewaltige Trauerspiel unmittelbar zu beobachten, das er dann in einem vierbändigen, einzigartigen Werke zur Darstellung brachte. Und weil er ein Wissender war und in den 10 Jahren schwersten Erlebens und Arbeitens immer wissender wurde, mußte er auch sein jüngstes Buch schreiben. Es trieb ihn, uns zu zeigen, welchen Platz im geschichtlichen Kosmos sein universalhistorisch wägendes Urteil dem Einzelphänomen des Weltkrieges zuweisen mußte. Und darum entwarf er zu seinem älteren Werke die große Rahmenerzählung und schrieb — eine Geschichte des Kampfes um den Rhein.

Wir wissen, daß dieser Kampf seit Cäsars Tagen in der abendländischen Staatenentwicklung eine überragende Bedeutung gehabt hat, ja daß in ihm das Hauptstück der europäischen Politik auch dann beschlossen lag, wenn andere Leidenschaften und Nöte es im Bewußtsein der Völker und Staatsmänner untertauchen ließen. Aber so wie Hermann Stegemann hat es noch keiner unternommen, alle dem Stromgebiet geltenden Strebungen im Leben des Abendlandes und namentlich deren in die Weite ausgreifenden Wirkungen zu einem gewaltigen, dramatisch bewegten Berichte zusammenzufassen. Und es ist nichts mehr und nichts weniger als der Kampf der Deutschen um ihr nationales Sein oder Nichtsein, den er uns in ihrem Ringen um den Rhein begreifen läßt.

Ein für allemal ist dieser Sinn des Kampfes festgelegt durch die Natur des Stromgebiets und durch die Eigenart der beteiligten Völker. Festgelegt sind auch die strategischen Gesetze, die Stegemann zum erstenmal in großen Zusammenhängen behandelt:

Der Rhein trennt nicht, er verbindet seine Uferlande zu engster Lebens- und Schicksalsgemeinschaft. Wenige Zugangswege führen über die westlich vorgelagerten Gebirge von Frankreich zu ihnen herüber. Nur im äußersten Südwesten kommt durch die Senke zwischen Wasgau und Schweizer Jura die uralte Heerstraße vom Mittelmeer und Rhonetal zum Oberrhein. Um so gastlicher öffnet sich in Flußtälern und Pässen der deutsche Osten, und am Niederrhein weist der Lauf der Lippe fremden Eroberern die Bahn durch die westfälische Bucht ins Herz Nordwestdeutschlands. Der Strom selbst ist niemals eine wirksame militärische Grenze gewesen. Weder die barbarischen Wandervölker noch gar die technisch geschulten Heere der Römer und Franzosen hat er ernstlich zu hemmen vermocht. Wer frei und sicher auf dem einen Ufer sitzen will, muß das andre beherrschen. Und wer über das ganze Stromland gebietet, gebietet über die Lebensader Deutschlands und damit über Mitteleuropa; und vermag er sich gar auf die organisierte Kraft des europäischen Südens oder Westens zu stützen, so ist er der Herr des Kontinents, Herr auch über lebensnotwendige Bereiche Britanniens.

In Zeiten, da in Mitteleuropa bis tief in den Westen hinein noch alles in chaotischer Bewegung ist und der ganze große Raum erst anfängt, sich politisch zu füllen, erreichen und überschreiten deutsche Völkerschaften, den Kelten vor sich hertreibend, den Strom. Das schwerfällige und kulturell gereifte Römertum gebietet ihnen Halt, schiebt sich zwischen sie und die Keltenwelt und raubt ihr Freiheit und Eigenart. Rasch erkennen Caesar und sein Erbe, daß der Rhein die neuen Grenzen des Imperiums nicht zu schützen vermag. Aber der mit gewaltigen Mitteln unternommene Versuch, die Elblinie dauernd zu gewinnen, scheiterte an Armin und den Elementen. Nun sichert sich der Römer den Strom durch ein großartiges, auf organisatorische und technische Ueberlegenheit aufgebautes Verteidigungssystem, in das er selbstverständlich das ganze oberrheinische Stromgebiet und die Niederlande einfügt, und vor allem sorgt er durch eine verschlagene Staatskunst dafür, daß die Deutschen sich untereinander zerfleischen. Vier Jahrhunderte hindurch erwehrt er sich so mühsam der germanischen Flut. Dann bricht sein längst ausgehöhlter Staat zusammen, und die Sieger sättigen das Stromland von den Glarner Alpen bis zum Meer mit deutschem Volkstum, soweit heute noch die deutsche Zunge klingt.

Vom Norden her bemächtigt sich der Franke des römischen Galliens, drängt den alemannischen Rivalen vom Mittelrhein südwärts, wo sich dieser dann um so fester mit dem Oberland vermählt und trotz der politischen Herrschaft des andern sich in seiner knorrigen Bodenständigkeit ungeschwächt behauptet. Vom Mittel- und Unterrhein aus aber muß der Franke weiter greifen. Um 800 hat er alle deutschen Stämme in sein Weltreich hineingezwungen.

Die Enkel und Urenkel des großen Karl schaffen durch Teilungen die Voraussetzungen zum selbständigen staatlichen Leben der deutschen und gleichzeitig auch der keltoromanischen Welt des inneren Galliens. Das Mündungsgebiet mit den nördlichen friesischen Niederungen und alles Land zwischen Maas und Rhein werden zunächst Teile des kurzlebigen Lotharingischen Zwischenreichs und sind von 870 ab der Gegenstand des weltgeschichtlichen Kampfes zwischen dem westfränkischen Romanentum und unserer Nation geblieben.

Sieger ist zunächst der Deutsche; denn Frankreich versinkt noch für Generationen unter Karls hinsiechenden Nachfahren in den Wirrnissen eines schrankenlosen Feudalismus, während die deutschen Stämme nach dem Erlöschen des deutschen Hauses der Karolinger von kraftvollen Herrschern sächsischen Blutes geeinigt werden. Seit 925 ist Lotharingien für Deutschland gesichert. Der Rhein strömte als Binnenstrom von den Alpen bis zur Mündung durchs Reich. Alle Städte, deren Türme sich in seinen Fluten spiegeln, werden Brennpunkte und Hochburgen deutschen Kulturlebens. Er wird der deutsche Strom schlechthin. Aber der Franzose verharrt bei seinen Ansprüchen — trotz gelegentlichen, aus der Ohnmacht quellenden Verzichtes. Hinter den Bergwällen Ostfrankreichs baut ein neues Königsgeschlecht zielsicher, langsam, geduldig, klug, verschwiegen den französischen Machtstaat. Es atmet in römischer Tradition und verschmilzt sie im Lauf der Jahrhunderte mit dem französischen Staatsgedanken zu einem unbeirrbaren, von heißer Leidenschaft und stolzem Kulturgefühl getragenen Imperialismus, der sich nach dem Rheine und zur europäischen Herrschaft drängt. Die noch lange Zeit übermächtige deutsche Nation hält sich

*) Hermann Stegemann, Der Kampf um den Rhein. Das Stromgebiet des Rheins im Rahmen der großen Politik und im Wandel der Kriegsgeschichte. Stuttgart-Berlin 1924, Deutsche Verlagsanstalt. 658 Seiten. Großoktav. Auf holzfreiem Papier in Ganzleinen gebunden 14 GMk., in Halbleder 18 GMk.

demgegenüber rein in der Verteidigung. Sie hat sich im Dienste überstaatlich-kirchlicher Ideale mit dem römischen Kaisertum belastet und gerät in einen Kampf auf Leben und Tod mit dem päpstlichen Machtgedanken. Die zentrifugalen Triebe der deutschen Landschaft und Seele entwinden sich der strafferen königlichen Leitung und schwächen das Reich auch nach außen. Bei Bouvines versetzt 1214 der Kapetinger Philipp II. August der deutschen Weltgeltung einen ersten schweren Schlag, und sein Enkel bereits schickte den letzten Hohenstaufen aufs Blutgerüst.

Im zermürbenden Ringen der Waffen und Geister hat sich die Macht des deutschen Königtums verzehrt. Jetzt gehen seine Träger mehr oder minder alle auf im kleinlichen und unreinen Getriebe ihrer Hausmachtinteressen. Schon kann um 1300 Philipp der Schöne von Frankreich sich das gegen das Kaisertum siegreiche Papsttum dienstbar machen und auf Kosten des Reichs die Grenzen seines Staates ungestraft überall an die Rhone und die Maas rücken. Im Dienst der Krone beginnen gelehrte Rechtsfälscher ihre verbrecherische, die Beziehungen der Nationen vergiftende Tätigkeit und melden das Recht Philipps an auf den Rhein. Da entbrennt nach dem Tode seiner Söhne der große Krieg mit England und bringt Frankreich an den Rand des Untergangs. Kaum aber hat es die ungeheure Not überstanden, da greifen auch schon Karl VII. und sein Dauphin gierig nach Osten. Die Erbärmlichkeit Friedrichs III., des gewissenlosesten und unfähigsten aller deutschen Kaiser, und lothringische Wirren geben ihnen die Bahn frei zum Oberrhein. Nur die Eidgenossen und die Reichstreue der entsetzlich heimgesuchten elsässischen Lande retten die Lage.

Doch jetzt droht die Gefahr welscher Herrschaft über den deutschen Strom von einer andern Seite: Stolze Burgunderherzöge aus dem Blut der Valois haben die Bedrängnis ihrer königlichen Vettern und die heillose Zerfahrenheit der Verhältnisse im Reich benutzt, haben sich das alte Zwischenreich nahezu wiederhergestellt und streben nach der Souveränität. Karl der Kühne will's vollenden. Er faßt auch im Sundgau Fuß. Er drängt mit gleißenden Versprechungen in den von Habsucht und würdeloser Schwächlichkeit hin- und hergeworfenen Kaiser. Er schreitet zur Eroberung Lothringens. Aber die unheimlich kluge und verdeckte Staatskunst Ludwigs XI., jenes oben erwähnten Dauphin, die von Welschen- und Ritterhaß glühenden Gewalthaufen der Schweizer Bauern und eigene hochfahrende Unbelehrbarkeit bringen den feudalen Herrn zu jähem Fall. Und Maria, die Erbin, reicht ihre vielbegehrte Hand dem Kaisersohne Maximilian, dem Habsburger. Zwei Jahrzehnte später hat sich dessen Haus die halbe Welt erheiratet.

Aber dem Reiche schlägt das Glück der Habsburger zum Verderben aus: Die Schweizer sagen sich nach übelsten Erfahrungen für immer los. Frankreich wendet sich in leidenschaftlicher Entschlossenheit gegen die Umklammerung von Nord und Ost und Süd. Der 300 jährige Kampf beginnt und führt in seinem Verlaufe den Franzosen als Herrn an den Strom: Ständische Zuchtlosigkeit, Verrat und die ans Mark greifende religiöse Zerklüftung Deutschlands ebnen ihm die Wege ins Reich. Denn die katholisch-mittelalterliche Idee des Heiligen Reichs steht in unversöhnlichem Gegensatze zur Entwicklung und politischen Machtentfaltung nichtkatholischer Stände. Das habsburgische Kaisertum hat nur noch die Macht, mit Hilfe des Auslandes den Sieg der Reformation im Westen und Süden zu verhindern. Aber als einigendes Prinzip, als die Stelle, die doch noch einmal die nationalen Kräfte gegen den äußern Feind zuverlässig zusammenfassen könnte, scheidet es endgültig aus. 1552 bereits nimmt Heinrich II. als Bundesgenosse einzelner protestantischer Fürsten Metz, Toul, Verdun. Die Niederlande liefert der Kaiser seinem spanischen Sohne aus. Sie erheben sich zu verzweifeltem Widerstand gegen die fremde Tyrannei und siegen. Aber dem Reich, das sie im Stich gelassen in ihrer großen Not, wenden sie für immer den Rücken.

Und jetzt taumelt das verblendete Deutschland in die Hölle des Dreißigjährigen Krieges. Frankreichs größter Staatsmann, Richelieu, spielt sein Meisterspiel gegen Habsburg als Bundesgenosse der Schweden und deutschen Protestanten, als Schützer der reichsständischen Freiheiten, als selbstloser Freund des Elsasses, während er in seinem Staate die Alleinherrschaft der Krone und die des katholischen Bekenntnisses entscheidend vorbereitet. In Wirklichkeit führt seine feine und skrupellose Politik, diese „doulce et couverte conduite", zu größten greifbaren Erfolgen. Sie legt Bresche in Deutschlands Westmarken, knechtet Lothringen, macht den König von Frankreich zum Herrn des trauernden Elsasses und dieses zum Aufmarschgebiet gegen Deutschland.

Mazarin führt die Ernte heim. Die Machtmittel liegen bereit, mit denen Ludwig XIV., der französischste und glänzendste aller Könige Frankreichs, sich aufmachte, den ganzen Rhein und das Imperium zu erobern. Er glaubt der feinen Künste der klugen Kardinäle nicht mehr zu bedürfen und nutzt die Macht mit einer allen sittlichen Begriffen spottenden Unbedenklichkeit und zynischen Brutalität. Er rückt in zwei Kriegen die Nordgrenze näher dem Unterrhein. Er erobert die Freigrafschaft und die Burgundische Pforte. Er raubt mitten im Frieden Straßburg und legt auf Grund unbeschreiblicher Rechtsgutachten der „Reunions"kammern seine Hand auf weite linksrheinische Gebiete. Er sendet seine Mordbrenner in die badischen und pfälzischen Lande und hetzt dem Kaiser die Türken auf den Hals. Die Universalität seiner imperialistischen Politik ruft England auf den Plan. Es jagt den Stuart aus dem Lande und nimmt als Haupt der großen europäischen Koalition, von dem Oranier geführt, zum ersten Mal seine Stellung ein auch im Kampf um den Rhein gegen das hegemonische Frankreich. Ueber 200 Jahre lang hat gerade hier die britische Politik der balance of powers den Ausschlag gegeben. Vom Oberrhein kann oder mag sie den Franzosen nicht mehr verdrängen. Um so aufmerksamer achtet sie auf Belgien und fördert sie im übrigen den Kolonial- und Handelskampf bis zum Zusammenbruch des französischen Kolonialreichs im Siebenjährigen Kriege. Für Frankreich aber bleibt auch nach Ludwigs XIV. Tode trotz innerer Fäulnis, trotz der überseeischen Verluste, trotz größter Finanznot Kern und Stern des außenpolitischen Strebens die Behauptung seiner Offensivstellung am Rhein, die Rheingrenze, die Ohnmacht Deutschlands, die europäische Hegemonie. Die große Revolution ändert daran nichts. Sie schlägt zwar das Königstum und die feudale Gesellschaft in Scherben, aber nur um den französischen National- und Machtstaat demokratisch umzugießen, so neue Kräfte, die Kräfte der Tiefe zu entbinden und diese im Angriffskampf gegen das reaktionäre Deutschland und Europa zur endgültigen Eroberung der natürlichen Grenze Galliens einzusetzen. Zuletzt endet sie im Kaisertum Bonapartes. Der Traum der Kapetinger, der Valois, der Bourbonen, der Jakobiner ist erfüllt: Frankreich beherrscht militärisch und politisch das ganze Stromgebiet und hält von hier aus Deutschland und Europa in Hörigkeit.

Aber längst hat England die alte Fehde wieder aufgenommen. Die Einverleibung Belgiens, die Kontinentalsperre, die Annexion Hollands und der deutschen Nordseeküste steigern sie zum unversöhnlichen Machtkampf auf Leben und Tod. Die Elemente und der Zorn der unterjochten und gequälten Völker tun sich mit ihm zusammen und vernichten des Imperators Heere. Er selbst wird der Gefangene von St. Helena, und Frankreich muß sich wieder in seine Grenzen von 1790 fügen. Die günstige Gelegenheit, es ganz vom deutschen Rheine wegzudrängen, geht ungenützt vorbei: das Elsaß bleibt französisch. So wollen es die kühl rechnenden Großmächte, und noch verleiht kein aus der klaren Einsicht in das Wesen des Rheinproblems sieghaft sich reckender einheitlicher deutscher Wille den Forderungen einzelner Staatsmänner und Patrioten das nötige Gewicht.

Frankreich aber hat innerlich nicht verzichtet. Kaum hat es sich ein wenig erholt, singt sein verantwortlicher Staatsmann, Fürst Polignac, das alte Lied. Und kein Jahrzehnt geht vorüber, wo es nicht mehr oder minder drohend über den Rhein herüberklingt. Das Regiment der Bourbonen, die Julirevolution und ihr belgischer Widerhall, die Geschäfte des Bürgerkönigs, die Orientkrise von 1840, die Februarrevolution, die Wiederbelebung der napoleonischen Ueberlieferungen in Ludwig Napoleon, die orientalischen, italienischen, ostasiatischen, afrikanischen, mexikanischen Kriege, Unternehmungen, Abenteuer dieser Epoche bieten dem geschichtlichen Blick eine verwirrende Fülle mannigfaltigster Strebungen der französischen Nation. Aber was sie alle bestimmt, ist der harte Wille zur Macht, ist tiefunterst der seit einem halben Jahrtausend zur Leidenschaft gewordene Trieb zum Rhein und damit zur Vorherrschaft in Europa.

Nun aber schlägt den Deutschen ihre Stunde. Trotz des Elends ihres staatlich zerrissenen Lebens sind sie ein geistig mündiges und großes Volk geworden. Napoleon ist ihnen ungewollt ein Zuchtmeister auch zu nationalstaatlichem Denken geworden. Sie haben angefangen zu begreifen. Die wirtschaftlichen Bedürfnisse des aufsteigenden Industriezeitalters drängen. Aus dem Leid der Vergangenheit steigt das Verlangen nach einem deutschen Reich und nach freiheitlichen Formen für das politische Leben mit Ungestüm empor. Auch durch die deutschen Lande und Städte braust der Revolutionssturm und macht trotz aller Rückschläge und Enttäuschungen einer neuen Zeit Raum. Bismarcks Gestalt reckt sich empor. Er treibt preußische Machtpolitik gegen Oesterreich, um Deutschland unter Preußens Führung zu einen und gegen Frankreich zu sichern. Im Gegenspiel verliert Napoleon einen Trumpf nach dem andern. Bismarck denkt nicht daran, sich für welsche Ansprüche auf deutsches Gebiet gebrauchen zu lassen. Zuletzt treibt uralte Feindschaft und die Angst vor Deutschlands Einigung in den Krieg. Zum ersten Mal stehn sich die Gegner mit ihrer Volkskraft allein im Feld gegenüber. Deutschland zwingt Frankreich in die Kniee. Bismarck baut das Reich als Schutz- und Trutzorganisation gegen den auswärtigen Feind und entreißt dem Besiegten Elsaß und Lothringen.

Das neue Reich ist rein defensiv. Alle Entschlüsse, Handlungen, Kämpfe des großen Kanzlers zielen jetzt nur noch auf friedliche Entfaltung des deutschen Staats- und Wirtschaftslebens und auf friedliche Sicherung des Errungenen. Aber die weltpolitische Lage ist von Anfang an voller Gefahren: Frankreich verharrt in absoluter Unversöhnlichkeit, und sein Haß gibt ihm Schwingen, die es in kurzer Zeit über

alle inneren Krisen hinweg wieder auf die Höhen einer universalen, die Abrechnung mit den Deutschen suchenden Machtpolitik heben. In Rußland treibt seit 1878 die allslawische Bewegung in ihrer Todfeindschaft gegen Oesterreich demselben Ziel zu. England empfindet den fabelhaften Aufschwung der deutschen Industrie und des deutschen Welthandels, die deutschen Kolonien und namentlich auch das wachsende militärische Gewicht zur See immer unliebsamer. Noch aber hemmen altererbte Gegensätze und Bismarcks überlegene Staatskunst das vernichtende Zusammenwirken dieser Deutschland ungünstigen Kräfte und Strömungen. Da entzieht sich der junge Kaiser der Führung des Kanzlers und zwingt ihn 1890 zum Rücktritt. Deutschlands Feinde wittern Morgenluft. Auch Wilhelm II. will den Frieden. Aber die gerade jetzt mit besinnungraubender Schnelligkeit dahinstürmende Entwicklung aller Dinge türmt Schwierigkeiten und Gefahren und Aufgaben, denen die deutsche Politik unter ihm mit jedem Jahre weniger gerecht wird. Ihre lauten, widerspruchsvollen und sprunghaften Methoden, ihre Unklarheiten und Unbegreiflichkeiten schaffen eine verhängnisvolle Atmosphäre des Mißtrauens, opfern Sicherheiten und Freundschaften, bevor zuverlässige neue gewonnen sind, und einigen die Widersacher Deutschlands trotz ihrer Feindschaften untereinander zum furchtbaren Bunde. Auch im Innern lasten trotz wunderbarer materieller Blüte unausgeglichene Spannungen sozialer, wirtschaftlicher, politischer, konfessioneller Natur schwer auf dem Leben der Nation, und allenthalben reibt sich drängendes Wachstum an geschichtlich überlebten Formen und Ansprüchen. Kurzum: der Weltkrieg kommt als furchtbares Verhängnis zur unrechten Stunde.

Politisch und moralisch eingekreist, bricht die Nation nach vier Jahren eines noch nie gesehenen heldischen Ringens gegen die Welt zusammen, versinkt in revolutionären Fieberschauern, zertrümmert den Reichsbau Bismarcks, liefert die Waffen aus, löst ihre Heere auf im Vertrauen auf Wilsons ehrliches Spiel und sieht sich furchtbar betrogen. Die Angelsachsen geben Frankreich fast auf der ganzen Linie freie Bahn. Der Gewaltfrieden von Versailles vernichtet die deutsche Freiheit und Weltgeltung auf unabsehbare Zeit. Elsaß und Lothringen sind wieder französische Departements. Das waffenstarrende Frankreich hält den deutschen Rhein in harter Hand. Mitteleuropa liegt völlig wehrlos vor ihm. Neue weltbewegende Gegensätze steigen mit logischer Zwangsläufigkeit aus dieser Vergewaltigung des Natürlichen. Auch Englands Stellung ist erschüttert. Der Kampf um den Schicksalsstrom Europas ist nicht beendet. Er ist nur in sein drittes Jahrtausend eingetreten.

* * *

Dies genüge, um wesentliche Grundlinien des 658 Seiten starken Stegemann'schen Buches anzudeuten. Sie machen keinen Anspruch auf wissenschaftliche Originalität und entfernen sich kaum von den Grundrissen anderer dasselbe Thema in Angriff nehmenden Arbeiten deutscher Forscher. Das Neue und Ueberwältigende aber des Werkes, das, was in einer solchen gedrängten und naturgemäß lückenhaften Uebersicht gar nicht zur Geltung kommen kann, ist die bewundernswerte Energie, mit der Stegemann, ohne sich jemals zu verlieren, den gewaltigen Stoff einer Universalgeschichte des Abendlandes überzeugend unter den beherrschenden Gesichtspunkt des Kampfes um den Rhein zwingt, ist die kriegsgeschichtliche Perspektive, aus der er sich das Drama beschaut, ist die hohe künstlerische Kraft, mit der er gerade bei solcher kriegsgeschichtlichen Betrachtungsweise das Heroische des großen Kampfes erfaßt und erschütternd zur Darstellung bringt.

Wir wünschen diesem Buche jeden nur denkbaren Erfolg. Es streitet für die Wahrheit, deren Anerkennung bei allen sittlich wägenden und handelnden Menschen allein den Boden bereiten kann zur Gesundung Europas.

A. Krencker.

Albert Schweitzer, Aus meiner Kindheit und Jugendzeit. München 1924. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 73 Seiten. In Halbleinen 2,80 Mk.

Im Maiheft hatten wir über dieses willkommene Büchlein unseres Landmannes bereits in Form der Wiedergabe einer Besprechung berichtet, die in der Straßburger „République" der Schrift gewidmet war. Wir möchten heute unsererseits als bezeichnend für den Verfasser gleicherweise wie für diese seine neueste Veröffentlichung die ansprechende, schlichte, lebendige Art unterstreichen; sie spricht aus jeder Zeile, aus jedem Erlebnis dieses Geschenkes Sch.'s an seine zahlreichen Freunde in aller Welt. Ueber die Erlebnisse selbst, die man in solchen Jugenderinnerungen wohl zuvörderst suchen möchte, ist im Grunde wenig zu sagen; es ist dem Verfasser weniger an dem Tatsächlichen der Geschehnisse gelegen, als an dem, was aus ihnen für seine Entwicklung, für die Entwicklung und Entfaltung seiner Persönlichkeit daraus ihm wichtig war. „Das Ergriffensein von dem Weh, das um uns herum in der Welt herrscht", das war das eine große Erlebnis des Kindes. „So lange ich zurückblicken kann, habe ich unter dem vielen Elend, das ich in der Welt sah, gelitten." Das zweite große Erlebnis war „die Frage nach dem Recht auf Glück; immer klarer wurde mir, daß ich nicht das innerliche Recht habe, meine glückliche Jugend, meine Gesundheit und meine Arbeitskraft als etwas Selbstverständliches hinzunehmen. Wer viel Schönes im Leben erhalten hat, muß entsprechend viel dafür hingeben. Wer von eigenem Leid verschont ist, hat sich berufen zu fühlen, zu helfen, das Leid der andern zu lindern. Alle müssen wir an der Last von Weh, die auf der Welt liegt, mittragen." — Wieviel diese Schrift zu bieten hat, merkt man so recht erst beim zweiten und dritten Lesen; wenn sie auch keineswegs „schwer zu lesen" ist, so entdeckt man doch manch Schönes nicht gleich. Dieses kerngesunde, lebensfrohe und lebensstarke Buch sollte viele, viele Leser finden; es verdient es.

„In dieser Zeit, wo Gewalttätigkeit in Lüge gekleidet so unheimlich wie noch nie auf dem Throne der Welt thront, bleibe ich dennoch überzeugt, daß Wahrheit, Liebe, Friedfertigkeit, Sanftmut und Gütigkeit die Gewalt sind, die über aller Gewalt ist. Ihnen wird die Welt gehören, wenn nur genug Menschen die Gedanken der Liebe, der Wahrheit, der Friedfertigkeit und der Sanftmut rein und stark und stetig genug denken und leben," sagt der Verfasser einmal. Daß er es aus Ueberzeugung sagen kann, beweist, daß in ihm „sich das weiche Eisen des Jugendidealismus zum Stahl des unverlierbaren Lebensidealismus gehärtet" hat.

M. F. Frhr. von Brackel, Nur warten! Erinnerungen an Straßburg. Berlin 1924. Geuters Reiseführerverlag Büttner & Co. 24 Seiten. Kart. 1 Mk.

In eigenartig packendem Stil rollen diese Bilder vor unsern Augen ab; wie trefflicher und mit liebevollem Verständnis ist alles gezeichnet! Achtzehn Bilder aus den verschiedenen Phasen des großen Ringens des Weltkrieges ziehen auf 24 Seiten an uns vorbei. Herbst 1914; Winter 1914; Frühjahr 1915. Von Vierteljahr zu Vierteljahr ein Voranschreiten. Anschauliche, packende Bilder aus unserm Straßburg, kleine alltägliche Erlebnisse, in wenig Strichen eine Charakteristik von Menschen und im ganzen ein Bild dessen, was „Elsaß" bedeutet: Grenzland, innere Zerrissenheit, quälende Unsicherheit, und über allem doch auch wieder Zähigkeit, Beharrlichkeit, Heimattreue, Festhalten und Anklammern an das einzige, was nicht schwankt, an den Heimatboden! „So sieht es um die Seele des Volkes aus, um das die großen Nachbarn einander neiden. In Kriegen umkämpft, von Siegern nicht verstanden und gedrückt, mit Listen umgarnt, von Schmeichlern verdorben, mit Gold vergiftet. ... Doch ich weiß es auch wieder und werde froh in den trüben Tagen: Des Volkes stärkste Söhne bleiben unberührt. Ueberdauern die wechselnden Zeiten und warten der Stunde des Morgen oder Uebermorgen entgegen. Noch und ewig lebt das trotzige Blut der Brant und der Geiler. Erst Mißmut, dann heißende Kritik und schließlich Verwünschung. Und einmal, einmal endlich der Tag, da der Jammer, der allzuoft sich wiederholte, ein Ende nimmt und im eigenen Hause die eignen Herren regieren. ... So will ich Abschied nehmen von Straßburg, wo Deutschlands Macht alles verloren, wo Deutschlands Liebe nur noch zu gewinnen hat. Und wenn ich gehe, begleitet mich das Zweiflerwort der Alten, das Hoffnungswort der Jungen, das Schicksalswort des Elsaß, das auch unsere Losung geworden: „Numme warte! Nur warten!"

Ernest Meininger, Histoire de Mulhouse depuis ses origines jusqu'à nos jours. Avec 20 dessins à la plume par F. G. Janton. Mulhouse, Imprimerie Ernest Meininger, 1923. 221 S. Pr.: 8 Francs.

Da ein Bild des Verfassers dem Buche beigegeben ist, liegt es wohl in seinem Sinne, wenn wir zunächst von seiner Person sprechen. Er ist kein Unbekannter; 1852 in Mülhausen geboren, hat er sich zuerst (seit 1876) als elsässischer Dialektdichter hervorgetan. Später drängten sich bei ihm publizistische und geschichtliche Interessen in den Vordergrund. Von 1891 bis 1905 leitete er die bekannten Tageszeitungen „Exprès de Mulhouse" und „Mülhauser Anzeiger"; im Jahre 1905 gründete er dann eine eigene Druckerei, der er auch einen kleinen Verlag angliederte. Seit den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts ist er dann mit einer Reihe kleinerer und größerer Arbeiten zur Mülhauser Geschichte an die Oeffentlichkeit getreten. Jetzt legt der inzwischen zum Mülhauser Stadtarchivar ernannte Verfasser gleichsam als Krönung seines Lebenswerkes eine Geschichte der Stadt von ihren Anfängen bis zur unmittelbaren Gegenwart vor.

Das Unternehmen ist an sich recht verdienstlich; denn schon vor dem Kriege waren die älteren Stadtgeschichten, so die von Mieg, Graf u. a., völlig vergriffen und kaum mehr zu beschaffen. Freilich haben diese in den Augen Meiningers zumeist noch einen andern Mangel: „Elles ont d'ailleurs l'inconvénient d'être écrites en langue allemande." Dieses offenherzige Geständnis des ehemaligen deutschen Dialektdichters im Vorwort seines Buches ist für die ganze Gesinnung, aus der heraus das Werk geschrieben ist, bezeichnend, und ebenso deutlich bricht sie in der kurzen, den Inhalt des Buches zusammenfassenden Einleitung durch. In diesem selbst spielt freilich das persönliche Moment keine so hervortretende Rolle, da der Verfasser der im Zusammenhang erzählenden die früher übliche annalistische Form vorgezogen hat: er verzeichnet jeweils von Jahr zu Jahr die wichtigsten Ereignisse und Vorkommnisse, ohne irgendwie eine vertiefende Darstellung, eine Aufweisung der inneren Zusammenhänge anzustreben. Daher ermüdet man sehr rasch; es ist kein Buch, das man mit Genuß in einem Zuge liest, eher eine Art Nachschlagewerk zur raschen Orientierung. Der älteren Geschichte bis zur Unterwerfung Mülhausens durch Frankreich (1798) ist nicht einmal die Hälfte des Buches gewidmet; übrigens macht sich gerade in diesen Partien mehrfach störend geltend, daß die historische Kritik nicht die stärkste Seite des Verfassers ist. Der Hauptnachdruck liegt zweifellos auf der allerjüngsten Vergangenheit; in der Sammlung des Materials und der Daten zur Geschichte der letzten fünf Vierteljahrhunderte bis herab zur unmittelbaren Gegenwart (Ende 1923) hat der Verfasser seine Hauptaufgabe gesehen. Durch die Erledigung dieser mühseligen Arbeit hat er sich zweifellos ein großes Verdienst erworben. Mit der politischen Gesinnung des Verfassers, die vor allem der recht interessanten Zusammenstellung der Vorkommnisse in Mülhausen während des Weltkriegs und nach dem Einrücken der Franzosen begreiflicherweise wieder ihre besondere Färbung gibt, haben wir hier nicht zu rechten; für die bei allen Vorbehalten recht brauchbare Materialsammlung, die er uns in seinem Buche bietet, sind wir ihm jedenfalls dankbar.

Die zahlreich beigegebenen Abbildungen aus dem alten Mülhausen sind Ausschnitte aus einem alten, der Zeit um 1500 angehörenden Plane, den in seiner Gesamtansicht 1906 Emile Wagner in seinem Heftchen „Das alte Mülhausen" veröffentlicht hat.

K. Stenzel.

Erich Lilienthal, Ein Mann geht den Weg. Berlin 1924. Pyramidenverlag. 322 Seiten. Brosch. 4 Mk., in Halbl. gebdn. 5 Mk.

Dieser „antiparlamentarische Roman" wird kaum alle befriedigen, die ihn lesen, aber er ist dazu angetan, die deutsche Nachkriegspolitik vielen unter neuem Licht zu zeigen. Fesselnde Erzählung, ungewöhnlich anschauliche Darstellung, buntes Geschehen, gut gezeichnete Persönlichkeiten bieten das, was man von einem Roman erwarten darf. Darüber hinaus will das Buch aber Deutschland darauf hinführen, was ihm in seiner Lage nottut. Gesprochen wird übrigens nie von Deutschland, stets nur von der „Stadt", dem „Land", ohne Namen. Der Held des Romans, Karl Radlow, der Industrieführer, auf den sich die Hoffnungen des Volkes richten, sieht seine Aufgabe darin, „dem Ganzen zu dienen". Nach innen Sammlung, nach außen die Forderung: „Land und Platz für sein Volk." Der Abschluß: der „Reichsrat" in die Luft gesprengt zusammen mit dem Revolutionstribunal, das ihn zum Tode verurteilt hat; das „Volk" aber, das Radlow zu sammeln verstanden, „warf sich in Eisen und starrte nach der Grenze. Dort stand der Feind. Jetzt verstanden das alle. Schlag keinen armen Bruder tot! ... Die armen Brüder, die gemordet hatten, die hatten keine Schuld. Schuld trugen die jenseits der Grenzen, die einmal früher gesiegt hatten, und die das Land zum Käfig gemacht und das Volk zu wilden Tieren, die hungrig an die Gitterstäbe rannten, bis sie zuletzt sich selber zerfleischten. ... Wir wollen keinen Krieg, aber wir ertragen euren Frieden nicht mehr." Ein Anti-Versailles-Roman also, eine Anklage und eine Drohung.

Eingelaufene Schriften.

(Besprechung vorbehalten)

Elsaß-Lothringisches Jahrbuch. Herausgegeben vom Wissenschaftlichen Institut der Elsaß-Lothringer im Reich. Dritter Band (1924). Mit 8 Tafeln und 10 Abbildungen im Text. Verlag von Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig. 190 Seiten. Brosch. 6 Mk, gebdn. 9 Mk.

Johannes Pauli, Schimpf und Ernst. Herausgegeben von Johannes Bolte. Erster Teil. Mit zwei alten Holzschnitten. (Der 2, noch nicht erschienene Teil wird die Zusätze der späteren Ausgaben und den wissenschaftlichen Kommentar bringen; der vorliegende erste, selbständige Teil gibt nebst einer allgemeinen Einleitung den wortgetreuen Neudruck der Erstausgabe vom Jahre 1522) Berlin 1924. In der Sammlung „Alte Erzähler" im Verlag Herbert Stubenrauch, Berlin W. 15. 418 Seiten. In Halbl. 20 Mk.

René Schickele, Die Genfer Reise. Verlag von Paul Cassirer, Berlin 1919. 203 Seiten. Brosch. 2,50 Mk, gebdn. 4 Mk

René Schickele, Schreie auf dem Boulevard. Berlin 1920. Verlag wie eben. 241 Seiten. Brosch. 2,50 Mk, gebdn. 4 Mk.

René Schickele, Wir wollen nicht sterben! München 1922, Kurt Wolf Verlag. 268 Seiten. Geh. 3 Mk., gebdn. 5 Mk.

Rudolf Wackernagel, Humanismus und Reformation in Basel. Zugleich 3. Band der „Geschichte der Stadt Basel". Basel 1924. Verlag von Helbing & Lichtenhahn. 524 und 119* Seiten. Brosch. 18 Schwzr. Franken,

Deutschland und Frankreich. Ihre Wirtschaft und ihre Politik 1923/1924. Mit Beiträgen von F. Aereboe, L. Brentano, A. Cohen, F. Delaisi, Ch. Gide, F. Gouttenoire de Toury, P. Hertz, J. Jastrow, E. Kahn, S. Kutner, O. Landsberg, T. Lemercier, H. Mann, R. Meerwarth, H. Muthesius, R. Perdon, M. Prager, M. Ouarck, P. Renaudel, P. Reynaud, R. Picard, P. Stegemann, M. Wagner, R. Wissell herausgegeben von R. Kuczinski. Berlin 1924. Verlag von R. L. Prager. 393 Seiten. Brosch. 9 Mk., in Halbl. 10,20 Mk.

Die Methoden der französischen Politik und Kriegführung. Dargestellt von einem französischen Historiker. Auszüge aus P. Lanfreys „Histoire de Napoléon I.," Paris 1869. Ausgewählt und in französischer und deutscher Fassung gegenübergestellt von Grethe Auer. Stuttgart 1924. Geh. 1 Mk.

Paul Steinmüller, Der Richter der letzten Kammer. Roman Stuttgart 1924. Verlag Greiner & Pfeiffer. Brosch, 3 Mk., in Halbl. 4,75 Mk.

Fritz Heinz Reimesch, Die deutsche Schule in der Welt. Bd. 1: Die deutsche Schule im europäischen Auslande. Berlin 1924. Verlag Bernard & Graefe. (Vertrieb: Wirtschaftunternehmen des „Vereins für das Deutschtum im Auslande", Dresden-A., Wilsdrufferstraße 16). 108 Seiten. 1,25 Mk.

Das Ende des „Echo d'Alsace et de Lorraine". Auch ein Opfer der Wahlen!

Am 15. Mai ist das „Echo d'Alsace et de Lorraine" zum ersten Male als ... zweimal wöchentlich erscheinender „Elsässischer Volksbote" („Le Messager Populaire Alsacien") seinen Lesern zugegangen. Die Direktion betrachte die Aufgabe des Blattes als „erfüllt", erklärt der bisherige Leiter des Blattes, der unsern Lesern bekannte Schweizer Franzose Charles Haenggi, bei Beendigung dieses Kapitels seiner französisch-chauvinistischen Propaganda-Arbeit. Das Verschwinden des Blattes hängt eng damit zusammen, daß auch der „patriotische" Flügel der katholischen Partei — die Pfleger, Wetterlé, Comte de Leusse u. a., die das Blatt z. Zt. als Gegenorgan zu dem ihnen nicht genügend nationalistischen „Elsässer" ins Leben gerufen hatten — aus dem Wahlausfall entnommen haben werden, daß mit dem Appell an die sagenhafte überschwängliche Liebe der Elsässer zu Frankreich in der nüchternen Wirklichkeit keine besonderen Geschäfte zu machen sind. Aus dem Abschiedsartikel des Herrn Haenggi, auf den näher einzugehen wir uns vorbehalten, geben wir nachstehende bezeichnende Sätze wieder; sie passen schlecht zu dem überheblichen Ton, den das Blatt die Monate seines kurzen Lebens hindurch im Hinblick auf den angeblichen glühenden Patriotismus des Landes angeschlagen hatte:

„... Jene, die darauf spekuliert hatten, daß wir die Einigkeit der Partei, zu der wir uns zählen, sprengen würden, sind enttäuscht worden. ...

Ich weiß, daß man uns in manchen Kreisen, bei denen wir mehr Verständnis vorausgesetzt hätten, nicht begriffen hat, weil wir ihren, rein auf Aeußerlichkeiten beruhenden Assimilationseifer zu dämpfen suchten, nicht etwa um die fortschreitende und schließlich völlige Assimilation zu stören oder gar zu verhindern, sondern in der festen Ueberzeugung, daß der äußerlichen Assimilation auf dem Gebiete der Gesetzgebung die innere, kulturelle vorangehen muß. (!)

Das mögen Männer, die in ihrer Erziehung und in ihrem Denken noch in der Zeit vor 1870 stehen, nicht leicht begreifen; hunderttausend andere der jüngeren Generation verstehen es ohne weiteres. Es mag für jene unserer Volksgenossen, die aus dem Innern zu uns gekommen sind, unangenehm und lästig sein, daß hier so manches anders geworden ist, als sie es im alten Mutterland gewohnt waren; aber die zwingenden Notwendigkeiten, die sich aus der Wirklichkeit ergeben, werden sie ohne schwere Schädigungen nicht ignorieren können. (!!)

Der Satz, daß es dem Reiche Bismarcks und der Hohenzollern in 50jähriger Herrschaft nicht gelungen ist, aus den Elsässern Deutsche zu machen, ist in dieser negativen Form sicher wahr (?!?); die Wahrheit der positiven Schlußfolgerung aber, daß sie deshalb Franzosen geblieben seien, liegt mehr auf dem Gebiete der nie erlöschten stillen Sympathien als auf dem des realen und klar empfundenen Nationalbewußtseins.

Der Verbreitung und Erstarkung dieses Nationalbewußtseins in der Form eines klar und real empfundenen nationalen Zugehörigkeitsgefühls hat die Assimilation nach unserer Auffassung zu dienen, nicht einer bloßen Gleichmacherei auf gesetzlichem Gebiete. Die schrittweise und in weiser Anpassung ohne Schädigung der Volksinteressen erfolgende gesetzliche Einordnung ist bloß Mittel zum Zweck, das nicht dem Zwecke selber, der Erstarkung des nationalen Zugehörigkeitsgefühls, hinderlich werden darf. ...

Warum ich diese altbekannten Dinge wiederhole? Weil mir die letzten Wahlen bei uns zu beweisen scheinen, daß viele unserer Freunde aus dem Innern diese Wahrheiten mißkannt haben. Ich rede nicht von jenen, die aus politischer Ueberzeugung links gestimmt haben, sondern von jenen, die, obschon sie sich zur nationalen Politik der

Kammermehrheit bekannten, durch Unterstützung einer Sonderliste dem Linksblock oder gar dem Kommunismus Vorschub leisteten unter dem Vorwand, es sei ein rascheres Tempo der äußerlichen Assimilation erste politische Notwendigkeit hier im Lande. . . ."

Für einen Mann, dem französische Propaganda Lebensberuf ist, ist mit diesen Worten schon viel zugegeben! Ein Glück für ihn, daß er so eng mit den nationalistischen Elementen verschwägert ist, sonst könnten ihm die Worte, daß die Elsässer eben nach den 50 Jahren der Wiedervereinigung mit dem deutschen Volk und des Wiedereinlebens in den deutschen Kulturkreis keine Franzosen mehr waren, böse angekreidet werden! Seine beschwörenden Worte an die „revenants" und „nouveaux-venus", um deren Einsicht in diese Tatsache zu ringen, werden dort ebensowenig nützen wie Clemenceaus Mahnung: „Faites aimer la France!"

Prinz Alexander von Hohenlohe †.

Vor kurzem meldeten die Zeitungen den Tod des Prinzen Alexander von Hohenlohe. Aus den jetzt schon so weit zurückliegenden Tagen, in denen der Besitz des deutschen Elsaß für ewige Zeiten gesichert schien, ist der Name dem Kenner der elsaß-lothringischen Zeitgeschichte wohlbekannt und nicht bloß, weil sein Träger der Sohn und stille Mitarbeiter seines Vaters, des gewiegtesten und diplomatischsten aller elsaß-lothringischen Statthalter, war. Er bekleidete auch eine Reihe von Jahren eine höhere Regierungsstelle im Lande und lenkte die Aufmerksamkeit als elsaß-lothringischer Politiker, der von elsässischen Bauern in den Reichstag gesandt wurde, auf sich.

Der Name des Prinzen hatte seit dem Kriege für viele Deutsche einen etwas üblen Beiklang bekommen. Er hat während dieser Zeit als Publizist von der Schweiz aus eine für ein Glied des deutschen Hochadels über das erträgliche Maß hinausgehende kritische Stellung zu Deutschland und seiner Politik eingenommen, daß er von übelwollenden Neutralen und ausgesprochenen Gegnern Deutschlands gern als Kronzeuge aufgeführt wurde. Das war wohl auch mit ein Grund, daß im „Elsässer" der Literaten-Politiker und Député Seltz, der für jeden einmal durchs Elsaß gegangenen berühmten und unberühmten Deutschen sein „belastendes" Dossier hat, dieses hervorholte, aber diesmal aus dem Belastungsmaterial seines reichen Zettelkastens dem Verstorbenen noch ein ganz hübsches Kränzlein winden konnte. Aber gerade von dieser Seite hatte der Prinz dies am allerwenigsten verdient. Denn wenn etwas ihm tief saß, so war es diese schon vom Vater ererbte Antipathie gegen den politischen Katholizismus und seine geistlichen Führer im Elsaß. Er war von Haus aus wie sein Vater als Katholik ausgesprochen „antiklerikal", den Grundprinzipien des Liberalismus von der Wiege an verhaftet. So war er allerdings ganz in seinem Element, als er diesen „schneidigen Wahlfeldzug" 1893 gegen die klerikale Partei führen konnte und sich einen Reichstagssitz eroberte. Es zeigt das allerdings auch die Begrenztheit der Auffassungen über die im Elsaß zu betreibende Politik, wenn man meinen konnte, es wäre das Land mit seiner überwiegenden katholischen bäuerlichen Bevölkerung mit dem Liberalismus zu erobern. Das hatte ja nur zur Folge, daß dieses Element unter seiner geistlichen Führung sich um so mehr in der Opposition versteifte und seiner Opposition durch die französische Gewandung, die sie sich gab, noch drohenderen Charakter verlieh, als sie an sich hatte. Aber allerdings: das protestantische Bauerntum des Unterelsaß folgt ohne weiteres, auch wenn es an sich nichts weniger als liberal ist, von vornherein gern der Wahlparole eines Kandidaten, der nicht der Kandidat des katholischen Pfarrhauses ist. Der Prinz brauchte den Protestanten gegenüber nicht das Zugmittel der unentgeltlichen Laubstreu aus dem Hagenauer Forst.

Daß der mit mannigfacher politischer Erbweisheit begabte Prinz auch für würdig befunden wurde, eine höhere Beamtenstelle zu erhalten — den Bezirkspräsidentenposten von Colmar — erregte damals viel Befremden und Anstoß. Heute weiß man auch in Deutschland, daß die politischen Beamten nicht bloß auf dem herkömmlichen Weg auf diese Posten zu kommen brauchen. Seine unbürokratische weltgewandte und humane Liebenswürdigkeit hat ihm in dieser Stellung auch viele Sympathien verschafft. Die nähere Vertrautheit mit Verwaltung und Beamtentum im Elsaß hatte denn auch das Gute, daß er später, da er in eine gewisse Spannung zu deutschen Auffassungen geraten war, doch die Leistung der deutschen Bürokratie im Elsaß stets hoch anschlug und herabsetzende Kritik des elsaß-lothringischen Beamtentums von Freunden elsässischer Französlinge in der Schweiz und sonst im Auslande zurückwies. Er redete dabei ja auch pro domo, für sich und seinen Vater. Freilich die eigentliche Beamtenmentalität, wie sie preußisch-deutsche Bürokratie erzeugte, mußte ihm fremd bleiben, dazu war er zu sehr in anderer Atmosphäre groß geworden und fühlte er sich auch als Hohenlohe wieder den Hohenzollern zu ebenbürtig und gleichberechtigt, als daß er den normalen Stil eines höheren kaiserlichen Beamten annehmen konnte. Nur deshalb ist es auch zu verstehen, daß er sich durchaus nichts dabei dachte, wenn er gar zu bald nach dem Tode seines Vaters dessen Memoiren der Oeffentlichkeit übergeben ließ und sich darüber hinwegsetzte, daß abgesehen von den vielen persönlichen Spitzen, die den Träger der Krone verletzten mußten, die delikatesten politischen Dinge vor der Zeit dem hellen Licht der Oeffentlichkeit unterbreitet wurden und so fatal wirken konnten nach Innen und nach Außen. Es ging doch wirklich nicht an, daß das, was der Kaiser etwa auf dem Wege vom Straßburger Statthalterpalais zu dem Hausberger Fort im Gespräch mit dem Fürsten an vertraulichen Bemerkungen von sich gab, ein paar Jahre später der aufhorchenden schadenfrohen großen Welt aufgetischt wurde. Es war also nicht gerade verwunderlich, wenn der Prinz in Ungnade fiel und seine Stelle verlassen mußte. Allerdings war dieses Zerwürfnis nicht dazu angetan, bei ihm eine freundlichere Stimmung gegen das wilhelminische Zeitalter aufkommen zu lassen. Aber seither verlor er doch auch etwas den seelischen Zusammenhang mit seinem Vaterland. Da bei den Angehörigen dieses internationalen Hochadels das „Nationale" nicht gerade zur besonderen geistigen Ausrüstung gehört, mußte das Leben im Bannkreis des Auslandes, der Schweiz vor allem, die innere Entfernung von seinem Volke allmählich vergrößern, zumal seine weltbürgerlichen, friedensfreundlichen Gedanken in dem nun von bis an die Zähne bewaffneten Gegnern geschundenen wehrlosen Deutschland keinen rechten Widerhall fanden. Aber schließlich mußte er doch auch dem gemeinsamen Schicksal, das alle Deutschen verbindet, sich beugen; die Not der Geldentwertung rief auch ihn wieder ins Reich auf deutschen Boden zurück, wo er nun auch seine letzte Ruhestätte fand nicht weit von dem Lande, mit dem ihn die Erinnerungen aus seinen besten Mannes- und Arbeitsjahren verbanden, und das auch ihm zum Schicksalsland geworden ist. X.

Die erwähnten Memoiren (Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Denkwürdigkeiten), herausg. von Friedrich Curtius, sind in einer „Wohlfeilen Ausgabe" von 1914 (2 Bde., 16 Mk) bei der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, erschienen.

Prof. D. Friedrich Spitta †.

Im 72. Lebensjahre ist in Göttingen am 7. Juni der frühere ordentl. Professor (Neues Testament und Praktische Theologie) der Straßburger Kaiser-Wilhelms-Universität D. theol. Friedrich Spitta verstorben. Eine Würdigung seiner Verdienste um das Leben der evangelischen Kirche in Elsaß-Lothringen, der er von 1887 bis zum Kriegsende in Theorie und Praxis seine Kräfte gewidmet hat, und seiner wissenschaftlichen Bedeutung (gekennzeichnet durch seine zahlreichen Veröffentlichungen neutestamentlichen, homiletischen, hymnologischen, lithurgischen und musikalischen Inhalts, die Herausgabe der „Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst" und seine langjährige Lehrtätigkeit) müssen wir vorerst zurückstellen. In den Kreisen seiner Schüler, Mitarbeiter und Freunde beiderseits des Rheins wird die Nachricht vom Tode dieses innigen Freundes unserer Heimat schmerzlichen Widerhall wecken.

Heute entschlief in Hochkamp unser lieber Vater, Schwiegervater und Großvater

Regierungsbaumeister Professor **Heinrich Gloeckner**

im 70. Lebensjahr.

Franz Glüther und Frau **Lina**, geb. Gloeckner.
Dr. med. **Jul. Schumacher** und Frau **Hella**, geb. Gloeckner.
Loreto und **Charlotte Glüther.**
Else und **Klaus Schumacher.**

Haardt bei Neustadt a. d. Haardt, Hochkamp bei Hamburg, den 23. Mai 1924.

Heute verschied sanft nach kurzem, schwerem Leiden mein geliebter Mann, unser guter, treubesorgter Vater, Bruder, Schwager und Onkel

August Pfann, Regierungs- und Baurat a. D.

im 69. Lebensjahr.

Im Namen der trauernden Hinterbliebenen:
Frau **Emma Pfann**, geb. Valentiner.
Hilde Pfann.
Erwin Pfann, Dipl.-Landwirt.

Oberkirch (Baden), früher Straßburg i. E., 2. Juni 1924.

Druck und Verlag: Bernard & Graefe, Berlin N 4, Wöhlertstr. 12.

Elsaß-Lothringen
Heimatstimmen
Herausgeber Dr. Robert Ernst

Nummer 7 | Berlin, 15. Juli 1924 | 2. Jahrgang

Inhaltsverzeichnis: **Im Zeichen des Protests!** (Dr. R. Ernst) / **Zur Beurteilung der elsaß-lothringischen Wahlen** (A. Eilg) / **„Gift". Eine Antwort an Herrn Charles Schmidt** (***) / **Ein Brief aus dem Elsaß** / **Friedrich Spitta zum Gedächtnis** (Univ.-Prof. D. G. Anrich) / **„Les Musiciens d'Alsace"** (W. Kipp) / **Wanderung durch das alte Metz** (Museumsdirektor Prof. Dr. h. c. J. B. Keune) / **Der letzte Friedenssommer, Metzer Idylle zum Zehnjahrsgedächtnis** (G. Sedelmayr) / **Les minere Abedeekerzit. In Owerfelde. 2. Bi's Pfischters.** (Fritz Bouchholtz) / **Bücherbesprechungen** / **Presseschau.**

Unserer Marie Hart in Dankbarkeit.

Vogesentannen sollten Wacht halten am Grabe des besten Kindes unserer elsässischen Erde, unserer unvergeßlichen Marie Hart. Schlicht und wahr, treu der angestammten Art ist sie in Zeiten, die unserem Volk seelische Verwirrung und moralische Haltlosigkeit gebracht haben, die aufrechte Verkünderin elsässischen Lebens geblieben. Diese treffliche Frau, die mit wenig Worten in uns allen stets aufs neue Kindheit und Heimat erstehen läßt, ertrug die welsche Fessel nicht. So hat sie um der Wahrhaftigkeit willen im hohen Alter die Heimat verlassen und nun inmitten des Friedens des Schwarzwaldes, im trauten Städtchen Liebenzell, nach arbeitsreichem, schwerem Leben die letzte Ruhestätte gefunden.

In ihren Dichtungen hat Marie Hart uns ein unzerstörbares Denkmal der Heimat gesetzt, in dem auch sie weiter leben und wirken wird. Offene Zeichen der Liebe für die Verstorbene sind dem Elsaß, das unter französischer Herrschaft lebt, nicht möglich. So drängt es uns, an der Stätte, die ihr in der Fremde lieb geworden, ein Zeichen unserer Verehrung und Dankbarkeit zu errichten, das zugleich als ein Denkmal der Treue zur Heimat uns alle verbinden wird.

So rufen wir zu diesem Werk der Dankbarkeit auf! Tragt Bausteine zusammen!

D. Gustav Anrich,
ehem. Prof. der ev. Theologie an der Universität Straßburg.

Max Donnevert,
ehem. Mitglied des elsaß-lothringischen Landtags.

Dr. h. c. Adolf Goetz,
ehem. Mitglied des elsaß-lothringischen Landtags.

Dr. Adolf Kreucker,
Studienrat, früher Straßburg.

Dr. Rudolf Schwander,
früher Bürgermeister von Straßburg, letzter Statthalter von Elsaß-Lothringen.

Für die Durchführung der Sammlung und die Bestimmung des Ehrenmals wird ein Ausschuß, bestehend aus Mitgliedern der drei Organisationen: „Alt-Elsaß-Lothringische Vereinigung," „Hilfsbund für die Elsaß-Lothringer im Reich," „Wissenschaftliches Institut der Elsaß-Lothringer im Reich" gebildet werden. Dr. Robert Ernst ist mit der Vorbereitung beauftragt.

Es wird gebeten, alle Spenden auf das Postscheckkonto Dr. Robert Ernst, Berlin W 30, Postscheckamt Berlin NW 7, Postscheecknummer 109799 einzusenden.

Im Zeichen des Protests!

Von Dr. Robert Ernst.

Die Ankündigung des französischen Ministerpräsidenten Herriot, der „lieben Bevölkerung" in Elsaß-Lothringen endlich alle Wohltaten der französischen Rechtsordnung zuteil werden zu lassen und so vor allem auch in den befreiten Provinzen die Trennung von Kirche und Staat durchzuführen, hat bei der „lieben Bevölkerung" tiefgehende Erregung hervorgerufen. Wollten wir nun in „deutscher Propaganda" machen, wie es uns aus dem französischen Lager stets vorgeworfen wird, dann hätten wir heute wahrscheinlich Stoff genug, um in die Welt hinauszuposaunen, daß unsere Landsleute an Rhein und Mosel sich zum Aufstand gegen Frankreich rüsten. Einzelne Sätze aus der elsässischen und lothringischen Rechtspresse würden als Belege genügen. Doch wie stehen die Dinge? Ein kurzer Rückblick ist notwendig.

Als der Einzelne und so das Volksganze in den Tagen des Umsturzes 1918 unter dem lähmenden Eindruck eines unabwendbaren Geschehens stand, einer Entwicklung, die sich angesichts der französischen Heere und des auseinanderbrechenden deutschen Staates gleich einem Naturereignis zu vollziehen schien, da haben die Männer, die damals allein zum Handeln gedrängt wurden, die Gruppe der Französischgesinnten, nur das Eine gekannt, Elsaß und Lothringen raschestens dem französischen Staat einzugliedern. Was kümmerte sie gesundes Leben ihrer Stämme. Mochten ihre Landsleute immerhin in die Zwangsjacke der französischen Schule, französischen Militärdienstes und französischer Verwaltung gesteckt und aus dem Boden ihres alten deutschen Volkstums herausgerissen werden! Halbbildung, Charakterlosigkeit als Folgen solchen Vorgehens konnte sie nicht schrecken. Ihnen kam es ja nur darauf an, der staunenden Welt die Aufführung: „Das befreite Elsaß-Lothringen" zu bieten. Gewiß, das Volk mußte etwas beruhigt werden, französische Generäle und Minister sicherten von Seiten der Mutter Frankreich die Anerkennung der elsaß-lothringischen Freiheiten und Rechte zu. Darunter konnte alles verstanden werden, Erhaltung der deutschen Sprache, Beibehaltung bewährter deutscher Gesetzgebung, Beibehaltung des Konkordates und anderes. Aber in einer Zeit, wo man so viel von Selbstbestimmungsrecht und Minderheitenrecht sprach, um dann allerdings diese Begriffe nur zur Deckung rücksichtsloser Knebelung des deutschen Volkes zu benützen, in einer Zeit, wo man sich für die Polen in Deutschland, für Juden in Polen und sonstige Minderheiten einsetzte, dachte keiner unserer Französlinge in Elsaß-Lothringen daran, auch das eigene Volk vor der Vergewaltigung durch die Fremden, durch die Franzosen zu schützen. In jenen Tagen haben diese französischgesinnten Kreise, vor allem unsere städtische Oberschicht, gezeigt, daß ihnen das Recht auf Führung des elsaß-lothringischen Volkes abgesprochen werden muß. Man mag der Ansicht sein, daß ihnen aus ihrer französischen Gesinnung, soweit sie Nachfahren derjenigen Familien sind, die sich im Laufe von zweihundert Jahren französischer Beherrschung des Elsaß und Lotringens dem Fremdvolk zugewandt haben, kein Vorwurf gemacht werden kann, aber sie mußten bei aller Liebe zu Frankreich an die Masse ihrer Landsleute denken, sie mußten noch Elsässer und Lothringer sein, die ihrem Volk ein freies Eigenleben zu sichern verstanden. Von dieser Pflicht wußten sie und wissen sie nichts. Sie hatten die Führung, gestützt auf die französische Macht seit 1918 fest in der Hand, sie beherrschten Presse und Parteileben. Und wo Stimmen laut wurden, die darauf hinweisen wollten, daß Elsaß und Deutsch-Lothringen sich deutsche Sprache, bodenständige Art, unabhängig von der politischen Zugehörigkeit zu Deutschland oder Frankreich wahren müßten, daß man das Recht einer Minderheit auf Kulturautonomie innerhalb des französischen Staates fordern müsse, da waren sie zur Stelle mit ihrem Geschrei, daß solche Forderungen sich mit Liebe zur „mère-patrie" nicht vertragen können, daß es sich lediglich um deutsche Mache handle, und mit solchen Worten sorgten sie für weitgehende Einschüchterung. Ihnen ist es zu verdanken, wenn sich keine feste Gruppen zur offenen Verteidigung elsässischer und lothringischer Art bildeten. Die Französlinge im eigenen Volk haben immer wieder die französische Macht gegen jede solche Regung in Bewegung gesetzt, und schon diese Gefahr hielt alle Kräfte nieder, denn der Elsässer und Lothringer ist auf Grund seiner schicksalsreichen und wechselvollen Geschichte, ja auf Grund seiner deutschen Art, kein leidenschaftlicher Kämpfer, er läßt sich mit wenig Ausnahmen nur in aussichtsreichen, keine allzugroßen Opfer fordernden Widerstand ein.

So marschierten unsere „Patrioten", soweit sie sich im Jahre 1918 an die Spitze des früheren Zentrums, der mit ihnen unter dem Gesichtspunkt der Erhaltung der bestehenden kirchlichen Ordnung verbundenen Protestanten und der Rechtsdemokraten gesetzt hatten, als „Bloc national" nach Paris und haben 5 Jahre lang unserm Volk vorerzählt, sie hielten es für notwendig, sich möglichst französisch zu gebärden — in dieser Richtung fanden hochinteressante Besprechungen in den Kreisen des politischen Katholizismus statt — um desto sicherer die elsaß-lothringischen Wünsche durchzudrücken. Aber in der Zwischenzeit wurde in unserer Heimat die französische Sprache zur Alleinherrschaft geführt, die elsaß-lothringische Selbstverwaltung wurde bis auf ein lächerliches Scheingebäude abgebaut, ja man sprach auch schon von Trennung von Kirche und Staat. Und an der Spitze der in der Opposition stehenden Linksparteien standen Männer, die ebenfalls zu der von Camille Dahlet in seiner „République" einmal sehr richtig als kleine Minderheit bezeichneten französischgesinnten Gruppe gehörten. So ward auch die Opposition durch Führer wie Peirotes, Georges Weil, Camille Dahlet im Sinne einer aufrechten elsaß-lothringischen Politik gelähmt. Und bei den Sozialisten hatten diese Führer gegenüber den Wählern den Vorteil, sich mit internationalen Tendenzen um die brennenden Fragen des gefährdeten deutschen Volkstums herumzudrücken. Der Wahrheit am nächsten standen wohl immer die Kommunisten, die ja in verblüffend offener Weise gelegentlich von der ungelösten elsaß-lothringischen Frage sprachen. Aber nur um dieser klaren Stellungnahme willen konnte nicht jeder Elsäßer und Lothringer Kommunist werden. Da waren doch mannigfache Hemmungen vorhanden. Klärung hätte vielleicht die Partei der Elsässer bringen können, die im Sommer 1922 ins Leben trat, die aber unter der weiten Kreisen wenig versprechenden Führung des Claus Zorn von Bulach nicht hochkommen konnte.

Durch den Uebergang der Macht an die Linksparteien Frankreichs hat sich nun die Lage in Elsaß-Lothringen plötzlich zugespitzt. Wenn die „Patrioten" mit weiten Kreisen unseres Volkes ein unehrliches Spiel treiben konnten, weil in allgemeiner Ermattung, in einem niederziehenden Ohnmachtsgefühl, keine Kraft zur Sammlung gegen sie treibt, so ist nun durch die Erklärung Herriots, daß er

die Trennung von Kirche und Staat einzuführen gedenkt, ein Wille ausgelöst worden, der von einer festgegliederten Gruppe ausgeht, vom katholischen Klerus und den evangelischen Geistlichen und der hinter diesen stehenden Massen. Vieles hat man bis heute unserm Volk bieten können, Zerstörung des eigenen politischen Lebens, Entrechtung der Muttersprache, weil man sich immer noch durch die „Führer" darüber hinwegtäuschen läßt, wie wenig sie an Widerstand leisten und größtenteils auch leisten wollen. Jetzt geht es aber um Macht und Einfluß der katholischen Kirche und ebenso, das ist die Ueberzeugung weiter evangelischer Kreise, um Bestand und Sicherheit der evangelischen Kirchen. Hier gibt es kein laues Darüberhinweggleiten, und so sind die „Patrioten", die seit 1918 ihren Deputésessel auf die kirchlich-gesinnten Kreise unseres Volkes gegründet haben, in schärfste Opposition gegen Paris getreten. Sie wissen auf einmal davon zu reden, daß Elsässer und Lothringer im Rahmen Frankreichs eine Minderheit bilden, sie verlangen in der „République une et indivisible" für Elsaß-Lothringen ein Volksreferendum in der Fraae: Trennung von Kirche und Staat, sie erklären vor aller Welt, daß das kirchlichgesinnte elsaß-lothringische Volk, hineingetrieben in den Kampf um seine Religion, die Liebe zur Mutter Frankreich sehr schnell verlieren würde. Frankreich wird gewarnt, die Dinge nicht auf die Spitze zu treiben, denn man werde mit Elsaß-Lothringen Ueberraschungen erleben.

Das sind Beteuerungen, die uns, die wir Frankreichs Fremdherrschaft ablehnen, tiefen Eindruck machen können. Aber sollen wir uns darüber freuen? Wir können es nicht, oder doch nur in sehr bestimmten Grenzen. Denn auch hier wird wieder mit unserm Volk zum Teil ein falsches Spiel getrieben. Die Männer, die heute vorn in erster Reihe zum Kampf aufrufen, und die in kluger Weise die stärkste Kraft einsetzen, das elsässische und lothringische Empfinden seiner Eigenpersönlichkeit gegenüber den Franzosen, die haben zum großen Teil nicht den Willen, diese Eigenpersönlichkeit zu voller Entfaltung zu bringen. Nur im Interesse bestimmter Gruppen und Parteien wissen sie plötzlich wieder, daß die Elsässer und Lothringer nicht den Franzosen gleichzusetzen sind. So gut wie wir wissen sie aber, daß die Trennung zwischen Elsässer, Deutsch-Lothringer auf der einen und Franzosen auf der anderen Seite nicht bedingt ist durch die Einstellung für oder gegen Trennung von Kirche und Staat. Hier geht der Riß auch mitten durch unser Volk hindurch, wenn auch unsere Landsleute aller Parteien in ihrer Auffassung der Fragen des kirchlichen Lebens in gleicher Weise wie die übrigen deutschen Stämme viel ruhiger urteilen als das französische Volk. Gewiß, auch wir lehnen es ab, daß uns Elsaß-Lothringern von Paris aus die Gestaltung unserer kirchlichen Verhältnisse vorgeschrieben wird. Aber nur der hat das Recht zum Protest, der in allen Fragen des politischen und völkischen Lebens die Bevormundung durch den Fremden, den Franzosen, ablehnt. Wer schon immer, wie etwa ein Michel Walter nur „Vive la France" ruft, der möge aus seinem Verhalten auch die notwendigen Konsequenzen ziehen. Da ist uns dann Jean Knittel, der Chefredakteur der „Neuesten Nachrichten", immer noch lieber, wenn er auf Grund seiner französischen Einstellung erklärt, man könne nicht Bedingungsfranzose sein.

Vorerst muß dieses rein taktische Vorschieben des elsässischen und deutschlothringischen Gedankens im Kulturkampf eine gewisse Verwirrung hervorrufen. Aber wir dürfen damit rechnen, daß trotz allem das elsässische und lothringische Sonderbewußtsein gestärkt werden wird. Daß die Massen der kirchlichen Parteien den Kampf gegen Trennung von Kirche und Staat als Stellungnahme gegen Frankreich empfinden, geht auch aus vielen Zuschriften hervor, die wir aus der Heimat erhalten haben, so auch aus dem Bericht eines Freundes, den wir im vorliegenden Heft wiedergeben. Und das wird auch fernerhin wertvoll sein, daß selbst die ausgesprochensten Franzosenfreunde es für richtig erachtet haben, Frankreich mit einer ihm sehr unerwünschten Entwicklung der elsaß-lothringischen Dinge zu drohen. Also auch von dieser Seite ist hiermit zugegeben, daß die elsaß-lothringische Frage nicht gelöst ist. Viel wird für die Zukunft davon abhängen, daß die linksgerichteten Kreise in Elsaß-Lothringen nicht in völliger Verblendung nur um ihrer laizistischen Ueberzeugung willen die Verteidigung der Heimatinteressen unseres Stammes vernachlässigen. Mögen sie nie vergessen, daß Frankreich noch immer nach dem Grundsatz „Divide et impera" gehandelt hat. Wir bleiben der Ueberzeugung, daß sich unsere Landsleute über die Frage „Trennung von Kirche und Staat" hinweg in gemeinsamer Front gegen den Feind unseres Volkstums finden werden.

* * *

Ich muß hier noch kurz auf den Bericht eines Dr. Otto Grautoff hinweisen, der in der „Vossischen Zeitung" am 4. Juni erschienen ist. Die für uns Elsaß-Lothringer wichtigen Teile seiner Ausführungen geben wir unten wieder. Den Freunden und Lesern unserer Zeitschrift wird wenig daran gelegen sein, daß wir auf diese außerordentlich „tiefschürfenden" Untersuchungen des Herrn Grautoff mit einer Widerlegung in unserer Zeitschrift anworten; alle Berichte und Beobachtungen aus

---

(Zu obigen Ausführungen).

Aus einem Aufsatze der Berliner „Vossischen Zeitung", Nr. 263 (A. 112) (Morgenausgabe) vom 4. Juni 1924 „Hinter der Front in Frankreich 1924" von Otto Grautoff, dem die Redaktion eine Notiz vorausandte, die besagte:

„Im Auftrage der „Vossischen Zeitung" hat der bekannte Kunstschriftsteller Dr. Otto Grautoff, der zu den besten deutschen Kennern unserer westlichen Nachbarn gehört, Frankreich bereist. Seine Berichte über die Stimmung der französischen Provinz, über das geistige Leben in und außerhalb Paris beginnen wir mit folgendem Aufsatz ..."

„... Begreift ihr, Landsleute, daß einen Deutschen, der seit 1914 zum erstenmal wieder durch Frankreich reiste, dauernd die Frage quälte, wie diese festgefügte Einheit Frankreichs auf Elsaß-Lothringen gewirkt hat? Ich habe den Plan hinzufahren gefaßt und verworfen, wieder gefaßt und wieder verworfen. Endlich bin ich aber doch hingefahren, weil ich Klarheit haben wollte über den Zustand des Grenzlandes, das mir teuer war, nachdem ich es zehn Jahre lang von Paris aus gesehen und beobachtet habe. Ich fuhr von Lyon nach Straßburg, vorüber an Ortschaften mit rein deutschen Namen, mit Reisenden, von denen einige Elsässisch sprachen. Am Bahnhof aber wurde ich in französischer Sprache empfangen, im Europäischen Hof französisch begrüßt. Das ganze Straßenbild ist französisch. Französische Ladenschilder, französische Plakate, französische Aufschriften auf den Trambahnen. Die Bauern und die alten Leute sprechen Elsässisch, die Jugend spricht vielfältig, die besser gekleideten Bürger sprechen alle Französisch. Man rafft sich auf, gibt sich als Deutscher zu erkennen. Kein freudiges Erstaunen, kaum Sympathie. Es ist wie eine Leere um mich herum. Schweren langsamen Schrittes gehe ich durch die munter bewegte Menge, ein dickes Gefühl im Hals. Ich habe mich niemals so verlassen, so sehr in der Fremde gefühlt. Ich gehe zur Stadt hinaus. In das neue, breite, von den Deutschen erbaute Universitätsviertel. Ich stehe vor dem Denkmal des jungen Goethe und sehe in sein heiteres, stolzes Antlitz. Jeder von euch würde hier anhalten. Jedem würde der Hut vom Kopfe gleiten. Was tun? will ich fragen. Darf ich, wie gute Freunde mir rieten, die furchtbaren Eindrücke verschweigen, die ich im Elsaß empfing, soll unser Volk Illusionen nachjagen, die ihm von neuem verderblich werden können? Soll ich daheim zur Befreiung des Elsaß aufrufen, zu neuen Kriegen schüren? Steinigt mich, Landsleute, aber ich sage euch die Wahrheit, die ich erlitt, ins Gesicht: Das Elsaß will uns nicht. Die Elsässer sind uns verloren.

Es gibt kein deutsches Theater, keine deutsche Buchhandlung, keine deutsche Zeitung von Rang. Nirgends sieht man reichsdeutsche Literatur. Das alles erträgt der Elsässer ohne zu murren. Es gibt

unserer Heimat, die wir im Laufe der letzten anderthalb Jahre gebracht haben, bilden in ihrer Gesamtheit die erforderliche Entgegnung. Wenn auch Grautoff mit gewaltigem Pathos ausruft: „Steinigt mich, Landsleute, aber ich sage Euch die Wahrheit, die ich erlitt, ins Gesicht...", wir wollen seinen Bericht nicht allzu tragisch nehmen. Bei jedem seiner Worte und Urteile spürt man, wie fern er den Dingen steht. Vermeil, der Straßburger Universitätsprofessor, soll, wie ich höre, sein Führer durch Straßburg gewesen sein. Wir wollen hoffen, daß dieser Herr für die wirklich ausgezeichneten Dienste, die er der französischen Propaganda geleistet hat, mit einem Bändchen ausgezeichnet wird. Es ist besonders geschmackvoll von einem deutschen Journalisten, in einem solchen Bericht die 1918 nach Deutschland freiwillig aus ihrer Heimat ausgewanderten Elsässer und Lothringer mit einer schlechten Note zu versehen. Wir werden trotz Grautoff voll Stolz auf Männer wie unsern Straßburger Bürgermeister Dr. Schwander, Dr. Goetz, Professor Lienhard, Professor Kapp, Professor Anrich, Professor Ehrhard und die vielen andern blicken. Was weiß Grautoff von der tiefen Verehrung und Liebe, mit der Angehörige aller Kreise unseres Volkes hüben und drüben unserer jüngst in Bad Liebenzell in Württemberg verstorbenen Marie Hart gedenken! Kennt er die Geistlichen und Lehrer beider Konfessionen, die dem deutsche Volk die Treue gehalten? Aus allen Ständen und Berufsschichten wollten wir ihm gern Männer und Frauen zeigen, die es nach Durchsicht seines Berichts geradezu als ehrenvoll empfinden werden, eine solche Beurteilung von ihm erfahren zu haben. Denn da ist ja doch alles auf den Kopf gestellt. Nur ein Wort zu dem Vergleich Grautoffs hinsichtlich der Auswanderung von 1918 mit der Abwanderung nach 1870/71. Nicht allein, daß es damals wahrlich in den meisten Fällen kein materielles Opfer bedeutet hat, nach Frankreich auszuwandern, da ja die barbarische deutsche Regierung den Abziehenden, ob Franzosen, ob Elsässern, keinerlei Schwierigkeiten in den Weg legte, noch auch sie in ihrem Besitztum schädigte, wie es doch nach dem Versailler „Frieden" — der für Elsaß-Lothringer weder Oktion noch unbehinderten Wegzug sichert — heute der Fall ist, sondern es müßte doch der Vergleich ganz anders aufgebaut werden. Nie ist untersucht worden, wie viele von denen, die nach 1870 Elsaß-Lothringen verlassen haben, echte, alteingesessene Elsässer und Lothringer gewesen sind. Nie ist festgestellt worden, wie viele von ihnen einfach Franzosen, früher aus Frankreich Eingewanderte (Beamte, Kaufleute usw.) gewesen sind. Hätte man diese Zahl, dann müßte man sie den 130 000 „Altdeutschen" gegenüberstellen, die nach 1918 nach Deutschland zurückgekehrt sind. Mit Grautofffscher Oberflächlichkeit und Verantwortungslosigkeit kann ein mit soviel Elend durchgesetztes Problem nicht in drei Worten abgetan werden.

In der deutschen Oeffentlichkeit mußte Grautoffs Darstellung gebrandmarkt werden; das ist geschehen. In der „Vossischen Zeitung" selbst haben unsere Landsleute Dr. h. c. Adolf Goetz (einstmals Abgeordneter und Vorsitzender der liberalen Landespartei in Elsaß-Lothringen), Leo Raeppel (bis 1918 Herausgeber der „Elsaß-Lothringischen Schulzeitung") und Landgerichtspräsident z. D. Dr. Max Schwalb gegen Grautoff Stellung genommen. Auf diese Tatsache möchten wir vor allem die deutschen Blätter hinweisen — wie die „Essener Arbeiterzeitung", die „Münchener Post", die Bonner „Reichszeitung" —, die in Verkennung der Zusammenhänge auf die Grautofffschen Ausführungen hereingefallen waren. Die gesamte große deutsche Presse hat gegen Grautoff von sachkundiger Seite Entgegnungen gebracht, und bis in die kleinsten Blätter hinein können wir den Widerhall beobachten. (In unserer Presseschau können wir leider nur ganz wenige Beispiele bringen.)

Mit auf Grautoffs „Feststellung", daß „Elsaß-Lothringen dem deutschen Kulturkreis entglitten" sei, hat Georg Bernhard, der Herausgeber der „Vossischen Zeitung", am 8. Juni einen grundsätzlichen Aufsatz „Der Kampf um den Frieden" aufgebaut. Die elsaß-lothringische Frage soll eben erledigt sein, weil die deutsch-französische Verständigung von ihr abhängt. So geht es nicht! Das Selbstbestimmungsrecht unserer Heimat steht uns höher als eine „Versöhnung", die auf solch brüchigen Grundlagen errichtet werden soll. Nicht „Frieden um jeden Preis", nicht „Friede und Ruhe über alles!", sondern „Das Recht vor allem und über allem!"

---

keine deutsche Protestlerpartei, sondern nur einzelne Unzufriedene. Es gibt aber wie in Deutschland ein unselig zerklüftetes Parteiwesen, in dem keine Partei führend auftritt, aber fast alle Poincarés Politik gutheißen. 1870 zog eine geistige und wirtschaftliche Elite aus dem Elsaß nach Frankreich. Das kleinste Städtchen Frankreichs hat damals dem Verlust der Provinzen dadurch gedacht, daß es Straßen, Plätze, ja sogar einzelne Villen nach Elsaß, Lothringen, Straßburg und Metz benannt hat. Nach 1918 ist keine Elite von Altelsässern nach Deutschland gewandert, und keine Stadt hat gefühlsmäßig so stark den Verlust der Provinzen empfunden, daß sie ähnlich wie in Frankreich das Andenken an Elsaß-Lothringen feierte. Schlimmer noch: die kräftigsten jungen Leute aus Elsaß-Lothringen sind 1918 in Scharen (hört ihr!: in Scharen) in die französischen Militärschulen eingetreten, und heute schon sind Frankreichs beste Offiziere Elsässer und Lothringer.

Der elsässische Lehrerstand, der größtenteils deutsche Gymnasialbildung genossen hat, folgte von 1918 an willig und geschlossen dem Rufe der französischen Regierung, ging nach Paris, zog in die französischen Provinzen, um die Sprache zu lernen, und hat sich leicht und gern französieren lassen. Die Assimilation ist schneller gegangen, als die Franzosen erwartet haben. Das wird einem gesagt. Aber wer selbst alten Freunden gegenüber mißtrauisch bleibt, kann sich auf der Straße und in den Läden selbst davon überzeugen. „Für die Verwaltung sind wir den Deutschen dankbar", sagte mir ein Elsässer, „aber politisch herrscht hier keine Sympathie für Deutschland. Die Fehler, die die Deutschen uns gegenüber begangen haben, sind nicht so wichtig wie die instinktive Ablehnung der politischen Herrschaft Deutschlands. Das prägt sich auch darin aus, daß der Elsässer behauptet, alles, was Deutschland dem Elsaß Gutes getan hat, hat es für den Ruhm Deutschlands und nicht für das Elsaß getan. Wenn aber Frankreich nur die Trikolore schenkt, sind die Elsässer schon begeistert."

Man hört es, man muß es glauben, weil die sichtbaren Beweise für diese Behauptungen auf Schritt und Tritt sich aufdrängen. Es nützt nichts, über diese schmerzvollen Tatsachen zu diskutieren; sie stehen fest. Die Geschichte wird unwahr vor der Gegenwart. Das Land ist dem deutschen Kulturkreis entglitten. Nur der katholische Klerus bietet der Französierung noch einen letzten Widerstand. Ich trat ins Münster Erwin von Steinbachs. Ein deutscher Kinderchor brauste durch das farbige Dunkel der Kirche und drückte mich auf die Knie. Niemals hat Orgelklang und Kindergesang mich so tief erschüttert wie in dieser letzten Oase des Deutschtums im Elsaß, und ich empfand bewegt und dankbar den gütereichenden und versöhnenden Geist der römischen Kirche. Wenn Elsaß-Lothringen jemals die Aufgabe erfüllen sollte, eine Brücke zwischen Deutschland und Frankreich zu bilden, so wird man dem Klerus für das gelungene Werk zu danken haben."

(Siehe auch Presseschau).

„Mülhausen und Frankreich."

Ein Leser unserer Zeitschrift, Herr Johannes Richard in Berlin, der selbst einer Alt-Mülhauser Familie (Richard, urspral. Reichardt) entstammt, hat uns freundlicherweise darauf aufmerksam gemacht, daß das in dem Aufsatz von Herrn Dr. Stenzel im Juniheft geschilderte Vereinigungsfest sehr anschaulich beschrieben ist in dem „Livre d'or de la ville de Mulhouse", das die Preußische Staatsbibliothek in Berlin, Unter den Linden, unter Nr. Rh. 7235 besitzt.

Die Schriftleitung.

Zur Beurteilung der elsaß-lothringischen Wahlen.

Das Wahlergebnis in Lothringen.

Von A. Gilg.

Im Juniheft unserer Zeitschrift hat Professor Lic. Kapp durch seine feinsinnige Beleuchtung und Bloßlegung der politischen Regungen der elsässischen Volksseele die Züge im politischen Gesicht des Elsaß nach den französischen Kammerwahlen gedeutet und insbesondere nachgewiesen, welchem Irrtum man in Deutschland und im Auslande verfallen würde, wenn man das Ergebnis der Wahl im Elsaß als ein rückhaltloses Bekenntnis zum französischen Staat und zum Franzosentum, vielleicht besser gesagt: zum Geist des modernen Frankreich, auffassen würde. Wie richtig seine Ausführungen waren, haben inzwischen nicht nur die Kommentare der elsaß-lothringischen Presse, sondern auch die Ereignisse in der französischen Kammer bewiesen. Wenn ein lothringisches Blockblatt einem gegnerischen Blatt auf seine Bemerkung, „man wolle nicht ein Frankreich Ludwigs XIV. oder Napoleons, sondern das Frankreich des 18. Jahrhunderts und der großen Revolution", entgegenhält, es würde letzterem das Frankreich des heiligen Ludwig und der Jeanne d'Arc vorziehen, so zeigt dies deutlich, inwieweit die Ideologie der Blockleute von den realen Tatsachen entfernt ist, und welche Kluft den konservativen Regionalismus des elsaß-lothringischen Nationalblocks von dem Geist des nachrevolutionären Frankreich trennt, der seit anderthalb Jahrhunderten jedes beginnende Wiedereindringen jener mittelalterlichen kirchlichen Ideologie in das französische öffentliche Volks- und Staatsleben nach kürzester Frist und oft in revolutionären Erschütterungen oder mit radikalsten Maßnahmen zunichte machte. Ein mit solchen hoffnungslosen Bedingungen belastetes nationales Bekenntnis ist ein schwaches Band für Zeiten der Prüfung, Zeiten, deren Vorzeichen heute schon drohend am westlichen Himmel aufsteigen. Dabei ist zu beachten, daß der Nationalblock in Elsaß-Lothringen, indem er durch kritiklose Unterstützung der nationalistischen Siegerpolitik des französischen Nationalblocks dessen Wohlwollen für die eigenen regionalen Sonderwünsche zu gewinnen suchte, neben den religiösen Belangen, für die er wenigstens beim äußersten rechten Flügel der Blockkammer auf Hilfsbereitschaft rechnen konnte, einen Regionalismus der Volkskultur und Volkseigenart, der Verwaltung und Wirtschaft vertritt, für den er nicht einmal bei seinen französischen Blockfreunden Verständnis fand, und den man ihm, trotz aller früher gegebenen feierlichen Versprechen, trotz alles vorausgesetzten „Verständnisses" des Präsidenten Millerand und aller wohlwollenden Zusicherungen der Minister unter schönen Worten und unter Nachgeben oder Verschieben in weniger dringenden oder subtileren Fragen doch Schritt um Schritt und Stück um Stück unter der Hand abbaute; für den man bei der jetzigen Kammermehrheit erst recht kein Verständnis finden wird, so daß der Gegensatz staats- und volkspolitischen Empfindens und Denkens zwischen der Mehrheit der französischen und der elsaß-lothringischen Volksvertreter schon in den ersten Kammersitzungen aufs schärfste zum Ausdruck kam.

Und war es wirklich ein Sieg, sagen wir, um keiner Uebertreibung geziehen zu werden, ein Sieg der ungebrochenen Kraft einer gesicherten Mehrheit, ein Erfolg von überwältigender und überzeugender Bedeutung und sicherer Zukunftsaussicht? Die führenden Persönlichkeiten und Blätter des Blocks gestehen trotz der Freude darüber, daß es noch so glimpflich abgelaufen ist, die in schwerem Kampf erlittenen Verluste und die Gefahren für die Zukunft zu, und die Gegner nennen den Blocksieg einen Pyrrhussieg, an dem der Block sich verbluten und infolgedessen schließlich in die Brüche gehen werde. Tatsächlich verdankt der Block seinen Erfolg, 21 Mandate von 24, nicht etwa einer entsprechenden Ueberzahl von Wählerstimmen, sondern nur dem verzwickten französischen Wahlsystem, wie es in der Juninummer unserer Zeitschrift dargestellt wurde. So konnte es kommen, daß der frühere Metzer, jetzt Straßburger Salonsozialist Dr. Weill in der französischen Kammer behaupten konnte, die Mehrheit der Wähler habe sich gegen den Block ausgesprochen, während die Abgeordneten des letzteren, triumphierend auf die Zahl ihrer Mandate weisend, sich als die Vertreter der Mehrheit des Volkes bezeichneten. Tatsächlich wurden in ganz Elsaß-Lothringen zusammen 187 363 Stimmen gegen und nur 181 788 Stimmen, also nur 48,8%, für den Block abgegeben, die ihm 7/8 der Mandate errangen, während den Sozialdemokraten nur zwei Mandate und den Kommunisten eines zufiel und die übrigen Parteien leer ausgingen. Wäre das französische Wahlrecht mit seiner absichtlichen Unterdrückung der Minderheiten, ein wirkliches Proportionalwahlrecht, dann wäre das Ergebnis ein ganz anderes geworden.

Wäre die Zahl der Mandate, nach Bezirken getrennt, unter Zugrundelegung des Wahlquotienten (abgegebene giltige Stimmen geteilt durch die Zahl der Mandate) proportional verteilt worden, so ergäbe sich folgendes Bild:

Ober-Elsaß: giltige Stimmen 111 846, 7 Mandate, Wahlquotient 15 978. (Block jetzt alle 7 Mandate.)

1. Kommunisten	8 271 Stimmen	(7,4 %)	: 1 Abgeordneter
2. Sozialdemokraten	36 514 „	(32,6 %)	: 2 Abgeordnete
3. Radikale	7 054 „	(6,3 %)	: 0 Abgeordnete
4. Nationalblock	58 913 „	(52,7 %)	: 4 Abgeordnete

Unter-Elsaß: giltige Stimmen 146 273, 9 Mandate, Wahlquotient 16 321. (Block jetzt 6, Sozialdemokraten 2, Kommunisten 1 Mandat.)

1. Kommunisten	20 792 Stimmen	(14,2 %)	: 1 Abgeordneter
2. Sozialdemokraten	37 823 „	(25,9 %)	: 2 Abgeordnete
3. Radikale	15 998 „	(10,9 %)	: 1 Abgeordneter
4. Nationale Republik.	6 354 „	(4,3 %)	: 1 „
5. Nationalblock	65 306 „	(44,6 %)	: 4 Abgeordnete

Lothringen: giltige Stimmen 113 376, 8 Mandate, Wahlquotient 14 172. (Nationalblock jetzt alle 8 Mandate.)

Arbeiter- u. Bauernpartei (Kommunisten)	26 276 Stimmen	(23,2 %)	: 2 Abgeordnete
Linksblock (Soz u. Rad.)	8 140 „	(7,2 %)	: 0 „
Demokraten	20 141 „	(17,8 %)	: 1 Abgeordneter
Nationalblock	57 569 „	(50,8 %)	: 5 Abgeordnete

Im ganzen Land zusammen würden bei dieser Berechnung entfallen auf die Sozialdemokraten 4, Kommunisten 4, Radikalen 1, Nationale Republikaner 1, lothr. Demokraten 1, Nationalblock 13 Abgeordnete. Den Blockgegnern kämen also 11 Kammersitze zu.

Würde man der Verteilung der Mandate ein dem deutschen ähnliches Proportionalsystem zugrundelegen, indem man den Durchschnittsquotienten für das ganze Land mit rund 15 000 annehmen würde (er betrug genau 15 508), den Parteien zuerst in den einzelnen Bezirken die Mandate zuteilte, für die verwandten Parteien verbundene Listen annehmen und die Reststimmen den Landeslisten zukommen lassen würde, so ergäbe sich folgendes Bild:

Ober-Elsaß: Kommunisten —, Sozialdemokraten 2, Radikale —, Nationalblock 3 Mandate,

Unter-Elsaß: Kommunisten 1, Sozialdemokraten 2, Radikale 1, Nationale Republikaner —, Nationalblock 4,

Lothringen: Arbeiter- und Bauernpartei 1, Linksblock —, Demokraten 1, Nationalblock 3 Mandate,

Landesliste: Sozialdemokraten 1, Kommunisten 1, lothr. Arbeiter- und Bauernpartei 1, Radikale 1, lothr. Linksblock 1, Nationalblock 2 Mandate.

Insgesamt wären also gewählt:

Kommunisten und lothr. Arbeiter- und Bauernpartei 3, Sozialdemokraten 5, lothr. Linksblock 1, Radikale 2, lothr. Demokraten 1, Nationalblock 12.

Den 12 Abgeordneten des Blocks (mit 48,8% der Wählerstimmen) ständen also 12 Blockgegner (mit 51,2% der Wählerstimmen) gegenüber.

Aber der Sieg des Nationalblocks erscheint noch viel zweifelhafter, wenn man die Wahlresultate von 1919 und 1924 vergleicht. Im Ober-Elsaß hat der Nationalblock trotz starker Erhöhung der Zahl der Wahlberechtigten gegen 1919 1238 Stimmen eingebüßt, die Sozialdemokraten haben ihre Wählerzahl um 577 verbessert, und die Kommunisten und Radikalen sind mit 8271 und 7054 als neue Gegner in Erscheinung getreten. Den 60 151 Stimmen des Nationalblocks standen damals 35 937 Blockgegner gegenüber; heute ist das Verhältnis 58 913 gegen 51 839. Noch ungünstiger ist das Verhältnis im Unter-Elsaß geworden, wo der Block diesmal die absolute Mehrheit nicht mehr erreichte und darum drei Sitze an die Gegner verlor. Auffallend ist hier besonders trotz der bedeutenden Zunahme der Wahlberechtigten der starke Verlust des Blocks an

Wählerstimmen in vielen Kreis- und Kantonshauptorten, der in manchen Orten sich auf mehrere Hundert belief; selbst da, wo ein kleiner Zuwachs zu verzeichnen ist, ist die Zahl der gegnerischen Stimmen absolut und prozentual weitaus stärker gestiegen. Und in Lothringen entfielen 1919 bei 116 335 Wahlberechtigten auf den Block 61 718 Stimmen = 63,6% der Wählenden, auf die Opposition 33 323 Stimmen = 34,5% der Wählenden, 1924 dagegen auf den Block nur 57 569 (50,7%), auf die Gegner 54 557 (47,6%) der Stimmen, und der letzte Blockkandidat Guy de Wendel blieb sogar unter der absoluten Mehrheit und ist nur durch den Wahlquotienten gerettet. Im Grunde ist also der Sieg des Nationalblocks in allen drei Bezirken nur die verlustreiche notdürftige Behauptung einer früher für unüberwindlich gehaltenen geschwächten Position. Nicht ohne Berechtigung konnte darum das „Metzer Freie Journal" nach einem Vergleich der Wahlziffern schreiben:

„In diesen Zahlen steckt die wahre und einzige Bedeutung der Wahlen. Sie kennzeichnet sich nicht durch einen feststehenden Kandidatenerfolg, der durch ein ungerechtes Wahlsystem vollständig verfälscht wird. Sie kennzeichnet sich einzig und allein in diesen positiven Stimmenzahlen, die das wahre Fühlen und Denken unserer Bevölkerung wiedergeben. Und das ist als ein großer Erfolg der linksstehenden Parteien anzusehen."

Und dieser umstrittene Erfolg ist auch mit schweren persönlichen Opfern erkauft. Schon die Aufstellung der Kandidatenlisten „der nationalen Einigung machte einige Schwierigkeiten." (Alsaticus in „Die Heimat".) Im Ober-Elsaß wurde der Abgeordnete Wetterlé, der schon 1919 die niedrigste Stimmenzahl erreicht hatte, ausgebootet (und durch Poincaré mit der Ernennung zum Attaché bei der französischen Botschaft am Vatikan versorgt, hat aber zu gewärtigen, daß er, wenn Herriot demnächst sein Regierungsprogramm wahr machen wird, auch im diplomatischen Dienst zu den „Abgebauten" zählen wird). Ein Beweis dafür, daß man sogar im Elsaß auf die Dauer solche zweifelhaften politischen Charaktere nicht erträgt. Ausgeschifft wurde ferner der durch sein „Märtyrertum" vor dem deutschen Kriegsgericht bisher als Zugnummer ausgestellte Mittelschullehrer Brogly aus Mülhausen und der in der Kammer durch Dauerabwesenheit aufgefallene Demokrat Baradé aus Türkheim-Colmar. Ersetzt wurden die drei durch den rührigen Parteiagitator Professor Lang aus Mülhausen, den Vertreter der fundgauischen Landwirtschaft Bürgermeister und Generalrat Silbermann von Oberspechbach und den Demokraten Gustav Burger aus Colmar, den Direktor des elsässischen Weinbauverbandes. Und trotz dieser starken neuen Zugnummern ein erheblicher Verlust an Stimmen!

Im Unter-Elsaß, wo man anscheinend des Sieges zu sicher war, setzte man den bisherigen Abgeordneten Simonin, einen israelitischen Industriellen aus Schirmeck, an die Luft, weil er ein zu unsicherer Bundesgenosse war, und verschnupfte damit seine Glaubensgenossen. Um die protestantischen Landwirte bei der Stange zu halten, stellte man für ihn den Präsidenten des Landwirtschaftlichen Kreisvereins von Straßburg-Land, Bürgermeister Urban aus Hürtigheim, auf, der schon in deutscher Zeit bei allen Wahlen mit Dauerdurchfall bekannt wurde. Und um auf Poincarés Wunsch auch für die Jonnart-Partei einen Platz frei zu machen, der dann durch den französischen Rechtsanwalt Fonlupt besetzt wurde, ließ man den Notar Jaeger aus Hochfelden fallen, „weil er außerhalb der Parteien stand und auch als Redner keine besondere Zugkraft besaß". Und die Folgen? Jaeger erstand auf einer besonderen radikalen Liste wieder, und der mit seinen Bemühungen um einen Platz auf der Blockliste abgewiesene Verwandlungskünstler Blumenthal auf einer Liste der „Nationalen Republikaner". Urban und Fonlupt fielen durch und mit ihnen auch der bisherige Deputierte Comte de Leusse, der neuzugewanderte Bürgermeister von Reichshofen. Sind das alles nicht auch Symptome, die man bei Beurteilung des Blocksieges nicht außer acht lassen darf?

In Lothringen haben sich die Dinge noch überraschender gestaltet. Zwar treffen die allgemeinen Gesichtspunkte, wie sie Prof. Kapp in der letzten Nummer der „Heimatstimmen" bezüglich der politischen Lage, insbesondere der Gründe für den zuerst scheinbar so überwältigenden Erfolg des Nationalblocks im Elsaß psychologisch so feinsinnig dargelegt hat, auch für Lothringen im wesentlichen zu. Aber dieses Land hat schon zur deutschen Zeit infolge seiner landschaftlichen, wirtschaftlichen und völkischen Andersartung gegenüber dem Elsaß immer einen gewissen partikularistischen Sonderstandpunkt auch in politischer Beziehung eingenommen. Während in den beiden elsässischen Bezirken nur in einigen Grenzsprengeln eine romanische Bevölkerung lebt, ist Lothringen in einen östlichen breiten Landstreifen mit deutschsprechender und einen westlichen schmaleren, um Metz sich verbreiternden Landstreifen mit französisch sprechender Bevölkerung geteilt. Diese betrug 1910 im ganzen Bezirk 22,3% der Gesamtbevölkerung und dürfte nach der starken Abwanderung von Deutschen und Zuwanderung aus Frankreich ein starkes Drittel der Wahlberechtigten ausmachen. Der Religion nach ist dagegen Lothringen einheitlicher als die elsässischen Bezirke. Nur in Metz und in einigen um das „Krumme Elsaß" gelagerten Ortschaften sind alte protestantische Kirchengemeinden. 1871 zählten diese zusammen nur 2,8% der Bevölkerung. 1910 allerdings war die Zahl der Protestanten innerhalb der Zivilbevölkerung infolge der deutschen Einwanderung auf 10% angewachsen, dürfte sich aber durch die bereits erwähnte seitherige Bevölkerungsverschiebung wieder wesentlich verringert haben. Sie spielte von jeher in der lothringischen Politik nur eine sehr untergeordnete Rolle, zur deutschen Zeit als Mitträger der an Zahl nie sehr bedeutenden Fortschrittspartei.

Die lothringische Bevölkerung verhielt sich bei den Wahlen von jeher viel passiver als die aktivere elsässische. Im allgemeinen stimmte sie für die ihr vorgeschlagenen Notabeln, die gewöhnlich ohne starke Wahlbeteiligung und ohne besonderen Wahlkampf gewählt wurden. Die Gewählten standen in den ersten Jahrzehnten der deutschen Herrschaft ohne feste Parteibildung unter sich in persönlicher Fühlung mit den Notabeln des Elsaß, schlossen sich aber immer, wo es die Verteidigung der lothringischen Sonderinteressen galt, zu einer eigenen Gruppe zusammen. Als aber im Elsaß seit den neunziger Jahren unter dem Einfluß jüngerer Führer gegenüber der alten Notabelnpolitik sich eine aktivere Parteipolitik durchsetzte, zogen sich die Lothringer immer mehr auf sich selbst zurück; sie bildeten den „Lothringer Block". Nur-Lothringer, teilweise etwas von französischer Aufklärung gestreift, in allen Landesangelegenheiten und sozialen Fragen streng konservativ, war ihnen jedes politische Parteiwesen verhaßt. Der Kirche gegenüber voll gönnerhaftem Wohlwollen und ihre Rechte gegen den Staat in jeder Hinsicht schützend, waren sie doch Gegner der Betätigung der Geistlichkeit im öffentlichen politischen Leben und insbesondere des aus Deutschland importierten Zentrums. Doch hatte dieser konservativ-notable Block auch seine persönlichen und örtlichen Nuancen, Flügelstellungen, die gern sich die Wahlhilfe von den sonst nicht geliebten Parteien gefallen ließen und diese Unterstützung durch gelegentliche Freundschaftsdienste bei der Regierung oder sonst auf fremde Kosten vergalten. So traten bei den Landtagswahlen im Jahre 1911 von den Kandidaten des Blocks 11 in sicher geglaubten Wahlkreisen ohne fremde Unterstützung auf, 6 Kandidaten ließen sich vom Zentrum gegen die Liberalen und 3 von den Liberalen gegen das Zentrum unterstützen. Gegen diesen Block hatte sich unter Führung jüngerer Kräfte, insbesondere aus der Geistlichkeit, eine Zentrumspartei durchgesetzt, die es 1911 auf 25,3% der Wählerstimmen brachte, während der Block 43,9% der Stimmen erhielt. Die hauptsächlich in der deutschen Beamtenschaft, den Angestellten der Industrie und in der protestantischen Bevölkerung zu suchenden Liberal-Demokraten brachten es für 7 Kandidaten nur auf 4,9% der Stimmen. Außerdem unterstützten sie 7 Unabhängige, die 10,4% der Stimmen auf sich vereinigten. Die Sozialdemokraten brachten es damals auf 13,9% der Stimmen.

Durch den Uebergang Lothringens an Frankreich wurde die liberal-demokratische Partei aufgerieben, verlor durch Abwanderung Führer und Mitglieder, und es blieben nur zerstreute Häuflein von liberalen Protestanten ohne politische Organisation zurück. Die Sozialdemokratie verlor ebenfalls viele Anhänger und Führer und geriet zunächst in völlige Desorganisation. Aus Frankreich aber strömten die „Nouveau-Venus" ins wiedergewonnene Land, als „Befreier" überall das große Wort führend und sich als die regierenden Herren aufspielend. Kein Wunder, daß es unter dem in Frankreich üblichen, in Lothringen verstärkten offiziellen Druck entschlossenen Führern der französisch gesinnten Kreise, worunter die oben genannten Neugekommenen keine kleine Rolle spielten, gelang, die bisherigen Zentrums- und Blockwähler unter der Devise, daß, wer gut französisch wähle, die Interessen Lothringens und der katholischen Kirche am besten schütze, geschlossen für die Wahl der Kandidaten des Nationalblocks, fast nur neuer Männer, zusammenzubringen! Nur die Sozialdemokratie war, durch die wirtschaftliche Desorganisation und

große Streiks der Beamten und Arbeiter, zum Teil durch Zuzug aus dem „Innern" erstarkt, stark bolschewisiert und leistete entschlossenen Widerstand. So siegte 1919 der Nationalblock mit fast zwei Dritteln der abgegebenen Stimmen über Sozialisten und Kommunisten.

Es kann darum nicht wundern, daß der Nationalblock auch diesmal seines Sieges sicher, allzusicher war. Von den acht bisherigen Abgeordneten wurden fünf, Schuman, Serot, de Wendel, Meyer und François wieder aufgestellt. General de Maud-huy war inzwischen gestorben. Der schon zur deutschen Zeit als Präsident des „Souvenir" unliebsam hervorgetretene und früher gerade deshalb dem Block sehr genehme Deputierte Jean, der jedoch seither den Block mehrfach durch Ueberpatriotismus kompromittiert hatte, wurde „als nicht mehr repräsentabel" ausgeschaltet. Abbé Hackspill, der wohl nie so ganz in diese Gesellschaft gepaßt hatte, trat zurück. (!) Auf das Drängen der Deutschlothringer wurde der Kanonikus Louis, Präsident der katholischen Vereinsorganisationen der Diözese Metz, auf die Liste genommen, die noch durch die Namen des Generalrats Moncelle und des Bürgermeisters Pacque von Forbach vervollständigt wurde. Aber die Gegner rührten sich in eifrigstem Wahlkampfe. Die Sozialdemokratie, fast restlos zum Kommunismus abgeschwenkt, radikale und sozialdemokratische Parteisplitter als Linksblock traten zuerst auf den Plan. Und kurz vor den Wahlen trat unter Führung des Direktors des „Metzer Freien Journals" Victor Demange und des früheren christlichen Gewerkschaftsführers Erpelding eine „Union Nationale Républicaine Démocratique" mit Programm und Kandidatenliste hervor. Demange, dessen Blatt unter den naturalisierten Deutschen, sowie in liberalgesinnten Kreisen des deutschen Sprachgebiets große Verbreitung besitzt, hatte zunächst die Aufnahme seiner Kandidatur auf der Liste des Nationalblocks verlangt. Er wurde, wohl als zu wenig in die erlauchte nationalreine Gesellschaft passend, etwas von oben herunter abgewiesen. Nun schloß er sich mit dem ausgeschifften Exdeputierten Jean, der, wie Demange im deutschen, im französischen Sprachgebiet immer noch starken Anhang besitzt, zu der neuen demokratischen Union zusammen. Dieses ausdrücklich nur für den Wahlkampf geschlossene Bündnis mutet recht grotesk an. Arm in Arm Herr Jean, der Patentfranzose, der sein Tagewerk nie ohne Beleidigung eines „Boche" beschließt, und Demange, der Vertreter der Naturalisierten. Trotzdem diese neue Partei wegen der Kürze der Zeit und mangels jeder Organisation den Wahlkampf nur mit ungenügenden Mitteln führen konnte, brachte sie es auf die ansehnliche Zahl von mehr als 20 000 Stimmen. Eine Verschiebung von nur wenigen hundert Stimmen hätte trotz des den Willen der Wähler fälschenden Wahlsystems genügt, dem Block den Sieg streitig zu machen und den beiden größten Gegenparteien je ein Mandat zu gewinnen. Dabei ist zu beachten, daß die Kandidatenlisten der Blockgegner durchaus nicht sehr wählerisch aufgestellt waren und nicht durchweg sehr zugkräftige Namen aufwiesen. Durch diesen Erfolg ermutigt, sind diese Parteien schon jetzt eifrig an den besseren Ausbau ihrer Organisationen herangetreten.

Ueberblicken wir in Kürze noch das, um was man in diesem erregten Wahlkampfe auch in Lothringen sich so heftig stritt, so sieht man sofort, daß der Streit für oder gegen den Block keineswegs ein Bekenntnis für oder gegen Frankreich war oder auch nur sein konnte. Eine solche Fragestellung ist unter den heutigen politischen Verhältnissen im heutigen Frankreich nicht nur unmöglich, sondern sogar undenkbar. Der Kampf drehte sich vielmehr um die Auswirkung der Außenpolitik des französischen Nationalblocks und seines energischsten Führers Poincaré auf die innerpolitischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, um Frankfturz, Teuerung, Steuerlasten und Steuerverteilung, soziale Fragen, darum, ob die speziellen Interessen Lothringens beim Block oder den Blockgegnern am besten aufgehoben seien, und in erster Linie um Kirche und Schule. In letzterer Frage zumeist schieden sich die Geister; an ihr erhitzten sich die Besucher der oft recht stürmischen Wahlversammlungen. Und das ist auch der Grund, warum der Nationalblock teilweise in die Brüche ging und vermutlich bei zukünftigen Wahlen im Elsaß wie in Lothringen wieder reinlicher Parteischeidung Platz machen wird. Schon hat das Großreinemachen in den Parteien begonnen. Es wird unter dem Druck der drohenden Einführung der französischen Laiengesetzgebung beschleunigt werden.

„Gift."

Eine Antwort an Herrn Charles Schmidt.

Im Märzheft des laufenden Jahrgangs unserer Zeitschrift war unter dem Titel „Gift" die französische Haßpropaganda in den Schulen unserer Heimat gegeißelt worden. Unter Anführung von bezeichnenden Beispielen für diese „erzieherischen" Leistungen war auf einen Aufsatz eines Herrn Charles Schmidt in den „Colmarer Neuesten Nachrichten" erwidert worden, der in Tönen sittlicher Entrüstung über angeblichen Haßkult gegen Frankreich in den Schulen Deutschlands geeifert hatte.

Die „Colmarer Neuesten Nachrichten" scheinen ihren Mitarbeiter zu einer Entgegnung aufgefordert zu haben, zu der sich dieser angesichts der vernichtenden Gegenbeispiele unseres Aufsatzes jedoch nicht in der Lage sieht, wie aus einem Briefe hervorgeht, den die Colmarer Zeitung am 25. Juni veröffentlicht. Herr Charles Schmidt schreibt darin — und das Blatt liefert dazu die Ueberschrift: „Die deutsche Propaganda" (!) —:

„Herr Chefredakteur!

Anläßlich des Artikels, den ich hier der Vergiftung der deutschen Schüler durch die revanchelüsterne Literatur widmete, und des Briefes, den ich den deutschen „Buben" gesandt habe, die mich als Neger und Lügner hinstellten, haben Sie die Liebenswürdigkeit gehabt, mir eine Nummer (März 1924) der in Berlin erscheinenden „Heimatstimmen" zu senden, in der der deutsche Propagandadienst den Versuch unternimmt, mich davon zu überzeugen, daß auch die französischen Schüler durch die nationalistische Literatur vergiftet werden, wie wenn unsere Schüler amtlicherseits nichts in die Hände bekämen als diese oder jene Prosa irgendeines angriffslustigen oder einfältigen Chauvinisten!

Vor einigen Tagen haben Sie mir eine Nummer einer deutschen Zeitung gesandt, die in Buenos-Aires erscheint („La Plata-Zeitung"), die dort eifrig bemüht ist, die deutschen Ideen zu verbreiten und den deutschen Handel zu fördern. Diese Nummer enthält einen „Französische Schulpolitik" überschriebenen Artikel. Die Redaktion versichert, denselben von einem elsässischen Korrespondenten, einem Colmarer, erhalten zu haben, dessen Namen sie verschweigt, um dem Verfasser Unannehmlichkeiten zu vermeiden.

Nach eingehendem Vergleich mit dem Artikel der „Heimatstimmen" stellt sich heraus, daß der Artikel von Buenos-Aires, mit Ausnahme der Schlußzeilen, derselbe ist, als derjenige der in Berlin geschrieben wurde. Das ist alles die Tätigkeit der deutschen Propaganda, die man bewundern muß.

Was sollen wir darauf erwidern? Es ist ganz einfach: wir antworten überhaupt nicht, wir lassen sie tun, sagen und lügen. Der Krieg hat uns auf diesem Gebiet, wie auf manch anderem, wenig gelehrt.

Genehmigen Sie, Herr Chefredakteur, meine herzlichsten Gefühle.

Charles Schmidt."

Diese sehr seltsame Antwort auf unsern mit genauen Angaben belegten Aufsatz hat den Verfasser jenes ersten Beitrages zur nachstehenden Entgegnung veranlaßt. Auch wenn der im Elsaß lebende Verfasser wie in jenem Falle so auch diesmal das „Verbrechen" begangen haben sollte, die Ausführungen gleichzeitig ausländischen Blättern zugestellt zu haben, so möchten wir doch Herrn Charles Schmidt im Interesse seines wissenschaftlichen Rufes empfehlen: „Schweigen Sie nicht weiter zu den Darlegungen in den beiden Beiträgen unseres Landsmannes! Stillschweigen auf derartig genaue Feststellungen wird niemand verstehen. Oder vielmehr: Man wird Ihr Verstummen in dem Sinne verstehen müssen, daß Sie nichts zu erwidern wissen. Ist das Ihre Absicht?"

Wir geben unserem Mitarbeiter das Wort:

Es hat ein Vierteljahr gebauert, bis Sie sich auf eine Erwiderung auf meine polemische Arbeit in den „Heimatstimmen" unter obigem Titel besonnen hatten. Ihre Antwort in Nr. 175 der „Colmarer Neuesten Nachrichten" reizt mich, noch einmal das Wort zu ergreifen in einer Frage, die ernst und wichtig genug ist, und die mir als eine fundamentale Frage erscheint in dem Gesamtkomplex aller Erziehungsprobleme der Nachkriegszeit. Sie werden selber erkennen, daß Ihre Erwiderung unter dem Titel „Die deutsche Propaganda" nicht sehr gehaltreich ausgefallen ist, und meine präzisen Argumente keineswegs widerlegt. Sagen Sie mir bitte doch wenigstens, daß die angeführten Schul- und Jugendbücher mit den angegebenen Zitaten

nicht existieren, daß ich Fälschungen begangen habe, bringen Sie Nachweise meiner „Lügen", damit auch die Leser der „La Plata-Zeitung" in Buenos-Aires überzeugt werden von der lilienweißen Unschuld der französischen Literaturfabrikation. Damit, daß Sie sich sehr wenig tapfer (man könnte sagen: feige) von dieser Arbeit drücken und als passives Kampfmittel gegen mich nur das Eine haben: „Wir antworten überhaupt nicht", ist der Wahrheit und Klarheit gar nicht gedient. Und um diese allein geht doch alles. Ich führe jahrelang einen Kampf gegen den Schmutz in Wort und Bild, ich bin in aller Oeffentlichkeit aufgetreten gegen deutschen und amerikanischen Schund, ich habe unerwartete Erfolge erzielt in diesem Kampfe; wie sollte ich nicht auch das Recht haben, gegen französische Machwerke niedrigster Sorte aufzutreten? „Deutsche Propaganda?" Nicht doch! Es ist Propaganda gegen den Schund, für die Reinheit, für die Bewahrung unseres heiligsten Gutes, unserer Kinder, denen gegenüber wir ungeheuer größere Verantwortung tragen, als Sie anscheinend zu empfinden vermögen. Darum dürfen Sie auch nicht aus falscher Rücksichtnahme auf Ihre Nation weiß nennen, was schwarz ist, dürfen nicht einseitig Fehler suchen rechts des Rheins, wenn jenseits der Vogesen (Sie müssen das ja in Paris, Ihrem Wohnsitze, zur Genüge erkennen können) auch noch dies und jenes sauber zu machen ist. „Ein jeder kehr' vor seiner Tür", dann erst hat er das Recht, wenn es beim ihm sauber ist, den Nachbar auf sein verdrecktes Nest aufmerksam zu machen. — „Deutsche Propaganda?" Mit diesem Worte schlug man in den vergangenen Jahren alles gesunde Leben, alle natürliche und gesunde Reaktion auf die neu-französische Aktion bei uns tot. Aber es ist eine Wandlung eingetreten. Und wir hoffen, daß wir Elsässer im Lande unserer Väter wieder einmal unseren Namen hergeben dürfen, wenn wir für unsere Ideale eintreten. Nein, meine Arbeit aus dem Märzheft der „Heimatstimmen" und aus der „La Plata-Zeitung" in Buenos-Aires ist nicht in einer deutschen Propagandawerkstatt Berlins entstanden; sie stammte aus Colmar, so wahr als diese Zeilen auch zwischen Rhein und den Vogesenbergen geschrieben sind. Mein Name allerdings würde Sie überzeugen können. Aber lesen Sie bitte doch auf Seite 2 der heute, am 27. Juni, erschienenen „République", was René César Ley als gebrochener Mann aus seinem Zuchthaus aus Clairvaux schreibt. Ist der Sache gedient, wenn ich meine Person und Freiheit heute auch aufs Spiel setzen würde? Sie wissen selber ganz gut, wie Frankreich sich der Unbequemen zu entledigen weiß. — „Deutsche Propaganda?" Wenn es eine solche gäbe, würde ich sie freudigen Herzens begrüßen. Aber die Deutschen verstehen nicht Propaganda zu machen in ihrer täppischen Ehrlichkeit und Objektivität. Das wissen Sie auch. Deshalb lastet auf ihnen auch das untragbare Joch von der „Alleinschuld am Kriege". Und damit will ich näher auf die französische Schulliteratur eingehen, und ich habe die dringende Bitte an Sie, Herr Schmidt, mir den Nachweis zu erbringen, daß auch dies, was nun folgt, erlogen ist — wenn Sie es vermögen! —

Ist es wahr, oder ist es nicht wahr, daß seit 1870, mit aller Intensität aber seit Beginn unseres Jahrhunderts, die französische Jugend systematisch zum Haß gegen Deutschland erzogen wurde durch das Schulbuch sowohl als auch durch die Jugendschrift? War nicht einziges Ziel aller Jugenderziehung, das heranwachsende Geschlecht vorzubereiten auf den Tag, der Frankreich seine durch die Ereignisse von 1870 verloren gegangene Vormachtstellung in Europa wiederbringen sollte? Und mit ihr Elsaß-Lothringen? Elsaß-Lothringen war das Leitmotiv in dieser Symphonie von Haß und Rache. Es war klar erkannt und wohl berechnet, daß durch den überwältigenden Einfluß der Schule auf alle Kreise des Volkes am leichtesten die Revancheidee ins gesamte Volk eingepflanzt werden konnte. Die gefährlichsten Bücher dieser Art haben schon vor dem Kriege Auflagen erlebt, die in die Millionen gehen. Denken wir nur an die Werke von G. Bruno, dessen ganz gefährliches Buch „Le tour de la France par deux enfants" bereits 1910 die 356. Auflage erlebt hatte. Wer in Frankreich kennt nicht das „Weihnachtsbuch" von Paul Déroulède, „Monsieur le Hulan et les trois couleurs" (Contes de Noël, Illustrations de Kauffmann, Lahure, Marpon et Flammarion), das den „ganz Kleinen" gewidmet ist? Der Ulan, der Deutschland repräsentiert, ein Säufer niedrigster Art, ermordet Frauen und Kinder als Beauftragter der deutschen Regierung, der auf lothringischem Boden Aufpasserdienst gegen die Bevölkerung zu verrichten hat. Nicht der Text allein ist widerwärtig bis zum Erbrechen, viel mehr noch sind es die Bilder. Das Jesuskind kommt vom Himmel und beschenkt die kleinen Patrioten des Elsaß oder Lothringens mit dreifarbigen (blau-weiß-roten) Schleifen. Freudevoll eilen die Kinder zu den Großeltern, die Schleifen an den Mützen. Vor der Kneipe sitzt rauchend und saufend ein Ulan, der, als er die verbotenen Farben sieht, den Kleinen die Köpfe abschlagen läßt. „Dann wackelt der Soldat, stolz auf seine Tat, die er göttlich findet, wie eine besoffene Ente seiner schrecklichen Behausung zu und betrinkt sich noch mehr ..." Er begegnet einer Frau mit blauen Augen, weißem Gesicht, roten Lippen. „Das Gesicht ist eine Kokarde!" Der Ulan erschießt sie. Auf ihrem Grabe aber wachsen Kornblumen, Lilien und Klatschmohn! Der Soldat heult vor Wut und läßt die Blumen verbrennen. Aber die Flamme steigt blau-weiß-rot zum Himmel. Der Soldat, der immer weiter verfolgt wird von den Farben, wird verrückt und — läßt sich begraben. Die Toten aber stehen wieder auf, holen ihre Köpfe wieder, und vom Himmel herab streut der liebe Gott Glück aus mit vollen Händen und Blumen auch im Ueberfluß. Die Bilder lassen sich in ihrer Gemeinheit und Blutrünstigkeit nicht beschreiben. Das ist ein Kinderbuch, Geschenkbuch, „aux tout petits", ein Weihnachtsbuch, zu schenken am Fest der versöhnenden Liebe! Herr Schmidt, forschen Sie nach, Sie können es ohne Gefahr für Ihren Kopf, in wieviel Schulbibliotheken des Elsaß dieses scheußliche Machwerk heute nicht steht! Kennen Sie dann weiter die Hetzschrift von „Oncle Hansi", „Mon village" und „L'histoire d'Alsace racontée aux petits enfants"? Kennen Sie die wunderbare historische Wahrheit Seite 20: „Alles, was im Laufe der Zeiten an Unglück, Elend und Haß lichem ins Elsaß kam, das kam von der rechten Rheinseite." Etwa auch die .... „Französische Krankheit" ??

Es gibt ein amtlich genehmigtes Buch für Schulbibliotheken: Jean Felber von A. Chalamet, Prof. der Geschichte (Paris, Picard und Kaan). Geschichte einer elsässischen Familie aus Molsheim! „Nur Geduld! Was heute nicht geschieht, das kann morgen getan werden; der Tag der Rache (!) kommt." — „Wir wollen alle Soldaten werden, um den Preußen das Elsaß wieder abzunehmen." (S. 215.) —

So hetzte in allen Variationen das amtliche Frankreich vor dem Kriege gegen Deutschland. Hunderttausende junger Menschenseelen wurden jährlich angefüllt mit allem Unrat solch wüster und gemeiner Verhetzungskunst. Ein Strom von Haß und Verachtung gegen alles Deutsche war angestaut in dem französischen Volke, als der Krieg ausbrach. Die Hetzpropaganda hatte ihre Früchte reifen lassen. Und am ehesten haben es wir Elsässer, von denen bekannt war, daß wir Deutschland wahr und frei liebten, es büßen müssen, es empfinden müssen, wie die Propaganda wirkte. Denken Sie an die Geiselverschleppungen in den ersten Kriegstagen! Denken Sie daran, daß selbst neugeborene Kinder nicht verschont worden sind. Aber nicht wahr, davon sollte man als „guter Elsässer" nicht reden.

Ist es nun nach dem Kriege besser geworden? Beileibe nicht! Unsere Schulbücher tragen immer noch unverzeihliche Stoffe in tausend Kanälen in unser junges Volk hinein. Nicht nur in der Volksschule. Der Rahmen dieser Antwort darf nicht erweitert werden, sonst könnten dutzende von Fällen genau angegeben werden. Aber es ist unsere Pflicht, darauf hinzuweisen, daß gerade auch in den für höhere Schulen bestimmten Büchern diese Giftsaat ausgestreut wird. Nehmen Sie das Buch zur Hand: Cours Riemann et Goelzer, Exercices Latins. 17ième Edition 1919. Schlagen Sie auf Seite 143, Version 214, Satz 1, und lesen Sie: „In Germania vivitur ex rapto." Das heißt: In Deutschland lebt man vom Raube. — Widerlegen Sie mich!

O, ich weiß ganz genau, daß Frankreich auch gute Literatur hervorgebracht hat. Aber Sie sprachen in Ihren Aufsätzen immer nur von deutschen Schandwerken. Ich habe Ihnen hoffentlich zur Genüge gezeigt, wie auch Frankreich sein Teil an Schuld trägt. Sollte Ihnen aber auch dies noch nicht genügen, dann stehe ich Ihnen zur Verfügung und bitte Sie nur um ein klein wenig Geduld, damit meine Entgegnung als Broschüre Ihnen und der Welt zugehen kann.

Ein Wort persönlicher Art: Sie kennen mich nicht. Aber auch einem anonymen Gegner gegenüber ist es wenig fein, ihn trotz besseren Wissens in der Oeffentlichkeit der Lüge zu bezichtigen. Sie wissen, wie wahr mein erster Anlauf gegen Sie gehalten ist. Ich bin nicht einer, der für Deutschland Propaganda macht. Aber ich sage die Wahrheit, auch wenn sie für Frankreich höchst unangenehm sein sollte. Sorgen Sie dafür, daß wir wieder unseres Lebens sicher werden in unserer eigenen Hemiat, wo Hergezogene aus dem Innern uns beschnüffeln und ausspionieren; dann werde ich unter der Tarnkappe hervortreten und gern weiter mit Ihnen die Klinge kreuzen. Und dann: verzichten Sie, wenn Sie Ihrer Sache so sicher sind, doch nicht auf eine weitere Entgegnung. Andere Leute könnten sonst glauben, Sie wären ein Feigling. Damit verlasse ich für heute dieses Thema mit der Ihnen gebührenden Hochachtung.

* * *

Ein Brief aus dem Elsaß.

Am 17. Juni, das war am Tage der Regierungserklärung durch Herrn Herriot, in der er die baldige Einführung der „Fundamentalgesetze" der einen und unteilbaren Republik in den wiedergewonnenen Provinzen angekündigt hatte, das heißt die Einführung des Trennungsgesetzes und der Laienschule, telegraphierte der Spezialberichterstatter der katholischen Presse des Elsaß Jean-Louis Marceleau aus Paris: „Seit heute nachmittag gibt es wieder eine elsaß-lothringische Frage". Es ist dies eine gar merkwürdige Wandlung, die ebenso durch ihre Plötzlichkeit, als auch durch die Entschiedenheit des Ausdrucks überraschen mußte. Hörten wir bis jetzt doch immer und immer wieder nur das eine Lied: „Le plébiscite est fait"; „es gibt keine elsaß-lothringische Frage mehr". Wer von einer solchen spräche, wäre ein Agent der deutschen Propaganda. Und nun, wo es doch nichts anderes gilt, als diese „erlöste" Provinz in den Genuß aller republikanischen Gesetze, dazu der Fundamentalgesetze, zu versetzen, nun schreit auf einmal der größte Teil des Volkes auf und wiederholt Marceleaus Alarmruf: Es gibt wieder eine elsaß-lothringische Frage! Wer die Geschehnisse nicht hier an Ort und Stelle beobachten kann, wird sich kaum ein rechtes Bild machen können von den Strömungen, die in diesen Tagen unser elsaß-lothringisches Volk bewegen. Die Wahlen mußten die ausländischen Beobachter ebensosehr überraschen wie die Wirkung der ersten beabsichtigten Maßnahme der neuen Männer auf unser Volk. Elsaß-Lothringen hat 21 Nationalblockabgeordnete in die Kammer geschickt neben 2 Sozialdemokraten und 1 Kommunisten. Damit marschiert es ergötzlicher Weise in erster Linie aller Departements, was seine „nationale" Einstellung betrifft. Was steckt dahinter? Nichts als das: Die Elsaß-Lothringer haben samt und sonders als Elsaß-Lothringer gewählt, nicht als Franzosen. Wählten sie Nationalblocktandidaten, dann wählten sie die Männer, in denen sie die Erhalter der kirchlichen auch viele evangelische Wähler die Listen mit den katholischen Kandidaten, und es ist bezeichnend genug, daß die evangelischen Pastoren Scheer und Altorffer Arm in Arm mit den katholischen Kandidaten marschierten, mit ihnen auf einer Liste standen und sich auch von katholischen Wählern auf den Députésessel heben ließen. — Die Wähler der radikalen und sozialistischen Listen wählten Kandidaten, die als erste Ziele Verständigung mit Deutschland und Ermöglichung einer wahrhaften pazifistischen Außenpolitik aufgestellt hatten. Unsere elsässischen Kommunisten sind keine Moskowiter, sondern es sind die Leute, die den uns aufgezwungenen Staat ablehnen. Beweise hierfür können in diesem Rahmen nicht gebracht werden. — Dies nur zur Klärung des Wahlausfalles und zur Erklärung dafür, weshalb die Wahlbeteiligung so ungemein rege gewesen ist. Das kirchlich orientierte Volk des Elsaß ist zur Wahlurne geströmt. Nun kann es aber auch nicht mehr überraschen, daß dieses selbe Volk auf einmal aufschreit, wo Frankreich, das im Innern einer Linksregierung zum Ziele verholfen hat, seine Hand ausstreckt nach unseren kirchlichen Ueberlieferungen. Die „eine und unteilbare Republik" kann keinen Ausnahmezustand in Elsaß-Lothringen ertragen. Darum muß vor allem vor ihr, die die Religionslosigkeit seit Jahrzehnten kultiviert, die konfessionelle Schule weichen, das konfessionelle Lehrerseminar vor allem.

Wenn ein Preis ausgesetzt wäre auf die größte innerpolitische Dummheit dieses Jahrhunderts, dann würde Herr Herriot diesen Preis erhalten. Denn er hat in des Wortes wahrster Bedeutung eine Katastrophe heraufbeschworen und politische Scherben gemacht. Das Volk, das bis heute nur immer hörte: „mer sen halt franzesch; mer müen uns rangiere met 'ne", das hört auf einmal Kampfruf durch das Land schallen, vor allem von der Kanzel herunter. Schon vor Monaten hat Abbé Haegys Blatt einmal geschrieben etwa in diesem Sinne: Ein Volk hat einen Staat, der seine religiösen Traditionen nicht achtet und gegebene Versprechungen in dieser Richtung nicht einhält, in Herz und Gewissen abzulehnen und sich als in Tyrannis zeitweilig in das vorerst Unabänderliche zu schicken! — Das war schon ein unzweideutiger Vorbote zu dem, was sich in diesen Tagen entwickelt hat. Es sind nicht, wie die sozialistische und radikale Presse glauben machen wollen, leere Phrasen und bloß drohende Gesten, die nur zur Einschüchterung der Regierung lanziert werden. Der Ruf der „Klerikalen" nach einer Volksabstimmung muß auch über die Grenzen unseres Landes hinaus gehört werden, wo man bis jetzt noch keine Notiz von uns Elsässern und Lothringern genommen hat, sintemalen wir ja „erlöst" sind. Ueberall ertönt der Ruf nach dem Plebiszit, das uns nach dem Waffenstillstand vorenthalten worden ist. Allerdings macht man dabei immer die Einschränkung, daß es sich nur um eine Volksbefragung handeln sollte über die Fragen unserer kulturellen Einrichtungen und Traditionen. Aber schon heben die Unerlösten in unserm Elsaß an, leise ihre Stimme hören zu lassen; sie fangen an zu hoffen, daß es doch ein Ende nehmen könnte mit der französischen „Herrlichkeit" bei uns; sie stehen da mit verschränkten Armen und lassen die Dinge sich entwickeln; sie haben ein Herz voll Freude über diese Gewitterwolken, die heraufziehen. Es hat auf einmal ein Ende mit der Nur-Duckerei; man muckt auf allenthalben, denn Frankreichs Position ist bei uns auf einmal schwach, sehr schwach geworden. Selbst die radikale „République" in Straßburg, die über Nacht gewissermaßen zum Regierungsorgan geworden ist, tut so, als wünschte sie das Plebiszit in der Gewißheit, daß die Ueberzahl der Elsaß-Lothringer das Laienprinzip auf den Schild heben würde. Dabei pocht ihr doch das Herz; denn gleich nach der Regierungserklärung hat sie fast beschwörend geschrieben, daß sich die Regierung doch ja nur vom gesunden Menschenverstand und nicht von blindwütigen Assimilationsfanatikern (à la „Journal d'Alsace et de Lorraine") leiten lassen möchte. Es steht fest, daß eine Volksbefragung in irgend einer Form kommen muß. Und dann ist keine Garantie gegeben, daß das Volk nicht zu einer politischen Demonstration antifranzösischer Tendenz schreitet. Gehen die Pfarrer voran, dann folgt das Volk. Und nicht nur das katholische. Das ist ein wunderbares Verhältnis in diesen Tagen bei uns, daß Katholiken und Protestanten in Eintracht zusammenstehen und fest auf dem nur-elsässischen Standpunkt verharren. Die Dinge werden sich bestimmt wieder einmal ändern; aber vorerst ist eine nicht zu unterschätzende Kampffront geschaffen. Wozu die katholischen Pfarrere bereit sind, läßt sich unschwer erraten, wenn wir z. B. den „Elsässer Kurier" in diesen Tagen auch nur oberflächlich betrachten. Täglich fettgedruckte Aufrufe zum Protest, zu Massendemonstrationen, zur Aktion! Das ist ein aktiver Widerstand, ein entschlossener und mit Kaltblütigkeit fest organisierter Protest gegen die französische Regierung, unter dem das Volk nur eines klar versteht: Wir sind Elsässer und keine Franzosen. „Die Linksblockregierung soll wissen, daß sie auf Granit beißen wird, wenn sie sich erdreisten sollte, im Elsaß und in Lothringen ihre frivolen Pläne zu verwirklichen. Die große Mehrheit unserer einheimischen Bevölkerung bäumt sich in entschiedenem Protest auf gegen jeden Angriff auf ihre religiösen Ueberzeugungen und christlichen Traditionen. Die Bevölkerung der wiedergewonnenen Provinzen wird niemals ihre stolze Stirn beugen. ... Tretet ein in die Reihen der Kämpfer, erhebt Euch zum flammenden Protest, der sich auswachsen muß zu einer allgemeinen Volksabstimmung. Schreit hinaus in alle Welt Eure Entschlossenheit, jede brutale Vergewaltigung Eurer heiligsten Gefühle und Ueberzeugungen an Eurem unbeugsamen Willen zerschellen zu lassen". („Els. Kurier", 26. Juni.) Am folgenden Tage schreibt dasselbe Blatt: „Wir wären bereit, für unsere gläubige Ueberzeugung Gut und Blut hinzugeben." Am 6. und 13. Juli werden in allen größeren Orten Protestversammlungen „als erste Antwort auf Herriots Kriegserklärung" stattfinden.

Protest! Protest! Selbst in der Kammer haben die 21 bürgerlichen elsaß-lothringischen Députés einen Protest verlesen lassen. Und es ist in Wahrheit nicht anders, als daß heute in der französischen Kammer eine starke Gruppe elsaß-lothringischer Protestler sitzt. 21 Protestler gegen 2 Nichtprotestler. Der Kommunist protestiert eigentlich auch. Nun braucht sich Frankreich nicht mehr die Hände zu reiben, weil die Elsaß-Lothringer so lammfromm in ihren Députésesseln säßen, ganz anders als seinerzeit die Abgeordneten, die ersten, im deutschen Reichstag. Es gehört mit zu der elsässischen Tragi-Komödie, daß dieselben Männer, die seinerzeit den Patriotismus französischer Färbung in Erbpacht zu haben vorgaben, heute als Protestler auftreten. Der Stein rollt. Es wird kaum ein Anhalten geben. Und fast komisch wirkt, daß unter den Protestaufrufen als Verantwortlicher zeichnet: Michel Walter, der Nationalblöckler. Selbst Charles Frey schreibt in seiner „Neuen Zeitung" Dinge, die auf einmal gar nicht mehr so sehr national klingen. Andere Zeiten, andere Lieder! Aber das hätten diese Leute auch schon früher wissen können, wie es kommen muß, naturgemäß kommen muß mit unserer Einverleibung in das französische Staatsganze. Das ist die kulturelle Seite der Frage; die wirtschaftliche Seite ist heute bei uns nicht weniger brennend. Und alles das, weil das Volk nicht zur rechten Zeit erkannt, was zu seinem Frieden diente.

Es muß heute doch einmal eindrücklich darauf hingewiesen werden, daß die evangelischen Kreise auch aufzuwachen im Begriffe sind. Lange genug standen sie etwas allzu bescheiden im Hintergrunde, unter dem Einfluß von Männern, deren stärkste Seite nicht Charakterfestigkeit ist. Ein Sonderberichterstatter des „Echo

de Paris" hatte eine Unterredung mit einem Protestanten aus der Weißenburger Gegend, der feststellte, daß Protestanten sowohl als auch Katholiken in ihrer Mehrheit die Beibehaltung der konfessionellen Schule wollen. Weiter erklärte er: „Frankreich mag sich hüten! Ich spreche nicht vom übrigen Elsaß und von Lothringen, weil ich es nicht genügend kenne; aber in diesem Kreise an der Grenze der Pfalz könnte eine Verfolgungspolitik die verhängnisvollsten Folgen haben. Ich wage Ihnen nicht einmal alles zu sagen, was ich in dieser Beziehung alles denke."

Der „Kirchenbote" vom 29. Juni widmet sich fast ausschließlich dieser brennenden Frage. Die Pastoralkonferenz vom 17. und 18. Juni in der Straßburger Nikolaikirche hat sich in ihrem wesentlichsten Punkte mit dem Thema beschäftigt: „Wie bereiten wir uns auf die Trennung von Staat und Kirche vor?" Wir wollen das wesentlichste herausgreifen nach dem Berichte des „Kirchenboten":

„Als in Frankreich der Gedanke der Souveränität des Staates sich besonders rasch entwickelte und die ideellen Glaubensanschauungen mehr denn anderswo erschüttert waren, da hat der neue Staat der Kirche gegenüber dasselbe Unterdrückungssystem angewandt, wie die mittelalterlich orientierte katholische Kirche ihm gegenüber. In Elsaß-Lothringen aber haben die seit der Reformation nebeneinander bestehenden Konfessionen eine allgemeine christliche Wahrheitsidee tief im Volke wurzeln lassen; die Fragen des sozialen Lebens, der Weltanschauung und die Lebensauffassung wachsen hier aus einem gemeinsamen allgemein-christlichen Boden heraus. An dem Allgemein-Christlichen hat selbst der Nichtreligiöse Anteil. So besteht zwischen Frankreich und Elsaß-Lothringen auf kirchlichem Gebiete eine Kluft." Es folgt eine interessante Untersuchung der Verhältnisse in der Schweiz und besonders in Deutschland (Baden und Württemberg), wo trotz der Trennungsgesetze und sozialistischer Regierungen volles Verständnis herrscht für das religiöse Problem sowohl in historischer, psychologischer wie pädagogischer Hinsicht, ein „Verständnis, das dem französischen Radikalismus abgeht". Ist das nicht auf einmal ein merkwürdig offenes Hinüberschauen jenseits der Grenzen in bessere Verhältnisse hinein? Man täusche sich nicht! Solche Worte bleiben nicht ohne Rückwirkung auf das Volk, besonders da dieses auch immer mehr unter den durch die Besitzergreifung durch Frankreich heraufbeschworenen wirtschaftlichen Nöten seufzt. Unter den Forderungen, die die evangelische Kirche unter allen Umständen aufrechterhalten will, ist neben der zur Wahrung des Eigentumsrechtes aller kirchlichen Güter wichtig die Forderung der Beibehaltung des Religionsunterrichts in der Schule. „Wir hoffen, daß Frankreich diese Mindestforderung zur Kirchenfrage annehmen wird, schon in seinem eigenen Interesse; denn wir Elsäßler würden uns gegebenenfalls nicht so ruhig verhalten als die innerfranzösischen Protestanten." So stellt sich das kirchlich eingestellte Elsaß zu den „Assimilationsgesetzen".

So widerspenstig ist es aber auch in der Sprachenfrage. Die Tagungen der Synode und des Oberkonsistoriums haben sich in zum Teil lebhaften Diskussionen mit der Sprachenfrage befaßt, d. h. mit der Frage, in welcher Sprache der Religionsunterricht erteilt werden soll. Der Recteur hat „zugesagt", daß es den Lehrpersonen frei sein sollte, in der Sprache zu unterrichten, in der den Kindern am ehesten und leichtesten religiöse Gefühle übermittelt werden könnten. Aber wir sehen landauf und landab nur noch einen Religionsunterricht in der Fremdsprache. Ist daran das Lehrpersonal schuld? Nein! Die untergeordneten Aufsichtsbeamten drängen einfach die Lehrer, gegen deren bessere Ueberzeugung französischen Religionsunterricht zu erteilen. Es ist lebhaft darüber Klage geführt worden. Es sind Eingaben an die Akademie gerichtet worden, und der Recteur hat seine Zusage wiederholt. Als aber einige Tage später eine Lehrerin deutschen Religionsunterricht erteilt hat, erhielt sie umgehend (auf eine Anzeige hin!) von dem Inspektor ihres Kreises einen Verweis, der in verschärfter Form wiederholt worden ist! Das ist das französische System bei uns: von oben mit freundlichem Lächeln beruhigende Zusagen, während die unteren Organe (ohne Anweisung von oben?) den Druck ausüben und das Gegenteil von dem verwirklichen, was das Volk wünscht. — So assimiliert man.

*

Unser Ländchen steht zurzeit ganz unter dem Zeichen des Protestes. Sogar die Regierungspartei, die Radikalsozialisten, protestieren unausgesetzt. Am 26. Juni hat die Sektion Straßburg der radikal-sozialistischen Partei an die Regierung folgenden Appell gerichtet:

„Die Versammlung vom 26. Juni 1924 der Sektion Straßburg der Radikalen Partei richtet an die neue Regierung die dringende Bitte, das bisherige unwürdige Ausnahmeregime der Paßschikanen und der Zeitungsverbote, dem die Bevölkerung von Elsaß und Lothringen bis heute noch unterworfen ist, unverzüglich aufzuheben.

Keinem Franzosen, der im Genusse der bürgerlichen Ehrenrechte ist, darf in Zukunft mehr ein Paß nach dem Ausland verweigert werden.

Die Grenze nach Deutschland muß in weitgehendem Maße geöffnet werden, damit der elsässische Handel wieder wie schon vor 1870 mit seinem natürlichen rechtsrheinischen Hinterland die normalen Geschäftsbeziehungen aufnehmen kann.

Der Erfolg der am 6. Juli zu eröffnenden Straßburger Kolonialausstellung, welche Frankreichs kolonisatorische und zivilisatorische Fähigkeiten vor Augen führen soll, wird insbesondere durch diese Maßnahmen gesichert.

Deshalb erscheinen neue, vernünftigere, von normalen Friedensbeziehungen inspirierte Anweisungen an die ausführenden Organe der Paß- und Zollkontrolle unerläßlich (kleiner Grenzverkehr, moderne Handhabung der Zollrevision).

Das zurzeit gehandhabte willkürliche Polizeiregime mit seiner unerträglichen Gesinnungsschnüffelei und seiner geistigen Bevormundung wird von der elsässischen Bevölkerung als Belästigung und Beleidigung empfunden, um so mehr, als in keinem andern Departement ein solcher Zustand denkbar wäre.

Die Gleichstellung in den staatsbürgerlichen Rechten zwischen den Elsässern und den Franzosen der übrigen Departements muß unverzüglich durchgeführt werden."

Die Radikale Partei des Ober-Elsaß verlangt in energischer Form Reparationen für die von den französischen Behörden abgesetzten Beamten und Lehrer. Also: Elsässer fordern von Frankreich Reparationen! Sie fordern die allgemeine Amnestie. Sie fordern, daß den abgesetzten Beamten und Lehrern entsprechend dem deutschen Reichsbeamtengesetz vom 31. März 1873 und vom 18. Mai 1907 die erworbene Pension vom Tage der Absetzung ab zuerkannt werde, wenn eine Wiederanstellung nicht mehr in Frage kommt. Die Straßburger „République" schreibt hierzu: „Die abgesetzten Beamten waren weder Diebe, noch Räuber, noch Fälscher. Weitherzige Amnestie auch für sie!" — In Straßburg protestierten in einer hitzigen Versammlung am 25. Mai die Postagenten des ganzen Landes gegen die Mißachtung, die ihnen die Regierung beweist, gegen die schandmäßige Entlohnung, die nicht einmal die des letzten Tagelöhners erreicht, und appellieren an die Bevölkerung, damit diese sich ins Mittel lege, daß nicht auf einmal das Land dieser alten bequemen Einrichtung der Postagenturen beraubt und um hundert Jahre zurückentwickelt werde. — Es protestiert in markigen Worten der Mülhauser „Republikaner" gegen die Sparmaßnahmen der Regierung, die in unverhältnismäßiger Weise das Wohlfahrtsbudget treffen. Das Blatt schreibt hierzu u. a.:

„Die Streichung von 3,2 Millionen im elsaß-lothringischen Volkswohlfahrtsbudget ist um so himmelschreiender, als durch ein anderes Sparedekret im gleichen „Journal Officiel" vom 2. Juni 1924 die Streichung der gleichen Kredite für das französische Budget nur 3,7 Millionen beträgt! Das nennt man die „Grande Sollicitude" (Fürsorgetätigkeit) der Regierung Poincaré und der Pariser Zentralverwaltung für unsere elsaß-lothringische Bevölkerung."

Die Zeitungen aller Schattierungen protestieren gegen die immer noch andauernden Unterschleife und Unregelmäßigkeiten beim Wiederaufbau in den Vogesen. Es wird vor allen Dingen darüber geklagt, daß einzelne Chefs ihr Amt auffassen als eine Sinekure, daß sie sich vom Staate ungeheure Gehälter ausbezahlen lassen und dann monatelang in Luxusbädern zubringen, während daheim ein „Adjoint" mi tähnlichem Gehalt die Geschäfte besorgen soll, aber — nichts tut, während die Steuerzahler und die Geschädigten ungeduldig warten, bis aus den ungeheuren Steuerbeträgen endlich Dächer für die Barackenbewohner entstehen. Aber es ist ja gar nicht anders möglich: der ganze Rekonstruktionsdienst ist unter dem Gesichtswinkel einer Futterkrippe für verabschiedete höhere Offiziere, die vom Bauhandwerk gar nichts verstehen, organisiert worden. Es ist wohl für jedermann klar, daß die patriotischen Barometer im Elsaß stark fallen. Und es ist dann um so verwunderlicher, daß einzelne Körperschaften immer wieder im Namen des Elsaß Erklärungen abgeben, die an Byzantinismus alles Dagewesene übertreffen. Zurzeit halten sich auf Veranlassung des „Matin" die Abordnungen der Lehrer unseres Landes in Paris auf, letzte Woche waren es Gärtner und andere Berufsgruppen. So macht es Frankreich, sich seiner „Kinder" zu versichern. Am Grabe des unbekannten Soldaten wird dann ein Kranz niedergelegt, ein besonders Sprachenkundiger hat eine rührsame politische Ansprache zu halten „im Namen seiner Landsleute", der „Matin" druckt das und verbreitet es in alle Winde. Nie hat Deutschland uns Elsässern gegenüber auch nur Aehnliches getan. Frankreich lockt mit tausend Stimmen, verschafft denen, die nicht glauben wollen an den einzigen Glanz der Lichtstadt tausend herrliche Eindrücke und ist sicher, so das Volk allmählich zu assimilieren. Solche Pariser Reisen kosten uns ja nichts! Also folgt man dem Rufe. — In Straßburg hat kurz vor dem Präsidentensturz der Generalrat eine Adresse an Millerand abgesandt, ganz im Geiste, der gewünscht wird. Der Protestler Walter hat den Text vorgeschlagen und den Präsidenten der unerschütterlichen Treue der Elsaß-Lothringer und ihres vollen Vertrauens versichert. Das tat wohl im Elysée! Daß das Volk nicht daran denkt, Vertrauen in diese Leute zu haben, hindert aber seine Vertreter nicht, das fehlende einfach vorzuflunkern. Mit dieserlei Anmaßungen und Täuschungen der Oeffentlichkeit wird bei uns schon seit fünf Jahren operiert; sie sind schuld an der Irreführung der Welt über unsere elsaß-lothringischen Verhältnisse.

Weil man sich im Elsaß so billige Lorbeeren holen kann, hat sich S. M. Poincaré sofort nach seinem Ende auf den Weg gemacht, um seine treuen Elsässer zu begrüßen. Er ist bekanntlich Präsident der „Société des Amis de l'Université". Es ist das ein Verein, der 1919 von Pierre Bucher ins Leben gerufen worden ist, und der das Ziel hat, durch die Entwicklung der Straßburger Universität die Verbreitung der französischen Idee am Rhein zu fördern. Poincaré, der mit schweren Enttäuschungen nach Straßburg gekommen war, hat aber gerade da seinen Trost gefunden. „Wenn es etwas gibt, was uns trösten kann in den gegenwärtigen Stunden, und das uns Vertrauen gibt, dann ist es der Anblick der Trikolore, die auf dem Straßburger Münster flattert, und der Gedanke, daß der deutsche Geist für immer aus der Straßburger Universität verbannt ist." Frankreichs Kriegsziel im Frieden! Aber als in denselben Tagen unser alter Straßburger Gelehrter Spitta drüben überm Rhein seine Augen schloß, da vernahmen wir Stimmen, aus denen zu erkennen war, daß der deutsche Geist noch nicht gestorben ist bei uns in Straßburg. Er hat dem Elsaß das evangelische Gesangbuch geschenkt, aus dem unser Volk noch nach Jahrzehnten, wenn der Verein der „Amis de l'Université" längst aufgehört hat zu bestehen und keine Berechtigung mehr haben wird, deutsche Kraft und deutsche Innigkeit und Frömmigkeit schöpfen wird. Das laute Bekenntnis der Dankbarkeit diesem Manne, dem Deutschen gegenüber, stach wohltuend ab von der Niederträchtigkeit, mit der unsere Presse mit wenig Ausnahmen das Ableben unserer teuren Marie Hart übergangen hat. Die meisten Freunde dieser aufrechten Elsässerin hier im Lande wissen gar nicht, daß sie auf dem Gottesacker von Liebenzell ausruht von ihrer Arbeit für unser Elsaß und ihrer Sorge um ihrer Heimat Schicksal. Aber wir wollen zusammenlegen und in den nächsten Tagen Blumen auf ihr Grab bringen lassen.

Noch andere deutsche Bekenntnisse stiegen in diesen Tagen zum Himmel. Am 18. Juni abends fand anläßlich der Pastoralkonferenz das große Kirchengesangfest zur Feier des 400jährigen Jubiläums des evangelischen Gesangbuches in der ehemaligen evangelischen Garnisonkirche statt. Luther und Bach (gibt es deutschere Männer?) wachten zu neuem Leben auf; sie lebten im französisch gewordenen Straßburg, und Abertausende aus der elsässischen Stadt der deutschen Reformation lauschten in schauernder Andacht den deutschen Klängen. „Ein feste Burg ist unser Gott. Er hilft uns frei aus aller Not!" — Helfe er uns bald!

Ein Brief Leys

Die Straßburger „République" vom 27. Juni veröffentlicht einen Brief des elsässischen „Hochverräters" René César Ley aus dem Zuchthaus in Clairvaux. So anerkennenswert es ist, daß das Blatt den Brief in die Oeffentlichkeit bringt, so finden wir doch unverständlich, daß der Abdruck ohne jeden eigenen Zusatz erfolgt ist. Hatte nicht Camille Dahlet s. Zt. am lautesten der Erwartung Ausdruck gegeben, daß dem ungerechten und politisch (vom französischen Standpunkt) unklugen Urteil regierungsseitig durch Begnadigung oder Strafaussetzung die Schärfe genommen würde? Wäre nicht der gegenwärtige Zeitpunkt der umfangreichen Amnestierungen ein Anlaß gewesen, auch dem Elsässer Ley diese Wohltat — die seine gesundheitlichen und finanziellen Schädigungen allerdings nicht heilen würde — zuteil werden zu lassen?! Wäre es nicht gerade an Camille Dahlet, bei der ihm politisch nahestehenden Pariser Regierung sich für die Begnadigung Leys einzusetzen?

Aus dem Briefe Leys geben wir nachstehende Stellen wieder:

„. . Warum bin ich immer noch eingekerkert? Habe ich mehr getan als die, welche heute das Plebiszit verlangen, welche vom elsässischen Freiheitskampf sprechen und von der Verteidigung ihrer Rechte „bis aufs Blut", zu der sich „das ganze Land von Basel bis Weißenburg, von den Vogesen bis zum Rhein wie ein Mann erheben wird?"

Der belastendste Satz aus meinen Flugblättern, der als Aufforderung zum Aufruhr ausgelegt wurde und für meine Verurteilung zu 8 Jahren Detention entscheidend wurde, war der: „Tout le monde dans la rue!" — „Alle Mann auf die Straße!" Wie harmlos klingt dieser Satz gegenüber dem, was sich andere Elsässer erlauben, und wie viele Jahre Detention in Clairvaux wird man den Urhebern der obigen Aufforderungen und Drohungen geben?

Warum bin ich während vieler Monate in Straßburg in einen Raubtierkäfig gesperrt worden, in welchem ich meine Gesundheit, meine Intelligenz, mein Wissen verloren habe? . . Warum hat man gewartet, bis ich krank und ein Schatten meiner selbst geworden, um mich vor die Richter zu schleppen? Warum gehe ich langsam dem Grabe entgegen, niedergedrückt durch ein Leiden, das ich mir in meinem Kerker zugezogen habe?

Warum haben gewisse Leute das Recht, ein Plebiszit zu verlangen und die Regierung mit dem Aufrollen der „elsaß-lothringischen Fragen" zu bedrohen, ohne belästigt oder eingekerkert zu werden?

Warum bin ich, der Nachkomme einer alten elsässischen Familie, allein wegen meines Ideals verurteilt worden und wegen des Plebiszites, das ich doch nur verlangt habe, bevor der Friedensvertrag das Elsaß völkerrechtlich mit Frankreich vereinigt hatte?

Diese Fragen sind es, die ich öffentlich aufwerfe, vor dem Lande und vielleicht vor meinem baldigen Tode . . "

„Paris und . . . Straßburg."

Die Straßburger „République", jetzt gewissermaßen Regierungsorgan, gibt in ihrer Nummer vom 3. Juli unter obiger Ueberschrift einer Zuschrift Raum, die sich gegen diejenigen wendet, die gegen Herriots elsaß-lothringisches Programm ankämpfen. Uns interessiert an dieser Zuschrift das Eingeständnis, daß schweres seelisches und materielles Elend über viele einheimische Familien durch die „Befreiung" gekommen ist. Die Schlußfolgerung, die der Verfasser des Eingesandts aus seinen Darlegungen zieht, erscheint uns sehr seltsam:

„Die neue Regierung in Paris hält bis jetzt, was sie versprochen, und was man von ihr erwartet hat. Noble Gesten: weitgehende Amnestie, Rückkehr der Ausgewiesenen, Wiederanstellung der entlassenen Eisenbahnbeamten werden in . . . Paris ausgeführt. Nur in unseren befreiten Provinzen ist davon nichts zu merken. Im Gegenteil: Die Reaktion ist gewaltig am Werke, genau noch wie zur Zeit von Millerand und Poincaré, deren Geist hier wohl noch herrscht. Oder ist es der neuen Regierung in Paris nicht bekannt, wieviel Unheil in nationaler Hinsicht die Regierung des Nationalblocks und deren Verteidiger und Mitläufer hier angerichtet, wieviel moralische Leiden und materielle Verluste sie ohne Skrupel in viele elsässische Familien getragen haben?

Jetzt auf einmal großes Geschrei über Knechtung des Elsaß, weil die Laiengesetzgebung hier angewendet werden soll! Warum haben diese elsaß-lothringischen Führer der Pariser Blockregierung damals, als so viele Elsässer und Elsässerinnen durch die Commission de Triage zum Teil auf Grund von unkontrollierten falschen Zeugnissen vom elsässischen Boden verjagt wurden — es waren immerhin Kinder unserer engeren Heimat —, nicht auch den Satz, der letzte Woche in einer oberelsässischen Zeitung zu lesen war, ins Land gerufen: „Von der Stunde, in welcher ein Elsässer oder eine Elsässerin vom elsässischen Boden verjagt werden, weil sie Mitglied eines Ordens oder einer Kongregation sind, ist das Elsaß kein befreites, sondern ein geknechtetes Land?" Ist die Tatsache, daß so viele Elsässer und Elsässerinnen durch diese Ausweisung moralische und materielle Schäden erlitten haben, der heutigen, nach Recht und Gerechtigkeit strebenden Regierung in Paris bekannt, so wird sie wohl auch die Schäden, die ihre Vorgängerin hier gemacht hat, wieder gut machen und dementsprechende Weisungen nach Straßburg ergehen lassen. Wir, die Geschädigten, sehnen uns sehr danach, endlich von Paris und nicht mehr von Straßburg aus regiert zu werden."

Friedrich Spitta zum Gedächtnis.

Von Univ.-Prof. D. G. Anrich.

Am Vorabend des Pfingstfestes ist Friedrich Spitta in Göttingen einem Grippeanfall erlegen. Längst gefürchtet von denen, die ihm nahestanden, und doch in diesem Augenblicke unerwartet, hat diese Kunde alle, die ihn kannten, tief bewegt. Und dies nicht bloß in unserm Kreise. Auch in der alten Heimat hat man seiner in Liebe und Dankbarkeit gedacht; gab es doch kaum einen zweiten deutschen Hochschullehrer, dem man dort so viel freundliches Gedenken bewahrt hatte.

Denn auch drüben in elsässischen Pfarrhäusern gibt es landauf, landab solche, die etwas davon zu sagen wissen, was ihnen Friedrich Spitta gewesen, als Lehrer, als Gelehrter, vorab jedoch als Mensch in ganz persönlicher Berührung. Gehörte doch Spitta zu den begnadeten Naturen, die sich mitzuteilen vermögen, von denen Leben, Kraft und Begeisterung ausgehen. Wie viele genossen die schönen Stunden in seinem gastlichen Hause, die durch edle Musik verklärt wurden; wie vielen hat er geholfen in äußeren und inneren Nöten, wie manchen ist er Führer und Wegweiser geworden.

Spitta gab sich immer ganz, das war das Geheimnis seines gewinnenden Eindrucks. Er gab sich schlicht und vertrauend und in wahrere innerer Teilnahme, und in alles, was er angriff, war es eine praktische, war es eine wissenschaftliche Frage, legte er sein ganzes Selbst. Temperamentvoll und sanguinisch, konnte er mit seinem Gegenstande förmlich verwachsen. Ueber so ungemein kritischen Scharfsinn er auch verfügte, auch rein wissenschaftliche Fragen faßte er nicht bloß mit dem Verstande an, Gefühl und Phantasie arbeiteten mit. Und wenn er über solche Fragen vortrug, so konnte der Hörer verfolgen, wie er sich in die Probleme einbohrte, wie er ganz persönlich mit ihnen rang, wie die neuen Lösungen ihm erwuchsen. Gewiß oft stark subjektiv, faszinierend und berückend, solange man unter dem unmittelbaren Einfluß stand. Aber die Begeisterung, mit der er seine Ansichten vortrug und sie in ihrem Werden entwickelte, wirkte wieder begeisternd und anfeuernd und regte den wissenschaftlichen Wagemut an.

Doch nicht Spitta der Lehrer und Gelehrte ist der Gegenstand dieser schlichten Gedenkworte. In unsern „Heimatstimmen" soll vielmehr zum Ausdruck gebracht werden, was er dem Elsaß gewesen ist, und wofür das Elsaß ihm Dank schuldet. Hat er doch 31 Jahre, die besten seines Lebens, im Elsaß gewirkt, und das Land, das ihm die Gattin gegeben, war ihm ans Herz gewachsen. Mehr als die meisten seiner Kollegen hatte er sich im Lande eingelebt und zeigte sich allzeit bemüht, seinen Bewohnern verstehend und teilnehmend gerecht zu werden. Und auch von dem abgesehen, was er vielen Einzelnen gewesen: was hat er dem Elsaß, seiner evangelischen Kirche nicht alles gegeben!

Wiedergegeben hat er ihr vor allem das fast erloschene liturgische Verständnis. Wie eine Offenbarung wirkte es auf uns, seine Schüler aus den ersten Jahren seiner Straßburger Wirksamkeit, als er in der schönen alten Kapelle der Thomaskirche die Predigtübungen der Studenten zu einem Gottesdienst von eigenartiger Weihe gestaltete und in seinen Vorlesungen wie durch eigenes Vorbild die Empfindung in uns lebendig werden ließ, daß jeder Gottesdienst als eine die Seele zum Ewigen erhebende Feierstunde in seinem Gesamtaufbau ein einheitliches Ganzes, ein organisches Kunstwerk sein müsse, dessen einzelne Teile harmonisch aufeinander abgestimmt sind. An die Stelle der landläufigen Anschauungen, für die der Gottesdienst aus der Predigt bestand mit einigen obligaten und wenig beachteten Anhängseln vor- und nachher, trat damit ein höheres Ideal, und mit der Zeit ward daraus ein reges Leben und Streben auf gottesdienstlichem Gebiet in der Schlichtheit und Freiheit, die der elsässischen Kirche eigen ist.

Dazu kam dann die Einrichtung der akademischen Gottesdienste. Spitta war der Künstler, der diese Mustergottesdienste bis ins einzelnste entwarf, die Kunst in ihren Dienst stellte und die Predigt durch die Macht seines Gefühlslebens und die Fähigkeit, es zum Ausdruck zu bringen, auf entsprechende Höhe hob. Wie er damit wirkte, zeigte der Umstand, daß in den ersten schöpferischen Jahren das Gotteshaus kaum ausreichte, die Teilnehmer zu fassen. Erst der akademische Gottesdienst hat der herrlichen Thomaskirche mit ihrer unvergleichlichen Silbermann-Orgel die feiernde Gemeinde gegeben, deren sie bedarf, um zur Geltung zu kommen.

Mit dem akademischen Gottesdienste entstand der akademische Kirchenchor, Spittas eigenste Schöpfung. Auch er für Straßburg ein ganz Neues, ein Markstein in seiner musikalischen Entwicklung. Wie wenig hatte man hier bisher gewußt von den Schätzen alter und neuer evangelischer Kirchenmusik. Hier eröffnete sich eine neue Welt, Macht und Tiefe evangelischen Empfindens in Tönen geoffenbart. Die Aufführungen der Schütz'schen Passionen, später die des Weihnachtsoratoriums von Herzogenberg, zu dem wie zu späteren Kompositionen des Meisters Spitta den Text verfaßt und damit die Hauptidee gegeben hatte, sie waren für Straßburg ein Ereignis. Mit dem allem hat Spitta das Straßburger Musikleben vertieft, vor allem aber der Pflege der evangelischen Kirchenmusik nachhaltigen und dauernden Anstoß gegeben.

Der unmittelbarste Dienst, den Spitta der Kirche des Elsasses geleistet, war die Schaffung ihres neuen Gesangbuchs. Denn in allem Wesentlichen ist es Spittas Werk, atmet es seinen Geist und seine Eigenart. Nur ein hymnologisch und musikalisch so umfassend gebildeter und dabei so warm kirchlich empfindender Mann konnte dies Werk schaffen, nur ein Mann von der dichterischen Begabung Spittas mit den herrlichen altstraßburger Melodien auch die alten Straßburger Lieder eines Tauler, Capito, Hubert und Englisch in neudeutscher Umdichtung wieder zu Ehren bringen. So ist es ein „Altdeutscher" gewesen, der die in Vergessenheit geratenen und unbrauchbar gewordenen alten Schätze so glücklich und pietätvoll gehoben hat. Und allem politischen Wandel zum Trotz singen die elsässischen Gemeinden heute wie ehedem aus dem Spitta'schen Gesangbuch; denn trotz manchen verständlichen wie unverständigen Widerspruchs und der von vornherein feststehenden Ablehnung durch die konfessionelle Richtung hat sich das Gesangbuch durchgesetzt und hat in seiner Entstehung wie in seiner Verbreitung dem kirchlichen Frieden gedient. Draußen aber fand es solche Beachtung, daß es vielfach vorbildlich wirkte.

Es ist ein wirkens- und schaffensfreudiges, vor allem ein unendlich arbeitsreiches Leben, das jetzt seinen Abschluß gefunden hat. Es ist auch ein leiderprobtes Leben gewesen. Der Tod eines über alles geliebten Kindes hat das Vaterherz schwer getroffen, zunehmende körperliche Anfälligkeit über das letzte Jahrzehnt immer schwerere Schatten gebreitet. Besonders aber: bei seinem besonders starken und erregbaren Gefühlsleben brachte, was ihm widerfuhr, die Saiten seiner Seele zu so starkem Mitklingen, daß es oft ein schmerzhaftes Erklingen und Nachklingen war. So hat ihn manches, Sachliches wie Persönliches, erregt und verwundet, und sein Leben hatte einen immer vernehmlicheren tragischen Unterton.

Bei solcher Art läßt sich ermessen, wie ihn, dem das Elsaß zur zweiten Heimat geworden, die Kriegsjahre mit ihren Spannungen zermürben mußten, wie der Zusammenbruch ihn erschütterte, die Haltung mancher, die er geschätzt hatte, ihn niederdrückte. Der erschütternd-wehmütige Eindruck des letzten akademischen Gottesdienstes, in dem er, selbst ein kranker Mann, über das alte Taulerlied predigte, wird jedem, der ihn miterlebt, unvergeßlich bleiben.

So war es eine besonders freundliche Fügung, die ihn in der lieben hannoverschen Heimat einen letzten Wirkungskreis finden ließ. Dem kranken Körper auch das Letzte abringend, hat er hier gewirkt in Wort und Schrift bis zum letzten Atemzug. Denn Wirken und Schaffen war ihm Bedürfnis und Freude geblieben. Und eine reine Freude war ihm hier noch beschieden. Aus dem Kreise seiner Schüler ward ihm zu seinem siebzigsten Geburtstage eine namhafte Gabe für seine gefährdete Monatsschrift überreicht, und eine große Zahl der Spenden kam aus elsässischen Pfarrhäusern. In trüben Stunden hat er geurteilt, sein Wirken im Elsaß sei ein vergebliches gewesen. Er sah eben zu sehr auf einzelne Forderungen, für die im Elsaß kein Boden war noch sein konnte, und übersah, wie sehr er trotzdem in die Tiefe gewirkt und Verständnis gefunden. So war es ihm eine ganz besondere Erhebung, nun sehen zu dürfen, wie viele alte Schüler aus allen Lagern die Gelegenheit wahrnahmen, dem fernen Lehrer ihre dankbare Anhänglichkeit zu bezeugen. Kürzlich ist auch in Straßburg das Jubiläum des evangelischen Gesangbuchs durch eine große liturgische Feier begangen worden. Hätte Spitta ihren Entwurf noch zu Gesichte bekommen, er hätte seine helle Freude daran gehabt und gesehen, daß sein Wirken nicht vergeblich gewesen.

So wird mit der inneren Entwicklung der evangelischen Kirche unserer elsässischen Heimat Friedrich Spittas Name verbunden bleiben und sein Wirken auch weiter seine stille Frucht bringen. Wer ihm näher gekommen, dem wird er unvergeßlich bleiben.

„Les Musiciens d' Alsace."

Von W. Kipp-Stuttgart

Die Straßburger Zeitung „La République" brachte in den letzten Märztagen die Ankündigung eines Vortrags über das obige Thema. Da der Vortrag in der „Société des amis du conservatoire" gehalten werden sollte, konnte die Hoffnung bestehen, daß ernste Fachleute an der Arbeit sind. Ich erwartete mit Spannung einen Bericht, der auch in der Nummer 99 der gleichen Zeitung am 7. April unter „Theater und Kunst" kam. Hier das Wesentliche daraus.

„Herr Lucien .... (der Name war verdruckt und deshalb nicht leserlich) hielt in der „Société des amis du Conservatoire" vor einer angemessenen Gemeinde einen Vortrag über die elsässischen Musiker der Vergangenheit. Er behandelte biographisch und kritisch betrachtend die Namen Erard, Reber, Kastner, Weckerlin und Boellmann, wobei die Erwähnung des allein als Klavierbauer verdienstreichen Erard nicht recht verständlich erschien. In der Tat ist die Reihe der elsässischen Komponisten so gering und ihre Bedeutung im Rahmen der breiten Musikgeschichte so beschränkt, daß die Behandlung des Themas notwendig zu negativen Gesichtspunkten führen mußte . . ."

Man begegnet hier also wieder der sonderbaren Erscheinung, daß es Leute gibt, für welche die Uranfänge jeglichen Geisteslebens im Elsaß just mit der französischen Revolution von 1789 zusammenfallen. Will der Berichterstatter entschuldigen oder dies gerade unterstreichen, wenn er die weitgefaßte Aufgabe einschränkt auf die Musiker der Vergangenheit? Er hatte wohl selbst den Eindruck, daß die Reihe, die in dem Vortrag nur aus 5 Namen bestand, recht arm sei und vermehrt sie am Schluß seines Berichtes um den Namen Bienstock.

Zugegeben sei, daß ein Abend bei weitem nicht ausreicht, um das Thema zu erschöpfen. Wenn aber eine Auswahl getroffen werden mußte, dann hätte es doch nach Gesichtspunkten geschehen müssen, die der Sache gerecht werden, und nicht nach solchen, die es einem zur Aufgabe machen, einen ganzen Abend über eine Sache reden, um am Schluß zugeben zu müssen, „daß die Behandlung des Themas notwendig zu negativen Gesichtspunkten führen mußte."

Betrachten wir kurz die Träger der 5 Namen, um zu erfahren, welche Gesichtspunkte für den Vortragenden bei deren Auswahl maßgebend waren.

Seb. Erard (geb. 1752 in Straßburg, gestorben 1831 in Frankreich) lebte in Paris und hatte seine große, unbestrittene Bedeutung als Klavierbauer und Erfinder der Repetitionsmechanik.

H. N. Reber (geb. 1807 in Mülhausen, gestorben 1880 in Paris) hat eine Reihe von wertvollen Instrumentalwerken hinterlassen, neben denen seine Opern, die z. Tl. nie zur Ausführung kamen, zurücktreten müssen.

J. G. Kastner (geb. 1810 in Straßburg, gest. 1867 in Paris) war ein „fortschrittlich gesinnter, hochbegabter Tonsetzer" (Naumann, Illustr. Musikgeschichte), vor allem Theoretiker.

J. B. Weckerlin (geb. 1821 in Gebweiler, gest. 1910 daselbst) hinterließ neben einer Reihe von Opern (darunter 2 in elsässischer Mundart) bedeutende große Chorwerke. Er schuf auch wertvolle Volksliedersammlungen.

L. Boellmann (geb. 1862 in Ensisheim, gest. 1897 in Paris) war hervorragender Organist. Seine Orgel-, Klavier- und Cellokompositionen sind gefällige Sachen.

Diese fünf Vertreter stellen nun weder eine in sich abgeschlossene Epoche dar, noch sind sie Leute der gleichen Richtung, noch stimmen sie sonst in irgend einem Punkt überein, der gestatten würde, gerade sie herauszugreifen und nebeneinander zu stellen. Gemeinsam haben sie allerdings das Eine, daß sie im Elsaß geboren, den größten Teil ihres Lebens in Frankreich verbracht haben und, mit Ausnahme Weckerlins, auch dort gestorben sind. Somit ist die Auswahl eine rein willkürliche, die sachlich durch nichts begründet ist.

Wenn aber solche Gesichtspunkte maßgebend waren, so geht man wohl kaum fehl in der Annahme, daß bei dem Vortrag ein nicht unwesentlicher Punkt als etwas unbequem unberücksichtigt geblieben ist: Die Beziehungen dieser fünf „Franzosen" zum Geistesleben Deutschlands.

Erard entstammte einer deutschen Tischlerfamilie, deren ehrlicher Name Ehrhard französiert worden ist. Den Ruhm, der Erbauer des ersten Pianoforte in Frankreich gewesen zu sein, verdankt er nicht zuletzt dem Deutschen Gottfried Silbermann, der etwa 60 Jahre früher, „zwar nicht als der erste Erfinder des Pianoforte, wohl aber wahrscheinlich als selbständiger Mit- oder Nacherfinder" (Riemann, Musiklexikon) dasselbe in Deutschland getan hatte. Dieses Silbermann-Pianoforte hat E. in Frankreich nachgearbeitet und mit wertvollen Verbesserungen ausgestattet.

Bei Reber ist es eine musikhistorisch erwiesene Tatsache, daß er sich in seinen Instrumentalkompositionen, die seine Hauptbedeutung ausmachen, eng an die klassische Schule Deutschlands anlehnte, woran auch durch den Umstand, daß R. den größten Teil seines Lebens in Paris verbrachte, nichts zu ändern ist. (Siehe hierüber Riemann S. 956 und Naumann S. 732.)

Kastner hat 9 Opern hinterlassen, davon 6 in deutscher Sprache. Er war Mitarbeiter deutscher Musikzeitungen und des Schillingschen Lexikons. Die Universität Tübingen verlieh ihm die Würde eines Ehrendoktors. Seinen Biographen hat er in einem Deutschen gefunden: Hermann Ludwig (von Jan), dessen Werk unter dem Titel „J. G. Kastner, ein elsässischer Tondichter, Theoretiker und Musikforscher" (3 Bde.) in Leipzig erschienen ist.

Dem Zuge des jungen Goethe, Herders, der Gebrüder Grimm und seiner Landsleute, der Brüder Stoeber, sehen wir Weckerlin folgen, wenn er Volkslieder seiner elsässischen Heimat sammelt. Er schreibt 2 komische Opern in elsässischem Dialekt, „Die dreifache Hochzeit im Besental" und „D'r verhärt Herbst", die in Colmar 1863 aufgeführt wurden. Diese ausgesprochene Betonung des angestammten Volkstümlichen war in einer Zeit des krampfhaften Bemühens der elsässischen Bourgeoisie, als gute Franzosen zu erscheinen, für einen Elsässer immerhin eine Tat.

Diese Tatsachen dürfen bei der Betrachtung der elsässischen Musiker, die nach Paris gezogen worden, und gerade bei diesen, nicht übergangen werden. Wie aber schon zu Anfang gesagt, ist mit diesen 5 Namen die Reihe der elsässischen Musiker keineswegs erschöpft. Das Elsaß sieht vielmehr mit Stolz auf eine stattliche Zahl von Musikern unter seinen Söhnen, und ohne den Ruhm der Genannten etwa schmälern zu wollen, sei gestattet, auch einiger anderer zu gedenken, die in dem eingangs erwähnten Vortrag in der Hauptstadt ihres Heimatlandes übergangen worden sind.

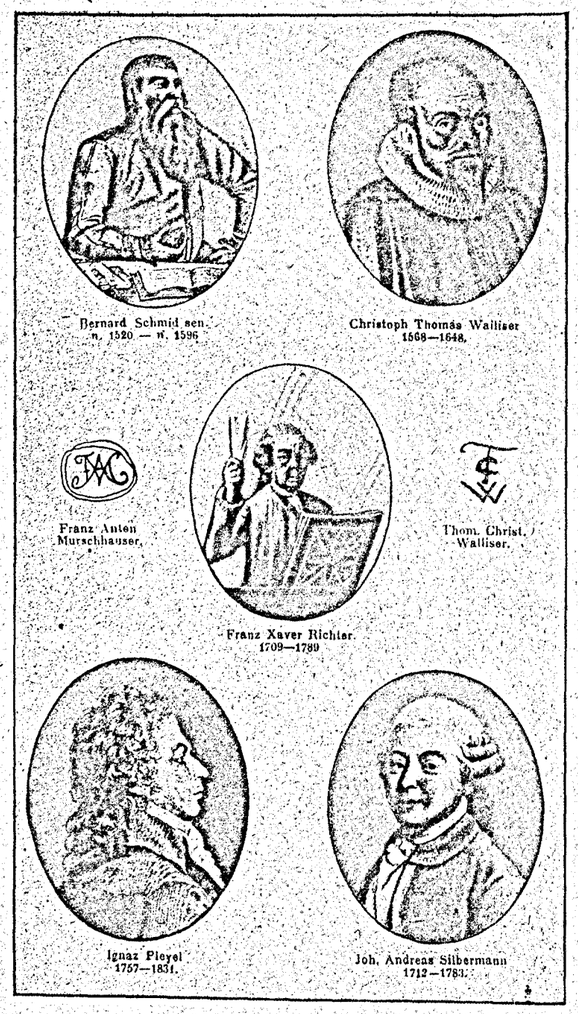
„Der geistig bedeutendste, vielleicht der Führer der ganzen Bewegung" (des Humanismus), (Müller-Blattau in seinem Buche: „Das Elsaß ein Grenzland deutscher Musik") war Ottmar Nachtigall [Luscinius] (geb. 1487 in Straßburg, gest. 1586 daselbst). Erasmus von Rotterdam nennt ihn: „Der erste Prediger von Freiburg, ebenso ausgezeichneter Musiker als Humanist".

Bernhard Schmid, Vater und Sohn, beide in Straßburg geboren und gestorben, haben in ihren Tabulaturbüchern eine Sammlung (mehrstimmig): „Teutsche, Italienische, Frantzösische Geistliche und weltliche Lieder" des 16. Jahrhunderts geschaffen.

Eine „Zierde Deutschlands und ersten aller Choragen" nennt ein Zeitgenosse den vielseitigen, rastlosen Ch. Thomas Walliser (geb. 1568 in Straßburg, gest. 1648 daselbst). Ein halbes Jahrhundert lang hat W. als Musiklehrer am Gymnasium, als Theater- und Domkapellmeister und als städtischer Musikdirektor das

musikalische Leben Straßburgs auf einer Höhe erhalten, die den Ruhm Straßburgs als Musikstadt im ganzen Reich verbreitete.

Während die bisher Genannten ihr ganzes Leben oder doch den größten Teil davon in ihrer engeren Heimat verbrachten, wanderten andere Elsässer in ihr weiteres Vaterland aus und haben in verschiedenen Gegenden Deutschlands gegen Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts das musikalische Leben dort richtunggebend beeinflußt. Von dem jungen Joh. Seb. Bach ist bekannt, daß er wiederholt von Lüneburg nach Hamburg pilgerte, um dort dem Spiel des berühmten Organisten Johann Reinken (geb. 1623 in Wilshausen U. E, gest 1722 in Hamburg) zu lauschen. Auf seinen Kompositionen und denen Buxtehudes fußt Bach. — Als musikalischer Führer einer begeisterten Gruppe legte er in Hamburg den Grundstein zur „deutschen" Oper.



„Einen weiteren Höhepunkt" stellen die künstlerisch und formtechnisch zu den bedeutendsten seiner Zeit gehörenden Kompositionen von Georg Muffat (geb. 1645 in Schlettstadt, gest. 1704 in Passau) dar. „In einigen seiner Toккaten stehen Fugensätze von klassischer Vollendung" (Naumann).

Sowohl durch seine theoretischen Werke als auch durch seine Kompositionen erwarb sich der Kapellmeister an der Frauenkirche in München, Franz Xaver Murschhauser (geb. 1663 in Zabern, gest. 1738 in München) einen Namen. Ritter in seiner „Geschichte des Orgelspiels" nennt ihn einen tüchtig geschulten Musiker, „klar, dabei geübt und sicher in der technischen Arbeit".

Zum Teil vor, zum Teil gleichzeitig mit dem Klavierbauer Erard haben vier Elsässer aus der „berühmten Familie Silbermann" durch fast ein Jahrhundert hindurch im Elsaß als Orgel- und Klavierbauer gewirkt. Die „Straßburger Gelehrten Nachrichten" von 1783 berichten von der weiten Verbreitung ihrer Instrumente in ganz Europa und Ostindien. Heute noch klingen im Elsaß Silbermannorgeln, die in einzelnen Registern immer noch unübertroffen sind.

In damaliger Zeit finden wir auch Elsässer, die sich als ausübende Musiker einen ihre Zeit überdauernden Namen geschaffen haben. Die Mannheimer Hofkapelle zählte zu ihren Mitgliedern mehrere Elsässer, von denen hier drei Geschwister der Musikerfamilie Wendling genannt seien: Jean Bapt. W., Flötist, der von Friedrich dem Großen sehr geschätzt wurde, Franz Anton W., der Violinist, und beider Schwester Auguste Elisabeth, die gefeierte Sängerin. Mozart verkehrte als Freund in der Familie.

Zu dem Glanze jener Zeit, in der mit Franz Xaver Richter (der als geborener Oesterreicher hier außer Betracht bleiben soll) „ein höchst potenziertes musikalisches Leben" (Mathias in „Die Musik im Elsaß") in Straßburg seinen Einzug hielt, jener Zeit, in der „Frankreichs deutsche Grenzhauptstadt . . . . . als Musenstadt wieder jene kosmopolitische Bedeutung gewonnen wie um die Wende des 15. Jahrhunderts" (Mathias) trugen auch Elsässer bei. Johann Philipp Schoenfeld (geb. 1742 in Straßburg, gest. 1790 das.) „war der fein-innige, routinierte Dirigent der Straßburger Konzerte" (Martin Vogeleis).

Zeitlich folgen nun die in dem Straßburger Vortrag genannten Reber, Kastner und Weckerlin. Während diese nach Paris wanderten, zieht kurze Zeit nach ihnen ein anderer Elsässer nach Leipzig: Viktor E. Neßler (geb. 1841 in Baldenheim gest. 1890 in Straßburg). Dem Umstand, daß er die Richtung verfehlt hat, ist es wohl zuzuschreiben, daß er neben seinen Zeitgenossen in dem Vortrag übergangen wurde. Wenn sich auch seine Opern heute nicht mehr auf der Bühne behaupten können, so enthalten sie doch eine Reihe von Liedern und Chören, denen bei ihrer gesunden Frische der anderorts berechtigte Vorwurf der Sentimentalität keineswegs gemacht werden darf, und die mit seinen zahlreichen anderen Gesangskompositionen heute noch gerne gesungen werden. (Daß es übrigens in Straßburg auch Leute gibt, die anders denken als der genannte Vortragende, das geht daraus hervor, daß nach einer Zeitungsmeldung kürzlich das Collegium Academicum Wilhelmitana in einer Feier vor dem Neßlerdenkmal in der Orangerie seines Mitglieds, des „berühmten Komponisten" gedachte.)

Als Klavierpädagoge wie als Komponist von Opern (deren sieben in Straßburg aufgeführt wurden) und Klavier- und Orgelwerken hat sich Maria Josef Erb (geb. 1861 in Straßburg) Bedeutung „im Rahmen der breiten Musikgeschichte" verschafft.

Mit seinen musikhistorischen Schriften, vor allen seinen „Quellen und Bausteinen zu einer Geschichte der Musik und des Theaters im Elsaß" ist hier der unermüdliche Pfarrer des Schlettstadter Bürgerspitals Martin Vogeleis (geb. 1861 in Erstein zu nennen. Auf dem gleichen Gebiet treffen wir den hier wieder

holt genannten Franz Xaver Mathias (geb. 1871 in Dinsheim). Er wendet sich auch dem deutschen katholischen Kirchenlied zu.

Nicht übergangen werden darf der von dem Berichterstatter der „République" vermißte Heinrich Bienstock (geb. 1894 in Mülhausen). Sehr gut erinnere ich mich des gewaltigen Eindrucks, den seine erste Oper, „Zuleima", bei der Erstaufführung 1921 in Colmar hinterließ. Der Krieg forderte ihn (erst 1918 nach dem Waffenstillstand) viel zu früh als Opfer.

Zu den Namen, die hier genannt wurden, könnten noch weitere, besonders auch aus der neusten Zeit (Heinrich Bapst, Josef Simon, Jos. Ringeissen, Merkling u. a.) hinzugefügt werden. Wer sich ernstlich mit elsässischer Musik beschäftigen will, also nicht mit der vorgefaßten Absicht „zu negativen Gesichtspunkten" zu kommen, der lese bei M. Vogeleis, Fr. X. Mathias, J. F. Lobstein („Beiträge zur Geschichte der Musik im Elsaß"), J. Müller-Blattau, er wird dort finden, daß es auch zahlreiche elsässische Musiker gibt, die nicht in Paris gelebt haben und deren Bedeutung trotzdem nicht so gering ist, als man es die Elsässer unter Verleugnung der Leistungen des eigenen Volks will glauben machen.

Es stimmt doch, was der alte Fürstabt Martin Gerbert von St. Blasien 1770 schrieb: „Es gibt kaum eine Gegend, in welcher so viel gesungen, getanzt und musiziert wird wie im Elsaß, hier musiziert der Geisbub auf der Alm, der Pfeiffer im Gasthaus, der Mönch im Kloster. Ich hoffe vieles zu finden."

Kritisches zum Valorisationsproblem.

In der Pariser „Société d'économie politique" hat der elsässische Senator Helmer einen Vortrag über die Valorisation und ihre Durchführung in Elsaß-Lothringen gehalten. Als Geschenk Frankreichs an seine wiedergefundenen Kinder Elsaß und Lothringen dargestellt, hat sich die unüberlegt beschlossene und vielfach ungerechte „Valorisation" zu einer Hemmung und mannigfachen Schädigung und Benachteiligung der Beschenkten, wie vor allem auch des französischen Staatssäckels entwickelt.

„Die Valorisation ging aus von dem Gedanken, daß Elsaß-Lothringen nach der Rückkehr zu Frankreich die gleiche Münzeinheit haben müsse wie Frankreich. Die Umwechslung des deutschen Papiergeldes in französisches Geld beschloß man aber auf der Basis der Goldmark zu 1,25 Franken zu vollziehen. Das war eine Vergünstigung für die Elsaß-Lothringer. Der Vertrag von Versailles hat bekanntlich den Wechselkurs vom 11. November 1918 zu 81,34 als Grundlage genommen.

„Das deutsche Papiergeld wurde völlig außer Kurs gesetzt. Die deutschen Goldmünzen behielten ihren Kurs. Sie wurden aber nur zu 1,20 Franken ausgewechselt, das Papiergeld hingegen zu 1,25. Eine der vielen Anomalien, die nun zutagetraten. Ein Dekret vom 27. Januar 1919 mußte bestimmen, daß man den Elsässern, die deutsche Goldmünzen für die Défense nationale ablieferten, 1,25 Frs. pro Goldmark gab. Die deutsche Goldwährung sollte durch die Valorisationsdekrete abgeschafft und durch die französische Frankenwährung ersetzt werden. Das war so gemeint, aber nicht deutlich gesagt. Deshalb kam das Colmarer Oberlandesgericht auf einen Antrag des Generalstaatsanwalts Kuntz zu dem Urteil, Elsässer, welche bei der Baseler Hypothekenbank Schuldner sind, haben diese Schuld in Gold, also in Schweizer Franken zurückzuzahlen. Gegen dieses Urteil, über dessen Tragweite man sich heute klarer ist als damals, ist Berufung eingelegt an den Kassationshof. Die Entscheidung läßt seit drei Jahren auf sich warten. Die Pariser Richter wissen natürlich auch, wie dringend eine Entscheidung in der Frage wäre. Ihr Zögern beweist die Verwickeltheit der Frage. Die Urteile der Gerichte, namentlich des Colmarer Appellhofes, haben deshalb wiederholt den heftigsten und allgemeinsten Widerspruch hervorgerufen. Senator Helmer selber verzeichnet 8 verschiedene Markkurse, zu welchen in den Jahren 1918 und 1919 die Umwechslung in Elsaß-Lothringen vollzogen wurde."

Aber nicht allein der Umwechslungssatz hat zu Schwierigkeiten geführt, auch der Umstand, daß die Valorisation nur den alteinheimischen Elsaß-Lothringern zugutekommen sollte, führte zu unerwarteten Zweifelsfragen.

„Das Benefiz der Valorisation wurde nur den Elsaß-Lothringern zugesprochen. Auch die Altfranzosen wurden davon ausgenommen. Man nahm an, solche könnten deutsches Geld nur haben, indem sie es nach dem Waffenstillstand zusammengerafft hätten. Es gab aber naturgemäß auch Fälle, in denen Franzosen in unanfechtbarer Weise in den Besitz deutschen Geldes gelangt waren. Den Altdeutschen wurde die Valorisation versagt. Es waren ihrer einige Hunderttausend im Lande."

„Die Valorisation aller Guthaben war die Folge der Einführung der Frankenwährung. Wenn man die Guthaben der Banken, Sparkassen usw. nicht valorisiert hätte, dann würde das Publikum die Kassen gestürmt und sein Geld zurückverlangt haben, um es valorisieren zu lassen. Das hätte Banken und Sparkassen gezwungen, ihre Zahlungen einzustellen. Es bedurfte langer Verhandlungen, bis der Staat den Banken auf Grund des Gesetzes vom 23. April 1919 mit einem Kredit von 2250 Millionen Franken die nötigen Mittel gab, um 60 Prozent ihrer Guthaben zu valorisieren. Ein zweites Gesetz vom 22. Juli 1922 gab den Banken die weiteren 40 Prozent in Form von Obligationen des Défense nationale."

Auf einen weiteren noch nicht restlos geklärten Punkt kam Helmer dann bei der Frage der Valorisation der Schuldverhältnisse zu sprechen. Da diese zunächst auf die Elsaß-Lothringer untereinander und mit Franzosen beschränkt war, hatte sich die Groteske ergeben, daß die Ausländer, aber auch die Altdeutschen u. U. besser gestellt waren als die Elsässer pur sang. „Ein Dekret vom 4. April 1919 mußte erst bestimmen, daß auch die Deutschen und alle anderen Ausländer, die im Elsaß wohnen, ihre Schulden in Franken zurückzahlen müssen zu 1,25 Frs. Für die Franzosen selber ist diese Bestimmung heute noch nicht eingeführt (!!). Der Colmarer Appellhof erklärt, daß die sequestrierten Deutschen als in Deutschland wohnend zu betrachten sind. Sie brauchen also ihre Markschulden nicht zu 1,25 zurückzubezahlen."

Als noch ungeregelt erwähnte Helmers Vortrag die Schwierigkeiten des Crédit Foncier, der Depositenkasse, der Raiffeisen-Kassen, der Sparkassen, die Gelder in deutschen Hypotheken und Kassen untergebracht haben. „Es bleibt die Frage der deutschen Wertpapiere, namentlich der Kriegsanleihen, die für Waisenkinder, Wohltätigkeitsanstalten, Gemeinden zwangsweise (?) gezeichnet worden sind unter dem Druck der deutschen Verwaltung." Das sei eine Verwaltungsfrage, meint Helmer, und sie hätte durch den Friedensvertrag geregelt werden müssen, nicht aber durch die französische Gesetzgebung.

Bei diesen Ausführungen, die hier nach einem Bericht des **„Metzer Freien Journals"** vom 8. März wiedergegeben sind, vermißt man eines: Wie stellt sich Helmer zu der Tatsache, daß diese ganze selbstherrliche Behandlung Elsaß-Lothringens als ein Stück Frankreich — die ja natürlich nicht allein auf diesem Gebiet zu verzeichnen ist! — geschehen ist vor Unterzeichnung des sogenannten Friedensvertrages und erst recht vor dessen Inkrafttreten?! Was wäre geworden, wenn die Phrase vom Selbstbestimmungsrecht der Völker plötzlich für Elsaß-Lothringen Geltung bekommen hätte, und wenn die Volksabstimmung beispielsweise für ein selbständiges, neutrales Elsaß sich erklärt hätte!?!

Vom „Comité alsacien d'études et d'informations".

Ueber eine neue, wiederum „wirtschaftlich" aufgezogene „Studienreise" dieser französischen Straßburger Propagandastelle berichten die Blätter unterm 1. Juli in folgender Form:

„Das „Comité alsacien d'études et d'informations" hat beschlossen, diesen Herbst eine Auslandsreise zu organisieren, an welcher sich die Vertreter der wirtschaftlichen und intellektuellen Körperschaften unserer drei Provinzen beteiligen werden. Diese Mission wird der Reihe nach folgende Länder bereisen: Italien, Jugoslavien, Bulgarien, Griechenland, europäische Türkei, Rumänien, Ungarn, Oesterreich, Tschechoslovakei. Ein für diese Reise aufgestelltes Vorprogramm hat bereit die Zustimmung des Ministerpräsidenten gefunden, welcher den seinem Befehl unterstellten diplomatischen Agenten in den betreffenden Ländern Anweisung erteilt hat, nach Kräften zum Gelingen dieser Organisation beizutragen.

Der Generalrat des Bas-Rhin, der Rat der Straßburger Universität und die Société des amis der Straßburger Universität haben bereits ihre Beteiligung an der Mission zugesagt. Seitens der wirtschaftlichen Vereinigungen wird in den nächsten Tagen eine diesbezügliche Entscheidung gefällt werden.

Die Mission wird am 11. September ihre Reise antreten und wird am 7. Oktober wieder in Straßburg zurück sein."

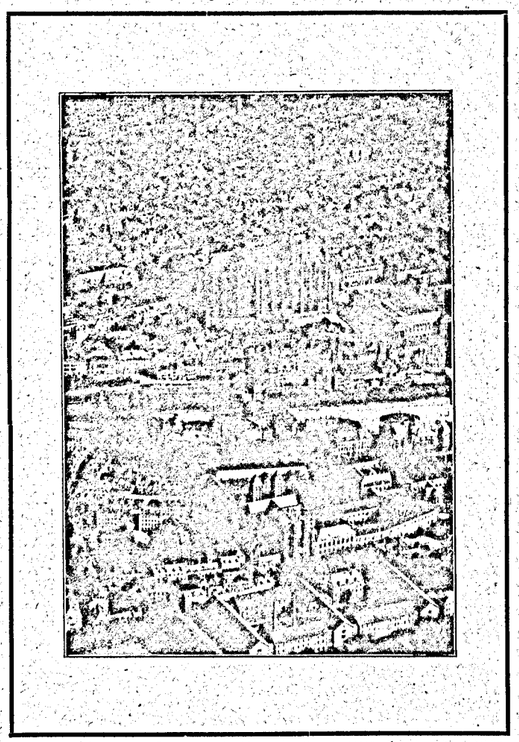
Wanderung durch das alte Metz.

Von J. B. Keune, Professor, Dr. phil. h. c., Museumsdirektor a. D.

Wir Elsaß-Lothringer im Reich wurden verdrängt aus dem Lande, in dem wir durch unsere Arbeit, durch unsere Geburt, durch unsere Abkunft heimatberechtigt waren. Alle kranken wir an einem Sehnen nach den Stätten, wo wir gewohnt und gewirkt, denen wir soviel Liebe und Fleiß geopfert hatten. Nicht weil die Stätten, die wir verlassen mußten, schöner und annehmlicher gewesen wären als die neue Heimat, wo wir wieder Boden gefaßt, oder unsere alte Heimat, die Heimat unserer Jugend, die wir wiedergefunden haben. Aber jeder Mensch hängt und haftet mit seinen Gedanken an dem selbst kargen Boden, wo er aufgewachsen ist, wo er sich abgemüht hat, wo ihn lange Jahre Beruf und Amt festgehalten hatten, und der ihm Reize offenbart, die einem flüchtigen Besucher verborgen bleiben.

Dieses sehnsüchtige Verlangen zu mildern, nicht zu stillen, lade ich meine Schicksalsgenossen und Landsleute ein zu einem raschen Gang durch Metz. Wir erreichen jedoch unser Ziel nicht mit dem für Reisende gewöhnlichen Beförderungsmittel, der Eisenbahn, denn dieser Verkehrsweg ist uns versagt. Auf den Flügeln der Gedanken eilen wir nach der uns teuren Stadt, und wir landen daher auch nicht am neuen deutschen Hauptbahnhof, der im Jahre 1908 den alten deutschen Bahnhof von 1878 abgelöst hat, sondern wir landen im Herzen der Stadt, auf dem Paradeplatz, zwischen Dom und städtischem Rathaus.

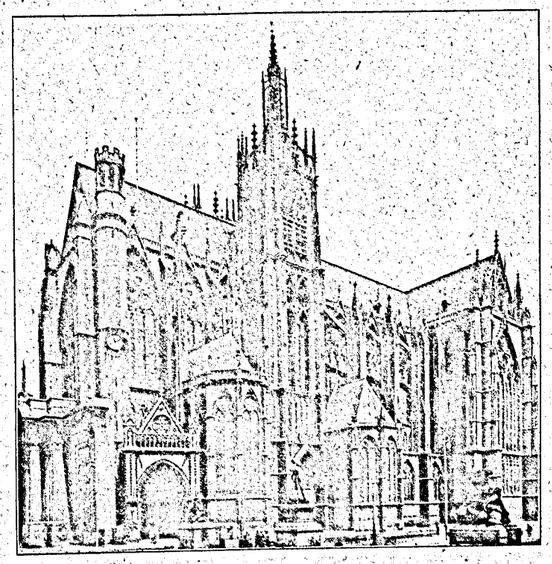
An die kriegerische Bestimmung dieses Platzes, französisch Place d'armes, d. h. Waffenplatz (Alarmplatz) genannt, mahnt nur die Hauptwache, welche die Nordseite des Paradeplatzes einnimmt. Die Bauart dieser Hauptwache stimmt überein mit der Bauart des langgestreckten Stadthauses (Hôtel de ville), welches die Ostseite des Platzes bildet, und ebenso mit der Bauweise der Südseite, wo freilich die Verwendung der Baulichkeiten zu geschäftlichen Zwecken einige Eingriffe in die ursprüngliche Beschaffenheit verschuldet hat. Die drei den Paradeplatz heute noch einfassenden gleichartigen Bauten sind eben gleichzeitig entstanden und sind der Rest einer vor 150 Jahren geschaffenen einheitlichen Umrahmung, deren vierte, westliche Seite verschwunden ist. Denn auch längs der Kathedrale zog sich eine niedrige, von der Kathedrale hoch überragte Baureihe im gleichen Stil hin, die seit dem Jahre 1860 nach und nach beseitigt wurde. Diese künstlerische Platzanlage war nach den Plänen des bedeutenden Pariser Architekten Blondel im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts geschaffen unter den Nachfolgern des königlichen Statthalters (Gouverneur) Belle-Isle († 1761), der im Zusammenhang mit umfassenden sonstigen Umgestaltungen des Stadtbildes auch die Umwandlung des alten, viel kleineren Paradeplatzes in einen großen Platz veranlaßt hatte. Denn vorher verrammelte ein inmitten des jetzigen Platzes stehender kirchlicher Häuserblock mit vier Gotteshäusern und einem Kreuzgang des Domkapitels (Cloître, Domkloster) den Zugang nach Norden. Wo jetzt der Südflügel des Stadthauses, nach der Goldschmiedstraße zu, liegt, stand eine dem hl. Gorgo geweihte Pfarrkirche, nach welcher eine von der Kapitelstraße (Rue de la Princerie, wo der Princier oder Propst des Domkapitels im heutigen Gouvernement wohnte) in den Platz mündende Gasse benannt war. Die Südseite aber schlossen ab Gebäude mit offenen Bogen (Arkaden, „Lauben"), wie wir sie noch heute am Ludwigsplatz sehen, und anschließend, nach dem jetzigen Domplatz zu, das von den Bürgern der Reichsstadt 1315 bis 1317 erbaute alte Rathaus, nach der richterlichen Behörde der „Dreizehn" Palais des Treize oder bloß Palais (Palast) genannt. Alle diese Baulichkeiten, welche den damals schon „Place d'armes", auf einem Stadtplan vom Jahre 1603/1610 dagegen kurzweg „La Place" („der Platz") benannten Paradeplatz umgaben, wurden auf Geheiß von Belle-Isle seit 1754 niedergerissen, um den Platz zu vergrößern und durch Anlage einer neuen, durch Gärten gelegten Straße, der Rue des jardins oder Gartenstraße, eine unmittelbare Verbindung mit der Georgsbrücke herzustellen. Die Stelle des alten Rathauses, des „Palais", nahm das (bereits seit 1633 bestehende) Parlement, der oberste Gerichtshof für die „drei Bistümer" (Trois Evêchés: Metz, Toul, Verdun) ein. Da aber der neugeschaffene und nach seinen Plänen umrahmte Platz überlang geworden wäre, hatte Blondel ein kräftiges Steingitter angeordnet, welches den Platz in einen nördlichen Hauptplatz und einen südlichen Vorplatz zerlegte. Die Enden dieses Steingitters bildeten zwei mächtige Sockel mit Trophäen. Diese Trophäen sind noch erhalten, wenn auch seither an andre Stelle gerückt. Das Steingitter hingegen wurde beseitigt, als im Jahre 1841 dem zu Metz als Sohn des gleichnamigen Metzer Buchdruckers, Ratsherrn und Schöffenmeisters (Bürgermeisters) 1599 geborenen Marschall Ludwigs XIV., Abraham Fabert, ein Denkmal errichtet wurde. Auf dem Sockel dieses Denkmals ist eine stolze Redensart des tapferen Marschalls wiedergegeben, auf welche im Jahre 1870 in der von deutscher Heeresmacht eingeschlossenen und bedrängten Festung Marschall Bazaine oftmals vorwurfsvoll hingewiesen wurde; beim Einzug der deutschen Truppen am 29. Oktober 1870 hatten die Bürger zum Zeichen ihrer Trauer das Denkmal mit Flor umkleidet.



Metz
aufgenommen 1903 aus dem Zeppelinluftschiff „Z. 3".

Auch die weitere Umgebung der Kathedrale wurde nach den — übrigens nur zum Teil ausgeführten — Plänen Blondels umgestaltet, so der Vorplatz auf der Westseite der Kathedrale, der Stephansplatz (Place St. Etienne, nach dem Schutzheiligen der Domkirche, S. Stephanus benannt). Zwischen der Kathedrale und dem zwar begonnenen, aber infolge der Revolution aufgegebenen Neubau des Bischofspalastes, auf dem Gelände, wo später gedeckte Markthallen (der Marché couvert) sich erhoben, wurde eine nach dem Nachfolger von Belle-Isle, dem Duc d'Estrées (1761/71) benannte Straße, der Domsteig, als Ersatz für einen früheren, schmalen Durchgang geschaffen.

Während sonach die Umgebung der Kathedrale verhältnismäßig jungen Ursprungs ist und der Zeit der gefesselten französischen Herrschaft entstammt, ist die Kathedrale selbst, die Bischofs- oder Domkirche von Metz, weit älter, denn dieses großartigste Bauwerk der Stadt und des Lothringer Landes ist begonnen im 13. Jahrhundert, als noch der Bischof Vertreter des deutschen Königs und Kaisers war und Herrschergewalt über Stadt und Land ausübte, und der Bau wurde fortgesetzt, nachdem inzwischen die Stadt Metz sich zu einem freien Gemeinwesen und unmittelbaren Glied des Deutschen Reiches aufgeschwungen hatte. Nach einer mehr als hundertjährigen Unterbrechung des Baues wurde dieser erst im 16. Jahrhundert fertiggestellt, mit Ausnahme der bis zum heutigen Tage unvollendet gebliebenen beiden Türme, und im Jahre 1546, also wenige Jahre vor Besitznahme der Stadt durch die Franzosen (1552), wurde die vollendete Domkirche geweiht.



Die Kathedrale

Aber auch die Domkirche ist von den durch Belle-Isle veranlaßten Umgestaltungen nicht unangetastet geblieben. Sie entbehrte in ihrem alten Zustande eines Hauptportals, denn sie war nur zugänglich auf den beiden Längsseiten, wo je zwei Tore (je eines unter jedem der beiden Türme) den Eintritt vermittelten. Von diesen vier Eingängen waren die beiden nach dem Paradeplatz mündenden Tore durch die zur Umrahmung des Platzes gehörigen Anbauten versperrt. Blondels Plan aber schuf als Ersatz ein vor die schmale Südseite gelegtes Hauptportal, gegenüber einem an Stelle des vormaligen Vorhofes des Bischofspalastes neuangelegten öffentlichen Platz, dem Domplatz. In diesen Platz mündete im Angesicht des neuen Portals eine neugeschaffene Domstraße, die jetzt den Namen des hier geborenen Komponisten der Oper Mignon u. a., Ambroise Thomas (1811—1896), trägt. Das neue, 1761—1764 vorgelegte Portal war im Stil der Zeit, der französischen Spät-Renaissance (Louis XV, Barock) ausgeführt. Nachdem die Anbauten an der Kathedrale größtenteils beseitigt und infolgedessen auch die beiden seitlichen Tore wieder hergestellt und geöffnet waren, wurde das Blondel'sche Portal ebenfalls beseitigt und durch eine gotische Kunst nachbildende Torhalle ersetzt, die im Jahr 1903 feierlich eröffnet ward.

Durch den Torbau an der südlichen Schmalseite ist leider eine der hervorragenden Schönheiten des Metzer Domes geschmälert. Denn der Anbau hat das mit alten Glasgemälden geschmückte Riesenfenster auf dieser Seite erheblich beschnitten. Unversehrt sind aber geblieben die beiden Riesenfenster in der Vierung, dem Querschiff des Kirchenbaues, denen keine andere gotische Kathedrale Gleiches zur Seite stellen kann. Ueberhaupt ist die Auflösung der mächtigen Wandflächen in Lichtöffnungen, die dem Metzer Dom die zwar nüchterne, aber rühmliche Bezeichnung „Glashaus" eingetragen haben, mit staunenswerter Kühnheit durchgeführt. Allerdings wird, da die beiden Türme unfertig sind, auch eine Portalseite im ursprünglichen Bauplan fehlt, in dieser Hinsicht der Metzer Dom von anderen Domkirchen überboten, denn äußerlich wirkt die Baumasse weniger befriedigend. Aber auch äußerliche Betrachtung macht den im Innern freilich wesentlich gesteigerten Eindruck lebendig, daß in diesem himmelanstrebenden „kristallinischen Gebilde" Wucht und Leichtigkeit harmonisch vereint sind. Die leichten, lichten Verhältnisse des Innenraumes werden noch verstärkt durch eine Triforiengalerie, welche in die Dicke der die niedrigen Seitenschiffe hoch überragenden Wände des Mittelschiffes eingebaut und gleichfalls mit fortlaufend aneinander gereihten Fensteröffnungen ausgestattet ist. Zudem gehört das Hauptschiff zu den höchsten Kirchenschiffen, die es gibt, denn seine Höhe mißt 41,70 Meter, während die Höhe der Seitenschiffe nur 14,30 Meter beträgt. Auch durch diese Abmessungen ist die Metzer Kathedrale den Kathedralen von Reims und Amiens überlegen. Wohl ist das Innere der Metzer Kathedrale leer und kahl, weil die „große" französische Revolution die eingebauten Altäre, Grabmäler, den Lettner und anderes zerstört und beseitigt hat, und weil die als Ersatz seitdem eingefügten Ausstattungsstücke den Verlust der alten, reichen Ausstattung nicht ausgleichen können. War doch die Kathedrale von Metz im Jahre 1795 durch öffentlichen Maueranschlag, der sie als „Local" bezeichnet, zum Vermieten ausgeschrieben! Trotzdem ist von der alten Ausstattung noch Einiges erhalten geblieben, so die (kleinere) Orgelbühne, ein Schnitzwerk der Renaissance von 1537, ein Adlerpult von 1724, die römische Badewanne aus ausländischem Porphyr (Purpurstein), nach alter Ueberlieferung römischen Thermen (Warmbädern) in Metz entstammend und im Dom als Taufbecken benützt, vor allem aber die herrlichen Glasgemälde. Diese alten Glasmalereien gehören, wie der ganze Bau, verschiedenen Jahrhunderten an, alle aber sind deutschen Meistern zu verdanken. Aelter sind die Glasmalereien der Fenster des Hochschiffes und des verkürzten Riesenfensters der jetzigen Portalseite, die Rose nach dem Zeugnis seiner in der Nähe der Porphyrwanne in die Wand eingelassenen (französischen) Grabschrift ein Werk des Glasmalers Hermann von Münster in Westfalen († 1392); dagegen sind die Glasgemälde im Querschiff und Chor in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahr-

hunderts geschaffen, das westliche Riesenfenster von Theobald von Lixheim in Deutsch-Lothringen (zwischen Pfalzburg und Saarburg), 1504, das östliche Riesenfenster, 1521/27, und kleinere Fenster, 1527/39, von Valentin Busch.

Wir haben die Kathedrale betreten durch das seit 1884 wieder geöffnete Liebfrauenportal, das diesen Namen trägt, weil es mit dem auf der gegenüberliegenden Seite befindlichen Tor den Zugang vermittelte zu der ursprünglich von der Bischofskirche durch eine Mauer geschiedenen, aber mit dieser zu einer baukünstlerischen Einheit vereinigten Marienkirche; vor der romanischen Kathedrale, dem kleineren Vorläufer der gotischen Bischofskirche, hatte an gleicher Stelle die Stiftsherren (nicht dem Domkapitel) zugehörige Marienkirche, ein Zentralrundbau, als Sonderkirche bestanden, S. Maria rotunda (lateinisch) oder Notre-Dame-la-Ronde (französisch) genannt. Wir verlassen den Dom auf derselben, dem Paradeplatz zugekehrten Seite, durch das unter dem östlichen Turm gelegene Tor. Der Ostturm der Kathedrale ist allbekannt unter dem Namen Mütte-Turm, so genannt nach der „Dame Mutte." Diese berühmte Dame ist eine Glocke, die in dem nach ihr benannten Turm hängt und 21 887 Pfund wiegt. Die jetzige Mütte ist 1605 gegossen, doch war die Glocke schon vorher mehrfach umgegossen (seit 1381). Ihr Klang ertönte von jeher bei besonderen, insbesondere festlichen Gelegenheiten; während sie vorher aus Rücksicht auf das Bauwerk entsprechend der Anordnung der Denkmalpflege nur angeschlagen worden war, hat man sie seit den für uns trüben Novembertagen wieder regelrecht geläutet.

St. Vincenzkirche; Nordwestansicht

Unsere Ehrerbietung sollte uns veranlassen, länger bei der Metzer Kathedrale zu verweilen. Allein wir müssen weiterhasten. Denn die Gedanken sind zwar frei, aber sie sind auch flüchtig. Und wenn wir mit unseren Gedanken noch weiter hier verweilen, laufen wir Gefahr, daß ein böses Medium die Gedanken „materialisiert", verkörpert, und daß man uns in eine Straße zwingt, in die ich meine verehrten Begleiter zu führen nicht die Absicht habe, die Gefängnisstraße.

Wir verlassen den Paradeplatz nicht auf der jungen und daher (im Gegensatz zu den alten, engen und erst auf Geheiß von Belle-Isle verbreiterten Gassen) gleich breiter angelegten Gartenstraße, sondern lenken unsere Schritte nach der Rue du Haut-Poirier, die ihren Namen einem längst abgestorbenen hohen Birnbaum verdankt. Diese Straße führt uns zum Bibliothekplatz, vor dem Eingang zum vielgestaltigsten der städtischen Museen und zur Stadtbibliothek. Eine Besichtigung dieser reichen Bildungsstätten liegt nicht in unserem Plan. Es muß daher die Bemerkung genügen, daß die Stadtbibliothek vornehmlich untergebracht ist in der Kirche des durch die französische Revolution aufgehobenen Ordens der Barfüßermönche oder „Kleinen Karmeliter". Der einstmalige Toreingang dieser Kirche liegt beträchtlich über dem heutigen Straßenpflaster, weil der Geländebuckel hier einstmals höher war. Der steile Aufstieg findet seinen Ausdruck in der Benennung der Gasse, in die wir jetzt kommen, Geisbergstraße, Chèvremont, eine Bezeichnung, die übrigens früher, im Mittelalter, dem ganzen Hang westlich von Heiligkreuzplatz und Trinitarierstraße zukam. Vorbei an einem mächtigen Zinnenbau, den die Reichsstadt Metz im Jahr 1536 als städtischen Speicher erbaut hatte, gelangen wir von der Geisbergstraße in das untere Ende der steilen Metzgerstraße. Diese hat ihren Namen Rue Boucherie-Saint-Georges von einem Schlachthaus und der gleich zu erwähnenden Pfarrkirche St. Georg; früher hatte die Straße Boucherie de Porte-Moselle geheißen nach jenem Schlachthaus und einem alten Stadttor, dem „Moseltor", welches auf der Höhe lag. Hier war nämlich seit spätrömischer Zeit bis gegen 1230 die Grenze der ummauerten Stadt, und die Metzgerstraße führte außerhalb der Stadtmauer vom genannten Moseltor zur „Moselbrücke", wie die Georgsbrücke im Mittelalter hieß, denn sie war die erste und ursprünglich einzige Moselbrücke der mittelalterlichen Stadt. Ihren heutigen Namen verdankt die Brücke einer auf der anderen, linken Seite des Moselarmes gelegenen Pfarrkirche St. Georges, welche in neuerer Zeit (1907) abgetragen wurde, nachdem sie seit der Revolutionszeit weltlichen Zwecken, als Wirtshaus mit Tanzsaal, gedient hatte.

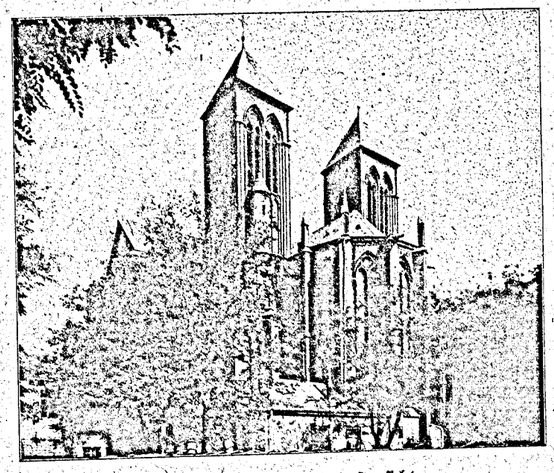
Die St. Georgsbrücke trug bis zum Jahre 1791, gleich anderen mittelalterlichen Brücken, einen Aufbau von Häuschen, doch nur auf der flußaufwärts gelegenen Seite; auf der Gegenseite wurde alljährlich am St. Georgentage (23. April) bei einer feierlichen Prozession die Segnung der Mosel vorgenommen. Wie bereits angedeutet, befinden wir uns hier außerhalb des frühmittelalterlichen Stadtringes, in einer der alten Vorstädte von Metz, die erst um 1230 in den neuen Mauerring der um das Dreifache erweiterten Stadt eingeschlossen wurden.

Der Straßenzug, der die St. Georgsbrücke mit der über den breiten Moselarm führenden großen Brücke verbindet, hieß in alter Zeit „Frankonrue", d. h. Frankenstraße, was auf Ansiedlung von Germanen, Franken, außerhalb des Weichbildes der Stadt in nachrömischer Zeit weist. Die neuere französische Bezeichnung war Rue du Pontiffroy, nach dem Namen der großen Brücke, der auf einen mittelalterlichen Personennamen zurückgeht und auch auf eine in der Nähe gelegene Cisterzienser-Abtei übertragen war. Doch wir gehen nicht diesen Weg, sondern kürzen ab und wählen, um zur Kleinen St. Vincenzstraße zu gelangen, die fälschlich so genannte „Badstraße", Rue du Therme oder vielmehr Terme, nicht nach Thermen, sondern nach einem Grenzmal (Terminus) benannt. In der Nähe ist der Pfeiler einer alten, zu der kleinen Zwischeninsel (Regierungsplatz) führenden Brücke, Pont du Terme, wo die Stätte des ersten Elektrizitätswerkes der Stadt Metz ist. (Metz war eine der ersten Städte, die elektrische Straßenbeleuchtung einführte, im J. 1884). Der Pont du Terme ist flußarmaufwärts ersetzt durch die Moreaubrücke; diese hat ihren Namen nicht etwa von dem Heerführer der ersten französischen Republik Moreau, dem Napoléon I. seinen Ruhm mißgönnte, sondern hatte schon um 1738 so geheißen. Durch die Georgenstraße und die nach einem Bürgermeister von Metz, Goussaud († 1807), benannte Straße erreichen wir den Vincenz-Platz. Der alte Lauf der nach einem einstigen geistlichen Spital benannten St. Georgen-

straße, früheren Rue Saint-Vincent, die hinter St. Vincenz herlief, ist unterbrochen durch Umwandlung und Umbau der durch die Revolution aufgehobenen Benediktinerabtei St. Vincenz in eine höhere Unterrichtsanstalt, Lycée genannt, 1805/06 (in deutscher Zeit: Lyceum oder Gymnasium und Oberrealschule). In der Nähe lag am Moselarm ein 1486 von einem Angehörigen der zum Metzer Geldadel zählenden Familie Baudoche erbauter Wohnsitz, den er Passetemps (Zeitvertreib) nannte; von diesem ist nur noch ein schöner Erker erhalten und sichtbar.

Wie bereits bemerkt, nahm das Lyceum mit Oberrealschule eine Baufläche ein, die einstmals zur Benediktinerabtei St. Vincenz gehörte. Die Kirche dieser Benediktiner ist zur Pfarrkirche geworden. Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist der Haupteingang der Kirche geschmückt mit einer (1768/86 erbauten) wuchtigen Fassade, die in drei Stockwerken übereinander Säulenstellungen verschiedener Ordnung zeigt in Nachahmung der Fassade von St. Gervais in Paris. Dahinter aber verbirgt sich ein Meisterwerk der Gotik des 13. und 14. Jahrhunderts. Die Kirche wurde verschiedentlich durch Blitzschlag und Brand schwer geschädigt. Ein auf der Westseite gelegener Hauptturm mußte abgetragen werden, und statt seiner wurde das Langhaus stilgemäß verlängert und als Abschluß die erwähnte, stilfremde Fassade vorgelegt. Die kleineren Glockentürme über dem Vorchor gehören zur alten Kirche.

Der vor der ehemaligen Abteikirche und dem Lyceum gelegene Vincenz-Platz verdankt seine Entstehung einer Stadterweiterung, und zwar den bereits erwähnten Umwandelungen des Stadtbildes durch Belle-Isle, denn er ist ebenso wie die nach diesem Statthalter benannte Straße angelegt auf dem Gelände der damals niedergelegten und eingeebneten mittelalterlichen Stadtbefestigung (Mauer und Graben). Die bereits von Vauban nach 1674 vorgelegten Wälle und Bastionen wurden im 19. Jahrhundert, vor 1870, weiter moselwärts vorgerückt. Auf dem hierdurch freigewordenen Gelände ist unter anderem auch die deutsche evangelische Garnisonkirche 1875—1831 in gotischem Stil erbaut; ihr schöner, schlanker Turm (94 m) überragt noch den Mütteturm der hochgelegenen Kathedrale.



St. Vincenzkirche; Südostansicht

Wir sind an der Totenbrücke angelangt, die den breiten Moselarm überspannt. Dieser Moselarm ist nicht schiffbar, weil durch Wehre, insbesondere durch das Wadrineau-Wehr bei Sauvage seit 6 Jahrhunderten das Wasser der Mosel abgedrängt ist nach der Altstadt. Von einem Ausblick, der nach Niederlegung des vor der Totenbrücke aufgerichtet gewesenen „Inneren französischen Tores" in deutscher Zeit geschaffen wurde, übersieht man den gegenüberliegenden Stadtteil, dessen Name „Moselfort" seinen militärischen Charakter verrät. Denn abgesehen von dem Häuserblock beiderseits der den Zug der Brücke fortsetzenden Pariser Straße haben alle Baulichkeiten militärische Bestimmung: Kasernen, Lazarett Magazine und dgl.; auch die Bestimmung der am Platz eingebauten Kirche St. Simon war ursprünglich hauptsächlich militärisch. Der ganze Stadtteil ist als Brückenkopf, wie ihn schon Vauban's Plan vorgeschrieben hatte, unter der Statthalterschaft von Belle-Isle durch den Festungsbaumeister Cormontaigne seit 1728 angelegt.

In diesem vornehmlich militärischen Stadtviertel haben zwei Männer das Licht der Welt erblickt, auf die Metz stolz ist, der Luftschiffer Pilâtre de Rozier, geboren 1754 als Sohn eines Gastwirtes, und General Richepance, geboren 1770 als Sohn eines Unteroffiziers, beide aus zugewanderten, keineswegs alteingesessenen Familien. Jener ist im Jahre 1783 als erster Mensch in einem Ballon in die Lüfte gestiegen und hat seinen Wagemut 1785 mit dem Leben bezahlt; dieser hat sich unter anderem in der Schlacht bei Hohenlinden, Dezember 1800, ausgezeichnet.

Die heutige Totenbrücke, Pont des Morts, trägt einen Namen düsterer Vorbedeutung, weshalb (so erzählt man) Kaiser Napoleon III. am 15. August 1870 zu seiner Fahrt nach Gravelotte den Umweg über die Diedenhofener Brücke wählte. Jener Name ist aber übertragen von der Brücke, die jetzt Mittelbrücke, Moyen Pont, heißt. Denn diese über den schmäleren, indessen schifftaren Moselarm führende, in dem Straßenzug Mosel-Seille mittlere Brücke hieß im Mittelalter „Pont des Morts" d. i. Totenbrücke, weil zu den Kosten ihres Umbaues in Stein (seit 1223, vorher war die Brücke aus Holz gezimmert) eine Beisteuer aus dem Nachlaß der Toten gefordert und erhoben wurde.

An der Mittelbrücke, zu der wir durch die Totenbrückenstraße oder über den Weidenwall (gegenüber dem „Pulvergarten") gelangt sind, ist auf dem linken Ufer noch der Rest eines mittelalterlichen Brückenkopfes erhalten, neben dem das nach einem einstigen bei Verstärkung der Befestigungen beseitigten Nonnenkloster benannte Jungfernwehr (Digue des Pucelles) rauscht. Dieses Wehr ergänzt die Aufgabe des genannten Wadrineauwehres, indem es nur überschüssiges Wasser nach dem nicht schiffbaren Hauptarm abfließen läßt.

Auf der infolge der deutschen Entfestigungs- und Erweiterungsarbeiten mit der alten Esplanadenrampe ausgeglichenen Wachtstraße gelangen wir zur Esplanade. Zur Linken erscheinen die mit ihrer Hauptseite der benachbarten Bärenstraße zugekehrten Gebäude der deutschen Kriegsschule und des Allgemeinen Militärkasinos, mit einem Divisionskommando untergebracht in den Baulichkeiten der berühmten französischen Ecole d'application de l'artillerie et du génie, der einem Brigade-General unterstellten Schule für angehende Offiziere der Artillerie und des Genie. Zu dieser Schule war benützt gewesen die durch die Revolution aufgehobene Benediktiner-Abtei St. Arnulf oder Neu-St.-Arnulf. Denn den Herren von St. Arnulf, deren Kloster und Kirche draußen vor der Stadt — an der Stelle der späteren (jetzt abgetragenen) Lunette d'Arçon am alten Hauptbahnhof — im Jahre 1552 niedergerissen waren, war als neues Heim ein Kloster der Dominikaner zwischen Bärenstraße und Wachtstraße überwiesen. Die Benediktiner, an die noch die anliegende St. Arnulfstraße (Rue Sous-Saint-Arnould) erinnert, haben im 18. Jahrhundert hier Neubauten aufgeführt. Die Kirche aber, jetzt um ihren Chorbau gekürzt, ist noch die alte; sie diente der deutschen Kriegsschule als Turnhalle, wurde aber auch der Bürgerschaft zu festlichen und anderen Veranstaltungen zur Verfügung gestellt. In diese Kirche waren also im Jahre 1552 überführt die Grabstätten der Angehörigen des Hauses der Karolinger, insbesondere der

zweiten Gemahlin Karls des Großen, Hildegard († 783), und ihres Sohnes, Kaiser Ludwigs des Frommen († 840). Von des letzteren Grabstätte wurde der zu seiner Einsargung verwendete, wohl aus Südfrankreich herangeführte altchristliche Marmorsarkophag in der Revolutionszeit versteigert und vom Ansteigerer später zerstückelt; Reste der Bildseite kamen in zwei Losen ins städtische Museum.

(Fortsetzung folgt).

Der letzte Friedenssommer.

Metzer Idylle zum Zehnjahrgedächtnis von G. Sedelmayr.

Wieder im Buche der Zeiten ein Blatt ward gewendet ein neues,
Rein und von Schmach nicht entweiht, harrend des emsigen Stifts;
Wieder ein Jahr war vergangen, versunken im Strome der Zeiten,
Hold noch umwoben vom Glanz hundertjährigen Ruhms.
Neunzehnhundert und dreizehn, das Jubeljahr, schwand; in der neuen
Wende, ein weissagend Bild, stand die Erinnerung an Caub. —
Schlimmes nicht kündend noch Gutes, in ruhig gleichmäßigem Schritte
Trat das Jahr Vierzehn herein, folgend der ruhmreichern Spur.
Fried und Gedeihen, so schien es, ihm sprach aus dem lächelnden
Aber im ros' gem Gewand barg es die Fackel des Kriegs. [Antlitz;

Heute nicht lockt es den Sinn mir, die Schrecken des Krieges zu schildern,
Noch auch des blutigen Kampfs schmählich verlorenen Sieg.
Heute Erinn' rung, die Himmlische, leitet auf Schwingen der Sehnsucht
Sanft mich hinüber zum Rhein und zu des Mosellands Port.
Lothringens grünende Hänge umfangen mich wieder, es öffnen sich
Liebliche Täler, die oft, oft ich durchwandert mit Lust.
Mitten im Drange des Altags erblick ich mich wieder zu Hause.
Heiliges Wort, o zu Haus! Heimat und Hütte noch mein!
Stehst vor der Seele mir wieder, du traute, geheiligte Metis,
Die du dein strahlendes Bild tief in das Herz mir geprägt,
Herrlicher Dom du, Lothringens getreues, ehrwürdiges Wahrbild,
Wurzelnd im heimischen Grund, sei mir vor allem gegrüßt!
Gleich dem Gedanken, dem höhern, der, losgelöst von des Alltags
Lastender Sorge und Not. freudig und leicht sich erhebt,
Den es mit Allgewalt dränget, in edlere Form sich zu prägen,
Auszuströmen in Kraft, Schönheit und Harmonie: —
Also, erh abener Dom, auch erhebt, von der Sphäre des Niedern,
Rohen und Drückenden frei. herrlich sich deine Gestalt.
Ueber des Marktes geschäftiges Treiben und über den Dächer
Niedres Gewirre entragt hehr und erhaben dein Bild,
Steingewordne Hymne zum Preise des ewigen Gottes,
Hehres Gebet, aus dem Staub aufwärts sich hebend zum Herrn!
Ragend am hohen Gestade begrüßest du weithin den Wandrer,
Heißest willkommen den Gast, nahend auf welligtem Pfad.
Zeugest von Taten der Treue und rühmest Altlothringens fromme,
Kunstbegeisterte Kraft, edlen, treugläubigen Mut.
Schirme der Himmel das Haus, daß es stehe im Wandel der Zeiten,
Stehe in Wettern und Sturm, preisend des Ewigen Ruhm!
Preisend den Ruhm auch der Väter, die einst den erhabenen großen
Gottesgedanken gedacht. Schirme, behüte dich Gott! —
Bilder des Aufstiegs, des fröhlichen Werdens erfüllen die Seele,
Denk ich an dich, du mein Metz! Wommereich denke ich dein!

Neunzehnhundertundvierzehn! Die Tage, sie kamen und gingen;
Sachte zum Sommer hinauf rückte der freundliche Lenz.
Gärtner und Landmann und Winzer erhofften ein reichliches Fruchtjahr
Hier an des heimischen Stroms waffengegürtetem Strand,
Daß in des Sommers gleichmäßigem Fortgange möchte gedeihen
Glücklich der Segen des Herrn, mindernd die Sorge der Frau'n.
Edelgemüse vom Metzer Fruchtland, stets rühmlich gepriesen,
Füllte die Stände des Markts, Halle und Domplatz zugleich;
Sablons Gelände schuf Spargeln in trefflicher Auswahl und Güte,
Erdbeeren köstlicher Art wuchsen auf Wappingens Flur;
Lorry und Plappeville spendeten reichlich des Kirschbaumes Gaben,
Vielversprechend am Hang grünten die Reben im Mai.
Fügend zum Guten das Schöne, Schmelkowski's und Watrinet's
Blumen
Boten dem Freund der Natur freundlich zum Kaufe sich dar.

Froher das Werden und Wachsen, je weiter das Jahr sich empor-
Handel und Wandel in Metz liefen in gradem Geleis'. wand,
Klang auch die Klage noch immer von Teurung und flauem Geschäfts-
Schienen doch sachte zu nah'n bessere Zeichen der Zeit. [gang,
Munter erklangen die Hämmer; am Ringe manch stattlicher Neubau
Stieg aus der Erde empor, wachsend in strebendem Drang.
Manches noch ruhte im Keime, und andres stand nah der Vollendung.
Froh der Erfüllung voraus eilte der hoffende Sinn.
Schaute doch mancher schon fertig in freudiger Heimatbegeisterung
Bonsecours *) das neue in Metz, leidender Menschheit zum Heil;
Fertig des Moselkanales künftigen Hafen Symphorien,
Bergend manch stattliches Schiff reichlich beladen mit Fracht;
Mancher erblickte verwirklicht die Schaffung der Kraftbahn gen Rombach,
Knöpfend noch enger das Band nachbarlich regen Verkehrs;
Schaute im Geiste gelöst schon des Mosellands brennendste Frage:
Kanalisierung des Stroms, fröhlichen Aufschwungs Gewähr.
Sorglich geborgen noch hegte die Zukunft manch fruchtbaren Keimling,
Gutes verheißend der Stadt, Gutes dem Lothringer Land.

Rühmlich von jeher im Lande geschätzt und im Reiche, bot Willkomm
Tagenden Gästen gar oft Metis, die gastliche Stadt.
Niemals noch seither gewährte ein Sommer je bess're Voraussicht;
Jeglicher atmete leicht, harrend des günstigen Sterns.
So in des Sommers Verlaufe, von Woche zu Woche sich steigernd,
Kündeten immer sich neu größerer Tagungen Frist.
War sie noch gestern der Rahmen dem Tage der deutschen Gelehrten,
Luden sich heute zu Gast Männer der heimischen Zunft.
Ziemen drum mochte ihr füglich auf's neue der Ruhm als Kongreßstadt,
Gern ihr gewährt von der Zahl größerer Schwestern im Reich.
Ungern nur wandte den Rücken der Fremde der gastlichen Stätte,
Schnitt in die Seele ihm doch tief das anmutende Bild:
Drinnen die redenden Mauern, die Spuren vergangener Zeiten,
Draußen die lachende Welt, Schönheit und Glanz der Natur.

Aber von allen den fröhlichen Geistern der fröhlichste immer
War doch der Tätigkeit Geist, Arbeit, Genossin des Glücks.
Spärlich zwar streuete Segen Industria aus über Metis;
Dennoch kein Muskel lag brach, Ziele fand jegliche Kraft.

Schwer war's, und keinem flog mühelos zu die gebratene Taube;
Nimmer ohn' Stachel und Dorn blühte die Rose am Strauch.
Aber es glättete freundlich der Sonntag die Schwielen der Woche;
Fiel von den Schultern die Last, atmete freier die Brust.
Aufschwung der Seele dem Schaffenden brachten die Stunden der Ruhe;
Wie das Gewand war erneut, war auch erneuet der Sinn.
Muße sich bot, fromm zu ehren vor allem den Herrn der Heerscharen,
Ihn, der zum Wirken der Kraft, Segen zum Werke verlieh.
Darum: — daß keines der Ihren am Sonntag des Kirchgangs verfehle,
War in der Frühe des Tags sorglich die Hausfrau bedacht.
Kirchen, Kapellen und Klöster nicht lagen verlassen; aus offenen
Hallen hin über den Platz tönte erbauender Sang.
Leben, reich flutendes Leben erfüllte die Straßen und Brücken;
Flink auf dem glitzernden Strom glitten die Boote dahin.
Aber am Ufergelände von schlängenden Pfaden hernieder
Scholl in den Morgen hinein fröhliches Stimmengewirr.
Droben die Esplanade, der Stolz und die Freude der Bürger,
Zog in ihr grünes Bereich Scharen des munteren Volks.
Unter den duftenden Linden lustwandelten fröhlich die Einen,
Andere vom hohen Rondell blickten hinaus in das Land. —
Sonntag! Herein zu den Toren strömten vom Dorf und der Kleinstadt
Scharen des ländlichen Volks, froh des gesegneten Jahrs.

Mochte mein Metz mir auch prächtig gefallen im Kleide des Alltags:
Wand ihm der Sonntag den Kranz, schien es mir herrlicher doch.
Dreimal gesegnet sei, Esplanade, du Kleinod und Zierde!
Hold wie ein Paradies schaut ich von dir aus die Welt. — —

* * *

Aber es schritten zur Wende hinüber die Tage des Sommers;
Bange bedrohte ein Sturm Freude und Friede und Glück.
Juli! Es rüstete emsig die Stadt sich zum Feste der Schützen,
Glanzpunkt und Krone zugleich sommerlich festlicher Zeit.
Strahlte der Gastlichkeit Ruhm doch gar hell von dem Schilde der
Schönes und Großes ersah mancher im Geiste voraus. [Schützen,
Schon war erlesen der erste August als des Schützenfests Haupttag,
Sorglich erwogen im Korps Ordnung und Plan für das Fest.
Prangen im Schmucke der Flaggen dann sollte die festliche Halle
Draußen vor Chambière's Tor, hallend von frohem Getön.
Doch es ist anders gekommen, und nimmer das Fest ward gefeiert;
Furchtbar sein wahres Gesicht hatte das Jahr nun enthüllt.
Fried' und Gedeihen, so schien es, ihm sprach aus dem lächelnden
[Antlitz;
Aber im ros'gen Gewand barg es die Fackel des Kriegs. —

*) Das Städtische Krankenhaus. Vielumstrittene Frage in den letzten Friedensjahren.

Ues minere Abedeekerzit.*)

Von Fritz Bouchholz.

In Owerfelde. — 2. Bi's Pfischters.

Am andere Daa saat d'r Schorsch im Gartehiesel: „Hit Owed brüch'sch awer kein so drürige Sache von doode Maidle verzehle. Ich hab gesicht nit inschloose kenne!" — „Jetzt halt awer 's Müül!" rueft d'r Otto wuetig. „Füer's ersicht: wer het denn hytt Nacht g'säjt wie e Natz, küm daß ec's plumeau an d'r Naas g'spiert het? Un d'rno: het am End d'r Fritz g'saat, daß 's Georgettel g'storwe-n-isch? Dü hesch diß b'haupt! Un ich hab mich d' ganz Nacht d'rmit geplögt un kann's nit glauwe, daß diss g'sund, jung Maidel dood isch. Dü hesch iwer de Kriej schun manche begrawe, wie noch hit ze Daa jeden-n-Owed sin Schöppel drinkt. Weisch noch, wie d'r Monsieur Albrecht geliijt het, wie ich im g'saat hab: „'s isch jo nit meejlich, daß Jhr diß sin! Ihr sin doch schun lang dood, het d'r Schorsch g'saat!" Hoffentlich isch's au eso mit'm Georgettel! Basse-n-uf, die isch ierig e charmanti Abedeekersmadam, am End gar in anere vun de dreij Seestädt bi Stroosburrj!" — „Mir soll's erecht sin!" saat d'r Schorch, schenkt Wiin in un leijt sin Rothhändel uf de Disch. „Jetz fang an zu verzehle, Fritz, sunsch verhaut mich d'r Otto noch. Wo hesch denn Dü in Owerfelde g'esse?"

„Bi's Pfischters," haw ich ang'fange un hab m'r e Rothhändel an de Stoßzahn g'henkt. „Wissen'r, in d'r Hauptstroß. „Restauration und Hotel von Charles Pfister" het iwer d'r Jhnfahrt g'stande 's isch e scheens, roserots Hüs mit Stallunge, Schiere un eme große Hoffd g'sin. Hinderem Hüs isch e großer Garde mit eme pavillon g'sin, un briwwer nüß het d'r Monsieur Pfischter sini Aecker g'het Wisse-n-er, was ich als gedenkt hab? Wie in „Hermann un Dorothea"! Au d' Wirtslitt hen ebbs vun 's Lewewirte g'het. Er, e großer, behäwiger Mann, stolz uf sine Namme un sin Hüs. Sini Stimm het am meischte gegolde im Gemeineroot. 'r isch Brandmeischter g'sin un het sini Pompiers im Schwung g'het. Wie e General het 'r üsg'sähn, wenn er an d'r Spitz vun sine Pompiers züere Jewung üsmarschiert isch. Awer wie e général français! Alli han e képi ufg'het, un uff's G'schätter vun de clairons sin sie bedippelt wie pioupious.

D' madame Pfischter isch e Haani, rundi, guedi Seel g'sin, wo numme fur de Mann, d' Kinder un's G'schäft geläbt het.

Kinder sin zwei do g'sin. D'r Bue het nit grad Hermann g'haiße, awer Charles. Er het g'ersicht solle uf Pfarrer stüdiere. Wil er awer immer so viel Kopfweh het g'het, het sinner Babbe ne uf de Zoll mache gehn. Do isch er viel an d' Luft kumme, un diß het'm glied gedohn. Wirt het d'r Charles nimmi spiele welle. Diß isch'm nit güed genüe g'sin.

Do isch sini Schweschter, 's Marianne, en anderi g'sin. Es isch e Johr odder zwei älder g'sin wie d'r Charles. G'schafft het's vum Morje bis in d' Naacht nin. Ganz friej het m'r's im Garte g'sähn, d'rno in d'r Wirtsschtub un im Herrestiwwel, wo's mit de Maidle gebutzt het. Geje Middaa het's mit d'r Mamme 's Esse kocht. Un wenn alli satt sin g'sin, het's 's Café ufgemacht un ellein serviert. Do isch's wie e Schuelmamsell uf e'me Katheder g'sesse, het's Conto g'fuehrt — denn vun denne alde Stammgäscht het sascht kenner glich bezahlt — het in hoche Gleser de Bohnekaffee serviert un het fur e jede e friendlichs Wort g'het. 's het fur sini Gäscht g'sorrit wie e Schweschter. Un alli hen d' Mamsell Marianne gere g'het.

D' Café isch ersicht am zwei Uehre-n-ufgemacht un am viere schun widder zuegemacht worre. In dere Zitt sin alli Judde vun Owerfelde kumme, wie wenn's in ihrer Biwwlische G'schicht g'heiße hätt: „Wahrlich, ich sage Euch, Tag um Tag sollt Jhr Euch von 2 bis 4 Uhr hinterm Glas Kaffee bei Pfisters treffen!" Dort sin d' meischte G'schäftle g'macht worre. Diß isch e Gebabbels g'sin daß eim d'r Kopf gebrummt het. Jeder het sin Käppel uf'm Ohr henke g'het, un ich glaab, d' meischte hän au g'naachts mit'm Käppel g'schloofe. Un geredd hän se mit de Händ, daß m's als gemaant het, sie fahre sich an d' Gurigel. Denn verstande het m'r fascht nix. Awwer bal het m'r doch gemerkt, daß es harmlosi un gelungene Kaiwe sin g'sin, wie's G'schäftlemache numme besser verstehn wie d' meischte collègues vun d'r faculté chrétienne."

„Awwer Franzosekepf sin se g'sin, meh wie d' meischte vun ihre collègues chrétiens!" stupft d'r Otto.

„Her uf mit d'r Politik!" brummt d'r Schorsch un duet e güete Schluck. Un der gitt em de Courage fur eine vun sine läschterliche B'hauptunge: „Je besser e G'schäftsmann, je wenjer halt r' vun Religion und Politik. Lüejen-Eich de alde Pfischter an!"

„Was?!" fangt d'r Otto an ze briele un haut uf de Disch, daß d' Gleser danze, „d'r ald Pfischter? Der isch d'r bescht Katholik vun ganz Owerfelde g'sin! D'r Zivilbischof vun Owerfelde! Weisch nimm, wie er im Pfarrer bi de Prozessionen als d' Schlepp gedrawe het? Ganz kald isch m'r's de Buckel runterg'fahre, wie b'scheide un demuedigli der groß, starik Mann hinder dem verhudzelde Männele here g'schliche-n-isch!"

„Will's gued fur sin G'schäjd isch g'sin!" saat drucked d'r Schorsch. „Un wenn's d'r Pfarrer nit g'heert het, het 'r de Judde flattiert, au will's gued fur sin G'schäft isch g'sin. Un weje was het 'r de Général de France in Owerfelde g'spielt? Au wil's gued fur sin G'schäft isch g'sin! Voilà! Un erecht het' e g'het!"

„Un erecht het'r g'het??" brielt d'r Otto un fahrt in d' Höeh un wurd wiß wie e Bibbelestäs.

„Hebb Dich am Disch fescht, Otto!" hawn ich g'saat, „odder 's git e-n-Unglick! Dü weisch, d'r Schorsch het sini eije mentalité, un wir han uns in d' Händ versproche, in dene kurze Vakanze nix vun d'r leidige Politik ze redde!"

„Ei, Krizmillionenundedjel" schnüft d'r Otto, laaft ebbene sechs Mol um's Gaardehiesel erum wie e wüetiger Katzeroller un rlieft bim letschte Mol: „Fritz, schenk m'r e Glas Wyn in!" Un ersicht, wie 'r g'sähn het, daß 's Glas voll isch, isch 'r widder erinkumme, het's in d' Hand genumme, de Schorsch angelilijt, wie wenn 'r ne fresse wodd, het gebrummt: „Judas Ischariot!" un's Glas erunter-g'schwenkt.

D'r Dreijzentner-Schorsch het numme g'schmunzelt, züem Otto g'saat: „Alle Gebott santé, Herr Pfarrer!" un het sin Gläsel rüewig üsgedrunke.

's isch awer doch e merikwirdige Paus entstande von güet finef Minüde. Jeder vun uns dreij isch so sine Gedanke nochgange. Un ich hab so bi m'r gedenkt: So ganz süfer isch d'r ald Pfischter jo doch nit g'sin! Grad wie ich in Owerfelde bin g'sin, het e Prozeß de ganze Ort uf de Kopf g'stellt. Ebbe zeh, zwölf besseri jungi Lit üs Owerfelde, Fawrikantesöehn, hann in Herrestiwwel bi's Pfischters am e scheene Owed e Bowl' gedrunke. Je meh aß se gebechert han, umso luschtiger sin sie wore. Un wie se alli Lieder, wie se kennt han, durichg'sunge han g'hett — 's isch so am zwölfsen-e-erum g'sin, — do het aaner d' Marseillaise anfange singe. Un wie elektrisiert han iwweramol alli mitnand gebrielt wie d' Ochse: „Allons, enfants de la patrie. . .!" Un als im monôme sin se in d'r Wirtsschtub hin un her marschiert. — Jetzt het awer owen im erschte Stock e junger Schwob gewohnt, wo in Owerfelde b'schäftigt isch g'sin, e bitscher Reserveoffizier. Wie 'r gar nit het schlose kenne, het er sich de Lärm verbette. Wie die Lüser awer immer wieschder gebrielt un g'stampft hen un noch „Vive la France!" gekrische han, het d'r Schwob so e Wuet kriejt, daß er alli zamme, au den alde Pfischder, an andere Daa angezeijt het. Un wie isch's Urteil g'sin? Freijg'sproche sin die Brieder wore! Alli han g'schwore, daß sie d' Marseillaise nit g'funge han, un will's au sunsch niemes un d'r Nochberschaft g'heert han will — sie han

*) Vgl. Heft 6, Seite 132 ff.

Angscht vor'm Monsieur Pfischter g'het — isch d'r jung Schwob do g'stande wie e Dolle un het noch's G'spött höre muen. Dreij Daa später isch er au noch strofversetzt worre un bi's Pfischters hen d' Freijg'sprochene noch emol e luschtige séance g'het, diß Dür ohne Marseillaise! —

Ich hab dis awer im Otto un im Schorsch gar nimmi verzehlt. D'r Otto het schun widder ganz frindlich üsg'sehn. Drum haw ich g'saat: „Santé, Ihr Büewe, drinke m'r aans! Noch e Fläschel, Schorsch! — Han Ihr de »n«alde Schimmel vum Pfischder kennt? Nit? Fiensezwanzig Johr isch 'r ald g'sin. Un de Hahneschritt het 'r g'het. Bi jedem pas, wo 'r gemacht het, het 'r 's link Hinterbaan bis an de Büch in d' Höeh gelüepft, wie wenn 'r uf dere Sytt cirque hät spiele wodde. Awer lache het m'r nit derfe. Sunsch sin 's Pfischters böes worre. Emol het 'r d' équipage gezöeje, emol isch 'r in d'r charrue stolziert mit sim Baan, emol het ne d'r Charles geridde. Ich hab m'r als in de»n«Arm gepfetzt fur nit ze lache!

Zwei Monet lang haw ich bi's Pfischters g'esse, z' Middaas un z' Naacht. Am End haw ich fascht zuer Familli g'heert. Un wie ich se»n«emol uf d'r Durichfahrd üs 'm Feld in minere ditsche»n«Offeziersüniform b'füecht hab, han se sich ehrlich g'frait un mich wie e gueder Frtend empfange. Awer daß ihr Charles in»e«me ditsche Lazarett als ditscher Soldat het sterwe müen, dies kenne 's Pfischters de Schwowe nit vergesse. —

Un jetzt. Güed Nacht, Ihr Büewe! Morje verzehl ich Eich vum verrucde notaire. Awer do wurd m'r kenn Politik gedriwwe! Schloofe güed!"

Un m'r han uns d' Händ genn un sin schloofe gange.

Buchbesprechungen.

Paul Steinmüller, Der Richter der letzten Kammer. Stuttgart 1924. Verlagsanstalt Greiner & Pfeiffer. 207 Seiten. Brosch. 3,— Mk., gebunden 4,75 Mk.

In Romanform gießt diesmal der Verfasser die ihm am Herzen liegende Lehre, daß Gesundung und Wiederaufstieg für das zerschlagene Deutschtum nur aus einem Zurückfinden zu sich selbst, aus Verinnerlichung erwachsen kann. In diesem Sinne ist die „Danksagung" des Helden des Buches zu verstehen. „Er dankt für die finsteren Wege, auf denen wir die Sehnsucht nach dem ewigen Lichte finden; er dankt für den Irrtum, in dem wir den hohen Wert der Wahrheit erkennen; er dankt für die Armut, die uns die Pforte zum rechten Reichtum wies. Denn Verlassenheit, Irrtum und Armut sind die Weiser, die uns zur letzten Kammer führen, aus der wir die Stimme des Richters vernehmen. Der Mensch, der frei werden will, muß sie hören." Auch wer in dem Buche nichts als Unterhaltung sucht, wird es mit freudiger Spannung und Anteilnahme lesen; in der einfachen und doch gepflegten Sprache, die St. eigen ist, gestaltet er das Schicksal seiner Menschen und das Dahinsinken eines alten Geschlechts, entfaltet sich ein reiches, lebendig geschautes Geschehen. Druck und Ausstattung sind geschmackvoll, wie man das bei dem Verlag gewöhnt ist, der als Verleger der meisten Schriften von Marie Hart und Friedrich Lienhard jedem Elsässer wohlbekannt ist.

Prof. Dr. P. Rühlmann, Die Fragen des besetzten Westens. Ein Literaturnachweis, zusammengestellt im Auftrage des „Westausschusses für Rhein, Saar und Ruhr". Berlin 1924. Verlag Bernard & Graefe. 30 Seiten. Brosch. 65 Pfg.

Der Bearbeiter, einer der besten Kenner der Westprobleme, hat hier ein dankbar zu begrüßendes Verzeichnis der auf die Fragen der besetzten Gebiete bezüglichen Schriften gegeben, das in handlicher, übersichtlicher Weise die wesentlichen Quellen zusammenstellt. Aufgeführt sind keineswegs etwa lediglich deutsche Bücher, sondern auch die hauptsächlichsten französischen (Tardieu, Barrès, Sagnaes, Blondel), englischen und amerikanischen. Elsaß-Lothringen sind zwei Seiten gewidmet (Spahn, Stählin, Wentzke, Wackernagel König usw.)

* * *

Eingelaufene Schriften.

(Besprechung vorbehalten.)

Gustav Anrich, Die Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg in ihrer Bedeutung für die Wissenschaft 1872—1918. Berlin und Leipzig 1923. Verlag W. de Gruyter & Co. 30 Seiten. Brosch. —,50 Mk.

Johannes Ficker, Das Straßburger Münster ein Symbol. (Sonderabdruck aus der „Neuen Christoterpe".) Mit acht ganzseitigen Abbildungen. 31 Seiten. Halle (Saale) 1924. T. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung. Kart. 1,50 Mk.

Maria Frauzem, Walther von Geroldseck. Eine Elsässische Chronik aus dem 13. Jahrhundert. Band 10 der „Elsaß-Lothringischen Hausbücherei", herausg. vom „Wissenschaftlichen Institut der Elsaß-Lothringer im Reich". Berlin u. Leipzig 1924. 172 Seiten. Verlag W. de Gruyter & Co. Kart. 3,— Mk.

Karl Schwendemann, Frankreich in Belgien. Eine kulturpolitische Studie. (Vierte Schrift der Sammlung „Einzelschriften zur Politik und Geschichte", herausg. von Dr. Hans Roeseler.) 58 Seiten. Berlin 1924. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte. Brosch 2,— Mk.

Die französischen Dokumente zur Sicherheitsfrage 1919–1923. (Amtliches Gelbbuch des Französischen Ministeriums der Auswärtigen Angelegenheiten.) [Urkunden über die Verhandlungen betr. die Sicherheitsbürgschaften gegen einen deutschen Angriff. 10. Januar 1919 bis 7. Dezember 1923.] Mit einer Einleitung von Hermann Oncken. X. und 308 Seiten. Berlin 1924. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte. Pappband 10,— Mk.

Erich Lilienthal, Wer entwaffnet die Franzosen? Frankreich und die Sicherheit Europas. 29 Seiten. Berlin 1924. Verlag Reimar Hobbing. Brosch. —,80 Mk.

Staat oder Wirtschaft? Eine Diskussion. Heft 5 der Schriften der Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände E. V. 147 Stn. Berlin 1924. Verlagsbuchhandlung Fr. Zillessen (Heinrich Beenken). Brosch. 2,75 Mk.

Ernst von Borsig, Industrie und Sozialpolitik. Das sozialpolitische Programm der Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände. 50 Seiten. Verlag wie eben. Brosch —,75 Mk.

Ludwig Finckh, Der Vogel Rock. Stuttgart und Berlin 1924. (6.—8. Tausend.) 201 Seiten. Deutsche Verlagsanstalt. In Pappband 3,50 Mk.

Alle hier angezeigten und besprochnen Schriften, wie überhaupt sämtliche Erscheinungen des Buchhandels, sind durch unsern Verlag zu beziehen. Sonderkosten für Verpackung und Versand entstehen nicht. Bestellungen bitten wir an die Vertriebsstelle unserer Zeitschrift, Berlin W. 30, Postschließfach Nr. 5 zu richten. Jede Bestellung bedeutet eine Unterstützung unserer Arbeit.

Presseschau.

Zum Fall Grautoff.
Aus der „Vossischen Zeitung" vom 19. Juni 1924.
(Vgl. den Aufsatz des Herausgebers.)

Elsaß-Lothringen.

Es war Otto Grautoff vorbehalten, in einer deutschen Zeitung auf Grund oberflächlicher Kenntnisse von Land und Leuten und eines kurzen Aufenthaltes in Straßburg ein Urteil abzugeben, das geeignet ist, in Deutschland und in der Welt falsche Vorstellungen über die Lage in Elsaß-Lothringen zu erzeugen und Frankreichs Geschäfte zu führen. „Das Elsaß will uns nicht, die Elsässer sind uns verloren," das Glaubt Grautoff uns sagen zu müssen, ja er behauptet, das Land sei dem deutschen Kulturkreis entglitten.

Die Altelsässer und die Altlothringer im Reich müssen dagegen Verwahrung einlegen, daß ein deutscher Journalist auf Grund des äußeren Scheins Urteile von solcher Tragweite abgibt. Wer in engster Fühlung mit dem elsässischen und lothringischen Volkstum steht, weiß, wie sehr das Elsaß und Deutschlothringen unter der welschen Herrschaft leiden. Gewiß sind Kreise des elsässischen und lothringischen Volkes infolge der wechselnden Geschichte überzeugte Franzosen geworden, aber Hunderttausende wehren sich gegen diese Verwelschung.

Es ist unfaßlich, daß in einem Zeitpunkt chaotischer Verwirrung, in einer Zeit, wo angesichts deutscher Ohnmacht und französischer Uebermacht die freie Meinungsäußerung des Volkes zwischen Rhein und Vogesen unmöglich ist, ein Deutscher es wagt, ein endgültiges Urteil über den Ausgang der Auseinandersetzung zwischen dem einheimischen deutschen Volkstum und den volksfremden Franzosen abzugeben, einer Auseinandersetzung, die sich erst auszuwirken beginnt.

Otto Grautoff hat es auch für nötig erachtet, die Behauptung aufzustellen, daß nach 1918 keine Elite von Altelsässern nach Deutschland abgewandert sei. Männern und Frauen, die ihre Heimat freiwillig verließen und einer unsicheren Zukunft entgegengingen, um Deutschland die Treue zu halten, mit solchen Worten zu danken, ist seltsamer Dank. Wenn aber zu diesem Kreise Männer gehören, wie der ehemalige Straßburger Bürgermeister Dr. Schwander, die Universitätsprofessoren Anrich, Ehrhard, Kapp, Schriftsteller wie Friedrich Lienhard und Marie Hart, wenn allein 35 altelsässische evangelische Geistliche ausgewandert sind, dann zeigt sich schon an dieser Behauptung Grautoffs, wie fern er den Dingen steht.

Dr. h. c. Adolf Goetz,
ehemaliger Abgeordneter und Vorsitzender der liberalen Landespartei in Elsaß-Lothringen.

„Welt-Rundschau", Berlin, 22. Juni:

„... Als Gesamteindruck seines Aufenthaltes in Straßburg — das übrige Land hat G. offenbar nicht besucht; er kennt das Elsaß auch von früher nicht, wie er selber feststellt! — stellt Grautoff fest: „... Ich sage euch die Wahrheit, die ich erlitt, ins Gesicht: „Das Elsaß will uns nicht. Die Elsässer sind uns verloren!" .... Was es mit einer solchen Behauptung auf sich hat, dürfte aus dem Vorangegangenen bereits deutlich sein; kein Mensch kann derartiges behaupten, da das untrüglichste Kennzeichen, die allseits im November 1918 erwartete Volksabstimmung über die Zugehörigkeit zu Deutschland oder die Rückkehr zu Frankreich oder die Selbständigkeit als neutrale Republik — an die seit Jahrzehnten viele denken — auf Abraten der Wetterlé usw. aus Furcht vor der Bloßstellung der französischen Befreiungstiraden unterblieben ist.

Aber das ist ja gar nicht der Kern der Frage; worauf es bei der „elsaß-lothringischen Frage" ankommt, das ist: Darf im Zeitalter des Selbstbestimmungsrechts, des Völkerbundes, der Minderheitenrechte ein Staat wie Frankreich aus machtpolitischen, strategischen, und dazu aus zentralistisch-staatlichen Erwägungen heraus einem Volke von anderthalb Millionen andersprachiger, andersstämmiger Menschen ungestraft, ohne Einspruch der Welt seine Vergangenheit, seine Wesensart, sein Selbst rauben? Ist es denkbar, daß eine Minderheit von der geistigen und menschlichen Qualität der elsässischen und deutschlothringischen im französischen Staat vergewaltigt und seelisch verkümmert werden kann, ohne daß das Deutschtum in aller Welt diesen Frevel als Frevel an sich selbst verdammt und vor aller Welt brandmarkt?

Es wäre nicht faßbar, wenn gerade ein deutsches demokratisches Blatt vom Range der „Vossischen Zeitung" solche brutale Machtpolitik etwa rechtfertigen wollte, sei es auch nur dadurch, daß es dem Brutalen (auf Grund von Beobachtungen, die nicht zum innersten Kern vordringen) bescheinigen würde, daß seine Gewalttätigkeiten Erfolg haben. Die Presse des unterdrückten deutschen Volkes kann ihre Aufgabe nicht darin sehen, den Franzosen zu bescheinigen, daß zielstrebige Macht deutsches Volkstum auszurotten vermag. Ihre Aufgabe liegt im Gegenteil darin, sich zum Anwalt aller Gepeinigten und Unterdrückten zu machen. Dies aber ganz besonders dann, wenn Blut vom eignen Blut, Fleisch vom eignen Fleisch überfremdet wird."

„Deutsche Allgemeine Zeitung", Berlin, 17. Juni:

Aus einem Aufsatz „Das unbequeme Elsaß": „... Der französische Propagandadienst im Elsaß, der mit eindrucksvollen Zahlen an Betriebskapital arbeitet, kann zufrieden sein; so dick aufgetragene, plumpe Schwindeleien in ein großes deutsches Blatt als Kuckucksei legen zu lassen, ist schon etwas wert. Zum mindesten ist es glänzend geeignet, durch Funkspruch dem gläubigen Ausland vorgesetzt zu werden. Die „formidable propagande allemande" wird ja gewiß einige Zeit brauchen, bis sie dem Unsinn entgegentritt. Hier im Elsaß ist's ja so eine Sache, diesmal die „Vossische" zu zitieren. Die Grautoffschen Entdeckungen ihren Lesern vorzusetzen, hat nicht einmal die „Neue Zeitung" gewagt, die sonst der französischen Propaganda gerne sekundiert; sie hat im vorliegenden Falle ihre Kritik an der Tiefe der Vossischen Weisheiten damit bekundet, daß sie dem aufsehenerregenden Artikel an einer ganz unauffälligen Stelle sieben Zeilen gewidmet hat....

„Es gibt keine deutsche Protestlerpartei, sondern nur einzelne Unzufriedene." Man muß schon recht — sagen wir vorsichtig: naiv sein, wenn man darauf seine Ansicht gründen will, daß die elsaß-lothringische Frage restlos und endgültig gelöst sei. Unter dem französischen Druck eine „Protestlerpartei"?! Wie soll einer das machen? Es müßte also einer aufstehen und sagen: „Das Versailler Diktat verletzt das uns in den 14 Punkten zugesprochene Selbstbestimmungsrecht". Oder es müßte sich eine Gruppe zusammenfinden und erklären: „Wir protestieren dagegen, daß wir unbefragt und wider unsern Willen in einen Staatsverband hineingepreßt worden sind, der den Lebensbedingungen unseres Stammes fremd und feindlich gegenübersteht". Wissen Sie, Herr Dr. Grautoff, was solchen Leuten geschähe? Sie kämen als Hochverräter vors Schwurgericht. Sie bezweifeln es? Darf man Ihnen in aller Bescheidenheit den Namen Ley entgegenhalten? Ley hatte (vor Inkrafttreten des Versailler Diktats!) durch Flugblattpropaganda und durch versuchte Rücksprache mit Wilson und Lloyd George nichts anderes erstrebt als unbeeinflußte Volksabstimmung. Er hat diesen „Protest" mit sieben Jahren Zuchthaus zu büßen!...„

„Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung", Berlin, 4. Juli:

„.... Wenn im elsässisch-lothringischen Stamme Kräfte wach sind, die sich dem Untergang der eigenen völkischen Persönlichkeit deutscher Prägung entgegenstemmen, dann ist niemand berechtigt und in der Lage, ein abschließendes Urteil darüber zu fällen, was eines Tages aus Elsaß und Lothringen werden wird. In unserer heutigen materialistischen Zeit mag ein Stamm wie der elsässische und deutsch-lothringische, müde des ewigen Hin- und Her-Gezerrt-Werdens, sein Leben den gegebenen Verhältnissen entsprechend einzurichten versuchen, aber aus diesem Zustand völliger Abspannung kann auch ein in seinem nationalen Fühlen so schwer geschädigtes Volk wie das elsaß-lothringische sich wieder erheben. Wird es sich erst seines eigenen Wertes, seines Eigenlebens, seiner Geschichte und seiner Lebensbedingungen voll bewußt, so wird es auch den Kampf mit der beherrschenden Nation nicht scheuen.... Sicher ist es das Richtige, wenn das deutsche Volk dem Elsässer und Lothringer die Wahl der Mittel, die „Taktik" seines Kämpfens dem eigenen Ermessen überläßt, aber ein anderes ist es, diese Kämpfenden dadurch in ihrer Stoßkraft und Zielstrebigkeit zu schwächen, daß man sie aufgibt. Wenn Deutschland dazu kommen sollte, „um des Friedens willen" in sich und den andern Völkern den Gedanken aufkommen zu lassen, Elsaß-Lothringens Volk sei „unwiderbringlich" „dem deutschen Kulturkreis entglitten", dann wird rückwirkend diese Lüge dem Lande die Kraft zu eigenem Leben vernichten...."

„Württemberger Zeitung", Stuttgart, 7. Juli:

„... Dr. Grautoff irrt, wenn er es für möglich hält, auf einer kurzen Reise einen Einblick in die elsässische Seele zu gewinnen. Das Elsaß ist Grenzland, und die Elsässer haben alle durch die Erlebnisse des letzten Jahrzehnts noch verstärkten Grund, gegen die Aushorcher von links und rechts mißtrauisch zu sein. Sie haben ihm gewiß nur das gesagt, was sie, ohne sich bei den neuen Herren zu schaden sagen konnten...."

„Basler Nachrichten", Basel, 4. Juli:

Aus einer dem Blatte zugegangenen Zuschrift des früheren Präsidenten des Oberkonsistoriums Augsburgischer Konfession in Straßburg, des Geh. Konsistorialrats Dr. D. Friedrich Curtius (jetzt Heidelberg) geben wir den letzten Abschnitt wieder:

„.... Protestieren muß ich gegen den Satz: „Nach 1918 ist keine Elite von Altelsässern nach Deutschland ausgewandert". Ich habe

keine aktenmäßigen Belege über die Auswanderung von Altelsässern zur Hand und zitiere nur auf gut Glück einige Namen, die mir gerade einfallen: Dr. Schwander, der wegen seiner Leistungen in der Kommunalverwaltung hochberühmte ehemalige Bürgermeister von Straßburg, jetzt Oberpräsident in Kassel, Dr. Goetz, Ministerialdirektor im Reichsamt des Innern, von Gelehrten der katholische Kirchenhistoriker D. Ehrhardt in Bonn und der jetzt an Scheels Stelle nach Tübingen berufene protestantische Theologe D. Anrich, zahlreiche ausgezeichnete protestantische Geistliche wie D. Ernst in Stuttgart, Pfarrer Federlin in Wildbad und viele andere. Will Herr Dr. Grautoff sich darüber unterrichten, so braucht er nicht nach Frankreich zu reisen, sondern kann sich in Berlin erkundigen, zum Beispiel bei der Redaktion der „Elsaß-Lothringischen Heimatstimmen". Nach meinem Gefühl gehören die Genannten und viele ihrer Schicksalsgenossen der geistigen Elite des Elsaß an, mögen auch die Straßburger Hotelbediensteten und Kleinbürger, die der Berichterstatter der „Vossischen Zeitung" interviewt hat, darüber anders denken. ..."

* * *

Ueberfremdung.

„Es sind kürzlich an zahlreiche ältere elsässische Elementarlehrer des Haut-Rhin von dem Colmarer Inspecteur d'Académie Zirkulare verschickt worden, mit der Aufforderung, ihre Demission einzureichen, da sie andernfalls von Amtswegen pensioniert würden. Es handelt sich hierbei um Lehrer, die sich dem 65. Lebensjahre nähern, und denen man nun, selbst wenn sie sich noch vollständiger körperlicher und geistiger Frische erfreuen, den Laufpaß gibt, nachdem sie in der ersten Uebergangszeit die Hauptarbeit geleistet haben. Dieses Vorgehen der Lehrbehörde hat mit Recht bei den Interessenten Entrüstung hervorgerufen."

So berichtet eine Notiz „Ote-toi de là que je m'y mette?", die am 3. Juli in der „République" erscheint. Es heißt dann weiter:

„Es scheint sich hierbei fast um ein allgemeines System zu handeln, das sich gegen das einheimische Lehrpersonal überhaupt richtet. Denn wie wir erfahren, sind auch an verschiedene Lehrpersonen von Collèges ähnliche Ansinnen gestellt worden, obwohl es sich hierbei z. T. um Herren handelt, die noch weit vom 60. Lebensjahr entfernt sind.

Als Grund wird, wenn wir recht informiert sind, angegeben, daß man die Cadres erneuern will, und daß an einzelnen Collèges zu viele elsässische Lehrer im Verhältnis zu den Zugewanderten seien.

Wir hoffen, daß die in Frage kommenden Berufsvereinigungen energisch gegen diese skandalöse Auffassung und gegen solche Praktiken Stellung nehmen werden.

Sollte es sich um eigenmächtiges Vorgehen gewisser lokaler Vorgesetzten handeln, die vielleicht gern einigen Bekannten aus dem Innern hier auf Kosten von Elsässern Pöstchen verschaffen möchten, so soll ihnen hiermit zum Bewußtsein gebracht werden, daß da die Bevölkerung unseres Landes auch noch ein Wort mitsprechen wird. Für solche Säuberungspolitik haben wir nichts übrig. Wenn zuviel Lehrpersonen da sein sollten, so muß verlangt werden, daß die Sparmaßnahmen in erster Linie in den Reihen der nach dem Waffenstillstand aus dem Innern herbeigezogenen und nicht unter den im Dienste unseres Landes ergrauten und bewährten Kräften vorgenommen werden."

Moselkanalisation und Nord-Ost-Kanal.

Die „Lothringer Volkszeitung" vom 3. Juli berichtet, daß in der Sitzung der Metzer Handelskammer vom 14. Juni über den gegenwärtigen Stand der Frage der Moselkanalisation Folgendes mitgeteilt worden ist:

Am 20. Mai ist in Paris im Arbeitsministerium unter dem Vorsitz des Direktors der Wasserstraßen die finanzielle Seite der Kanalisation der Mosel — es handelt sich nur um die Strecke Metz—Diedenhofen — geprüft worden. Als Interessenten nahmen an dieser Sitzung die Mitglieder des Konsortiums zur Finanzierung der Moselkanalisierung, mehrere Abgeordnete des Départements und ein Vertreter des Finanzministeriums teil. „Im Verlaufe dieser Versammlung bemühte sich der Präsident der Handelskammer Metz, dem Finanz- und Arbeitsministerium die Unmöglichkeit darzutun, seitens der Interessierten mit einem Drittel, in Form von langfristigen Anleihen, zur Deckung der Kosten beizutragen. Die Vertreter des Arbeitsministeriums haben die Handelskammer gebeten, bei den interessierten Industriellen ihres Bereichs die ungefähre Höhe der auf dem Kanal zu transportierenden Tonnage anzugeben. Sofort nach dieser Feststellung wird eine neue Besprechung in Paris stattfinden."

„Ein anderes, nicht minder wichtiges Projekt, welches auf der Tagesordnung des „Congrès National de Navigation intérieure et d'Aménagement des Eaux" vom 30. Juni bis 5. Juli in Lille figuriert, erregt die Aufmerksamkeit der Handelskammer Metz. Es handelt sich um den „Nord-Est"-Kanal, welcher das lothringische Eisen- und Kohlengebiet mit den großen französischen Industriezentren, sowie den Häfen von Dünkirchen und Calais verbinden soll. Der technische Bericht sieht einen Kanal vor, welcher das Moseltal mit dem Aisnetal verbinden würde, und zwar würde dieser durch das Ornetal ziehen. Die Handelskammer erkennt das ökonomische Interesse dieses Projektes an, doch wünscht sie, daß vor dem Bau des „Nord-Est"-Kanals erst die Mosel kanalisiert würde gemäß dem vom Arbeitsministerium ausgearbeiteten Gesetzesprojekt, welches wegen der Opposition des Finanzministeriums noch nicht vor die Kammer kam. Auf jeden Fall ist die Kanalisation der Mosel von erster und wichtigster Bedeutung und soll auch vor allen anderen Projekten ausgeführt werden, wie sich auch die Handelskammer einer Verschmelzung der beiden Projekte kategorisch widersetzt."

Stücke der vergriffenen Nummern unserer Zeitschrift (Januar, Februar und August 1923 und Januar 1924) kaufen wir jederzeit zurück. Wir bezahlen für gut erhaltene Hefte 1 Mark oder tauschen sie gegen andere Nummern ein. Zusendung erbitten wir an die Vertriebsstelle.

„Die Straßen- und Verkehrsmisere im Moseldepartement."

Die Wege- und Straßenverhältnisse in Lothringen werden in einem Aufsatz des **„Metzer Freien Journals"** vom 18. März als „unmöglich" bezeichnet. Die Notwendigkeit einer dringlichen Abhilfe sei allgemein, sozusagen offiziell anerkannt. Wiederholt sei die Frage im Generalrat vorgebracht worden, habe ernste Beurteilung und scharfe Kritik gefunden; man müsse aber darauf hinweisen, „daß trotz solcher einheitlicher Be- und Verurteilung des gegenwärtigen Zustandes noch nichts geschehen ist, um die so dringend notwendige Abhilfe herbeizuführen."

Als gelegentlich der Oktobersession eine Interpellation eingebracht worden sei, die zum Zwecke der Straßenausbesserung einen Kredit von einer Million forderte, habe man von „Wahlpolitik!" gesprochen und mit Demission gedroht. „Und damit war die Sache erledigt, und mit den Straßenverhältnissen im Departement bliebs weiter beim Alten!!"

Eine solche rein negative Behandlung der Frage stehe aber in keinem Verhältnis zu deren Dringlichkeit. „Die Straßenverhältnisse, wie sie heute in unserm Departement bestehen, sind auf die Dauer einfach nicht mehr möglich. Dies um so weniger, da, wie man weiß, der Straßenverkehr in unserer Zeit allgemein wieder an Bedeutung gewinnt."

Auch die Kostenfrage, die immer wieder in den Vordergrund geschoben werde, gebe keinen Vorwand für die Verschleppung der Angelegenheit, da es nur immer schlimmer und damit kostspieliger werde, je länger man die unumgänglichen Entschlüsse hinauszögere. „Und dann wäre es nicht minder wichtig und zweckmäßig, daß hinsichtlich dieser Frage endlich einmal eine umsichtige Art der Behandlung und Inangriffnahme eingeleitet würde. Es müßte auch hier mit System und Methode vorgegangen werden. Vor allem käme es einmal darauf an, daß man sich in detaillierter Weise einen Ueberblick über unsere Straßenverhältnisse verschaffte. Dann müßte zweckmäßig so vorgegangen werden, daß zunächst dort, wo die Verhältnisse am dringlichsten Abhilfe fordern, solche auch zuerst geschaffen würde. So müßte dann Schritt um Schritt das Projekt der Straßenausbesserung realisiert werden." Daß bisher noch nicht einmal dieses Erste und Unumgänglichste, die Ausarbeitung eines Planes, geschehen sei, das finde man mit Recht unverständlich. „Viel begreifliche und begründete Mißstimmung wird dieserhalb laut. Sie wächst von Tag zu Tag. Videant consules! ..."

Am Sonnabend vor Pfingsten entschlief mein lieber Mann, unser treuer Vater

Friedrich Spitta

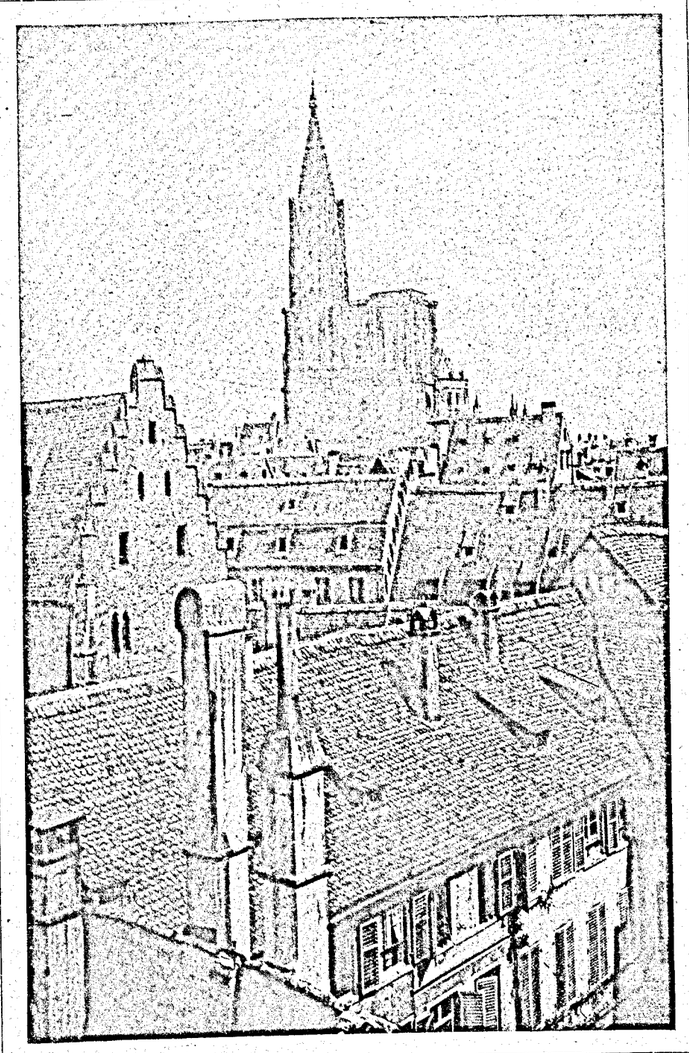
ordentl. Professor der Theologie

im Alter von 72 Jahren.

Mathilde Spitta, geb. Hiller
Dr. Heinrich Spitta
Ludwig Spitta.

Göttingen, den 7. Juni 1924.
Nikolausberger Weg 54.

Unserer Marie Hart
zum Gedächtnis!



Spenden für das Ehrenmal

Das Münster über den alten Dächern der Stadt

Elsaß-Lothringen
Heimatstimmen
Herausgeber Dr. Robert Ernst

Nummer 8 | Berlin, 15. August 1924 | 2. Jahrgang

Inhaltsverzeichnis: „Lothringer Volk wach auf ...“ (Dr. R. Ernst) / Der beste Friede mit Frankreich ist ein stummer Krieg (Dr. F. König) / Politische Rundschau (***) / Uf'm Berri (M. Hart) / Wanderung durch das alte Metz (2) (Museumsdirektor Prof. Dr. h. c. J. B. Keune) Vor den Ottrotter Schlössern (Chr. Schmitt) / Solitaire (E. M. Mungenast) / Das Heimweh (Martin Schwendi) / Aes minere Abedeekerzit. In Owerfelde. 3. D'r Notaire (Fritz Bouchholtz) / Eingelaufene Schriften / Presseschau.

„Lothringer Volk wach auf

Unwürdig eines freien Menschen sind Unfreiheit, Fesseln, Ketten. Wir sind frei zu denken, zu reden und zu handeln, wie unsere Väter es taten!

Weg mit den französischen Religionsunterdrückungsgesetzen, die das letzte teure Erbe unserer Väter uns rauben sollen! Wir sind Herr in unserm Lande, nur einiges und festes Zusammenhalten kann unser Ideal, die alten Ueberlieferungen retten.

Niemals wäre es soweit gekommen, wenn Du „Lothringer“ nicht so gleichgültig zugesehen hättest, wie man Dir eine Freiheit nach der andern nahm. Deine Sprache verachtet man, auch Deine Sitten und Gebräuche. Die alten rot-gelben Farben sieht man fast nicht mehr; lothringische Zeitungen und Zeitschriften gehen ein; in den Schulen treibt man keine Heimatkunde mehr, kurz, die Kinder wissen nichts von Lothringens ehemaliger Selbständigkeit und Freiheit! —

Darum, Lothringer, wache auf und verteidige mit Deiner Religion auch alle überlieferten Freiheiten! Liebe Deine Heimat!

Lothar“

Dieses Flugblatt ist in den vergangenen Wochen in Lothringen von Hand zu Hand gegangen. Und wenn Tag für Tag die Berichte einliefen über Protestversammlungen landauf landab, die gegen die Einführung der französischen Laiengesetzgebung veranstaltet, immer wieder das viel weiter gehende Wünschen des Volkes nach freier Entfaltung der Eigenart nicht nur nach der kirchlichen religiösen Seite hin, sondern auf allen Gebieten des kulturellen und politischen Lebens zum Ausdruck brachten, so war man wohl versucht, an große Ereignisse zu glauben. Aber es ist so, wie wir im Juli-Heft unserer Zeitschrift sagten, mit unserm Volk wird wieder ein falsches Spiel getrieben. Bei allen Parteien des Landes, im Elsaß noch viel sichtbarer als in Lothringen, wird jetzt viel von elsässischen Freiheiten, von elsässischen Wünschen gesprochen. Aber wie die Führer der katholischen Partei zur Anfeuerung ihrer Massen den Gedanken an elsässische Selbständigkeit großenteils nur als Mittel zum Zweck, zur Erhaltung der heute bestehenden kirchlichen Ordnung, in das Volk hineintrugen, so ist es auch bei den andern Gruppen im Lande oft nur ein Spiel mit Worten; es ist ein frevles Spiel, das hier mit der Stimmung des Volkes getrieben wird, das sich danach sehnt, aus all den Lügen herauszukommen, in die es heute verstrickt ist. Aber es wird doch sein Gutes haben, daß die „Führer“, die heute zur größeren Ehre Frankreichs Elsaß und Lothringen in Presse und Volksvertretung verkörpern, daß diese Herren so manches offene Wort über die Gedanken und Forderungen des Volkes gesprochen haben, die sonst sorgfältig vertuscht werden. Sie sprechen davon, damit ihnen die Wählermassen nicht davonlaufen. Sie wollen aus dem Enthüllten nicht die Folgerung unbedingter Abwehr ziehen. Und doch schaffen sie mit den Willen, der eines Tags zu dieser Abwehr fähig sein wird.

Kaum hatte in Straßburg die gewaltige Protestkundgebung der katholischen Volkspartei auf dem Kleberplatz stattgefunden, in den Herzen klang das Wort des Député Bilger nach: „Unser Herrgott hat Heimatsrecht bei uns im Elsaß. Wenn wir, die wir als „locataires" in das französische Mutterhaus einziehen sollen, diesen Herrgott nicht mitnehmen dürfen in unsere Mietwohnung, dann — in Gottes Namen! — bleiben wir draußen und schaffen uns eine eigene Wohnung!". da trat Claus Zorn von Bulach auf den Plan und forderte im Namen der „Elsässerpartei" Selbstverwaltung mit eigenem Parlament, eigenen Ministerien und eigenem Budget. Gewiß ist es richtig, daß Bulach von den meisten seiner Landsleute nicht gerade sehr ernst genommen wird. Aber was er sagte, die Forderungen seiner Partei, die nimmt der Elsässer sehr ernst. In diesem Zusammenhang dürfte der nachstehende Brief Bulachs von Interesse sein, den er an das „Journal d'Alsace et de Lorraine" geschrieben hat, nachdem dieses Blatt ihn und seine Forderungen lächerlich gemacht hatte.

„Sie konnten mir keinen größeren Dienst erweisen, als das von mir unterzeichnete Manifest meiner Partei zu veröffentlichen, das die Polizei ohne jedes Recht in Straßburg und an andern Orten einige Stunden später beseitigt hat! Ich gebe nur meiner Verwunderung Ausdruck, daß Sie s. Zt. anläßlich der großen kommunistischen Versammlung zu Straßburg in der Aubette, bei der ich wörtlich das Gleiche gesagt hatte, daß Sie ... darüber nichts gesagt haben. — Sie konnten damals feststellen, daß man mich nicht totschlug, sondern mir im Gegenteil in einer Weise Beifall spendete, daß ich kaum mehr weitersprechen konnte ... Sie behandeln mich als einen Narren, ich antworte Ihnen mit dem elsässischen Sprichwort: „Kinder und Narren sagen die Wahrheit". — Wenn Sie nicht glauben, daß die Stimmung des Volkes dem Inhalt meines Manifests entspricht, so bitte ich Sie, mich zu begleiten, sei es in die Stadt, sei es aufs Land, zu den Arbeitern und zu den Bauern, dann können Sie feststellen, ob ich Recht oder Unrecht habe."

Bulach verlangte in seinem Manifest des weiteren, daß die Juden keine politischen Rechte haben sollten, und daß der Mißbrauch der Pressefreiheit aufhören müßte. Man nimmt wohl mit Recht an, daß diese Forderungen mehr zur Ausschmückung des Parteiprogramms gehören, das doch einige „Punkte" enthalten muß. Ob Bulach auch zu denen gehört, die nur in richtiger Erkenntnis der Volksstimmung diese für Parteizwecke ausnützen wollen, ohne daran zu denken den Kampf wirklich durchzufechten?

Auch Dahlet, der Radikalsozialist hat es für richtig gehalten, einige Wahrheiten zu sagen. In seiner „République" bekämpft er in einem Aufsatz vom 20. Juli die unhaltbaren Zustände, die im Gerichtswesen im Elsaß durch die Einführung der französischen Sprache geschaffen worden sind. Am 3. August bringt er einen Leitartikel „Im Hinterhaus", in welchem er gegen die Mißachtung der Elsässer loszieht, denen man ihre deutsche Sprache zu nehmen suche.*) Aber was sollen solche Kampfrufe, wenn man wie ein Dahlet nicht zu der Erkenntnis kommt, daß solche skandalösen Zustände, wie er sie uns schildert, nicht durch Worte und durch schöne Aufsätze beseitigt werden können. Erst einmal weg mit dem schönen Sprüchlein: wir sind Franzosen von ganzem Herzen, aber ..... Nein wir sind Elsässer und jeder ist unser Feind, der an unsere Art, an unsere Sprache zu rühren wagt. Aber indem man das sagt, wird so recht klar, wie trostlos unsere Lage heute ist. Mit solchen Führern an der Spitze! Während Dahlet sich erfreulicherweise wieder einmal offene Worte gestattet, bringt sein Parteibruder Risch in den gleichen Tagen in seiner „Depêche de Mulhouse" die folgende Zuschrift aus dem Leserkreis, ohne jeden Kommentar;

„Wenn Alphons Daudet in seiner „Dernière leçon de français" (Contes du lundi) auf die Schulverhältnisse von 1870 anspielend, seinen Dorflehrer also sprechen lassen konnte: „Mit Recht werden Euch die Deutschen entgegenhalten, daß Ihr Franzosen sein wollt und nicht einmal deren Sprache reden könnt", so werden wir es hoffentlich in einer nahen Zukunft erleben, daß sich die vollständige innere Assimilation dank der geübten Schulmethode vollzogen hat, was uns dann hoffentlich einmal den ewigen Reibereien zwischen Innerfranzosen und einheimischen Elementen entheben wird."

Morgen wird vielleicht Dahlet wieder Grund haben, solche Paris angenehme Dinge in der Sprachenfrage zu veröffentlichen, und dafür wird dann Risch die elsässischen Wähler mit einigen offenen Worten befriedigen. Man muß sein Handwerk verstehen und allen Wünschen gerecht werden!

Auch die elsässischen Kommunisten haben in den letzten Tagen und zwar in ihrer „Humanité" vom 8. August das Wort zur elsaß-lothringischen Frage ergriffen. Ich will nur einige Sätze herausgreifen aus einem Aufsatz „Selbstbestimmungsrecht der Völker":

„Parallel mit den Zwangsmaßnahmen dummer Nationalisten zeigte sich auch ein Anwachsen des Selbstbewußtseins der Elsaß-Lothringer als kulturelle Volksgruppe. Und in diesem Sinne haben wir heute wieder eine elsaß-lothringische Frage! Wenn die Klerikalen in ihrem parteipolitischen „Kulturkampf", der zwar weniger um Kultur als vielmehr um bedrohte Machtpositionen sich dreht, mit gewisser Vorliebe gewisse Seiten der elsässischen Volksstimmung berühren, so deshalb, weil sie wissen, daß mehr und mehr in den breiten Massen das Gefühl völkischer Unterdrückung Platz greift, und sie als geschickte Politiker nun diese angesammelte Entrüstungsenergie für ihre Sonderinteressen ausnützen möchten."

Ja, wo sind die Leute, die der Volksstimmung wirklich gerecht werden wollen und sie nicht nur für Parteizwecke auszunützen suchen? Es kann vielleicht entgegnet werden, daß doch eigentlich kein Grund vorliegt, an dem ehrlichen Willen der Leute aus den verschiedenen Lagern zu zweifeln, die in den letzten Monaten um vieles offener geredet haben, als man es in den vergangenen Jahren gewöhnt war. Aber man braucht nur die elsässische und lothringische Presse am 10. Jahrestag des Kriegsbeginns zu lesen, um zu wissen, was von dem Willen unserer politischen Führer zur Wahrheit

*) s. Presseschau des vorliegenden Heftes.

zu halten ist. Das war eine herrliche Gelegenheit, um vor Paris auf dem Bauche zu kriechen und all die bösen Worte vergessen zu machen, die man in elsässischen und lothringischen Fragen in der letzten Zeit sagen mußte, um das Volk in der Hand zu behalten. Bei Darstellung der großen Probleme des weltgeschichtlichen Geschehens kann man sich ja viel leichter Verdrehungen leisten, das ist der Masse weniger wichtig, als wenn an ihrem unmittelbaren Leben herumgepfuscht wird. Da mußte man sie sehen, unsere „großen" Elsässer und Lothringer, wie sie mit verächtlichem Blick auf das kriegsschuldige deutsche Volk blickten und verkündeten: Herrgott, hab' Dank, daß ich nicht bin, wie diese Menschen. Seitenlange Berichte wurden gebracht über die letzten, rein äußeren Vorgänge, die den Weltkrieg auslösten und der Wunsch ausgesprochen, das arme verblendete deutsche Volk möge doch diesen Tatsachen gegenüber seine Schuld bekennen, es würde dann auch gnädige Richter finden. Kein Wort von Poincarés Kriegshetze, kein Wort über die längst veröffentlichten russischen und belgischen Dokumente, die die Kriegsschuld der Ententestaaten klar erweisen! Wir hätten es verstanden, wenn von elsaß-lothringischer Seite auch von deutscher Kriegsschuld gesprochen worden wäre. Aber dieses Nachplärren französischer Kriegsschuldmärchen gibt uns die traurige Gewißheit, daß die stickige Luft noch immer über unsere Heimat lagert. Dahlet hat jüngst mit beschwörender Gebärde erklärt, daß im elsässischen Volk Strömungen vorhanden sind, die noch keinen ernsten politischen Führer gefunden haben. Noch nicht! Aber er wird erwartet und wird kommen! Die Proteste, die heute unserem Volk gleichsam als Spielzeug zur Ablenkung dienen sollen, können zu scharfen Waffen werden.

Dr. Robert Ernst.

„Der beste Friede mit Frankreich ist ein stummer Krieg."

(Prinz Eugen i. J. 1714).

Die Hoffnungen auf Wiederherstellung der alten Reichsgrenze, die in den Jahren 1709 und 1710 aufgelebt waren,*) waren infolge der Auflösung der Großen Allianz: des Abfalls Englands und in seinem Gefolge Hollands, zu Schanden geworden. Von der Rückgabe der Bistümer Metz, Toul und Verdun, des Elsaß und Straßburgs war zu Utrecht, wo in den Jahren 1712 und 1713 verhandelt wurde, kaum die Rede mehr. England war der eigentliche Sieger; ihm nunmehr intim befreundet, erhob sich Frankreich — trotz seiner schweren Niederlagen die erste Militärmacht des Kontinents — Kaiser und Reich gegenüber erneut zu unnachgiebiger Politik. „Es war bereit gewesen dem Deutschen Reich die erheblichsten Friedensopfer im Elsaß, in Straßburg u. a. zu bringen — jetzt durfte es jedes kleinste Opfer verweigern und durfte an Kaiser und Reich Zumutungen stellen, die es diesen unmöglich machten, ohne einen nochmaligen Waffengang den Frieden anzunehmen." (Erdmannsdörfer, Deutsche Geschichte vom Westfäl. Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen 1648 bis 1740. S. 288).

Kaiser und Reich lehnten den Frieden von Utrecht ab, den am 11. April 1713 England, Holland, Savoyen, Preußen und Portugal mit Frankreich schlossen. Es folgte ein letztes kriegerisches und diplomatisches Nachspiel. „War die Niederlage der deutschen Interessen bisher noch zweifelhaft gewesen, so wurde sie nun besiegelt." (A. a. O., S. 292). Prinz Eugen führte seine Truppen aus den Niederlanden an den Oberrhein, um sie mit der Reichs-Armee zu vereinigen und den Kampf mit dem französischen Marschall Villars aufzunehmen. Aber alle materiellen Voraussetzungen fehlten zum Erfolg. Die notdürftigste Unterstützung an Geld und Truppen blieb aus, der große Savoyer sah sich gezwungen in der Verteidigung zu bleiben. Er mußte Landau und Freiburg in die Hand des Feindes fallen lassen, mußte sich mit der Behauptung der Ettlinger Linien begnügen. Der unrühmliche Krieg ward schließlich durch den Frieden zu Rastatt am 7. März 1714 beendet. Vom Elsaß und von Straßburg war nun nicht die Rede mehr; wenn auch Altbreisach, Freiburg und Kehl an Kaiser und Reich zurückgegeben wurden, so wurde doch Landau Frankreich überlassen Zu Baden schloß sich am 7. September 1714 das Reich dem Frieden an.

* * *

So war denn im Jahre 1713 Prinz Eugen, der große Feldherr, am Rheine gestanden, einer Aufgabe gegenüber, die auch über seine Kräfte ging: aus dem zerfallenden Reiche die Kräfte zu schöpfen, dem machtgierigen Frankreich Ludwigs XIV. allein Paroli zu bieten. Dabei tat er tiefe Blicke in die Unseligkeit der politischen Verhältnisse, in die Volk und Reich der Deutschen nicht ohne eigene Schuld geraten waren. Aus dieser Einsicht heraus erwuchsen jene ergreifenden Briefstellen, die uns anmuten, als ob sie von heute seien:

„Ich stehe Schildwacht am Rhein, betrachte die schönen Gegenden und denke mir oft, wie glücklich und ungestört die Deutschen im Genusse dieser Naturgaben sein könnten, wenn sie nur Mut hätten und ihre Stärke zu benutzen wüßten ... Es scheint mir unbegreiflich, daß ein Volk, besonders ein so kraftvolles, sich allen Leiden und Drangsalen des Krieges auf eigenem Boden so geduldig unterwirft, da es von seiner Gesamtkraft allein abhängt, allem Unheil zuvorzukommen. Mit einem Heerbann von 200 000 deutschen Männern getraute ich mir die Franzosen zurückzutreiben. Ein Vortrag dieser Art, sagte ich dem Kurfürsten von Mainz, wäre eines Reichskanzlers würdig, und ich setze meinen Kopf daran, daß das Reich in 4 Wochen einen Frieden haben wird, dessen sich ein ganzes Menschenalter erfreuen soll. Der Kurfürst sah mich betroffen an. Freilich, die Zeiten Karls des Großen sind vorüber — die damalige Rohheit hatte mehr Geist als die dermalige aufgeklärte Nation. Und wo läßt sich Gemeingeist und Energie erwarten, da die Fürsten den Kaiser nicht als ihren Einheitspunkt, folglich immer nur exzentrisch betrachten." **)

Und als dann zu Baden das unvermeidliche bittre Ende gekommen war, da schrieb Eugen, der nicht nur ein genialer Feldherr, sondern auch ein überschauender Staatsmann mit scharf ausgeprägtem mitteleuropäischem Raumgefühle war, einer der größten, den die Deutschen je besessen haben:

*) Vgl. Heft 3 des lfdn. Jahrggs., Ste. 54 („Brief eines Straßburger Bürgermeisters an einen der Bürgermeister von Amsterdam.")

**) (Derichsweiler, Geschichte Lothringens, II. Bd., S. 489)

„Ich weiß leider nur zu gut, daß die politischen Verhältnisse Europas nunmehr für alle künftigen Verhältnisse verdorben sind, selbst der beste Friede mit Frankreich ist ein stummer Krieg. Frankreich wird immer weiter gehen, bei guter Gelegenheit von den Niederlanden ein anderes Stück abreißen und als Grundlage eines neuen Friedens den Rhein als Grenze verlangen." (Derichsweiler, a. O. S. 491).

Wie schrieb doch jener Straßburger Bürgermeister im Jahre 1710 nach Amsterdam: „Sollte aber Frankreich Schwierigkeiten machen, dann ist die Weiterführung des Kriegs dem Frieden vorzuziehen, dann gilt es, durch einen kraftvollen Feldzug all die vergangenen zu krönen; sonst ist — seien Sie dessen sicher — umsonst so viel Blut vergossen, der ungeheure Aufwand umsonst vertan; denn Frankreich wird sich in 3 oder 4 Jahren von all seinen Verlusten so gut erholen können, daß es in der Lage sein wird, nicht nur Holland zu zwingen, die Waffen gegen es zu ergreifen, sondern ganz Europa." (Vgl. Heft 3 unserer Zeitschrift, S. 55/56.)

Was im Jahre 1710 noch als drohende Gefahr erschien, das mußte im Jahre 1714 dem großen Feldherrn als unentrinnbares Verhängnis erscheinen. Er hatte die Erkenntnis gewonnen, daß der französische Imperialismus mit unbeirrbarer Zielhaftigkeit danach strebe, den Rhein zu besitzen, und daß das Siechtum des Reichs nach dem verlorenen Weltkrieg unheilbar sei. „Gemeingeist" und „Energie" hätten das Schicksal wenden können, so meint er, gleichen Geistes mit dem Freiherrn von Stein. Die aber seien im Reiche nicht möglich, „da die Fürsten den Kaiser nicht als ihren Einheitspunkt, folglich immer nur exzentrisch betrachten." Dies Wort vom Einheitspunkt, es beleuchtet mit grellem Lichte unsere deutsche Geschichte, vor allem die unserer verlorenen westgermanischen Gebiete. Und wenn es auch heute keinen Kaiser und keine Fürsten gibt, die Frage nach dem Einheitspunkt, sie ist auch heute unsere deutsche, unsere große deutsche Not. —

211 Jahre sind verflossen, seitdem Prinz Eugen so gesprochen hat. Die Geschichte dieser 211 Jahre hat auch mit ungeheurer Wucht den Wahrheitsgehalt des anderen Wortes geoffenbart, daß „der beste Friede mit Frankreich ein stummer Krieg" sei. Krieg wird sein zwischen dem Reich der Deutschen und Frankreich, stumm oder offen, immer und allezeit; Frieden und Freundschaft nie und nimmer. Unruhe wird ausgehen vom Westen und den Osten nicht zur Ruhe kommen lassen; es sei denn, so dürfen wir doch wohl seine Gedanken ausdenken, es erstehe einmal in Deutschland ein „Einheitspunkt", um den „Energie" und „Gemeingeist" wachse.

„Prinz Eugen, der edle Ritter", dies Lied vom Türkenbesieger, es wird auch heute noch vom deutschen Volke gesungen; des Siegers von Höchstädt, von Turin, Oudenarde und Malplaquet, des Bezwingers der Franzosen gedenkt man aber kaum mehr im deutschen Volke. Mögen seine — des Reichsromanen aus Savoyen — Worte vom Rhein dazu beitragen, die Blicke auf ihn wieder hinzulenken, dem auch unsere Banater Deutschen — die Lothringer und Elsässer des Banats — ihre neue Heimat verdanken. Er hat sie durch seine Siege zu Peterwardein, Temesvar und Belgrad den Türken abgerungen.

„Eine Persönlichkeit, bei der neben der Höhe militärischer und politischer Leistungen die Fülle menschlich anziehender Eigenschaften steht. Ein wissenschaftlich und literarisch reich gebildeter Geist, mit dem Leibniz die tiefsten Probleme seines philosophischen Systems besprach, und mit dem er den erst viel später zur Verwirklichung gelangten Plan einer in Wien zu gründenden Akademie der Wissenschaften faßte. Ein verständnisvoller Kunstfreund und Bauherr: seine reichen Sammlungen sind nach seinem Tode zerstreut worden, sein städtischer Palast in der Himmelpfortgasse aber und vor allem die großartige Garten- und Palastanlage seines Belvedere gehören noch heute zu den schönsten architektonischen Zierden Wiens. Es war ein Mann von ernsthafter, stiller Größe, stolz und bescheiden, ganz auf sich beruhend; den sonst von wenigen vermiedenen Lastern seines Zeitalters und seiner Lebensstellung hat er, so viel man sieht, jeden Tribut verweigert." So daß das fast gewagt erscheinende Schlußwort seines gewissenhaften Biographen von Arneth doch zulässig sein mag, wenn er ihn einen Charakter nennt, „dessen vollendete Reinheit und sittliche Größe auch nicht der leiseste Flecken trübt," so schildert Erdmannsdörfer in seiner Deutschen Geschichte von 1648—1740, S. 459/60, das Wesen des großen Mannes.

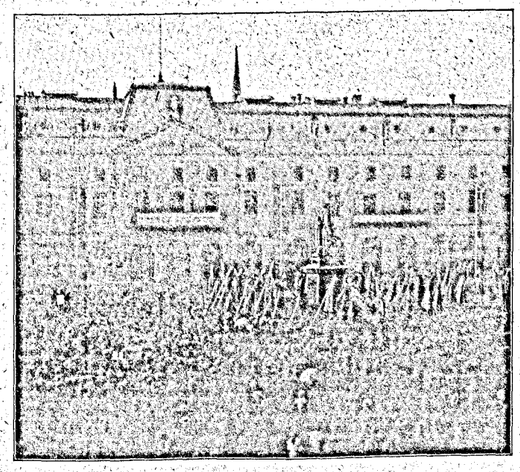
Dr. F. Koenig.

Politische Rundschau

Straßburg, Anfang August 1924.

Wie ein Heuschreckenschwarm überrennt in diesen Tagen das ferienfrohe und heuer wie sonst noch nie neugierige Innerfranzosentum unsere Stadt, unsere Vogesenberge, unsere Dörfer und unsere Museen. Zu Dutzenden zusammengepfercht lassen sie sich in den Automobilen der A.-L.-Bahnen auf den Odilienberg, auf die Schlucht, ins Gebweilertal, auf den Hartmannsweiler-Kopf und andere hervorragende Punkte unserer Heimat führen. Sie stehen am „Rhin français" und photographieren die Bochie von diesseits, sie stehen am Ende der Krämergasse und skizzieren das Münster. Ueber der linken Schulter hängt lässig die segeltuchene Gibecière, deren Inhalt am heraustragenden Halse der Pinard-Flasche leicht zu erraten ist. Fast ängstlich neugierig streichen sie so in ihren weißen Segeltuchschuhen durch unsere Gassen und warten auf etwas ganz Besonderes. Die Pariser Blätter haben ja die „elsässische Revolution" ganz eingehend geschildert oder vorausgesagt. Da muß man doch auch dabei sein. Und doch ist es so ruhig bei uns, als wäre nie ein Wort gefallen von Kampf, nie geredet worden von Gegensätzen, die heute sich im Verhältnis Frankreich-Elsaß zeigen. Heute ist es ruhig bei uns. Aber in diesem heißen Julimonat ging es auf dem Straßburger Pflaster auch schon heiß her. Es war ein Wetterzeichen von ungemein eindeutiger Art, als sich am 20. Juli die Katholiken des Elsaß in Straßburg trafen und protestierend durch unsere Straßen zogen. Fünf Versammlungen waren vorgesehen, vierzehn waren nötig, um allen Demonstranten Gelegenheit zu geben, vor Gott und der Welt Bekenntnis abzulegen für den ernsten Willen, mit dem dieser Teil unseres Volkes an seinen Ueberlieferungen hält, mit dem es bereit ist auf die Schanzen zu treten, wenn der Kampf nicht zu vermeiden sein sollte. Es nützt gar nichts, daß die elsässische Linkspresse so tut, als steckte hinter der Protestbewegung nichts anderes als die Auswirkung einer aus egoistischen und materialistischen Motiven heraus entsprungenen Pfaffenhetze; im Grunde genommen ist es das erste Aufbäumen unseres Volkes seit seiner Einverleibung in das französische Volksganze gegen die Assimilationsbestrebungen. Zum ersten Male seit 1918 gibt unser Volk zu erkennen, daß das Band, das uns mit Frankreich zusammenbindet, durch einen unnatürlich dicken Knoten nun drückt und wehtut. Das ist's, weshalb wir Elsässer, die in Herz und Gewissen Frankreich ablehnen und, da wir nun einmal in seinen Grenzen leben müssen, angesichts der Bajonette und Polizei zur Passivität — vorerst — verurteilt sind, weshalb wir diese Kulturkampferscheinungen begrüßen. Denn sie müssen der außerfranzösischen Welt die Augen darüber öffnen, daß wir ein internationales Problem darstellen und in dem Jahrhundert des Minderheitenschutzes und des Selbstbestimmungsrechtes

der Völker dieselben Rechte beanspruchen, wie jede andere volkhafte Minderheit an jedem Ende des durch die famosen Friedensschlüsse nach dem Weltkriege in Fesseln geschlagenen Europas. Freilich tut unsere elsässische katholische Presse so, als wäre sie ihres Sieges in diesem Ringen sicher. Es sei uns gestattet, darauf hinzuweisen, daß der Sieg auf diesem Kampffelde sicher wäre unter der einen Bedingung, daß die Führer der Bewegung wirklich wahrhaftig und offen und ehrlich wären. Aber gerade diese Eigenschaft vermissen wir sehr zu unserm großen Schmerze. Es mag sein, daß in dem Lager der kämpferischen Katholiken verschiedene Strömungen gegeneinander ringen. Die Bewegung, die doch von dem Volke getragen wird und von diesem Volke als ein Kampf gegen Frankreich aufgefaßt wird — was auch ganz genau stimmt —, sie darf nicht versteckt werden hinter Feigenbäumen, weil die nackte Wahrheit heute noch unangenehm zu sehen wäre. Es ist eine Fälschung der Tatsache, wenn die in den Straßburger Versammlungen verlesene und angenommene Protestresolution beginnt mit der Beteuerung der Ergebenheit und Treue des elsässischen Volkes zu Frankreich. Es war ebenso falsch, daß der Abgeordnete Oberkirch in seiner Rede dieselben Töne anschlug. Es war zum mindesten stark deplaziert, daß in einigen Versammlungen abgeschlossen wurde mit dem zweifelhaften Rufe „Vive la France!" Das Echo, das die Aufforderung zu diesem Rufe geweckt hat, dürfte die Veranlasser, hinter denen der Bischof und die anwesenden französischen Deputierten vermutet werden können, nicht im Zweifel darüber gelassen haben, wie die Masse sich zu Frankreich stellt. Und auch der ehemalige Oberstabsarzt in der deutschen Armee, heute nationalblöcklerischer Abgeordneter in der französischen Kammer, Dr. Oberkirch, muß es an sich selber erkennen, wie wenig wahr solche Ergebenheitsbezeugungen zu sein brauchen, seien sie abgegeben in deutscher Uniform oder im Schmucke der Deputiertenschärpe mit den Farben der Trikolore. Es fehlt, um es ganz kurz zu sagen, an dem Mute zur Wahrheit! Und darum glauben wir nicht an den Sieg der Protestbewegung. Sie hat den Sieg einfach nicht verdient. Es sei denn, daß die, die sich zu Führern des Volkes berufen fühlen, schnellstens Einkehr halten und das Volk führen unter der Fahne, die es allein anerkennt (innerlich!) und die nun einmal nicht die französische ist. Als an jenem Protestsonntag eine unzählige Menschenmasse vor dem Standbilde Klebers ihr „Großer Gott, wir loben Dich" in fanatischer Begeisterung sang, als dieselbe Masse beinahe stillschweigend die „Marseillaise" — sang, als ein wagehalsiger Junge zu Füßen Klebers einen Kranz in roten und weißen Rosen (die klerikale Presse schrieb „in elsässischen Rosen") unter dem tosenden Beifallssturm der Menge niederlegte; da war es für alle, die nicht grundsätzlich blind sein wollen, klar, daß sich die Bewegung zu „verirren" begänne. Innerfranzosen sagten es frei heraus, daß dieser „Cantique boche" ebenso wie die dürftige „Marseillaise" und vor allem die Tafeln mit den unzweideutigen Aufschriften nichts anderes wären als „une manifestation tout à fait anti-française". Diese Leute haben recht geurteilt. Ein mit dem Kreuze der Ehrenlegion ausgezeichneter Herr aus Innerfrankreich glaubte feststellen zu müssen, daß an dem Ganzen nur noch eines fehle: der begeisterte Ruf „Vive les Allemands!" —



Protestversammlung auf dem Kleberplatz (am 20. Juli)

Nicht umsonst hat die Metropole eine Armee von Spitzeln und Detektiven zu uns geschickt, eine lächerlich große Menge. Aber wir Elsässer sind nun einmal so schlau geworden und sagen nie das, was wir wollen, sondern schweigen lieber, damit nicht Cayennes zu klein werde. Aber eben das ist wieder eine der Erscheinungen von dem tragischen Mangel an Mut zur Wahrhaftigkeit. Wir dürfen nicht ungerecht sein. Es gibt Männer, die der Wahrheit sehr nahe gekommen sind. Einer von ihnen trägt auch die blau-weiß-rote Schärpe der Deputierten, der Vertreter der christlichen Gewerkschaften Bilger. Erklärte er doch unter nie gehörtem Beifallssturm der Menge: **„Unser Herrgott hat Heimatsrecht bei uns im Elsaß. Wenn wir, die wir als „locataires" (!) in das französische „Mutterhaus" einziehen sollen, diesen Herrgott nicht mitnehmen dürfen in unsere Mietwohnung, dann — in Gottes Namen! — bleiben wir draußen und schaffen uns eine Eigenwohnung!"** Wer Ohren hat zu hören, der höre!!

Solche Worte, gesprochen von ernsten Männern, können nicht ohne Echo bleiben. Es steigt dabei nur der Gedanke auf an einen Mann, einen ehrlichen Schwärmer, der, noch lange bevor unser Elsaß-Lothringen rechtlich französisch geworden war, sein Volk, das er ins Elend hinabgleiten sah, aufrief zu einer Bewegung, die als Endergebnis das Plebiszit haben sollte, und der nun dafür 7 Jahre ins Zuchthaus gekommen ist. Zurückgreifend auf unser Wort von dem Mangel an Mut zur Wahrheit müssen wir daran erinnern, daß es Herr Camille Dahlet in seiner „République" gewesen ist, der alsbald nach der Verurteilung Ley's die Amnestie für den zu Unrecht wegen Hochverrats verurteilten politischen Kämpfer forderte, und der heute nun, als der Leiter der Straßburger Zeitung, die doch heute der Regierung am nächsten steht, schweigt. Warum schweigt der Mann, auf den wir voll Hoffnung schauten als Künder der elsässischen Tragödie nach 1918? Weil er Angst hat, konsequent zu bleiben, weil er fürchtet, sein Brot zu verlieren, wo er ja sowieso mit seinem politischen Direktor in einem Verhältnis steht, das jeden Tag die Lösung des Verhältnisses bringen kann. Aus Angst, sein Brot zu verlieren, kann also auch ein Dahlet heute nicht, wo es in seiner Stellung möglich wäre, nochmals nachdrücklich und nur in konsequenter Befolgung des bereits beschrittenen Weges zum Ende gehen. So sind unsere „Männer" im heutigen Elsaß. Mangel an Mut zur Konsequenz! Liebediener, Speichellecker, Ordensjäger. Die brutale Gewalt der Scheinsieger und der Mangel an Mut ihrer Alliierten ließ es dahin kommen, daß wir heute führerlos einer entscheidenden Stunde entgegensehen.

Es kann nicht abgestritten werden, daß von jetzt ab unserer Heimat die Ruhe geraubt ist. Die Regierung mag stehen oder fallen, es mag das Trennungsgesetz mit allen Konsequenzen eingeführt werden oder nicht: immer wird es nun im Elsaß eine Gruppe geben, die sich unerlöst fühlt und die darum im Gegensatz zu Frankreich operiert, sei es nun die katholische Partei mit dem evangelischen und jüdischen Anhang, seien es die Linksparteien, die im Elsaß nicht wie in einer Kolonie mit einer besonderen Verwaltungsmaschine und einer andern Gesetzgebung leben wollen. So sieht die französische Zwickmühle aus, und immer ähnlicher wird unsere Situation mit der in Irland vor der Lösung der fundamentalen Probleme. Es wird eines ganz besonderen Meisters im Eiertanze bedürfen, wenn es da keine zerbrochenen Schalen geben soll. Uns will scheinen, als wenn sämtliche Advokaten in ganz Frankreich keinen Ausweg aus dieser Sackgasse wüßten, und nur ein ganz besonders Geschickter wird es eines Tages versuchen, einfach diesen gordischen Knoten zu zerschneiden. Aber die Folgen??

In Metz ist Blut geflossen im Bruderkampf. Die Lothringer haben am selben Sonntag wie die Elsässer in Metz protestiert. Dabei ereignete sich ein ernster Zwischenfall, dadurch, daß Kommunisten eine Protestversammlung stürmten und mit Knüppeln und Waffen, sogar mit bissigen Hunden die Anwesenden auseinandertrieben. Die Polizei wurde mit der Internationale begrüßt. Von Verhaftungen und Bestrafungen hat man nichts gehört. Es ist gefährlich auch für eine Polizeiverwaltung, sich heute auf die Seite einer Partei zu stellen. Es ist fast unmöglich, den wahren Willen der Majorität in unserer zerrissenen Bevölkerung heraus-

zufinden. Deshalb ist es auch so komisch, daß heute jede Körperschaft, jeder gewählte Vertreter des Volkes im Namen des souveränen Volkes in Paris oder für die Pariser Regierung Erklärungen abgibt. Der bezeichnendste Fall spielte sich in Markirch ab. Der Bürgermeister, Senator und General Bourgeois, mit Ausnahme des 14. Juli abwesend und ständig wohnhaft in Paris, gab Herriot gegenüber „im Namen des Volkes" und seiner Gemeinde eine Erklärung ab, worin er die Erhaltung des Status quo auf kirchlichem Gebiete forderte. Zur selben Stunde aber war der Rat der Stadt Markirch versammelt und forderte „im Namen desselben Volkes" die Einführung der französischen Laiengesetze. Dem Maire der Stadt Markirch blieb nur ein Weg offen: seine Demission! — Wenn auch diese Karikatur des souveränen Volkswillens zum Lachen reizen muß, so steckt dahinter doch das Geheimnis unserer gegenwärtigen Tragödie. Waren es nicht einige Wenige, die, als das Kriegsglück endgültig von der deutschen Seite gewichen war, als die ersten französischen Bajonettspitzen sichtbar wurden, „im Namen des Volkes" die Befreier begrüßten, im „Namen des Volkes" Erklärungen abgaben, „im Namen des Volkes" die Massen auf die Straßen beriefen, „im Namen des Volkes" aller Welt das Glück verkündeten, endlich und endgültig französisch zu sein? Und als unser junges Geschlecht aus dem Felde heimkam, da empfingen uns an der Rheinbrücke Schwarze, die uns im Namen des souveränen französischen Volkes tagelang in die Kasernen am Nikolausring einsperrten und uns nicht nur bewachten, sondern uns auch beschimpften. Als sie uns unter starker Bedeckung zum Bahnhof führten, warfen uns (auf Anregung) Gassenbuben Pferdeäpfel nach „im Namen des Volkes", und die Schwarzen grinsten. Aber wenn die Schwarzen kamen, da heulte der Mob (auf Kommando!) „Vive la France!" Und dann kamen wir heim und fanden Fahnen, die uns fremd waren und fremd bleiben. Und wir mußten uns und unsere Uniform verstecken, damit man uns nicht „im Namen des Volkes" ungestraft und unbehindert das Haus über dem Kopfe anzündete. Aber die Reporter der amtlichen Agenturen und der Boulevard-Presse gaben der Welt bekannt, daß das Plebiszit zu Frankreichs Gunsten ausgefallen wäre. Und so sind wir französisch geworden. Damals wie heute war und ist unser elsaß-lothringisches Volk Opfer ein und derselben Lüge. Einzelne geben Erklärungen ab im Namen des Volkes, wenngleich sie wissen, daß das Volk ihren Machenschaften ferne steht.

Natürlich kann auf die Dauer eines Volkes Stimme vor der betrogenen Welt nicht verheimlicht werden. Auch unsere elsässische Stimme muß immer weiter getragen werden. Es fehlt nicht an Versuchen hierzu; aber sie kranken heute daran, daß ihre Veranlasser keine Persönlichkeiten sind. Am Morgen des 31. Juli erlebte Straßburg die Ueberraschung, daß seine Plakatsäulen einen Aufruf trugen, der unterzeichnet war von Claus Zorn von Bulach, und in dem nicht mehr und nicht weniger gefordert war als **Selbstverwaltung des Elsaß mit eigenem Parlament, eigenen Ministerien und eigenem Budget.** Das ist sehr viel gefordert auf einmal, und zeichnet Claus von Bulach nicht gerade durch übergroße Bescheidenheit in politischen Dingen aus. Es hätte ein solcher Aufruf eine gewaltige Wirkung heute, wo die Leidenschaften eine ungewöhnliche Heftigkeit erreicht haben; aber der unglückliche Name des „Führers" der Elsässerpartei kann keine Volksbewegung entfachen. Und trotzdem ist dieses Manifest ein ernstes Zeichen. Bulach — oder seine Hintermänner! — hat den politischen und kulturellen Zweikampf ausgenutzt, einmal offen und freimütig der bedrängten Elsässerbrust Luft zu verschaffen. Was er als Hauptpunkt in seinem Programm aufführt, das denkt heute fast jeder Elsässer: Selbstverwaltung! Es ist das der wunde Punkt schon seit Jahrzehnten. Vor dem Kriege allerdings war der Ruf nach einer Autonomie zum Teil inspiriert von den Kreisen der französischen Propaganda. Und durch sie hat sich der Wunsch nach Eigenleben so fest in das Volksbewußtsein eingehämmert, daß er auch heute nicht erlegen ist, wo es doch so vollkommen unfranzösisch klingt, in Aufrufen die République une et indivisible zu verleugnen. Weil Bulachs Aufruf so sehr dem elsässischen Denken von heute entspricht, deshalb wohnt ihm in Verbindung mit der Kulturkampfstimmung doch eine Kraft inne, über die man sich ja nicht täuschen mag. Es wird ja nun einen politischen Märtyrer mehr geben in der Person des Schloßherrn von Osthausen, und seine Gegner werden versuchen, sein Manifest lächerlich zu machen; aber es steht fest, daß Bulachs Hintermänner ganz ernste Ziele erstreben und immer wieder aus ihrem Versteck hervortreten werden, selbst wenn sie sich, was wahrscheinlich ist, bald nicht mehr des Claus Zorn von Bulach bedienen können.

Herriots Kulturkampfansage hat dieses Manifest ermöglicht. Es ist geeignet, Frankreich recht unangenehme Stunden zu bereiten. Die Polizei hat die Plakate entfernt und der Staatsanwalt hat sie beschlagnahmt. Aber was sie erhielten, weiß doch jeder, der es wissen will, und es ist für alle ein Zeichen, daß die Hoffnungen auf endliche Befreiung doch noch nicht, wie man oft rechts des Rheines unken hört, zu Grabe getragen werden müßten. Es kommt dazu, daß solche Vorkommnisse das Mißtrauen Frankreichs zu den „lieben Elsässern" gewaltig steigert, und im Zeichen der Ueberflutung Straßburgs durch Ausländer aus allen Winden wird eine solche Manifestation nicht ohne Echo bleiben. Wenn Frankreich klug handelt, dann läßt es den Urheber der Plakate laufen; wenn es weiter politische Scherben machen will, dann schickt es ihn zu René César Ley in das Zuchthaus von Clairvaux.

Den Weg dorthin kann ihm das Schwurgericht, der Schrecken unseres Landes, zeigen. Vor allem zeichnet sich das von Straßburg aus durch einen Präsidenten, der durch den Mangel an Objektivität und eine fast krankhafte Nervosität bei den Verhandlungen alle Gerichtsskandale Frankreichs zu übertreffen imstande ist. Die „République" zeichnet in einem Artikel, der in der heutigen Zeit sehr bemerkenswert ist, diesen Gerichtspräsidenten in satten Farben und stellt fest, daß „das Schwurgericht seit der Einführung des Französischen als Gerichtssprache in unserm deutschsprachigen Lande die Tragödie des Elsässertums, das Schwurgericht unter einem solchen Vorsitze die Tragödie des Menschentums" geworden sei. — Wir begrüßen diese Feststellung. — Wohin aber kommt der Staat, der es fertig bringt, das Vertrauen seiner Bürger in die erhabene Göttin Justitia so gründlich zu untergraben? Die katastrophale Wirkung dieser Entartung unserer Schwurgerichte auf das Volk ist unzweideutig aus Dablets Arbeit erkennbar. Ein „Volksgericht", dessen Sprache eine andere als die des Volkes ist, dessen Sprache selbst nicht von den Geschworenen verstanden wird, ein Gericht, vor dem in fast allen Affären der Patriotismus eine hervorragende Rolle spielt und dessen Urteile danach bemessen zu werden pflegen, inwieweit der Angeklagte seinen Patriotismus schon bewiesen hat, ein solches Gericht stellt vor aller Welt einen Skandal dar, wie er auf dem heiklen Gebiete des Rechts schlimmer nicht gedacht werden kann. Das französische Volk hat den Jahrestag des Bastillensturmes gefeiert, den Gedenktag der Befreiung eines unter Tyrannenherrschaft versklavten Volkes, dessen unbequeme Führer in der Bastille lebendig begraben wurden. Aber unser Volk sieht, daß es in der modernisierten Bastille lebt, und darum ist der 14. Juli hier im Lande mit der Begeisterung gefeiert worden, wie er der Gemütsstimmung entspricht. Selbst die Offiziellen haben in diesem Jahre mehr und mehr ihr Desinteressement an patriotischen Dingen bewiesen.

Viel mehr beschäftigt sich jeder unseres Landes mit den materiellen Tagesfragen. Es ist ein unzweideutiges Zeichen, daß z. B. unsere Lehrerschaft auf ihren großen Versammlungen nur noch Fragen bespricht, die die äußere Lage des Standes betreffen. Und wie war es früher? Während vor dem Kriege die bedeutendsten Führer auf dem Gebiete der Erziehungskunst zu den großen Versammlungen unserer elsässischen Lehrer eilten und sich in den Dienst stellten am inneren Aufbau und Ausbau unserer elsässischen Schule, erschöpft sich zu Anfang des Monats Juli die oberelsässische Lehrerversammlung in Gebweiler einzig und allein mit der Forderung auf die Teuerungszulage von 1800 Franken, mit den bitteren Klagen über die Benachteiligung des einheimischen Lehrpersonals und mit dem Elsässerfeind Lachzette, dessen Abberufung aus unserem Lande stürmisch gefordert wird. Die ganze Atmosphäre einer solchen Versammlung ist von vornherein dadurch vergiftet, daß sie immer wieder unter dem Zeichen des tiefen Gegensatzes steht, der zwischen Franzosen und Elsässern besteht. Und heute kann Frankreich feststellen, daß es ihm zwar in den kritischen Zeiten der Vergangenheit gelungen ist, die elsässischen Lehrer durch Gewährung eines verhältnismäßig hohen Gehaltes zeitweilig gefügig zu machen, daß aber diese Einstellung der Leher heute Platz gemacht hat einer neuen tiefen Erregung. Wenn der Generalsekretär der Oberelsässischen Lehrer, Herr Ernst Schneider, klagt über das mangelnde Wohlwollen des Akademieinspektors, wenn er dagegen protestiert, daß in die größeren Städte nur Innerfranzosen als Lehrer berufen werden, wenn er weiter feststellt, daß die einheimischen Lehrer für die Erteilung des Fortbildungsschulunterrichts Glückwunschschreiben, die Innerfranzosen dagegen Orden und Geld bekämen, wenn er mit tiefer Bewegung unter den Pfui-Rufen der Versammlung das gemeine Vorgehen der Zugewanderten den Elsässern gegenüber an den Pranger stellt und genötigt ist, die ehemaligen deutschen Offiziere aus den Reihen der elsässischen Lehrer eindeutig in Schutz zu nehmen gegen die immer wieder erhobenen niederträchtigen Verleumdungen dieser Männer durch die Franzosen, dann mag sich jeder Leser ein Bild machen von dem Innern der Männer, denen die Jugend anvertraut ist.

Diesen Gegensatz, der zwischen den beiden Cadres der Lehrpersonen herrscht, macht sich natürlich die kulturkämpferische Geistlichkeit zunutze und leitet eine Sonderaktion ein, die unzweideutig gegen die zugewanderten Leher gerichtet ist und das elsässische Volk zur Aktion gegen sie aufruft. Die Gemeinderäte sollen eingreifen und die religionslosen und religionsfeindlichen Lehrpersonen entfernen lassen aus den durch sie entheiligten Schulräumen. Es ist deshalb möglich, weil, wie die katholische Presse nachweist, die Verwendung solcher Lehrer in unsern gesetzlich immer noch religiösen Schulen einen ungesetzlichen Zustand darstellt, auch wenn die Ernennungsurkunden den Stempel Frankreichs tragen. „An die Arbeit! Den Worten müssen die Taten folgen!" In einem Aufruf schreibt der „Els. Kurier": „Gemeinderäte! Das Sektierertum ist brutal bis zum Exzeß, bis zur Unmenschlichkeit. Seid ebenso rücksichtslos und ruhet nicht, bis unsere konfessionelle Volksschule von allen Elementen gesäubert ist, welche nicht in dieselbe gehören, bis die letzte religionsfeindliche und religionslose Lehrperson aus unsern konfessionellen Schulen verschwunden ist." In Sennheim hörten wir den Redner einer Protestversammlung, Stadtpfarrer Meyer-Colmar, ausrufen, als er auf die Innerfranzosen zu sprechen kam: „Nüß mien se! M'r welle sie nemmi b'halte!" (Hinaus müssen sie! Wir wollen sie nicht mehr behalten!) Und die Zuhörer kamen darauf mit tosendem Beifall fast nicht zum Ende.

Der Kampf um die Ueberfremdung unserer elsässischen Schule mit Franzosen wird schon lange stillschweigend geführt. Erst in der letzten Zeit zieht es die Regierung vor, aus der Reserve herauszutreten und die ihr im Wege stehenden Lehrer einfach aufzufordern, zu demissionieren, weil sie angeblich die Altersgrenze erreicht hätten.

Wenn wir heute uns umschauen nach Positivem, dann stehen wir vor der Tatsache, nichts zu finden. Wenn auf der einen Seite gekämpft wird für die Erhaltung der christlichen Einrichtungen in unserm Lande, dann kämpft mit derselben Zähigkeit die andere Seite für die Erhaltung unserer gefährdeten sozialen Gesetzgebung. Schon monatelang wird ein erbitterter Kampf geführt zwischen der Landesversicherungsanstalt und dem Generalkommissariat. Wir lassen einen Teil einer Protesterklärung über diesen Konflikt folgen:

„Nach den Vorschriften der Reichsversicherungsordnung war es bis jetzt das unbestreitbare Recht der Landesversicherungsanstalt, ihren Voranschlag, ihr Budget, aufzustellen. Selbstverständlich sollte und mußte das geschehen unter vollkommener Wahrung der im Gesetze vorgesehenen Sicherungen. . . . Nie ist in den langen Jahren ihres Bestehens an ihrem Budgetrecht und an ihrer Budgetaufstellung irgendwie gerüttelt oder genörgelt worden. Nie fiel es dem Reichsversicherungsamt in Berlin ein, irgendwelche Aenderungen an den von den Landesversicherungsanstalten aufgestellten Budgetentwürfen vorzunehmen. Die Souveränität und das Prestige dieser Körperschaften wurden in so hohem Maße geachtet, daß weder das Reichs-Versicherungsamt, noch ein Ministerium, noch die Volksvertretung selbst eine Aenderung oder Rückweisung vorzunehmen sich erlaubte. . . . Die Souveränität der Landesversicherungsanstalt wurde nie angetastet, scheinbar, weil die frühere Aufsichtsbehörde ebenfalls von einem großen Geiste der sozialen Wohlfahrtspflege getragen war. In diese Tradition ist nunmehr durch das gegenwärtige Generalversicherungsamt mit brutaler Hand eingegriffen worden. Zum erstenmal ist es vorgekommen, daß das von der Landesversicherungsanstalt aufgestellte Budget eine tief eingreifende Aenderung und großen Abstrich erfahren hat. Diese Maßnahme, dieser Eingriff in das souveräne Budgetrecht der Institution, geheiligt und gewürdigt durch jahrzehntelange Tradition, hat nicht nur das größte Befremden, sondern auch die größte Bestürzung in allen Kreisen der Versicherten hervorgerufen. . . .

Wir lenken die Aufmerksamkeit auf die immerhin nicht uninteressanten Vergleiche mit dem Zustande unter deutscher „Knechtschaft".

Eine andere Frage von sehr weittragender Bedeutung beschäftigt unsere Bevölkerung, vor allem die weinbautreibenden Kreise. Am 10. Januar 1925 ist der Zeitpunkt da, wo die zollfreie Einfuhr elsässischer Produkte nach Deutschland aufhört. Die Beklemmung, mit der unser Volk diesen Tag und seine Folgen auf die gesamte Wirtschaft erwartet, ließ den Abgeordneten Schumann beim französischen Außenministerium anfragen, was die französische Regierung getan hat, u. U. eine Verlängerung dieser Vergünstigung für elsässische Produkte zu erreichen, eventuell unter Zuziehung des Völkerbundsrates. Die Antwort des Ministers lautet kurz und bündig: „Frankreich hat in dieser Richtung keine Schritte unternommen." Daraus mag das elsässische Volk erkennen, wie fern die Regierung in Paris (— Paris ist weit! —) uns und unseren Wünschen steht. Die französische Regierung glaubt es verantworten zu können, sich an den Spezialproblemen unseres Elsaß desinteressieren zu dürfen. Trotz des unleugbaren wirtschaftlichen Niederganges seit 5 Jahren. Sei es!

Aufhebung des Generalkommissariats.

Die elsässische Presse brachte in den letzten Julitagen den Text eines Gesetzesprojekts über die Aufhebung des Generalkommissariats. Es ist wirklich ergötzlich zu sehen, wie man in Paris unbeirrt an der Austilgung Elsaß-Lothringens als politischem Gebilde arbeitet, während in der elsässischen und lothringischen Bevölkerung der Wille zur Vereitelung der französischen Assimilationsbestrebungen nimmer deutlicher hervortritt.

Die wichtigsten Artikel des Projektes lauten:

Art. 1. Das Generalkommissariat der Republik in Straßburg wird mit dem Datum vom 1. Januar 1925 aufgehoben.

Von diesem Augenblick an wird der Ministerpräsident die augenblicklich dem Generalkommissar auf Grund der gegenwärtig gültigen Gesetzgebung übertragenen Vollmachten ausüben.

Art. 2. Es wird unter der direkten Autorität des Ministerpräsidenten ein Generalsekretariat (oder eine Generaldirektion) errichtet, welcher alle Dienstzweige der Departements des Haut-Rhin, des Bas-Rhin und der Moselle unterstehen, soweit sie noch nicht dem Ministerium rattachiert sind, dem sie ihrer Natur nach unterstehen sollen.

Das Generalsekretariat ist außerdem beauftragt, im Namen des Ministerpräsidenten die Einheitlichkeit aller Handlungen, sowie die schnelle Lösung der Angelegenheiten in den an die zuständigen Ministerien rattachierten Dienstzweigen zu sichern, namentlich in bezug auf alle Projekte, die eine Aenderung der Gesetzgebung, der Verwaltung oder des besonderen Fiskalregimes der drei Departements oder die Ausführung großer Arbeiten von öffentlichem Nutzen betreffen.

In Straßburg gibt man der Hoffnung Ausdruck, daß der „Conseil consultatif", der elsaß-lothringische „beratende Rat" noch zum Projekt gehört werden wird. Immer ein bischen Protest, zu mehr reicht es nicht. Der bisheriae Generalkommissar, Alapetite, hat übrigens an dieser befristeten Tätigkeit keine Freude mehr gefunden, er ist am 1. Juli von seinem Posten zurückgetreten. Von seinem Weggang hat man gar keine Notiz genommen. Sang- und klanglos ist er verschwunden und wird wohl jetzt eine andere französische Kolonie zu verwalten haben. Man rechnet damit, daß Charléty, der Rektor der Straßburger Universität seit 1919 und somit entsprechend den französischen Einrichtungen der Schulgewaltige unseres Landes, mit dem Posten des Generalsekretärs betraut werden wird. Er ist ein Parteifreund Herriots, und das ist zur Zeit eine recht angenehme Sache.

Uf'm Berri

Ich sitz uf em Berri,
Leuj wit nüs in's Land;
's isch alles su friendli,
Verträujt un bekannt.

Un dort glickt jo's Dörfel
Ues Quetschebaim nüs;
Wie frisch üs em Lädel
Steht Hüs newe Hüs.

Un drüwer d'r Himmel
Als wie e blöujs Zelt.
Ach! Könnt ich doch flieje
Uns End' vun d'r Welt!

's geht nix üwer d' Heimet,
's geht nix üwers Neschi,
Un's Elsässer Ländel
Isch alleviel 's beschi.

Dort liejt unser Hüsel
Un's Gärtel drum rum;
Ich glaub, ich sieh d'Mueder,
Die spatzt drinn herum.

's ganz Feld isch e Teppi
Ums Dorf üsgebreit;
D'r Wald wie e dunkli
Bordür drum geleijt.

Doch, hätt' ich au Flüjel,
Es gäng m'r ebs ab,
Uff's Dach vun d'r Mueder
Käm baal ich herab.

Marie Hart
(aus: „Erinnerungsland").

Unserer Marie Hart!

Durch
Aufruf ist im Juli-Heft
unserer Zeitschrift allen Landsleuten
nahegelegt worden, mit dazu beizutragen, daß wir
unserer jüngstverstorbenen Heimatdichterin in Treue zu ihr und
zu unserer Heimat ein
Ehrenmal errichten können.
Nachstehend bringen wir
die bisher eingelaufenen
Spenden zur Kenntnis:

Fritz Augsberger, Nürnberg	10 Mark	Forstmeister Müller, Altensteig	5 Mark
F. Colas, Freiburg i. Br.	10 „	Dipl.-Ing. Ohlmann, Hamm	10 „
Min.-Dir. R. Eberbach, Berlin-Lichterfelde	10 „	Radebold, Godesberg	10 „
Geh. Stud.-Rat Dr. Gneisse, Halle/S.	20 „	Rebmann (Hilfsbund Ortsgruppe Pforzheim)	30 „
Prof. F. Grunsky, Göppingen	4 „	Hermann Reihlen, Stuttgart	20 „
Jahnke, Marburg	3 „	Reichsgerichtsrat W. Rosenberg, Leipzig	4 „
Fritz Hartmann, Breisach	5 „	Pastor Paul Rosenstiel, Mitterode	3 „
Ernst Henrich, Breisach	5 „	Landesger.-Präs. Dr. Schwalb, Charlottenburg	10 „
Forstmeister Herrmann, Schloß Eisenbach	3 „	S. Spiegel, Baden-Baden	5 „
Heinrich Hochstetter, Darmstadt	5 „	Prof. W. Spiegelberg, München	10 „
Min.-Rat Kayser, Freiburg i. Br.	5 „	Ungenannt	20 „
A. Kirstein, Brome	5 „	Ungenannt	5 „
Hans Meuer, Heidenheim	10 „	Ungenannt	2 „
Gertrud Meyer, Berlin-Tegel	5 „		Summa 234 Mark

Allen Spendern herzlichen Dank und gleichzeitig die Bitte an alle Landsleute und Freunde unserer Heimat:

„Helft mit".

Die Schriftleitung.

Alle Spenden erbeten auf Postscheckkonto Dr. Robert Ernst beim Postscheckamt Berlin, Nr. 109799.

Wanderung durch das alte Metz.

Von J. B. Keune, Professor, Dr. phil h. c., Museumsdirektor a. D.

(Fortsetzung)

Einen ganzen, langen Monat mußten wir unsere Wanderung unterbrechen. Um so größer unsere Freude, daß der Treffpunkt für heute auf der Esplanade festgesetzt ist.

Auf die Esplanade waren die Altmetzer mit Recht sehr stolz und wir Neumetzer mit ihnen. Wer von uns erinnert sich nicht mit Entzücken der prächtigen Baumgänge, der duftenden Flieder büsche, der Wasserkünste und vor allem der wunderbaren Aussicht auf das liebliche, fruchtbare Moseltal und die einrahmenden Berge mit den zahlreichen blühenden Ortschaften am Hang und in der Ebene. Diese Eindrücke zu schildern ist nicht Raum, nicht Zeit. Die Gartenanlagen hat man zudem durch Bildwerke noch zu verschönern gesucht. Tierbilder, wie das vielbesprochene Pferd des Metzer Künstlers Fratin, die Quellnymphe von Pêtre, gleichfalls einem Metzer Bildhauer, stehen noch. Auch das Standbild des Marschalls Ney, in etwas theatralischer Stellung, aber künstlerisch treffliche Arbeit von Pêtre (1855) steht noch aufrecht, und es wäre auch nicht der Kriegsnot, die Bronzedenkmäler einzuschmelzen zwang, zum Opfer gefallen, weil die für diese Frage eingesetzte Kommission jenes Bildwerk ausdrücklich und einstimmig ausgeschlossen hatte im Gegensatz z. B. zu den Denkmälern des Prinzen Friedrich Karl und des Kaisers Friedrich. Also war die durch Zeitungen im November 1918 verbreitete Nachricht, daß das Standbild von Ney, ein Wahrzeichen der Stadt Metz, vernichtet wäre, wenn nicht durch Fürsprache des Gemeinderates von Metz seine Einschmelzung zu verschiedenen Malen verschoben worden wäre, eine erbärmliche Lüge. Die angeführten Denkmäler des Kaisers Friedrich, in der Neustadt vor der Reichsbank, und des Prinzen Friedrich Karl auf der Esplanade sind zwar auch von der Einschmelzung verschont geblieben, weil der Zusammenbruch die Ausführung des Beschlusses der genannten Kommission überholt hat. Dafür wurden sie aber, ebenso wie das Kaiser Wilhelm-Denkmal auf der Esplanade, nach dem Einzug der Franzosen im November 1918 zerstört und besudelt.

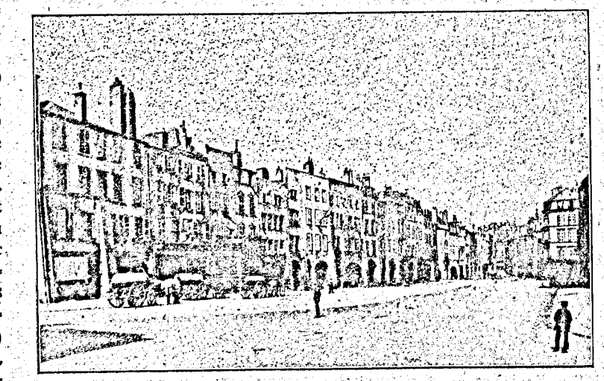
Der Teil der Esplanade, in dem das Denkmal des Prinzen Friedrich Karl Aufstellung gefunden hatte, führt den Sondernamen Boufflers-Garten, weil ein General Ludwigs XIV., Marschall Duc de Boufflers, im Jahr 1668 diese öffentliche Gartenanlage geschaffen hatte zu einer Zeit, als die Esplanade noch Festungsanlage war. Jener ältere, erste öffentliche Garten war angelegt vor dem gleichzeitig, 1868, errichteten Gebäude des Gouverneurs, als dessen Ersatz 108 Jahre später (seit 1776) der mächtige Bau erstand, welcher seine Aufgabe, dem Kgl. Statthalter (Gouverneur) zu dienen, infolge des Ausbruches der Revolution nicht mehr erfüllen sollte, und der in der Folgezeit Gerichtsgebäude, Palais de Justice, Justizpalast geworden ist.

Auf die schönen Gartenanlagen der Esplanade ist ein nüchterner Name des Festungsbaues übertragen, denn „Esplanade" bedeutet das sturmfreie Vorland (Glacis) einer Befestigungsanlage. In diesem Falle war gemeint das Glacis der Citadelle. Das ganze Gelände, welches jetzt eingenommen wird von dem noch heute „Citadelle" benannten Stadtteil, sowie von der Esplanade, von dem anstoßenden (Kaiser Wilhelm-) Platz mit der anliegenden (1841 ff. erbauten) Kaserne und von der Römeralle mit ihren Anbauten, war bis zur Revolutionszeit ein in die Stadtbefestigung eingeschaltetes selbständiges, auch gegen die Stadt gerichtetes großes Bollwerk, die 1556 bis 1562 (also sehr bald nach dem französischen Einbruch in die Stadt) angelegte Citadelle mit ihren Steinwällen, den an den vier Ecken weit vorspringenden Bastionen oder Basteien, vorgelegten Wassergräben und Glacis. Dieser Anlage war ein ausgedehntes bürgerliches Stadtviertel zum Opfer gefallen, von dem nur noch an der „Citadelle" benannten Straße einige, damals militärischen Zwecken dienstbar gemachte Bauten (Templerkapelle, Klosterkirche St. Peter) übrig geblieben sind. Während zwei Basteien der Citadelle der Moselseite zugekehrt waren, lag eine Bastei auf dem Kaiser Wilhelm-Platz, eine vierte Bastei erstand an der Stelle, wo vorher ein Stadttor der mittelalterlichen und reichsstädtischen Befestigung, die berühmte Porte Serpenoise gestanden hatte und abgebrochen worden war. Der alte Name dieses Tores ist wohl richtig gedeutet als Porta Scarponensis, nach einer gallisch-römischen Ortschaft Scarponna, Scarpona, an der Mosel bei Dieulonard. Als die Festungswerke der Citadelle abgetragen und eingeebnet wurden, hat man das Stadttor nicht erneuert. Erst ein halbes Jahrhundert später, nach Eröffnung der ersten Eisenbahnlinien, wurde hier 1851/52 wieder ein Torweg geschaffen, ein Walltor, welchem der altehrwürdige Name „Porte Serpenoise" beigelegt ward. Wir nannten es Bahnhofstor oder Römertor oder Prinz Friedrich Karl-Tor. Verkürzt ist dieses Walltor ohne Wall erhalten geblieben als Wahrzeichen der alten, 1600 jährigen Stadtgrenze. Doch die Schilderung der Beschaffenheit und der Schicksale der alten Porte Serpenoise darf uns nicht aufhalten. Wir müssen zurück!

Der Platz, der in deutscher Zeit nach Kaiser Wilhelm (I.) benannt war, hieß 1870 noch Place royale, d. h. Königsplatz, nach der Bastion royal (Königsbastei) der vormaligen Citadelle. Während der Einschließung von Metz (Blocus de Metz), August bis Oktober 1870, die mit der Uebergabe der Festung und Rheinarmee endete, waren auf dem Platz Eisenbahngüterwagen aufgestellt und auf der anstoßenden Esplanade Zelte aufgeschlagen, die als notdürftige Lazarette dienten, da alle zu Lazaretten bestimmten und in solche umgewandelten Gebäulichkeiten aller Art mit Verwundeten und Kranken überfüllt waren. Nahe der südöstlichen Ecke des Platzes hatte der Verkehrsverein für Metz und das Metzer Land auf einer ihm eingeräumten Scholle seit langen Jahren einen kleinen Bau errichtet, der als unentgeltliche Auskunftsstelle den Bürgern und Fremden zur Verfügung stand: diese gemeinnützige Geschäftsstelle des Vereins besteht nicht mehr, denn das kleine Haus wurde unlängst auf Anordnung abgerissen.

Wir setzen unsere Wanderung nicht fort durch die belebte Römerstraße (so wurde die französische Benennung „Rue Serpenoise" deutsch umgedeutet), sondern durch die Esplanadenstraße zum Martinsplatz. Zwischen einem alten, gotischen Adelshaus der Familie Baudoche, späteren Kloster, und der gotischen Martinskirche, deren Querschiff aus diesem Anlaß verstümmelt werden mußte, wurde 1811/13 an Stelle eines engen Gäßchens eine Straße gebrochen, der man den Namen des zu Metz 1775 geborenen, 1809 bei Wagram gefallenen Reitergenerals Napoleons I., Lasalle gab. Der alte Turm der Martinskirche war, weil der benachbarten, neugebauten Citadelle bedrohlich, im J. 1564 abgetragen worden und wurde erst 1887 erneuert. Am Ende der Lasallestraße stehen wir gegenüber dem alten Nikolaus-Hospital mit einem schönen spätgotischen Portal vom J. 1514 und einer schmucken barocken Brunnenanlage vom J. 1739. Nach dem Brunnen führt die Straße ihren Namen, die uns, vorüber an dem jetzt zum Kornspeicher herabgesunkenen gotischen Haus des reichsstädtischen Patriziergeschlechtes de Heu, zum Scheffelplatz bringt. Hier sehen wir rechts einen Eingang zu den Kasernen, welche auf vier Seiten einen großen Platz umgeben. Diese Anlage nannten wir Ludwig-Kaserne zu Ehren des Königs Ludwig (II) von Bayern. Ihr alter Name aber war Coislin-Kaserne. Denn diese Kasernen waren 1726—31 erbaut vom Bischof von Metz Henri Charles du Cambout Duc de Coislin aus eigenen Mitteln, um den von Einquartierungslasten schwer bedrückten Bürgern zu helfen: die Stadt, der der edelmütige Bischof die Kasernen zum Geschenk gemacht hatte, ehrte ihn durch Benennung der vier die Kasernenanlage umgebenden Straßen nach seinen Namen (Coislin, Combout, Heinrich, Karl); auch eine Brunneninschrift an der Nordostecke erinnert an die Schenkung. Die Coislin-Kasernen sind errichtet auf einem vorher öffentlichen Platz, der Champ-à-Seille (Saalfeld)

hieß, weil er an der Seille gelegen war; hier fanden im Mittelalter wie später glänzende Festlichkeiten und Kampfspiele statt, so gelegentlich des von Kaiser Karl IV. zu Metz gehaltenen prunkvollen Reichstages im Jahre 1356. Es war der größte öffentliche Platz der Stadt, der 10 000 Menschen fassen konnte und den ringsum spitzbogige Lauben (Arkaden) umgaben, von welchen nichts mehr übrig geblieben ist. Solche Bogengänge oder „Lauben" sind zu Metz heute nur noch erhalten auf der einen Seite des Ludwigsplatzes, den wir jetzt betreten. Doch sind die ursprünglichen, gotischen Spitzbogen nur noch an wenigen Stellen der Lauben des Ludwigsplatzes vorhanden, weil die früher schmalen Bogenöffnungen im 17. oder 18. Jahrhundert, teilweise gewaltsam und schönheitswidrig, erweitert wurden. Auch von der Zinnenbekrönung der Häuser ist nicht viel mehr erhalten. Unter und vor den Lauben spielte sich, mehr wie heutzutage, ein reges, geschäftliches Leben ab, insbesondere waren hier die Stände der Geldwechsler, die mittelalterlichen Banken, nach denen auch der Platz benannt war (zuletzt: Place du Change), und nach denen die mit dem Platz verwachsene Wechslerstraße noch heute benannt ist. In Urkunden des 13. Jahrhunderts führt der Platz den Namen Vesignuel und ähnlich, d. h. Vicus novellus, Neuviertel, ein Name, der ebenso wie die im Namen der Neustadtstraße noch erhaltene Bezeichnung eines Stadtviertels „Neukbourg" bekundet, daß wir uns hier in einer alten „Neustadt" befinden, da bis etwa 1230 n. Chr. diese Stadtteile von der Stadtmauer ausgeschlossen, also Vorstädte waren. Der Name Place Saint-Louis, d. h. St. Ludwigsplatz, wurde erst allmählich üblich, seitdem im Jahre 1707 vor der am Platze gelegenen Pfarrkirche des hl. Simplicius ein Standbild des hl. Ludwig, Königs von Frankreich (Louis IX., 1226—1270), über einem Brunnen aufgerichtet war. Die genannte Kirche mit Kirchhof füllte den heutigen Platz, den wir Neumarkt nannten, während die französische Benennung „Place Saint-Simplice" die Erinnerung an die im Jahre 1809 abgerissene Kirche bewahrt hat. Ein erneuertes Bild des hl. Ludwig, von Pêtre, hat nahe der Wechslerstraße, gleichfalls an einem Brunnen, Platz gefunden.



Ludwigsplatz

Gegenüber dem mit dem Ludwigsplatz verwachsenen Neumarkt mündet die „Neue St. Ludwigstraße", die erst 1749 auf Veranlassung von Belle-Isle gebrochen wurde, um die Goldkopfstraße mit dem Ludwigsplatz zu verbinden; von den damals hier in der römischen Grundmauer der alten Stadtbefestigung gefundenen Altertümern sind drei Köpfe in einem anstoßenden Eckhaus eingemauert.

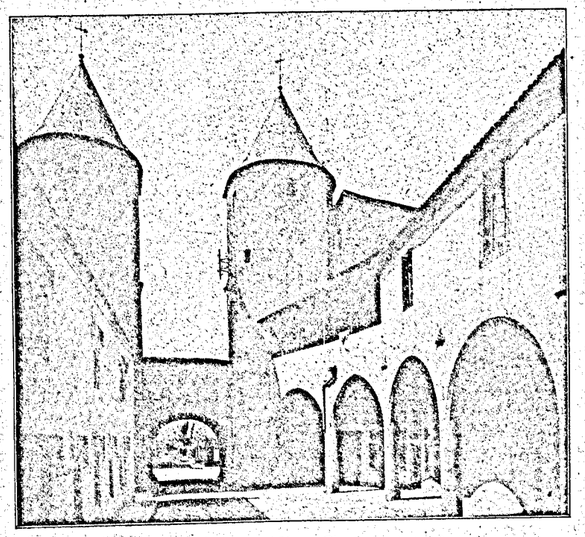
Vom Neumarkt wenden wir uns zur Marzellenstraße. Wir kommen durch die zu Ehren der großen Armee Napoleons I. „Rue de la Grande Armee" benannte, im Jahre 1803 geschaffene Große Heerstraße; ihr Name war übrigens 1816 bis 1830, also zur Zeit der „Restauration", ersetzt durch eine andere Bezeichnung, nach dem hier gelegenen Ordenshaus der Antoniten. Vorher haben wir den die Stadt durchquerenden Seillelauf überschritten. In alten Zeiten von Frachtkähnen belebt, die insbesondere Salz aus der salzreichen Gegend der oberen Seille (Saille Salia, d. i. Saale-Salzfluß) um Marsal heranführten, ist dieser einstmalige Wasserlauf heute unterdrückt, zugeschüttet und in eine städtische Straße umgewandelt. Die Mazellenstraße, die wir nur kreuzen, heißt so nach einem einstmals „Maizelles" benannten Bach. Die Beilstraße führt uns zur Deutschen Straße und diese zum Deutschen Tor. Gegen Ende der Deutschen Straße liegt die St. Eucharius-kirche mit dem jetzt ältesten Kirchturm der Stadt (vor 1200), dem der jüngere Turm der benachbarten St. Maximinkirche in der Mazellenstraße ähnlich ist.

Die Porte des Allemands, Deutsches Tor (ebenso Rue des Allemands, Deutsche Straße) hat diesen Namen nicht deshalb, weil sie gen Deutschland gekehrt ist, sondern sie heißt so nach einer Niederlassung der „Allemands", d. h. der Ritter des Deutschordens, welche in der Nähe, zuletzt vor dem Tore gelegen war. Seit dem Jahr 1552 besteht diese Niederlassung nicht mehr. Die Baulichkeiten mit Kirche und Spital wurden damals zerstört, als alle Vorstädte um Metz zur Vorbereitung der Verteidigung der kürzlich von den Franzosen besetzten Stadt gegen Kaiser Karl V. auf Geheiß des Duc de Guise niedergelegt wurden. Seit dieser Zeit sind auch die sonstigen vor dem Deutschen Tor bis zur Mündung der Seille teils auf dem Höhenrücken, teils in der Niederung gelegenen Vororte verschwunden, und wir kennen nur ihre Namen. Von diesen lebt allerdings einer noch heute an anderer Stelle fort: Saint Julien. Dieser Vorort mit seiner Kirche des hl. Julianus lag auf dem südlichen Teil der Höhe, die seit 1731 ff. vom Fort Bellecroix (Steinmetz) gekrönt ist. Der zerstörte Ort war zunächst wieder erstanden auf dem nördlichen Teil der nämlichen Höhe. Infolge der Anlage des genannten Forts wurde der Ort abermals niedergelegt und erstand zum dritten Male an seiner jetzigen Stelle.

Das Deutsche Tor ist nach 1230 gebaut, gleichzeitig mit der Ausdehnung der Stadtbefestigung, von welcher früher die Rede war. Das Osttor der alten Stadtmauer lag stadteinwärts, jenseits des jetzt zugeworfenen Seillelaufes, am Fuß der „Mauerstraße". Das neue Osttor, das Deutschherrentor, beschränkte sich 200 Jahre lang auf den heute stadtseitigen, von zwei schlanken Türmen eingefaßten Durchgang. In den Jahren 1445 ff. aber wurde der Torbau zu einer Torburg (Château-fort) erweitert und verstärkt, indem auf der Landseite ein von zwei dicken, starken Türmen eingerahmter, in einem spitzen Winkel vorspringender Mittelbau mit seitlichem Torweg vorgelegt und durch einen Binnenhof mit gewölbtem Säulengang an das jetzt rückwärtige Tor angeschlossen wurde. In den Jahren 1526—1529 sind noch weitere Verstärkungen in Verbindung mit der anstoßenden, vor die Hauptmauer gelegten niedrigen Brustwehr (fausse-braie) ausgeführt. Doch wir dürfen uns nicht länger bei diesen Befestigungen und dem ergötzlichen, derben Bilderschmuck des nach dem Bauleiter „Tour Desch" benannten Grabentürmchens aufhalten. Auch eine Besichtigung der in der Torburg, dem einzig erhaltenen Tor der Reichsstadt, untergebrachten ortsgeschichtlichen und volkskundlich lothringischen Sammlung, die in deutscher Zeit als eine der Zweigstellen des städtischen Museums begründet wurde, müssen wir uns versagen.

Wir gehen an der Seille-Kaserne, einer der ältesten der großen Kasernen der Zeit von Belle-Isle (1728), vorbei zur Paixhans-Straße, die einen Sohn der Stadt Metz ehrt, den General Paixhans (1783—1854), der besonders als Erfinder einer nach ihm benannten Bomben-Kanone sich einen Namen gemacht

hat. Infolge der Niederlegung der Steinwälle, welche diese Wallstraße einengten, konnte hier eine Stadterweiterung im Kleinen sich betätigen, so daß auf der früheren Wallseite Neubauten entstanden, Wohnhäuser und insbesondere eines jener großzügigen Schulhäuser, wie sie der Zeit der deutschen Verwaltung zu verdanken sind. Der abgetragene Wall mit zwei vorspringenden Basteien bildete aber die im Jahre 1552 auf Veranlassung des Verteidigers von Metz, Duc de Guise, angelegte rückwärtige Befestigung, die nach einer Inschrift im Jahre 1570 ausgebaut war und deren Name „Retranchement Guise" auf das ganze Gelände zwischen der Paixhansstraße und der mittelalterlichen Mauer am Seille-Ufer übertragen wurde. Dieses Gelände war bis 1552 eingenommen von einem Stadtteil, der, großenteils von Nutzgärten durchsetzt, „Gran(d)s Meises", d. h. Große Gärten, später „(Le) Grand Meiss" genannt war und eine Pfarrkirche sowie zwei Klöster enthielt. Architekturstücke, Grabplatten und andere Steine, die dem niedergelegten Stadtteil entstammten, waren zum Bau der rückwärtigen Befestigung benützt. Den Zugang hatte das Barbarator vermittelt (früher Reimundtor geheißen), mit der sinnreichen Innschrift: Si nous avons pa'x dedans, nous avons paix defors (= dehors), in deutscher Uebersetzung: Wenn wir Frieden haben drinnen, haben wir Frieden draußen. Durch die Zerstörung des Stadtteiles und der draußen vor dem Tore gelegenen Vororte war diese Gegend verödet, und sie wurde erst wieder, jedoch nur einseitig, belebt 1725/30 durch Anlage des französischen Arsenals (Zeughaus I und Artilleriedepot) in dem als „Retranchement Guise" bezeichneten Gelände, gleichzeitig mit dem Bau des großen Forts auf der vorgelagerten Höhe Bellecroix. Der Torbau aber ist in neuester Zeit infolge der durch die neuen Eisenbahnanlagen bedingten Verlegung des Seillelaufes abgetragen, seine Inschrift wurde ins Deutsche Tor (Museum) gerettet.



Deutsches Tor

Wir gehen die Marchantstraße hinauf. Gleich an der Straßenecke fallen uns hier zu einem Gartenhaus zusammengestellte Reste einer gotischen Kirche in die Augen. Es sind Ueberbleibsel der nächst der Kathedrale schönsten Kirche der Stadt, einer Klosterkirche der „Großen Karmeliter", die infolge der fz. Revolution abgerissen wurde und deren berühmter aus Stein gearbeiteter Altaraufsatz in Paris verkauft wurde und merkwürdige Schicksale erfahren hat. Die Marchantstraße ehrt durch ihre Benennung den Bürgermeister Marchant († 1833), einen Arzt, den Napoléon I. zur Würde eines Baron erhoben hatte; er besaß und bewohnte das Haus Nr. 11. Auf der Höhe der Straße steht die der hl. Segolena geweihte Kirche. Die alte Kirche wurde 1896/98 umgebaut, vergrößert und durch zwei weithin sichtbare Türme verschönt. Wir haben hier die Höhe erstiegen, auf der, zwischen Mosel- und Seillethal das vorrömisch-gallische Oppidum (so nannten die Römer eine solche gallische Festung) lag, das Divoduron d. i. Götterfeste hieß und aus welchem sich das heutige Metz allmählich entwickelt hat. Auch hier ist die Stelle, wo das erwähnte frühmittelalterliche „Moseltor" der älteren Stadtbefestigung gestanden hat.

In die Mauer der das jetzige Kloster der Karmeliterinnen, einen alten Adelssitz, begrenzenden Sackgasse ist ein eigenartiges Steinbild von einem einstigen Türsturz des 11. Jahrhunderts eingebaut. Die nächstgelegene Trinitarierstraße wird eingeengt durch das Hôtel St. Livier mit seinem hochragenden Turm. Dies ehemalige, verteidigungsfähige Herrenhaus einer Familie des reichsstädtischen Adels ist einer der ältesten Privatbauten, die wir kennen, und der älteste nicht kirchliche (profane Bau in Metz, da er allein noch romanische Bauteile aus dem 12. Jahrhundert aufzuweisen hat. Daneben hat er aber auch frühgotische Fenster der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts und Reste von gotischen Fenstern des 14. Jahrhunderts, die durch Lichtöffnungen des 17. Jahrhunderts verdrängt sind. Der Name dieser mittelalterlichen Stadtburg erklärt sich aus der Ueberlieferung, welche das Haus als Geburtshaus und Wohnstätte des Metzer Heiligen und Märtyrers St. Livarius (Saint-Livier) bezeichnet, dem auch eine Pfarrkirche in Metz (Diedenhofenerstraße) geweiht war. Die beliebte Bezeichnung des Baues als „Austrasierpalast" ist irrig, wenn auch der Palast, den die germanischen Könige des merowingischen Teilreiches Austrasien in ihrer Residenzstadt als Wohnsitz in Gebrauch genommen und wo der hl. Bischof Gregor von Tours und der Dichter und Lobsinger von Metz Venantius Fortunatus geweilt und verkehrt haben, in der Nähe gewesen sein mag.

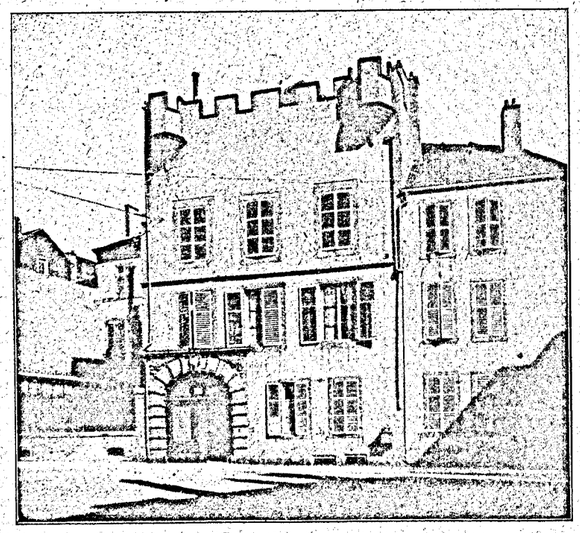
An der Ecke der Bibliothekstraße liegt die kleine Klosterkirche des Ordens der Dreieinigkeit, der Trinitarier, welchen die Trinitarierstraße ihren Namen verdankt. Die im Jahre 1720 vollendete Kirche jenes Ordens dient seit 1803 der reformierten Gemeinde als Stadtkirche.

Der Heiligkreuzplatz, den wir jetzt betreten, ist die höchste Erhebung des Stadtgeländes. Hier war seit alters eine Brunnenkammer, vielleicht schon der römischen Quellwasserleitung, die 23 Kilometer lang war und bei Ars und Jony-aux-Arches auf stolzen Bogen die Moselniederung überbrückte. Links von uns liegt am Heiligkreuzplatz ein jetzt in das zwischen Trinitarierstraße, Gießhausstraße und Franziskanerstraße sich ausdehnende Krankenhaus der „Maternité" einbezogenes altes Haus mit Zinnenkrönung und zwei vorspringenden Ecktürmchen: hier war der Sitz einer reichsstädtischen, nach ihrem Siegel „Bullette" benannten Steuerbehörde. Gegenüber liegt ein anderes altes Haus, das gleichfalls (wiederhergestellte) Türmchen am Dachrand zieren. Vom Heiligkreuzplatz geht links in gleicher Höhe die Gieshausstraße ab, die zum einstigen Kloster der Franziskaner (Récollets, Cordeliers) führt, wo heute eine städtische Armenanstalt (Bureau de bienfaisance) nebst städtischem Wasserwerk untergebracht ist. Aus der Tiefe steigt zum Platz hinauf die Judenstraße, fälschlich so genannt statt „Jurne", welcher Name ursprünglich ein Stadtviertel bezeichnete, nach dem sich einer der Adelsverbände (Paraiges) der Reichsstadt benannte. Zwischen der genannten steilen Straße und der Stationsstraße, auf dem Grundstück der Knabenmittelschule, lag

die durch die französische Revolution beseitigte alte Pfarrkirche Sainte-Croix (Heiliges Kreuz), von der der benachbarte Platz seinen Namen herleitet.

Die Straße „Rue Taison" heißt im 12. Jahrhundert (lateinisch): Statio, via ad stationem, vicus stationis, im 13. Jahrhundert (romanisch — französisch): Staison und ähnlich, weshalb ihr Name verdeutscht wurde: „Stationsstraße". Auf die legendenhafte Deutung des Namens Taison = Taisons-nous, (laßt uns schweigen) wollen wir nicht eingehen. Wir kreuzen die Fournirue, deren alten Namen man durch „Goldschmiedstraße" übersetzt hat, während er allgemeinere Bedeutung hatte = rue des fournisseurs, d. h. Lieferer-, Geschäftsstraße. Die Straße, die wir nunmehr betreten, hieß früher nach einem Geschäftsschild „Ru du Plat d' étain", d. h. Zinntalerstraße, sie wurde umgenannt nach einem Wohltäter der Stadt, Ladoucette.

Ueber den Jakobsplatz, wo die uns noch wohlbekannten Markthallen seit vielen Jahren beseitigt sind, gehen wir zur Fabertstraße. Die deutsche Verwaltung hatte dem Jakobsplatz seinen alten Namen wiedergegeben statt der inzwischen (mit Unterbrechung) eingeführt gewesenen Benennung nach der Schlacht von Austerlitz (1806). Zwischen Jakobsplatz und Klein-Pariserstraße lag nämlich die Pfarrkirche Saint-Jacques und daneben das Stift Saint-Sauveur, hl. Erlöser. Mit Rücksicht auf die Gefährdung der neuangelegten Citadelle wurden, wie der erwähnte Turm der St. Martinskirche, so auch die Erlöserkirche niedergerissen (1565) und die frühere Pfarrkirche St. Jakob teilweise abgetragen (1574). Die Fabertstraße heißt so zu Ehren des Marschalls Fabert, seitdem das Denkmal auf dem Paradeplatz errichtet war.



Haus am Heiligkreuzplatz

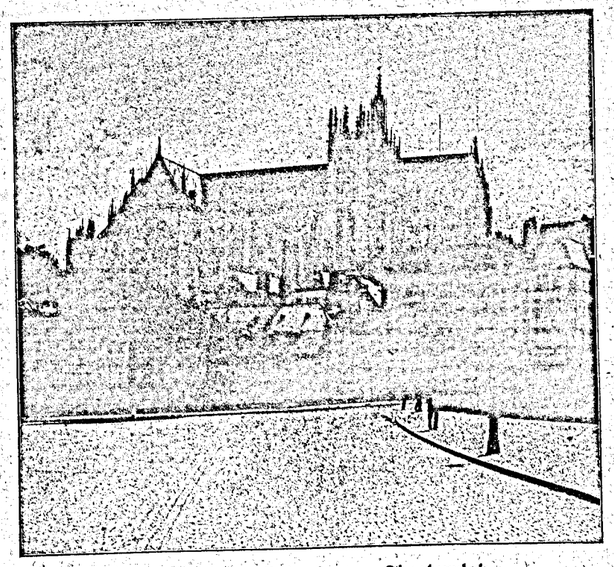
Von der Fabertstraße gelangen wir zur Palaststraße, Rue du Palais, ursprünglich „Rue derrière le Palais" geheißen, weil sie hinter dem „Palais", d. i. dem reichsstädtischen Rathaus und Justizpalast herführt. Durch Steinweg und Fasanenstraße erreichen wir den Kammerplatz. Die gerade Fortsetzung vom Steinweg ist die Friedensstraße, die diesen Namen erhielt, weil sie im Jahre des Friedensschlusses von Campo Formio 1797 eröffnet wurde, sie durchquert die Stätte eines (kleineren, von dem großen Amphitheater beim Güterbahnhof verschiedenen) römischen Amphitheaters und mündet in den Ludwigsstaden (Quai Saint-Louis). Dieser wie die nachbarliche Marienstraße verdanken ihren Namen einem durch den Bau der Citadelle verdrängten und in diese Gegend verlegten Frauenkloster (Ste. Marie), welches mit einem aus dem nämlichen Anlaß verlegten anderen Frauenkloster im Jahre 1760 zu einer Vereinigung weltlicher Stiftsdamen (St. Louis) zusammengelegt wurde. In den von Blondel großzügig entworfenen Plan der Umgestaltung der Umgebung der Kathedrale war auch St. Louis einbezogen, doch kamen die Umbauten nicht zur Ausführung.

Der Kammerplatz, Place de Chambre, hat diesen Namen wohl von den früher hier anliegenden Wohnräumen (Camerae, Chambres) der Domherren. Rechts von uns ragt das Ende der Markthalle in die Höhe, an einer Stelle, wo vordem die Pfarrkirche St. Victor gestanden hatte. Vom Kammerplatz führte von jeher eine Freitreppe zur Kathedrale, deren Schau- und Prunkseite diesem Platz zugekehrt war und nicht dem Paradeplatz. Die heutige Doppeltreppe mit Plattform und darunter angebautem Brunnenschmuck zählt zu den Umgestaltungen nach den Plänen von Blondel.

Ueber die Felsenbrücke kommen wir auf eine kleine Moselinsel, einstmals „Le (Petit) Saulcy oder Saulcier", d. h. das (kleine) mit Weiden bewachsene Gelände geheißen. Diese vorher niedrige und durch Ueberschwemmungen gefährdete Insel ist erst durch Belle-Isle erhöht, ringsum mit Steinmauern gesichert und in einen vollgiltigen Stadtteil verwandelt. Damals entstanden hier zwei nach dem schiffbaren Moselarm offene Plätze, nach den hier (seit 1738) errichteten öffentlichen Gebäuden Theaterplatz und Regierungsplatz genannt. Wir stehen auf dem Theaterplatz, vor uns das städtische Theater. Die Mitte des Platzes ziert ein Springbrunnen, errichtet zur Erinnerung an die Vollendung der 1857—1865 gebauten städtischen Quellwasserleitung, welche aus den nämlichen Quellen bei Gorze gespeist wird, wie die berühmte altrömische Leitung. Auch dieser Platz, um den Springbrunnen herum, war während des Blocus im Jahr 1870 mit Zelten Soldaten, Pferden und Wagen besetzt. Links steht seit 1904 die im rheinisch romanischen Baustil ausgeführte evangelische Neue Kirche. Sie füllt die südliche Spitze der Insel, die vorher eine Baumanlage, der Jardin d'amour (Liebesgarten) eingenommen hatte. Kehren wir uns aber der Wasserseite zu, so ragt vor uns mächtig über die unter ihr gelegenen Häuser hinaus der wuchtige und im einzelnen doch zierliche Bau der Kathedrale mit dem westlichen Riesenfenster des Querschiffes und dem „Kapitelsturm". Auch sehen wir links, in der jenseitigen Spießstraße, über seine Umgebung hinausschauen ein gotisches, zinnenbekröntes Haus des 14. Jahrhunderts, das heute als Fruchtspeicher dient; das Haus gehört zum Bereich des Gasthofes Hôtel de la ville de Lyon (Zur Stadt Lyon), das aber einstmals Kloster war.

Zum Schluß betreten wir noch den anliegenden Regierungsplatz, Place de la Préfecture. Das Regierungsgebäude, welches hier neben den seit alters städtischen Mühlen den Hintergrund bildet, beherbergte im 18. Jahrhundert den Intendanten, den höchsten königlichen Beamten nach dem Gouverneur oder Statthalter. Daher hieß das Gebäude „Hôtel de l' Intendance", ein Ersatz für den vorher in der Goldkopfstraße (früheren Rue de la Vieille-Intendance) gelegenen Amtssitz. Der 1738-44 errichtete Bau brannte 1803 ab, und an seiner Stelle entstand die Präfektur, Sitz der Préfecture (1806), die durch das deutsche Bezirkspräsidium abgelöst wurde, ohne daß die deutsche geschichtliche Denkmalpflege es für angebracht gefunden hätte, die beiden die Eingangspfeiler krönenden napoleonischen Adler zu entfernen.

In deutscher Zeit sind im Bereich dieses Platzes neu gebaut ein Bezirksarchiv und früher, auf der Nordspitze der Insel, im „Fabertgarten", die städtische Turnhalle (1891). An letzterer Stelle hatte vorher ein Treibhaus gestanden, welches im Jahr 1870 während des Blocus notgedrungen als Kriegslazarett eingerichtet war.



Blick auf die Kathedrale vom Theaterplatz.

Doch nun ist es genug, ohe, iam satis est! Wir müssen unseren Gang enden! Vieles Denkwürdige haben wir freilich nicht besucht oder erwähnt. Die Neustadt im Süden, die eingemeindeten und nicht eingemeindeten Vororte haben wir überhaupt nicht betreten, und auch in der Altstadt haben wir nicht weniges unberücksichtigt gelassen, was unserer Erinnerung keineswegs fremd und gleichgiltig ist.

Wir nehmen Abschied von der uns lieben Stadt. Doch vorher wollen wir noch dankbar des Mannes gedenken, der in dem vor uns liegenden Regierungsgebäude als letzter deutscher Bezirkspräsident für Lothringen seines Amtes gewaltet hat, edel und gerecht, hilfreich und gut, Freiherr von Gemmingen-Hornberg. Sein Andenken ist nicht bloß uns Verdrängten teuer, sondern auch Altmetzern und Lothringern, obgleich sie ihre Wertschätzung und Verehrung nicht öffentlich bekennen. Denn in unserer Zeit, die noch immer von Haß vergiftet ist, wagt sich solche Anerkennung noch nicht an die Oeffentlichkeit, solange nur Gehör und Beachtung zu finden scheint, wer sich beeifert, alles, was deutscher Herkunft ist, zu schmähen oder zu verdächtigen, zu schwärzen und in den Staub zu ziehn.

Vor den Ottrotter Schlössern

Voll glänzt das Licht auf Tal und Gipfel,
Lang blieb dem Land der Sommer hold,
Doch heimlich hängt schon in die Wipfel
Der Herbst das erste Blättergold.

Fahl färben Hügel sich und Hänge
Die weiten Wälder werden stumm
Der Vögel schmetternde Gesänge
Verhallen. Ihre Zeit ist um.

In Epheugrün stehen unbekümmert
Die Burgen, deren Kraft zerfällt,
Wie sich ein Glück, im Fall zertrümmert,
Durch edle Treue jung erhält.

Warm spricht zu mir am Wanderwege
Das Bild, das drüben sich erschließt,
Und meine Brust, die sinnend rege,
Trinkt ein den Trost, der draus entsprießt.

Christian Schmitt

Mündelspende!

Im Februar haben wir einen elsässischen Aufruf zur Erhaltung des Grabes von Kurt Mündel, des Erschließers und Erforschers unserer Vogesen veröffentlicht, der in der elsässischen Presse erschienen war. Wir haben damals betont, daß sich dieser Aufruf auch an uns Elsaß-Lothringer im Reich wendet, daß wir es als eine Ehrenpflicht betrachten, die Straßburger Sammlung zu fördern. Wir dürfen heute mitteilen, daß im Laufe der Monate eine große Anzahl von Spenden bei uns eingelaufen ist, und daß wir die Summe von 568 franz. Franken an die Sammelstelle nach Straßburg weiterleiten konnten. Mit Worten herzlichen Dankes ist der Empfang der Summe bestätigt worden. Wir dürfen den Dank an die Spender weiterleiten.

Die Schriftleitung.

Solitaire.

Von Ernst Moritz Mungenast.

In glühender Julihitze, um die Mittagszeit, wie ich es mir schon lange vorgenommen hatte, ging ich, den Hut in der Hand und den Rock über dem Arme, die Totenallee von Colombey entlang. Es war ein wunderboller Tag. Die Erde flimmerte im Sonnenbrand, die Luft glutete in unsagbaren Gefühlen. Der lothringische Himmel strahlte in seiner ganzen rätselhaft durchdringenden Schönheit. Regungslos standen die schwarzen Zedern der Allee und träumten in das schwermutsvolle Land. In ihren zerrissenen Fächern flüsterten die geheimnisvollen Stimmen der Zeit. O welche Melancholie in dieser Stille, im hohen hellen Mittag!

Nachdem ich Colombey, wo keine Seele zu sehen war, durchquert hatte, schlug ich die Richtung nach Ars-Laquenexy ein. Ich wich von der Chaussee ab, streifte durch prachtvoll leuchtende Weizenfelder, Mohn- und Kornblume schliefen mich an, und drängte nach links die sanften Hügel hinan, wo mir mächtige Baumgruppen entgegenschauten. Schöne, aber ganz natürliche Gedanken beschäftigten mich in steigendem Maße. Ich stellte mir die alten Fürsten und Bischöfe von Metz vor, etwa den bleichen verschlossenen Bischof Berthold, welcher in seinem Metzer Palaste die Unzufriedenen zu gefährlichster Verschwörung gegen den Kaiser Barbarossa versammelt hatte und bei Nacht und Nebel vor den Häschern des Gewaltigen nach Frankreich fliehen mußte. Da Berthold viele Umwege benutzen mußte, war es wohl möglich, daß er dort, rechts von den waldigen Hügeln her, auf schnaubenden Rossen das Tal durchquerte, hier am Bache, hinter Erlengebüsch und Weidensträuchern, die Tiere tränkte und dann in fliegender Hast gegen Westen über die schimmernden Hügel zurückbog, Pracht und Herrlichkeit hinter sich lassend, ein Land voll tiefster und gefühltester Kultur. Aber das tat dem Metzer Lande keinen Abbruch. Die ganze unerhörte Kraft des Mittelalters entfaltete sich in hemmungslosem Glanze, bis fünfhundert Jahre später durch den Verrat des sächsischen Kurfürsten Moritz die französischen Armeen die glückliche Stadt sählings überrumpelten und dem stolzen freien Leben ein grausames Ende bereiteten. In blinder Verzweiflung verteidigten die freien Metzer ihre Heimat, eine Stätte hoch bedeutender Kultur, aber es gelang ihnen nicht, die gallischen Hellebarden schlugen alles nieder. Die Edlen, Großen und Begnadeten lagen im mörderischen Blute oder mußten atemlos das Land verlassen. Metz war seiner innersten Seele beraubt und hat sie niemals mehr wiedergewonnen. Die Stadt wurde eine dumpf willenlose Sklavin, und aus allen Poren der Erde, in welcher sie wurzelte, drang der Schmerz einer wahllosen Knechtschaft in die beklommene Luft.

Ich sah die regellosen Gruppen der Fliehenden, die der Heimat alles geopfert hatten. Blut tropfte von den Zweigen, die ihnen die Stirne gepeitscht, bei der fürchterlichen Jagd. Noch heute standen in Metz die kümmerlichen Reste ihrer königlichen Paläste, in denen Ethel und Hildegard gewandelt; in denen die Kultur Triumphe gefeiert hatte. Meine Augen verschwammen im Anblick der heraufbeschworenen Gestalten und der julisiutenden Wirklichkeit. Großes, stolzes, unvergleichliches und armes, schwermütig sinnend gewordenes Lothringen!

Inzwischen hatte ich die großen Baumgruppen, auf welche ich zugegangen war, erreicht und trat, als würde ich aus tiefem Traume erwachen in ihren Schatten. Ich sprang über moosbewachsene Mauerreste und suchte mich tiefer in die erfrischende Kühle. Und nun begegnete mir etwas ganz Unerwartetes. Ich befand mich bereits in einem ausgedehnten Park und während ich plötzlich eines herrlichen Schlosses, dessen Fenster alle geöffnet waren, ansichtig wurde und staunend stehen blieb, bemerkte ich zu gleicher Zeit einen gedeckten Tisch, mitten auf dem großen Rasen, unter einer mächtigen Buche, und drei Menschen, einen Herrn, eine Dame und einen Abbé. Der Herr, eine würdevolle Erscheinung, erhob sich und trat fragend an mich heran. Ich stellte mich vor und bat um Entschuldigung, da ich mich augenscheinlich verlaufen hatte. Monsieur Bourguignon, wie er höflich sich verneigend sich bezeichnete, führte mich nach einigen Worten an den Tisch heran und stellte mich den Anwesenden vor. Er bat mich Platz zu nehmen, was ich gerne tat, und ich erfuhr, daß die elegante Dame seine Gattin und der Abbé ihr Bruder sei. Man sprach französisch, und da Madame eine Tasse vor mich hinstellte, mit dem Bemerken, daß ein angekündigter Gast nicht erschienen sei, und mich nach dem Beweggrund meines Wanderns befragte, erzählte ich ohne Umschweif von meinen Wünschen und berichtete auch genau und bilderreich die Eindrücke und Stimmungen, von welchen ich mich eben losgerissen hatte. Meine wohl mit Feuer vorgetragene Erzählung wurde mit Interesse aufgenommen, und hauptsächlich war es der vornehme Abbé, der mir Beifall spendete. Monsieur Bourguignon meinte: "Sie haben die treuesten Kameraden gefunden. Dies ist ein schöner Tag." Erst am folgenden Mittag vermochte ich mich von meinen unverhofften Gastgebern zu trennen. Nach Ars-Laquenexy bin ich nicht gegangen, sondern den gleichen Weg nach Colombey zurück, aber unter überraschenden Umständen. Ich hatte also die Nacht im Schlosse verbracht, in einem ebenso wundervollen Zimmer wie es die anderen Räume dieses ungewöhnlichen Hauses waren. — Madame schenkte mir Kaffee ein. Sie war wesentlich jünger als Monsieur. Im weißen Sommerkleid mit hochgestecktem Chignon und einem natürlich frischen Teint hätte sie gut seine Tochter sein können. Er behandelte sie mit ausgesuchter Zärtlichkeit, was um so bemerkenswerter wirkte, als er ein tief ernster und grüblerischer Mensch zu sein schien. Der Glanz seiner Augen war tief schwarz. Abbé Thieriot glitt mit seinen langen schmalen Händen über die tadellose Soutane. Er legte die kantige Stirn in eigensinnige Falten, wie es jeder lothringische Bauer tut, der eine Sache ins Auge faßt, und meinte, daß die Konsequenz unserer geschichtlichen Vergangenheit den heutigen Typus der Verschlossenheit geboren hätte; der Lothringer habe sich des schmerzlichsten Pessimismusses gegen alle Eindringlinge angenommen, um selbst ein starrköpfiger Optimist zu bleiben. Er wäre die Einsamkeit in Person. Als der Kaffee getrunken war, ging man in dem Parke spazieren. Ich erstaunte, als mir Monsieur Bouguignon den Namen Dehmel nannte und von dem musikalischen Talent seiner Frau erzählte, die neben Beethoven auch Wagner spielte. Am Abend hörte ich eine ergiebige Probe und konnte mich nicht enthalten nach der Art der Verwirklichung dieser Hingabe zu fragen. Die Antwort war in dem Leben dieser seltenen Menschen zu finden.

Monsieur Bouguignon war in Metz geboren und lebte bei seinen Eltern, die am St. Martinsplatze wohnten. Die Vorfahren waren Bauern gewesen. Erst nachdem seine Eltern, die ein großes Vermögen hinterlassen hatten, gestorben waren, folgte er einem unbezähmbaren Hange ins Weite. Er lebte viele Jahre in Paris, Madrid, Rom, Genf und Monaco, bis er sich nach langem Aufenthalte in München, Dresden, Nürnberg und Baden-Baden entschloß nach Metz zurückzukehren. Viele schöne und geistreiche Frauen hatten ihn seiner guten Manieren und wohl auch seines geistvollen männlichen Ausdrucks wegen geliebt, aber Monsieur Bouguignon hatte nur wenig Interesse für sie gehabt. Eine unbenennbare Sehnsucht beherrschte seinen Willen, und als er Lothringen wiedersah, gestand er sich, daß die ganze Zeit der langen Reisen vergeblich angewendet war. Dabei schloß er das Wissen aus, welches er sich angeeignet hatte, die schönen Künste, aber nicht die Natur.

„Solitaire, solitaire", sagte er, und streckte beide Arme aus, „ich fand Odile Thieriot. Wir heirateten und ließen uns in dieser Oase der Oasen nieder." Er zeigte vom Balkon, auf welchem wir saßen, in den dämmernden Abend. Dann preßte er die Hände an seine Brust. „Teurer Freund" fuhr er mit sehr erregter Stimme fort, „betrachten Sie die schweigenden Wipfel der Bäume dieses Parkes, den schweigenden Boden, in dem ihre Sohlen, ihre Wurzeln gründen. Hören Sie das trauliche Brüllen des Viehes in den Ställen, das gemächliche Klappern der schweren Sabots der Knechte und Mägde auf dem Hofe? Hören Sie das Plätschern des Brunnens, der das beste und gesündeste Wasser der Erde hat? Fühlen Sie die Seele dieses Schlosses, das aus den Steinen unserer Berge gebaut ist? Fühlen Sie die Wunden der Erde, auf welcher es steht; die Wunden, die ihr die kriegerischen Armeen geschlagen haben, und um derentwillen sie zitterte und bebte? Nun horchen Sie hinaus in die Nacht. Sehen Sie Colombey? Sehen Sie die Totenallee? Dort reiten unsere gemordeten Bischöfe und Fürsten, unsere Väter und Urväter. Dort liegen unsere Mütter und starren ihren Kindern nach. Auch unsere Kinder, teurer Freund, werden dort umherirren und ihre Mutterseele seufzen hören. Fühlen Sie ihre Gesichter, ihre Hände? Sehen und fühlen Sie die Kruzifixe und Madonnen, allenthalben an zerschossenen Kirchen und Kapellen, Wegen und Wäldern, Hoffnungen und Enttäuschungen? Es ist die Unkultur, die wir fliehen, die wir verachten. Es ist unsere Kultur, die wir in uns haben und uns bewahren wollen. Betrachten Sie den Himmel, teurer Freund, und suchen Sie sein Auge. Es ist unsagbar traurig. Schwermütig blickt es auf uns herab. Wann wird dieses Schloß in Flammen aufgehen? Wann werden wir flüchten müssen? Wann und wie oft wird der Krieg über Lothringen brausen? Pauvre Lorraine, pauvre pays! Wir müssen hoffen und arbeiten, daß unsere Kindeskinder freie Herren ihres Landes werden!" Ich schwieg. Abbé Thieriot sprach ebenfalls keine Silbe. Madame rief uns ins Zimmer. Sie hatte Licht gemacht und erbot sich mir die Bibliothek, das Porzellan, die Graphikſammlung und das chemische Laboratorium ihres Mannes zu zeigen. Es waren kostbare Schätze, die ich zu sehen bekam. Madame war äußerst liebenswürdig. Zum Schlusse entnahm sie einem Sekretär ein kleines Album. Auf ihr ermunterndes Lächeln hin schlug ich es auf und erblickte eine Reihe Photographien, welche sie in lothringischer Tracht, in Karnevalskostümen als Marie Antoinette, als Nymphe und als Russin und in modischer und häuslicher Kleidung darstellten. Bei allen Bildern fielen mir ihre schönen Schultern und Arme auf. Die Eleganz schien Tradition zu sein.

Das déjeuner à la fourchette wurde im Speisesaale eingenommen. Monsieur erkundigte sich zum zweitenmale, wie ich geschlafen hätte. Madame war still und ernst. Der Abbé war nicht anwesend. Wortlos wurde auf- und abgetragen. Der Saal war wie alle Räume in reinem Empirestil gehalten, groß, hoch und imposant. Ein gewaltiges Bild Napoleons düsterte auf mich herab. Das Tafelservice war ein Lothringer Muster, aus gelbem Ton mit bunten Farben. So lieb und teuer es mir erschien, paßte es jedoch garnicht in diesen Raum. Monsieur Bourguignon empfahl sich, und ich bedankte mich bei ihm mit herzlichen Worten. Ich war mit Madame alleine, und sie fragte mich, ob ich mir ein schönes Bouquet aus dem Blumengarten als Andenken mitnehmen wolle. In einer Anwandlung offenen Freimuts erbat ich mir ein Bild von ihr, was mir eine lebhaftere Erinnerung bewahren würde. Und sie schenkte mir großmütig das schönste, welches sie als lothringische Bäuerin darstellte. Noch heute nach vielen Jahren ist es in meinem Besitze.

Als ich Colombey durchquerte, war es drückend schwül geworden. Mit einigem Schaudern betrat ich die Totenallee. Schon ballte sich das drohende Gewitter senkrecht über der Allee zusammen, und ich hatte den halben Weg kaum zurückgelegt, als das Wetter mit Wut einbrach. Meine Phantasie, der Erzählungen Monsieur Bourguignons gedenkend, tat das ihrige. Eine infernalische Donnersymphonie gellte mir in die Ohren, der Sturm peitschte mir den Rücken und Blitz auf Blitz ging vor meinen Augen nieder. Es war stockdunkel, wenn es nicht flammte. Ich erreichte Belle Croix, wo ich unterkroch. Und während ich meine Kräfte sammelte und die durchnäßten Kleider ein wenig trocknen ließ reinigte ich die kostbare Photographie und betrachtete sie beim Scheine einer Kerze mit großer Gegenwärtigkeit. In Colombey bin ich nicht mehr gewesen.

Heimweh

Von Martin Schwenbi.

Sie lagen zu dritt im Graben an der Aisne und sonnten sich. Der gelbe Lehm warf die heiße Sonne scharf zurück, die Gräser über ihren Köpfen, seit Jahren nicht mehr gemäht und darum jeden Frühling üppiger wuchernd, standen fast einen halben Meter hoch dick und dicht, und die Kornblumen, der Mohn und die Marguriten schauketten sich auf ihren langen Stengeln, als seufzten sie auch unter der Hitze. Sie hatten alle drei nur noch die Hosen an, streckten ihre braunen Leiber auf den Lattenrosten vor ihrem Unterstand, rauchten langsam und bedächtig, um möglichst jede überflüssige Bewegung zu vermeiden, und sprachen überhaupt nicht. In der Nacht hatten sie am Drahtverhau arbeiten müssen, hatten den Morgen über unten in dem kühlen Unterstand geschlafen, und hielten nun ein Sonnenbad ab. Der Gegner war hier ruhig bis zur Langweiligkeit, und da auf beiden Seiten abgekämpfte Divisionen lagen, störte man sich gegenseitig möglichst wenig.

Wenn man in die Luft sah, brannten die Augen. Der Himmel war strahlend blau, die Sonne schien doppelt so groß zu sein, als sonst, und der gelbe Luftballon hinter dem Wald war kaum zu erkennen in der flimmernden Luft. Er schwankte unmerklich sanft hin und her, und schien mehr zu schlafen als zu wachen.

Es war, wie an einem Sonntag nachmittag zuhause. Wo man still im Bett lag und ein Nachmittagsschläfchen absolvierte. Man böste vor sich hin, und wenn irgend ein Klavier halb summend zu hören war, ließ man sich von den abgerissenen Tönen sachte in den Schlaf wiegen.

Eine Wespe kam brummend an. Eine Ratte schwirrte den Graben entlang. Ein Lehmstückchen kollerte von der Böschung. Die drei rührten sich nicht. Sie genossen den Nachmittag, als seien sie zuhause; und als aus einem Unterstand heraus eine Ziehharmonika zu dudeln anfing, kam es ihnen auch fast so vor, als lägen sie auf ihrem Balkon und hätten durchaus keine anderen Sorgen, als den Tag bequem totzuschlagen.

Die Ziehharmonika war fröhlicher. Sie sang erst ein fideles Gassenhauerliedchen, tanzte dann einen Walzer, und spielte schließlich mit großer Kunstfertigkeit auch Schubertsche Melodien in freier Bearbeitung. Die dreie hielten die Augen geschlossen und lauschten einem Impromptu, das an den Grabenwänden hochkroch und den Lehm vergoldete.

Pause. Irgendwo rief eine Stimme etwas. Dann hackten ein paar Schläge in der Ferne Holz. Einer pfiff. Dann war wieder Sonntagsnachmittagsstille.

Schritte tappten durch den Graben. Die drei schlossen die Augen fester. Aber es war nur ein Unteroffizier, der mit einem Kochgeschirr in der Hand durch die Hitze lief, um sich am Waldrand in der Kantine etwas zum Trinken zu holen. Er war zu faul, auch nur guten Tag zu sagen, und schleppte sich mit langsamen, kleinen Schritten durch die Lehmwände.

Dann kam die Ziehharmonika wieder. In flottem Marschtempo: „Nun ade, Du mein lieb Vaterland — — —"

Erst sang sie allein, dann fielen zwei drei Stimmen ein. Es klang dumpf aus der Erde heraus, wie ein Echo, schmolz in der Hitze und legte sich als eine merkwürdige Stimmung auf die Grabenwände.

Die drei hörten nur halb hin. Sie träumten. Von der Heimat.

Von einer kleinen alten Gasse, deren graue Steine so verwittert waren, daß die Kinder mit ihren Messern Löcher in die Mauer bohrten und dort ihre Spiele spielten. Später stiegen sie mit Hilfe dieser Löcher über die Mauern und sahen in die Nachbarsgärten, wo die Beete so sorgsam gepflegt waren, die Obstbäume blühten, und der Nachbar mit der Gießkanne umherging. Und noch später wartete man an der Mauer, bis es dunkel war, machte dann einen Sprung hinüber und verbarg sich hinter den Himbeersträuchern, bis ein weißes Kleid auftauchte . . . . .

Träumte von einer Stube, die hoch über allen Dächern lag, schräge Wände hatte, ein Fenster, durch das man am Münsterturm vorbei über die krummen Linien der braunen und roten Ziegel bis an den Rhein sah, darüber hinweg bis nach dem Schwarzwald. Von den Winterabenden, wenn alle Dächer weiß bedeckt waren, der Ofen brummte und abends die Münsterglocken läuteten, mit ihrem Klang, den man niemals vergessen konnte . . . . .

Träumte von einem Dörflein, das in den Reben lag; dessen Straßen bergauf und bergab gingen, dessen Häuser mit ihrem Giebel nach dem Marktplatz zu standen, und dessen Bäume schon im März und April blühten; von den Rebbergen, deren Stecken in Reih und Glied aus der Erde wuchsen, und von den tiefen, hellen Kellern mit den großen Weinfässern, die einen sonderbaren Ton von sich gaben, wenn man mit den Knöcheln daran schlug . . . . .

„— — — da grüß ich Dich zum letzten Mal,
lieb Heimatland, ade!"

Zum letzten Mal! Wann war das gewesen? Im Urlaub — — Vierzehn Tage, deren Abende immer über der Mauer drüben im Nachbarsgarten zugebracht wurden. Am letzten Abend hatte es

Tränen gegeben, und am anderen Morgen, als er in aller Frühe zur Bahn ging, da streckte sich noch einmal eine Hand über die Mauer und reichte Blumen herüber — — —

Das war in der kleinen Straße hinter dem Münster gewesen; alles tief verschneit, der gewaltige Münsterbau hatte neue Linien bekommen und die Wasserspeier machten verwunderte Gesichter über ihre Hauben; da war er durch das kleine Tor die dunkle Treppe hinauf gegangen zur Großmutter, die am Fenster saß und strickte. Der Fußboden hatte so geknarrt, die Balken der Decke starrten auf ihn herunter, und am Fenster über der Straße — es war so nahe, daß man fast hinüberreichen konnte — verschwand ein Mädchenkopf hinter den Vorhängen. Die Großmutter sah ihn immer nur an, legte dann die Hände auf seinen Kopf und murmelte etwas. Er verstand es nicht, und wollte es auch nicht verstehen. Es war ihm so schwer ums Herz, und voll Hast verließ er die Stube, in der er als Kind gespielt hatte, um zu seiner Dachkammer zurückzukehren, wo seine Bücher standen. Dort packte er einige sorgfältig ein, und ging zum Bahnhof. Und immer mußte er an das Bild denken: ein Mädchenkopf hinter einem Vorhang. Er wußte nicht, wer es war — aber es wurde zu einem Ruhepunkt seiner Gedanken, und wenn er auf seinem Drahtbett schlief oder auf Posten stand oder stundenlang mit den andern marschierte, so sah er den Mädchenkopf, der hinter dem Vorhang verschwand — — —

Und träumte von einem Weinberg, der voll schwerer Trauben hing. Ein weißhaariger Mann ging mit ihm Reih auf, Reih ab, sprach überall mit den Rebstöcken, rühmte sie, oder äußerte Bedenken; wog hier eine Dolde in der Hand, brach dort ein vertrocknetes Blatt ab, rückte mit dem Fuß einen Stein zur Seite, und blieb schließlich oben stehen, wo man den Abhang überblicken konnte. Sprach von der Familie, die seit Jahrhunderten hier ansässig war, mit Stolz und Wärme, und davon, daß der Sohn nach seiner Rückkehr dies alles übernehmen sollte. Und schritt zuhause an das Faß im Keller, wo der Tauswein lag, goß ein Glas voll, trank es aus, und goß dem Jungen wieder ein. Und der leerte es schweigend und dachte an die Zukunft . . . An die Weinberge, an den Wein, an das Haus und an eine Hausfrau — — —

Und die Ziehharmonika tänzelte weiter. Einen Ländler, einen Marsch, in einem Rythmus, daß man das Pferdegetrappel eines Kavallerieregiments hörte.

Die drei standen langsam auf. In jedem Auge lag etwas, das nicht vom Lehm und von der Sonne kam. Ein Bild, in dem sich das Münster, der Marktplatz, die Vogesen widerspiegelten. Einer nach dem andern kroch in den kühlen dunkeln Unterstand, streckte sich auf das Drahtgeflecht und spann den Traum weiter.

Und einer nach dem andern fing an zu reden. Zu erzählen. Sie redeten sich gegenseitig ins Heimweh hinein. „Zu Straßburg auf der langen Brück — — —"

Draußen sank die Sonne; die Lehmwände rückten wieder dichter zusammen, und die hohen Grashalme rauschten in der Abendkühle.

Sie sprachen vom nächsten Urlaub.

In der Nacht machte der Gegner einen unvermuteten Vorstoß. Die drei kamen in französische Gefangenschaft.

Es kamen Tage, da sie fast verzweifeln wollten. Sie litten in der Gefangenschaft mehr, als unter den Strapazen des Krieges.

Im Frühjahr 1919 kamen sie erst zurück. Da wurde ihnen die Heimat verboten. Nur einer durfte bleiben.

Der Student packte seine Bücher, nahm von der Großmutter Abschied, und zog über den Rhein. Ein Bild ging mit: Ein Mädchenkopf hinter einem Vorhang — — —

Der andere pflückte den letzten Strauß in Nachbars Garten. Doch wußte er, daß das Schönste aus dem Garten bald nachkäme — — —

Der dritte durfte bleiben. Er durfte. Es wäre ihm lieber gewesen, man hätte auch ihm die Heimat verboten, denn es war seine Heimat nicht mehr. Der Vater hatte seine Treue zum alten Vaterland mit Verdächtigungen büßen müssen, die ihm einen längeren Aufenthalt in Südfrankreich einbrachten. Er war aus einer uralten elsässischen Familie, hatte nichts weiter getan, als seine Heimat zu lieben, und mußte des Konkurrenzneids wegen in die Verbannung.

Es war seine Heimat nicht mehr. Die Menschen waren ihm fremd geworden, und wenn er oben in seinen Reben stand, so ging ihm das Herz über vor Bitterkeit über die Unvernunft der Menschen. Man durfte nichts sagen, mußte sich ducken, und jede Bewegung wurde von hundert mißgünstigen Augen betrachtet.

Sie trafen sich jedes Jahr einmal in einem deutschen Städtchen an der Grenze. Sahen über den Rhein und suchten die Heimat. Und wenn der Winzer anfing, still zu erzählen, wie bitter es ihm manchmal in der Heimat sei, dann schüttelten die beiden andern die Köpfe und sagten, tief atmend, aus einer wehen Sehnsucht heraus:

„Mag sein — aber es ist doch unsere Heimat!"

Ues minere Abedeekerzit.

Von Fritz Bouchholtz.

In Owerfelde. — 3. D'r notaire.

Am andere-n-Owed hen d'r Schorsch un ich gebaßt un gebaßt, d'r Otto isch nit kumme. M'r han gedampft wie d' Kaminer un d' Schnooke eweggeblose. Durich d' Bletter vum wilde Wien het m'r de bluetig roode Owedhimmel g'sähn, un im Finkenesicht im Apfelbaam het d'r Finkebabbe im Halbschloof sini Büewe g'scholde, wie'm ze viel Platz eweggenumme han. Sunsch isch's ganz still g'sin. Numme-n-e ganzi Familli Schwälmle vum Nochberhüs isch noch iwer de Garte g'schwirrt un hei Sturzfliej un Schleife proviert, un e jedes Mol het's Minettel, wie uf d'r Gartebank g'sesse-n-isch un g'schnurrt het, de Hals lang g'macht un sich de Kopf fascht abgebräjt.

Grad het d'r Schorsch 's zweit Fläschel Wolxemer ufgemacht, do heere mer's Gartedeerel gehn un jemeds kummt in de Garte gerennd. „Fritz! Schorch! Wie stecke-n-'r denn?" brielt's, ass's Minettel mit eme Satz vun d'r Bank fahrt, un d' ganz Finkefamilli wach wurd. 's isch d'r Otto, wie here geloffe kummt, wie wenn 'r nit erächt wär. Mit de-n-Aerm fahrt 'r in d' Luft, ass 'r d' Biere vun de-n-Aescht haut. Un wie 'r nähder kummt, sieht m'r, ass 'r ganz verschwitzt isch. — „Wie brennt's denn?" frejt d'r Schorsch. — „Was maane-n-'r?" brielt d'r Otto, ass m'r 's in d'r ganze Nochberschaft here müeß, „d'r Migger, d'r Migger! — —" (So het 'r sini Frau genennt.) Witersch kummt 'r nit. D' Träne kumme-n-'m in d' Aue, un m'r het nit gewißt! hielt 'r oder lacht 'r? — „Was isch mit 'm Migger?" haw ich gefröjt, un 's Herz het m'r gebobbelt. — „E Maidele, e Maidele!" schnüft d'r Otto. Ich hab gemaant, ich her nit erecht un lütt de-n-Otto kan, wie wenn 'r vun Steffelde wär. — „Mach mich nit lache, ich hab e Schrund uf 'm Lippel!" saat d'r Schorsch. Un wie m'r d'r Verstand widderkumme-n-isch, isch 's m'r erüsg' fahre: „E Maidele? Widder e Maidele? Ja, han 'r denn erecht gelüejt?" — „Jo, maier!". lacht d'r Otto. „8½ Pfund het's, un lang isch's wie miner Arm. Un d' Hewamm het g'saat, 's isch e Glückskind, wil's e Käppel uf het g'het. Un briele kann's — —!" — „Zäll het's nit g'stohle!" saat d'r Schorsch. — „Un was macht d' Madame Mathilde?" frój ich de-n-Otto, wie sich uf sine Stiehl g'setzt het. — „D'r Migger?! Also, eso ebs haw ich noch nit g'heert! Geplöjt het se sich de ganze Daa, un wie's Bubbele do isch g'sin, was maane-n-'r, was se saat? ‚Gell, Ottel, 's nächscht wurd doch e Biewele!' D' Hewamm het d' Händ iwer 'm Kopf zammeg'schlaa un numme g'saat: ‚Jesses, Madame, e so ebs!" Un ich weiß nit, wenne-n-ich meh abg'schmutzt hab, de Migger oder 's Bubbele. Un jetzt han se mich nüskeijt. D'r Migger soll schloose!" — „Do bisch bi uns am beschte-n-ufg'hebt", haw ich g'saat. D'r Schorsch het d' Glesser vollg'schänkt, un jeder het sin Glas uff de zweite Kneckes (wie awer au e Maidele wore-n-isch) un uf d' G'sundheit vun d'r brave Madame Mathilde üsgedrunke.

Z' erscht isch's m'r nit um's Verzehle üs minere-n-Abedeeke-zit g'sin, wil ich als hab dran denke mihn, worum hitzedaas nig wie Maidele-n-uf d' Welt kumme. Nit, as ob ich e Wiewerfind wär! Jesses Maria! 's contraire vum Gejeteil! Ich hab noch allewiel ein Maidele liewer g'het wie zehn Mannslitt. Un min Wiewel schelt als hit noch mit m'r, wil ich als mittle-n-uf d'r Stroß stehn bliewe müeß, wenn e netts Fräzel verbei geht. Awer: e Babbe will halt au e Büe han! — D'r Otto het awer ken Rüej gelonn un als g'saat: „Bum verrucke notaire hesch ebbs welle verzehle. Allez, Fritz, 's wurd Zitt!".

„Eh bien," haw ich g'saat. D'r notaire vun Owerfelde Dis isch e type g'sin! C célibataire. Un 'r isch dodrum Einspänner g'sin, wil 'r e Kaiweangscht vor eme jede Wibsbild het g'het; am meischte vor sinere alte Wirtschaftere! Die het ne g'scholte wie e Büe, un dere het 'r g'horicht wie e Hindele. Alli Maidele han iwer ne lache müen, wenn 'r wie e Biewele, wie Schlääj krejt het, an de Hieser erumg'schliche-n-isch, lang un dirr, wie 'r isch g'sin, mit sinere verstrüwwelte schwarze Barick, dem dinne Schnurres à la brosse, dem käswiße Hüet un de lange Spinnefinger. D'rno isch sini schwarz Siede - La Vallière im Wind g'flöije, un m'r het gemerikt, aß 'r vun d'r Kunscht isch. Halwi Nächt isch 'r als im Nachthemd uf d'r Fenschterbank vun sinere Stub g'sesse un het in de Mond gelöjt. Un wenn 'r e Schritt g'heert het, ze het 'r g'schwind ebs uf franzeesch g'saat un isch verschwunde wie e Geisicht.

„Notaire bin ich numme, aß min Babbe in Stroßburri zefridde-n-isch;" het 'r m'r verroode' „denn ich g'höer zue de beschte Elsässer-Dichter. Un ich kumm au in 's nei dictionaire!" Viel los isch jo nit g'sin mit sine Gedichtle. Awer noch wenjer mit sinere notaire-Wissenschaft. Clients het 'r 1—2 im Moned g'het, un die sin nimm widder kumme. Wie 'r frisch uf Owerfelde kumme-n-isch, isch 'r dreij oder vier Mol zü Büüre gerlese worre, wie am Sterwe sin g'sin. Awer an de Teschtamenter, wie d'r verruckt notaire ussa'setzt het, isch allewiel ebs läj g'sin, un sie han ke Giltigkeit g'het. D'rum het ne-n-emol vor Wüet e junger Bursch, wie durich de notaire um sin Erbteil kumme-n-isch, in ere dunkle Nacht e so verdrosche, daß d'r notaire nimmi elaan z' nachts uf d' Strooß gange-n-isch. Sini Wirtschaftere het ne-n-immer b'hüete müen. Un was d' Büüre vun Owerfelde un de Nochbersdörfer am meischte g'suchst het, isch, aß 'r immer gemacht het, wie wenn 'r e vornähmer Franzos wärd, wo kenn Elsässerditsch un erscht recht ken Hochditsch versteht. Un wil d' Owerfelder Büüre numme recht guet Elsässerditsch, schlecht Hochditsch un gar ken Franzeesch hen babble kenne, han se de „verruckte notaire" gehn lon un sin zü me ditsche Notar, wie Elsässerditsch verstande het. Am Sundaa isch d'r notaire noch meh Franzos g'sin wie in d'r Wuch. Do het 'r finere Katz e silfers blöj-wiß-rots Bändele an de Hals gebunde. Awer wenn se uf d' Stroß het springe welle, het 'r sie am Waddel fescht g'hebt. Ich glab, 'r het drbi allewil an d' Schläj vun zellem Blüerbüe gedenkt. Jebs Johr am 14. Juillet isch 'r uf Nancy g'fahre. Was 'r dert gemacht het, het 'r nit verroode. Awer wenn 'r widder d'haame-n-isch g'sin, het 'r sich 8 Daa ing'schlosse, un d' Wirtschaftere het 'm 's Esse durich d' Düer reiche müen. Un sinere Katz het 'r e ganzi Lad voll neije blöj-wiß-roti Bändele mitgebroocht.

Er het e klaane Schriewer g'het, e clerc, e Büe üs 'm Dorf wie üs d'r Schliele-n-isch b'sin. Robert het 'r g'heiße. Ze schriewe het d'r Robert nit viel g'het. Awer d'r Bossel vun d'r Wirtschaftere-n-isch 'r g'sin. Im Garte het 'r g'schafft, Kommissione het 'r gemacht un d'r portier vum patron isch 'r g'sin. D'r notaire het e so Angscht vor de Büüre g'het, 'aß 'r allewiel üs d'r Stub in d' Schter geloffe-n-isch, wenn 's g'schellt het. D'r Robert het 'm drno in d'r Schier g'saat, wer do isch, un erscht, wenn's ganz g'hier isch g'sin, isch 'r üs 'm Verschlupf widder vorkumme. Ich glaab, d'r Robert isch d'r einzig Friend g'sin, wie d'r notaire g'het het. Emol isch 'r mit 'm Robert iwwer Land g'sin, un sie han als grieni Aepfel vun de Baim g'esse. Iwer aan Mol het d'r Robert 's Grimme kreijt uf d'r Landstroß un het g'hielt vor Lieweh. Do het, 'm d'r notaire de Büch massiert, bis es besser worre-n-isch. Un d' haam het 'r ne in sin Bett mache gehn un het 'm d' Katz uf de Büch geleijt als Bettflesch. D' beesse Lit han g'saat, 'r het ere z' erscht e blöj-wiß-rots Bändele an de Hals gebunde, aß 's Lieweh schneller vergeht. Awer dies glauw ich nit. „Jetzt verreck im Schädde!" saat d'r Schorsch, un lacht, aß finer Büch wackelt. — „Dü hesch Uersach ze lache", maant d'r Otto. „Bun dinem Büch wär d'r Roller bal erab gerollt. Awer e güets Herz het d'r verruckt notaire schint's doch g'het. Verzehl doch emol dini erscht visite bim notaire, Fritz, weisch mit m' Napoleon un 'm timbre."

Un ich hab verzehlt: „Ich hab 'm notaire üs Stroßburri Grieß ze b'stelle g'het. Un an eme Sundaa morjeds bin ich ne b'süeche gange. D' Wirtschaftere het m'r ufgemacht. Un wie ich mit ere red, linst d'r Robert durich e Türspalt un schlaat d' Tüer züe. Jetz haw ich e Gejäschts g'heert, jemeds isch de lange Gang erabgeloffe und d'rno isch 's ganz rüewig g'sin. Jetzt isch d'r Robert kumme un het g'saat: „D'r Monsieur notaire isch nit d'haame. Was beliebt Ihne?" Un wie ich g'saat hab, daß ich ke Teschtument mache will, un numme Grieß üszerichte hab, het d'r Robert g'saat: „Ah, d'rno gehn Sie doch in de Garte, dert treffe Sie de Herr!" Ich bin d' Steij erunter in de Hofd, do schlaat ebber 's Door vun d'r Schier vun innewendig züe. Wie awer d'r Robert vum Hües üs rüeft: „'s isch ken client!", do wurd langsam 's Door widder ufgemacht, un mit aanem Au linst d'r notaire durich de Spalt. Un erscht, wie ich 'm g'saat hab, wer ich bin, un was ich will, isch 'r üs finere Verschanzung vorkumme mit d'r blöj-wiß-rot dekorierte Katz uf 'm Arm. Er het mich in sini Stub g'fiehrt un mich uf e Stüehl mache sitze. Un wie ich in d' Höeh lüej, do sieh ich iwer'm Stehpult e großes Bild vum Napoléon I er en profil Uf'm Au bäbbt e-n-alder frankierter 5-Pfenni-timbre. „Was soll denn jetzt diß, Herr notaire?" haw ich gefröjt. „Ha, sähn Sie, monsieur, wenn ich do am Pult steh et compose des vers, d'rno enerviert's mich, wenn d'r groß Napoléon als mit dem Au uf mich löjt! Diß embêtiert mich halt! Drum haw ich 'm de timbre drufgebäbbt!"

„Dies isch waier e Tschoggele g'sin!" saat d'r Otto. „D' Franzose kenne lache, aß sie so e acquisition gemacht hän! Awer ich hab g'heert, aß 'r mit sine Herrgötter, de Franzose, gar nimm so zefridde-n-isch. 'r het e veuve joyeuse üs Nancy g'hierot, wie 'm noch vier Wuche mit eme lieutnant üs Stroßburi durich d' Latte gange-n-isch. Un wil ihri Frindschaft in Nancy ne noch d'rzüe üsgelacht het, halt 'r nimmi viel vun d'r nation chevaleresque."

's isch iwer'm Verzehle ganz dunkel wore. Numme die drej cigarettle han geglijt, un in de Hecke im Garte verlibti Johannis-wirmle. Drowe im Baam het d'r Finkebabbe im Schloof sin alts Liedel gepfiffe, wie 'r finere Frau schun g'sunge het, wie sie noch jung un schlank isch g'sin, dis couplet mit'm luschtige refrain. Ues dem refrain het d'r Otto iwer aan Mol e liebs Wörtele erüsg'heert: Miggerle, Miggerle! Un 'r isch ufg'stande un het g'saat: „Büewe, ich müeß lüeje, was miner Migger macht un 's Bubbele. Schloofe guet!" — „Gluet Nacht!" haw ich'm nachgerüefe, „un mini félicitations un compliments an d' Madame Mathilde. Un wenn's doch e Knekes isch, d'rno pfiffich üs 'm Fenschter:

D'r Hans im Schnookeloch
Het alles, was 'r will!

Awer nit vergesse!"

Un d'r Schorsch un ich sin au schloose gange.

Eingelaufene Schriften.

(Besprechung vorbehalten.)

Ludwig Finckh. Sonne, Mond und Sterne. Dresden-Leipzig 1924. Falken-Verlag, (16.—20 Tausend) 104 Seiten. Halbl. 2,80 Mk.

Die Arbeitszeitfrage in Deutschland, eine Denkschrift verfaßt von der Vereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände, Heft 8 der Schriften der Vereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände. 173 Seiten. Brosch. 3,50 Mk.

Das Opernbuch. Ein Führer durch den Spielplan der deutschen Opernbühnen (Gesamtausgabe) von Dr. Karl Stork, Herausgegeben von Paul Schwers. Stuttgart 1923. Muthsche Verlagsbuchhandlung. (74.—82. Tausend.) 324 Seiten. Halbl. 4,50 Mk.

Alle hier angezeigten und besprochenen Schriften, wie überhaupt sämtliche Erscheinungen des Buchhandels, sind durch unsern Verlag zu beziehen. Sonderkosten für Verpackung und Versand entstehen nicht. Bestellungen bitten wir an die Vertriebsstelle unserer Zeitschrift, Berlin W. 30, Postschließfach Nr. 5 zu richten. Jede Bestellung bedeutet eine Unterstützung unserer Arbeit.

Presseschau

Elsaß-Lothringen

La République, Straßburg, 20. Juli 1924.

Camille Dahlet schreibt in seinem Leitartikel u. a.:

„Das Schwurgericht ist seit der Einführung des Französischen als Gerichtssprache in unserm deutschsprachigen Lande die Tragödie des Elsässertums, das Schwurgericht unter einem solchen Vorsitz die Tragödie des Menschentums.

.... Die Ruhe und Selbstbeherrschung ist hier im Elsaß für einen Gerichtsvorsitzenden doppelt geboten, weil jeder mit den Verhältnissen einigermaßen Vertraute weiß, daß die große Mehrzahl unserer Geschworenen weit davon entfernt ist, die französische Sprache so zu beherrschen, daß sie einem, wie ein Sturzbach hervorsprudelnden und nicht in volkstümlich gemeinverständlichem, sondern in akademischem Französisch abgehaltenen .... Requisitorium des Vorsitzenden folgen könnte.

Wir wissen, daß die Geschworenen meist einfache bescheidene Leute sind, die kaum gewöhnt sind, französisch zu sprechen und sich schwer dazu aufschwingen können, in der feierlichen Atmosphäre des Gerichtssaales eine solche Initiative zu ergreifen, die viel bürgerlichen Mut verlangt. Aber wenn das Vermögen, die Zukunft, die Freiheit und vielleicht das Leben eines Mitmenschen auf dem Spiele steht, so muß sich jeder einzelne bewußt werden, daß er eine große Verantwortung auf sich lädt, wenn er nicht jedesmal, wo es nötig wird, darauf drängt, daß die Rechte der Verteidigung in vollem Maße gewahrt werden. Wer das Französische nicht genügend beherrscht, soll in einem solchen Falle sein Gewissen ruhig auf Elsässisch erleichtern.

. . . . . Wir bleiben auch hier vorläufig bei den Schwurgerichten, weil sie das typischste Beispiel bilden für die Art, wie seit 5 Jahren bei uns einige der wirklichen und unveränderlichen „Traditionen, Rechte und Freiheiten" der elsässischen Bevölkerung verletzt werden.

Die Schwurgerichtsbarkeit ist eine Einrichtung, die geschaffen worden ist, um zu verhindern, daß die Justiz sich zu sehr von dem Volksempfinden entferne. Das Schwurgericht ist also ein Volksgericht, das nur Existenzberechtigung hat, wenn es mit dem Volke verwachsen bleibt. Das Volk ist Richter in der Person der aus der Mitte aller, im Genuß der bürgerlichen Ehrenrechte stehenden, rein zufallsmäßig durch das Los bestimmten Bürger des Departements. Es lag zweifellos nicht im Sinne der Schöpfer dieser Volksgerichte und steht in krassem Widerspruche mit ihrem ureigensten Wesen — und mit den Forderungen der Zivilisation schlankweg —, wenn ihre Verhandlungen in einer anderen Sprache stattfinden, als in der Sprache der Bevölkerung, für die sie bestimmt sind. Das Elsaß ist ein deutschsprachiges Gebiet, in welchem die französische Sprache für 90 Prozent der Bevölkerung vorläufig noch eine unbekannte Fremdsprache ist.

Da die Verhandlungen trotzdem in französischer Sprache stattfinden, werden nur etwa 10 Prozent Bürger zu Geschworenen herangezogen, welche — mit Recht oder mit Unrecht — im Rufe stehen die französische Sprache zu sprechen. Den übrigen 90 Prozent wird wie den Verbrechern das bürgerliche Ehrenrecht der Ausübung des Geschworenenamtes abgesprochen. Die Geschworenen sind also im Elsaß nicht mehr die Vertreter der Majorität der Bevölkerung, sondern einer verschwindenden Minorität und zwar einer Kategorie von Einwohnern, die eine Ausnahme unter ihren Landsleuten oder Mitbürgern darstellen und die, wie verschiedene Prozesse gezeigt haben, z. T. sozial und politisch einseitig orientiert sind. Man kann schon fast von einer Klassenjustiz sprechen, da u. a. das Stadt- und Landproletariat dabei fast gar nicht vertreten ist.

Das wirkliche Volksgericht der Geschworenengerichtsbarkeit, die doch auch für uns wie für die übrigen Franzosen seit der großen Revolution eine Tradition und ein Volksrecht darstellt, ist also im Elsaß seit 5 Jahren praktisch unterdrückt. Was an seine Stelle getreten ist, ist nur noch eine Parodie davon.

. . . . . In der letzten Schwurgerichtsperiode hat ein Geschworener offen erklärt, daß er überhaupt kein französisch verstehe, und es stellt sich heraus, daß er nicht der einzige war. So selbstverständlich und pflichtgemäß diese Erklärung des Betreffenden erscheint, so muß leider festgestellt werden, daß im Elsaß selbst hierzu bürgerlicher Mut gehört; und es ist zu befürchten, daß bisher nicht alle, die in einem gleichen oder ähnlichen Falle waren, sich dazu aufraffen konnten. Wer in den letzten 5 Jahren im Elsaß Geschworener war, weiß Bescheid.

. . . . . Wir lassen für heute den unwürdigen und hier nie erlebten Unfug, der fast an allen unsern Gerichten in Affären, in denen er gar nichts zu tun hat, mit dem „Patriotismus" getrieben wird, bei Seite. Das ist eine andere Tragödie des Elsässertums vor Gericht, die einmal gesondert behandelt zu werden verdient. Wir haben vorläufig nur den Sprachenimperialismus, der eine der groteskesten Verwirrungen des Patriotismus bedeutet, im Auge.

. . . . Man weiß in Paris sicher nicht, daß an Frankreichs Ostgrenze seit 5 Jahren nicht ein Fremder, sondern Tausende und Abertausende von Einheimischen in ihrem eigenen Lande nicht nur dieser verminderten Chance ausgesetzt, sondern, daß sie durch eine Umstülpung all dessen, was natürlich Recht und gerecht ist, einer Justiz ausgeliefert sind, die Rabelais in seinem unsterblichen Werke mit einem Würfelbecher indentifiziert hat."

La-République, Straßburg, 3. August 1924.

In einem Artikel „Im Hinterhaus" schreibt Camille Dahlet u. a.:

Das Elsaß hat eine eigene Seele, die trotz der Sprachen- und teilweisen Rassengemeinschaft und trotz fünfzigjähriger politischer Zugehörigkeit zum deutschen Reiche von der deutschen Seele verschieden geblieben ist, die aber auch trotz weitgehenden gefühlsmäßigen Zusammenklanges, trotz zahlreicher kultureller Bande — vor allem in den Bourgeoiskreisen — eine andere Seele ist als die französische.

. . . . . Man hat Jahrhunderte gebraucht um diese selbstverständliche Erkenntnis in der Anerkennung der Rechte der Minoritäten zum Ausdruck zu bringen. Nur weil die französische Politik im Elsaß diese natürlichen Rechte ethnischer und sprachlicher Minoritäten — die nicht etwa ein Recht sind, weil sie nun durch verschiedene Friedensverträge sanktioniert wurden, weil sie ein Recht sind (über das man sich im 20. Jahrhundert nicht mehr ungestraft hinwegsetzt) — verkannt und mißachtet hat, ist es zu erklären, daß heute gewisse Bestrebungen wieder an die Oberfläche kommen, die zwar vorläufig noch keinen ernsthaften Politiker zum Schildträger gefunden haben, die aber die ganze Aufmerksamkeit der Regierung verdienen.

. . . . . Eines dieser natürlichen und vielleicht das heiligste aller Rechte eines Volkes oder einer geschlossenen Minderheit ist die Muttersprache. Wir müssen mit Bedauern feststellen, daß dieses Recht, das zugleich einem unumgänglichen Lebensbedürfnis entspricht, von der französischen Politik im Elsaß seit dem Waffenstillstand in mannigfacher Hinsicht mißachtet worden ist, was schon allein darin zum krassen Ausdruck kommt, daß man es nicht einmal für nötig erachtet hat in unser Land, in welchem 80 bis 90 Prozent der Bevölkerung kein französisch sprechen, nach Möglichkeit nur Beamte zusenden, welche die Sprache der Bevölkerung verstehen.

Die Gegnerschaft gegen unsere Muttersprache wird übrigens nicht etwa geleugnet, sondern sie entspricht einer offiziellen Theorie. Es wird unverhohlen zugegeben, daß Frankreich aus Gründen der Staatsraison bestrebt ist und das Recht habe, mit der Zeit und möglichst bald die Muttersprache der elsässischen Bevölkerung zu ändern. Ja, es gibt sogar elsässische Kreise, die nicht nur von der moralischen Berechtigung einer solchen Politik, sondern sogar von der „technischen" Möglichkeit ihrer Durchführung überzeugt sind, und die zuguterletzt das ganze Sprachenproblem nur noch unter dem Gesichtswinkel des Kampfes gegen den Klerikalismus betrachten.

. . . . . Wir stehen heute vor der peinlichen Tatsache, daß zwar in Paris während der olympischen Spiele deutsche Theaterstücke in deutscher Sprache aufgeführt worden sind, daß aber im deutschsprachigen Elsaß, wo zu deutscher Zeit französische Truppen regelmäßige Gastrollen gaben, deutsche Aufführungen verboten sind. Vor geraumer Zeit wurde die öffentliche Repräsentation des im Elsaß entstandenen St. Odilienfestspiels, untersagt und die bekannten und auch bei uns volkstümlichen Wiener Operetten müssen ins elsässische übersetzt werden, um hier gegeben werden zu dürfen. Neulich ging in Straßburg sogar Sudermanns „Ehre" auf elsässisch über die Bühne, und wenn man Schillers „Jungfrau von Orleans" oder „Wilhelm Tell" geben wollte, so müßten sie die gleiche Umwandlung über sich ergehen lassen.

. . . . . In dieser Mißachtung der sprachlichen Rechte und Bedürfnisse einer zivilisierten Bevölkerung liegt zweifellos einer der Hauptgründe, warum gewisse oben angedeutete Strömungen in immer weiteren Kreisen ein geneigtes Ohr zu finden drohen. Es würde der französischen Idee im Elsaß keinerlei Abbruch tun, wenn Sudermanns „Ehre" die den sozialen Konflikt zwischen der Vorderhaus und der Hintrhausmentalität behandelt, in hochdeutscher Sprache — die ja die klassische Ausdrucksform unserer elsässischen ist — gegeben würde, es liegt eine viel größere Gefahr vor, daß bei einer Aufführung in elsässischer Sprache das Publikum auf den peinlichen Gedanken kommen könnte, daß das Elsaß im französischen Vaterlande am Ende politisch die Rolle des Hinterhauses spielt.

Zum Fall Bulach.

„Der Elsässer" vom 2. August bringt eine Zuschrift aus dem Leserkreis, die bezeichnend ist für die gewandelte Stellung der katholischen Presse zu den Forderungen der „Elsässerpartei", die im vorigen Jahre gerade von dieser Seite mit „patriotischen" Gründen als „Hochverrat" und „Deutschfreundlichkeit" verdammt worden war:

„Zu der von uns wiedergegebenen Meldung einer Agentur betr. Plakate des Barons Claus v. Bulach, welche abgerissen und der Staatsanwaltschaft zur weitern Behandlung übergeben wurden, schreibt man uns:

Die Meldung war entweder nicht vollständig, oder die Agentur weiß nicht recht, worum es sich handelt.

Nehmen wir an, Bulach hätte auf seinen Plakaten Autonomie für Elsaß-Lothringen verlangt. Diesen Fall scheint wenigstens die Zensur visiert zu haben, und aus diesem Grunde scheint sie zu glauben, die Plakate seien reif für den Staatsanwalt.

Die Agentur scheint im politischen Leben Frankreichs wenig Bescheid zu wissen. Sie scheint zu meinen, es sei verboten, antikonstitutionelle Plakate anzuschlagen. Aber da ist sie im Irrtum. Sie lese einmal, was auf radikalen, sozialistischen und kommunistischen Plakaten nicht nur, sondern auch in den Zeitungen dieser Parteien zum Fall Millerand gesagt wurde.

Diese Parteien haben in Wort und Schrift zum Verfassungsbruch aufgefordert, und ihre Vertreter im Parlament, der Herr Ministerpräsident an der Spitze, haben diesen Bruch begangen, nämlich im Fall Millerand.

Man kann also heute von dieser Seite nicht mit dem Vorwurf kommen, der oder jener habe, indem er Autonomie für Elsaß-Lothringen verlangte, gegen die Verfassung verstoßen. Gleiches Recht für alle, wenigstens im Lande der Egalité! . . . . ."

Erwerb der französischen Nationalität durch Ausländer in Elsaß-Lothringen. Eine kompliziertere Auskunft des Pariser Justizministers.

Wie die „Lothringer Volkszeitung" vom 27. Februar mitteilt, hatte sich der Député François an den Justizminister mit der Frage gewandt, „ob die Söhne der vor dem Waffenstillstand in Elsaß-Lothringen geborenen Ausländer — mit Ausnahme der Deutschen, deren Nationalität durch den Versailler Vertrag geregelt ist — bei ihrer Großjährigkeit die französische Nationalität beanspruchen können und, im Verneinungsfalle, welche Maßnahmen die Regierung zu ergreifen gedenkt, um einer sehr zahlreichen Kategorie von Bewohnern, die jede Fühlung mit ihrem Abstammungsland verloren haben, die Erlangung der französischen Staatsangehörigkeit zu erlauben."

Die Antwort des Justizministers lautet: „Die Söhne der Ausländer, ausgenommen der Deutschen, die vor dem Waffenstillstand in Elsaß-Lothringen geboren wurden, können die französische Nationalität nicht erlangen bei ihrer Großjährigkeit durch Anwendung des Art. 8, § 4 des Code civil, oder während ihrer Minderjährigkeit durch Vorausnahme mittels einer Nationalitätserklärung, die von ihrem gesetzlichen Vertreter unterschrieben ist in der von Art. 9, § 10 vorgesehenen Form. Sie können die französische Nationalität nur erlangen, wenn sie den Bestimmungen genügen, die verlangt sind durch den Art. 8, § 5, des Code civil, Beweis eines zehnjährigen ununterbrochenen Aufenthaltes in Frankreich, oder Erbringung des Beweises, je nach den Fällen, eines genehmigten dreijährigen oder einjährigen Wohnsitzes." Die Geburt in den wiedergewonnenen Provinzen oder der Wohnsitz daselbst seit dem Waffenstillstand könne nicht rechtlich gleichgestellt der Geburt oder dem Wohnsitz in Frankreich werden, „wenn man sich an den Wortlaut der gesetzlichen Bestimmungen in diesen Sachen hält". Nach dem gegenwärtigen Stand der Gesetzgebung könne jedenfalls keine Rede davon sein, „in bezug auf die Erwerbung der französischen Nationalität die vor dem Waffenstillstand in den wiedereinverleibten Gebieten erfolgte Geburt gleichzustellen mit der Geburt in den übrigen Departements". Das Gesetzesprojekt über die Nationalität, das demnächst der Kammer unterbreitet werden soll, sehe vor, daß die Naturalisation den Bewohnern der mit Frankreich in Zoll-

union stehenden Länder zugestanden werden könne nach zehnjährigem Aufenthalt am Tage des Gesuches ohne Rücksicht auf das Datum des Abschlusses der Zollunion. Eine ähnliche Bestimmung könnte „die gleiche Gunst" den Ausländern gewähren, die vor dem Waffenstillstand in Elsaß-Lothringen geboren wurden oder daselbst Wohnsitz hatten.

Deutschland

„Der Arbeiter", das Organ des „Verbandes süddeutscher katholischer Arbeitervereine", bringt in seiner Nummer 32 (1924) folgende Notiz:

Wie sieht es in Elsaß-Lothringen unter der französischen Herrschaft aus?

Ein flämischer Schriftsteller, der in einem seiner Werke die Reise nach der Schweiz schildert, macht dabei folgende, uns Deutsche in besonderem Maße interessierende Ausführungen:

Die Bahn führte uns durch das fruchtbare Elsaß. Wir kamen vorbei an Mülhausen, Kolmar und den Vogesen mit ihren niedlichen rotgedeckten Dörfchen.

In Kolmar war ein gesprächiger Franzose eingestiegen, der gleich Bekanntschaft anknüpfte und nicht aufdringlich und eingebildet, sondern anregend zu plaudern verstand.

Wir drückten unsere Verwunderung aus, daß man auf den Stationen nirgends ein Wort Französisch zu hören bekommt. Es war alles deutscher oder elsässischer Dialekt.

„Ja," sagte er, mit Wohlbehagen an seiner Zigarre ziehend und innerlich erfreut, weil er nun nicht mehr vom Wetter und dergleichen zu sprechen gezwungen war, sondern ein Thema gefunden hatte, über das er zu plaudern verstand. „Ja, das hat seinen guten Grund. Die Elsässer sprechen nun mehr Deutsch und weniger Französisch als je. Wenn jetzt eine Volksabstimmung stattfände, mehr als Dreiviertel würden für den Anschluß an Deutschland stimmen. Wir werden niemals Franzosen aus den Elsässern machen. Hätten sie die Wahl für einen eigenen neutralen Grenzstaat, ich glaube, die ganze Bevölkerung würde dafür stimmen. Elsaß-Lothringen ist eben Grenzland, verlangt also mehr Selbständigkeit. Deutschland hat zu viel erwartet von Sprachen- und Stammesverwandschaft, zu viel zentralisiert nach preußischem Muster. Jetzt macht Paris den gleichen Fehler wie seinerzeit Berlin, daher der Widerstand. Die im Jahre 1870 ausgewanderten Familien kehren so französisiert wieder, daß sie mit den „alten Leuten" nicht mehr zurechtkommen. Wir vergessen zu leicht, daß Elsaß nicht so sehr nach Frankreich, sondern nach Unabhängigkeit verlangte.

Trotzdem die Volkssprache deutsch ist, wird der Unterricht — der höhere — ganz und gar französisiert. Solange elsässische Lehrkräfte zur Verfügung stehen, kann die Französisierung einigermaßen durchgesetzt werden. Aber auf die Dauer wird dies seinen Haken haben.

An der französisierten Hochschule zu Straßburg studieren meist Ausländer und Franzosen, die aus Neugierde mit ihren „erlösten Brüdern" Bekanntschaft machen wollen. Die Elsässer selber beziehen in der Regel französische Universitäten, wo sie, von den andern abgesondert, sich zusammenschließen und in die Heimat zurückkehren — mehr Elsässer als je zuvor."

Unser Franzmann — möchte die Zahl seiner Gesinnungsgenossen in Frankreich noch mehr zunehmen — entpuppte sich als ein eifriger Pazifist. Er meinte, „es wäre am besten, wenn Elsaß Grenzland würde, auf dem sich Deutsche und Franzosen einträchtig zusammenfänden, dadurch könnten die Gegensätze zwischen den beiden Völkern am besten ausgeglichen werden. Auf dem Wege von Waldersbach nach Fouday steht eine der steinernen Bänke, die noch aus Napoleons Zeiten stammen. Als die Deutschen den neuen Weg anlegten, haben sie ihn mit rührender Sorgfalt — man kann in dieser Beziehung von den Deutschen manches lernen — rund um die alte Bank geleitet, um dieses Fleckchen zu erhalten. Wir unsererseits haben aber auch dem Denkmal Goethes die gleiche Ehre widerfahren lassen, Goethe, der sich als Straßburger Student in die elsässische Predigerstochter Friederike Brion verliebt hatte."

Förster sagte unlängst auf einem Kongreß in Straßburg, daß die Völker einander erst als Brüder kennen müssen, bevor sie den Standpunkt ihres Gegners verstehen lernen.

Ausland

Basel und das Elsaß.

Das **„Berner Tagblatt"** (Nr. 68) bringt einen Bericht über „Basel als Grenzstadt", der von den Beziehungen zum elsässischen Nachbarn spricht: „Wie sehr wir in einer Grenzstadt wohnen", heißt es in dem Aufsatz, „haben erst der Krieg und die Folgezeit uns recht zum Bewußtsein gebracht. Die elsässische Grenze ist vom Mittelpunkt der Stadt, also etwa vom Marktplatz aus, zu Fuß in einer halben, die badische in einer ganzen Stunde zu erreichen. Die Trambahnen kürzen diese Entfernungen noch erheblich ab. Freilich ist die Verbindung mit der übrigen Schweiz auf einer viel breiteren Linie gegeben als für Genf, aber wir haben im Rücken den Jura; das Rheingelände flußaufwärts ist recht schmal, verglichen einmal mit der großen Rheinebene unterhalb Basels und zum andern mit der sich sofort für Genf öffnenden großen Waadt und dem leichten Verkehr über den See. So darf man sagen, daß Basel zwar linear weniger von der Schweiz abgeschlossen und von dem Ausland umfaßt ist als jene schöne welsche Stadt, aber räumlich mehr von seiner Gemeinschaft getrennt ist, und zur Rheinebene, in welcher sie liegt, die ihr aber als Ausland verschlossen ist, gehört. Nun haben die Grenzen wieder etwas von ihrer Strenge verloren; ins Elsaß kann man ungehindert und jederzeit mit dem einmal ausgestellten Schweizerpaß reisen, ohne daß es einer besonderen Erlaubnis der französischen Behörden bedürfte.

Es ist nun merkwürdig, festzustellen, wie sich, seitdem das Elsaß wieder an Frankreich gefallen ist, der gegenseitige Verkehr lauter und mit mehr absichtlicher Betonung von beiden Seiten gestaltet hat. Zur deutschen Zeit haben sehr angenehme und einfache Beziehungen von Behörde zu Behörde bestanden; das ist nicht mehr im gleichen Umfang der Fall, weil vieles zuerst die Pariser Bureaux durchlaufen oder -kriechen muß. Von Bevölkerung zu Bevölkerung bestand kein großer Verkehr. Jetzt, wie gesagt, geht es lärmender zu: Vereine besuchen sich gegenseitig, und die französischen Behörden fördern das, wobei die Universitätsbeziehungen besonders hervorgehoben werden. Diese sind aber tatsächlich in keiner Weise stärker als zu irgendeiner deutschen Universität, trotz allem Getue und allen Uebertreibungen. Irgendein stärkerer Besuch der Baseler Universität vom Elsaß her oder umgekehrt ist nicht zu verzeichnen. Man hat Vorlesungen von Straßburger Professoren in Basel über französisches Recht veranstaltet, die gut besucht waren; die Vortragenden hat man, wie recht und billig, auf alle mögliche Weise gefeiert und ihnen ein schönes Honorar entrichtet. Aber irgendwelche tieferen geistigen Beziehungen sind damit nicht eingeleitet. Ein Austausch von der schönen Art, wie er in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zwischen den Gebrüdern Stöber im Elsaß mit Baseler Freunden bestanden hat, ist nicht vorhanden. Die gegenseitigen Spaßmacher verstehen sich gut und unterhalten auch weite Kreise vorzüglich. Wer in der elsässischen Mundart ein Schillersches Gedicht vorträgt, wird stets des ungeheuersten Beifalls sicher sein. Aber darüber hinaus besteht kein Widerhall: unsere großen deutsch-schweizerischen Dichter haben jetzt keinen Boden im Elsaß, und ihre französische Kost beziehen sie dort lieber aus den feinen Pariser Küchen als aus der biederen Westschweiz. Man hat sich eben nichts zu sagen. Und was die Elsässer uns geben könnten, nämlich ihr gutes frisches Gemüse, das verbietet ihnen der französische Staat, auf unsern Markt zu bringen. Das gehört auch zu den uns so lebhaft während der Kriegszeit ausgemalten Vorteilen, die wir zu genießen hätten, wenn das Elsaß wieder zu Frankreich käme."

Statt jeder besonderen Anzeige!

Sonntag-Abend entschlief auf seiner Urlaubsreise im Alter von 44 Jahren infolge Blutvergiftung mein lieber Mann, der treusorgende Vater meines Kindes, unser lieber Sohn und Bruder, Herr

Heinrich Faber

Regierungsbaurat 1. Klasse in Würzburg,
Inhaber des E. K. 1. Kl.

Lambrecht (Pfalz), den 28. Juli 1924

In tiefer Trauer im Namen der Familie
Luise Faber, geb. Dittmar

Elsaß-Lothringen
Heimatstimmen
Herausgeber Dr. Robert Ernst

Nummer 9 | Berlin, 15. September 1924 | 2. Jahrgang

Inhaltsverzeichnis: Die Schule als Werkzeug der Verwelschung (Bernhard Frey) / Vom Widersinn der elsaß-lothringischen Staatsangehörigkeitsbestimmungen (Geh. Oberjustizrat Dr. Max Schwalb) / Politische Rundschau / Rudolf Wackernagels „Geschichte des Elsasses" (A. Krencker) / Mein Jugendland. (Ed. Grucker) / Die Heidenmauer. (M. Sturm) / Brief an Eduard Reinacher (K. Walter) / Berg und Tal (E. Reinacher) / Ues minere Abedeekerzit. In Owerfelde. 4. Meßti. (Fritz Bouchholtz) / Erinnerung an Straßburg (C. R. Dieß) / Prof. Dr. Otto Mayer † (M. Schwalb) / Vor dem deutsch-französischen Handelsvertrag. / Sowjetrußland als Vorbild

Die Schule als Werkzeug der Verwelschung.

Von Bernhard Frey.

Seit anderthalb Jahrtausenden liegt die Sprachscheide zwischen Germanen und Romanen, wie sie sich als erstarrte Linie nach den Flutungen der Völkerwanderung ergeben hatte, unverrückbar fest. Selbst da, wo die Sprachgrenze ohne jede natürliche Markierung, wie in Lothringen, mitten durchs flache Gelände führt, ist sie mit unmerklichen Schwankungen unverändert geblieben. Diese Tatsache widerspricht dem Dogma Frankreichs, Gallien reiche an den Rhein. Nun die Franzosen politisch den Rhein erreicht haben, ist es für sie eine naheliegende Selbverständlichkeit, Gallien in seiner wirklichen Wesenheit an den Rhein heranzuschieben, also die Sprachgrenze vom Kamm der Vogesen herunter an den Rhein zu verlegen. Das ist an sich ein reichlich kühnes Unterfangen, das bei einem ungebrochenen Volkstum, das sich seiner Eigenart vollbewußt ist und entschlossen, sie festzuhalten, schlechthin unmöglich wäre. Im Elsaß und in Deutsch-Lothringen sind die Verhältnisse von vornherein für die Absichten der Franzosen nicht so ungünstig. Die Ursachen hierfür liegen einerseits darin, daß es den Franzosen nach dem dreißigjährigen Kriege vergönnt war, ihre Landeroberungen eine so große Zeitspanne in der Hand zu behalten, daß ein gewisser Teil der Bevölkerung, die gehobenen städtischen Schichten, sich in den Bannkreis des französischen Wesens ziehen ließ und nunmehr als Vorspann benützt werden kann, die übrigen unverwelschten Volksschichten in die gleiche Richtung zu drängen. Zum andern kommt hinzu, daß die Elsässer und Deutschlothringer ihrer germanischen Art wegen nicht unbedingt gefeit dagegen sind, fremder Art eingeschmolzen zu werden; man könnte sagen, ihre Deutschheit zeigt sich vielleicht am deutlichsten darin, daß sie nicht hieb- und stichfest gegen das romanische Wesen sind. Schließlich aber, und das dürfte zunächst für die heutige Sachlage am meisten ins Gewicht fallen, wurden die Elsaß-Lothringer Frankreich in einem Augenblick überantwortet, wo sie weder befähigt noch gewillt waren, sich weitschauenden nüchternen Erwägungen hinzugeben. Kriegsmüde, längst verärgert und verdrossen, haben sie sich im November 18 — halb zog sie ihn, halb sank er hin — von der Welle eines aufflammenden Befreiungsgefühls mitreißen lassen und es widerspruchslos geduldet, daß die rasch zupackende Hand Frankreichs ihnen mit dem geschickten Kunstgriff: Le plébiscite est fait! das unentrinnbare Netz der Besitzergreifung umgeworfen hat. Der Vogel war in den blauweißroten Käfig eingefangen, und mochte er zunächst auch sich der frohen Einbildung hingeben, seine Freiheit gefunden zu haben, er mußte doch bald gewahr werden, daß die Freiheit nur im Reich der Träume und nicht im Reich der Gallier wohnt.

Nach dem Grundsatz: „Jeder ist seines Glückes Schmied", könnten wir, die wir nicht hinter den trikoloren Gitterstäben Zuflucht gesucht haben, mit bedauerndem Achselzucken darüber hinweggehen, daß unsere Landsleute

und Stammesgenossen ihre Erstgeburtsrechte um ein fragwürdiges November-Linsenmuß verkauft haben. Indessen können wir nicht leichtherzig uns damit abfinden, wie das Land unserer Väter und Brüder in der eindringlichen Behandlung durch ein fremdes Volk von Grund auf verändert werden soll. Auch die deutsche Sprachfamilie kann unmöglich teilnahmslos zuschauen, wie ein Glied ihres Körpers vorsätzlich und planmäßig abgeschnitten werden soll, denn die Schmerzen dieses operativen Eingriffs sind im Gesamtorganismus spürbar; es ist kein gleichgültiger Versuch, der da am Sprachblock der germanischen Sprachgemeinschaft gemacht werden soll. Es läßt sich wohl leben bei dem Gedanken, daß wir viele Sprachgenossen haben, die nicht in unserm Staatshause unter einem Dache wohnen; Tiroler, Steiermärker, Schweizer und Niederländer stehen außerhalb politischer Bindungen mit uns, aber sie sind eben doch auch zugleich selbstherrliche Verwalter ihrer eigenen Art, und sie verwalten ihr Erbgut so gut, als man es nur wünschen kann. Das Bewußtsein aber, daß zu unserer Rasse gehöriges Fleisch und Blut planmäßig zu anderkgeartetem Volkstum umgeformt werden soll, muß schmerzlich empfunden werden als äußerstes und vollkommenstes Sinnbild des Familienunglücks.

Indessen, keine Teilnahme kann die alemannischen und rheinfränkischen Elsässer und Lothringer vor dem ihnen angedrohten Schicksal bewahren, ihre Eigenart zu verlieren, und sie haben auch von einer Aufsicht des Völkerbundes oder der Einwirkung eines Minderheitenschutzrechtes nichts zu erwarten, da sie im Vertrauen auf das Wort der französischen Generäle und Politiker es nicht für nötig gehalten haben, sich irgendwelche Bürgschaften für die Sicherheit ihrer Rechte aushändigen zu lassen. In echt deutscher Einfalt und Vertrauensseligkeit haben sie es im entscheidenden Augenblicke versäumt, sich vertraglich die Vorteile zu verschaffen, die dem Elsaß nicht vorenthalten werden konnten, als es noch die Freiheit der Entschließung hatte und Bedingungen stellen konnte statt solche entgegen zu nehmen. Der große Augenbick fand auch im Elsaß ein kleines Geschlecht; alle die wichtigtuenden Leute, die im November 1918 Nationalrat und Empfangslakai spielten, haben die Aufgabe nicht begriffen, die ihrem Lande durch den Ausgang des Nationenkriegs gestellt war. Ihnen hat das Elsaß es zu danken, wenn es heute in eine Verteidigungsstellung gedrückt worden ist und mühsam zurückerobern muß, was leichtfertig preisgegeben wurde.

Das Ziel der Franzosen ist die rasche und völlige Angleichung des elsässischen und deutschlothringischen Sprachgebietes an das innere Frankreich. Das zentralistisch und geistig uninformierte Land verträgt keine andersgearteten Bestandteile, der Grundsatz der „Gleichheit" duldet kein deutschsprechendes Land innerhalb der Staatsgrenze. Das amtliche Frankreich stellt sich die Aufgabe verhältnismäßig leicht vor. Noch vor einigen Wochen drückte sich der Unterrichtsminister vor einer Abordnung elsässischer Lehrer, die anläßlich einer der bekannten regierungsseitig organisierten und finanzierten Pariser Besuchsreisen ihm ihre Aufwartung machten, also aus: „Ihre Aufgabe, meine Freunde, ist einfach und dankbar. Sie sollen unsere geliebte Sprache, die Sprache der höchsten und feinsten Zivilisation, in einem Lande zur Einführung bringen, das sie vergessen (!) hatte." Die Schule ist also ausersehen als die natürliche Werkstatt, das Volk seiner Muttersprache zu entfremden und es an die Laute der Nationalsprache zu gewöhnen. Es handelt sich also nicht darum, dem elsässischen und lothringischen Volke lediglich den Zugang zur französischen Sprache zu eröffnen und ihm etwa die Vorteile der Zweisprachigkeit zu gewähren, sondern es soll ausgesprochenermaßen die angestammte Sprache restlos verdrängt und durch die französische Sprache ersetzt werden. Es ist ein schonungsloser Ausrottungskrieg, der da ins Werk gesetzt werden soll.

Von der Kleinkinderschule bis zur Hochschule haben sich die Franzosen den gesamten Schulapparat dienstbar gemacht. Am schwierigsten liegen die Verhältnisse natürlich bei der allgemeinen Volksschule, in der die Kinder der breiten unverwelschten Massen Aufnahme finden. Die gesamte Leitung und Beaufsichtigung des öffentlichen Unterrichts ist in die Hände der aus Frankreich zugewanderten Bürokratie gelegt, selbst die Stellen der Kreisschulinspektoren, die zu deutscher Zeit fast ausschließlich von einheimischen Schulmännern verwaltet waren, sind durch Franzosen besetzt worden. Die Lücken des Lehrpersonals, die durch freiwillige Abwanderung zahlreicher Lehrkräfte von alteingesessener Abstammung und durch Ausweisung der Lehrpersonen von altdeutscher Abkunft entstanden waren, sind durch Zuwanderung von französischen Lehrern und Lehrerinnen ausgefüllt worden, die natürlich die besten Stellen und außerdem eine beträchtliche „Ostmarkenzulage" erhalten. Die einheimischen Lehrer, die sorgfältig überwacht werden und die wegen der Übervölkerung Deutschlands und seiner Aufnahmeunfähigkeit kein rettendes Ufer im Rücken haben, müssen sich fügen, wenn sie nicht brotlos werden wollen. Durch Sprachkurse, Ergänzungsprüfungen, Verschickung an Schulen Innerfrankreichs wird versucht, sie für die Bedürfnisse der französischen Schulpolitik brauchbar zu machen. Da der Wille des Volkes auf die Gestaltung des Schulwesens in Elsaß-Lothringen verfassungsmäßig nicht zum Ausdruck kommen kann — kein eigner Landtag, keine Elternvertretung, kein Schulbeirat! — ist die höhere Schulbürokratie unumschränkter Alleinherrscher. Sie hat sich von Anfang an mit einem Eifer ohnegleichen auf die wehrlose Schule gestürzt und sie zu einem Instrument der Sprachenänderung gemacht. Die ersten Monate der Willenslähmung im Volke kamen diesen absolutistischen Maßnahmen sehr zu statten, und als in Elsaß-Lothringen die ersten Rauschzustände einer gewissen Ernüchterung und Selbstbesinnung Platz gemacht hatten, war der Schulgarten bereits hinlänglich verändert und verwüstet.

Die französische Schulverwaltung hat die Organisation des Schulwesens nicht auf dem Umwege der Gesetzgebung vollzogen, sondern auf dem leichteren und bequemeren Weg der Verwaltungsmaßnahmen. Man hat nicht lange beraten und verhandelt, sondern man hat die direkte Methode gewählt und hat gehandelt. Zum Schein berief sich die Bürokratie auf den angeblich offensichtlich ausgesprochenen Willen der Bevölkerung, sie hütete sich aber wohl, diesen Willen irgendwie öffentlich zu erkunden und ihm einen gesetzlich gewährleisteten Einfluß einzuräumen. In den „Richtlinien", die der Chef der Schulverwaltung, Rektor Charlety an die Inspektoren der Akademie unterm 15. Januar 1920 herausgab, heißt es zu Anfang, daß die Bevölkerung die Organisation des Unterrichts in der französischen Sprache gebieterisch verlangte. Dann wird die bewundernswerte Begeisterung gerühmt, mit der sich die Kinder dem Erlernen der Sprache hingäben, und es wird behauptet, daß es der Wunsch der Familien gewesen sei, die Aneignung positiver Kenntnisse in den Fächern zurücktreten zu lassen vor der schleunigen Aneignung der ftanzösischen Sprache. „Der einmütige Wunsch war der Unterricht in der französischen Sprache und wieder der Unterricht in der französischen Sprache." Mit dieser geschickten heuchlerischen Behauptung unterbaut der Franzose seine Bestrebungen, an Stelle der Eigensprache die Fremdsprache zu setzen. In Wirklichkeit haben die elsässischen Familenväter zu keiner Zeit etwas Derartiges verlangt, sie wollten allenfalls eine Zweisprachigkeit, niemals aber die Verdrängung der deutschen Zunge. Man gebe den Familienvätern das Recht und die Möglichkeit, mitbestimmend über Organisation und Inhalt des Unterrichts zu reden, und das trügerische Kartenhaus der Charlety'schen Grundlagen wird sofort einstürzen!

In seinen Richtlinien, die in echt französischer Schönrednerei weitschweifig und absichtlich undeutlich sind und der Auslegungskunst der Inspektoren weitesten Spielraum lassen, grenzt der Rektor die Bedeutung der beiden Sprachen für die Elsässer und Lothringer ab. Die französische Sprache ist für ihn das Werkzeug der intellektuellen Kultur, das Deutsch daneben eine kleine Hilfssprache zur Erleichterung des Wirtschaftslebens. Damit ist also der einen Sprache die unbedingte Vorherrschaft zugesprochen. Die Schüler „müssen den Offenbarungen des französischen Geistes folgen und damit am intellektuellen und moralischen Leben des französischen Volkes teilnehmen können." Die deutsche Sprache soll nur soweit berücksichtigt werden, „daß sie der Ausbreitung der französischen Sprache nicht schadet." Damit ist eigentlich alles gesagt, denn die bloße Tatsache der Anwesenheit dieser deutschen Sprache genügt, um der französischen Schaden zu tun, und damit ist ihr Todesurteil ausgesprochen. Kaltblütig erklärt der Franzose Charlety: „Keine Beweiskraft wirtschaftlicher Natur könnte der Notwendigkeit vorangesetzt werden, aus dem Elsaß und aus Lothringen Länder französischer Zunge zu machen." In diesen Sätzen ist der Franzose wenigstens offen und ehrlich.

Aus dieser Einstellung heraus ist es verständlich, daß, allen einfachsten unterrichtlichen Grundsätzen zum Trotz, der Unterricht nicht mit der deutschen Muttersprache beginnen darf. Charlety begründet das so:

„Nach all diesen Grundsätzen ergibt es sich unstreitig, daß nicht, wie manchmal vorgeschlagen wurde, die Rede davon sein kann, bei den Anfängern mit dem Unterricht im Deutschen zu beginnen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß das Studium des Französischen um so leichter ist, als die Kinder jung sind. Das Gedächtnis ist besser und eignet sich leichter den Wortschatz an. Zu Gunsten des Französischen muß man das wunderbare Gedächtnis der Kinder ausnützen. Zudem wird es viel schwieriger sein, die Fehler in der Aussprache zu verbessern, wenn die Kinder älter geworden sind. Mit dem Deutschen beginnen und erst nachher mit dem Französischen einsetzen, würde bedeuten, daß man die französische Sprache nur als nebensächliche einführen will. Die Aehnlichkeit zwischen der deutschen Sprache und dem elsässischen Dialekt ist zu groß, als daß sie, wenn die deutsche Sprache zuerst unterrichtet wird, mit Hilfe des elsässischen Dialekts die französische Sprache nicht unterdrücken würde.

Es gibt noch andere Gründe dafür, warum bei den Anfängern nicht mit dem Deutschen begonnen werden darf. Die Sprache drückt dem Gedankengang seine Richtlinien auf; der Gedankengang und die Sprache sind unzertrennlich, wenn sie nicht ein und dasselbe sind. Die ersten Begriffe, die ein Kind bekommt, sind der Rahmen für seine späteren Kenntnisse. Wenn man diesem Rahmen deutsche Form gibt, stellt man die Zukunft bloß und verurteilt vielleicht den Geist des Kindes sich in der Gestalt des deutschen Gedankengangs und der deutschen Sprache zu entwickeln. Das Französische wird für ihn niemals etwas anderes als eine übersetzte Sprache sein, und wenn man das Kind später in der französischen Sprache unterrichtet, wird man gewissermaßen immer auf die Methode der Uebersetzung zurückkommen müssen.

Man kann auch nicht zugleich mit beiden Sprachen anfangen.

Es wäre auch sehr schwierig, im Anfang mit beiden Sprachen zu beginnen. Es handelt sich darum, das Kind denken und zu gleicher Zeit sprechen zu lernen, was dasselbe ist. Aber alle kultivierten Menschen, die mehrere Sprachen beherrschen, geben zu, daß man abgesehen von dem einfachsten und angewandtesten Begriffen nicht in zwei Sprachen denken kann. Das würde sich bei Kindern von 6 bis 7 Jahren noch mehr

bewahrheiten. Wenn man sie zwei Sprachen lehren wollte, würde man dahin kommen, sie keine zu lehren und man würde in ihren Verstand und in ihre Sprachkenntnisse nur Verwirrung bringen."

Es ist anzuerkenen, wie umsichtig Herr Charlety die naturhaft deutsche Art des Elsaß bestätigt, um seine radikalen Verwelschungspläne zu rechtfertigen. Hier ist nicht mehr die Rede vom „keltischen Dialekt", sondern von der „Ähnlichkeit" der alemannischen Sprache mit dem deutschen. Eben aus diesem Umstand folgert er, daß man allen natürlichen Grundsätzen Hohn sprechen muß und dem zartesten Kindesalter gewaltsam die fremde Sprache aufzunötigen hat. Nach diesem Gewaltrezept könnte man freilich aus jedem Volk einen Zweig fremden Volkstums machen, wenn sich ein Volk eine solche Behandlung überhaupt gefallen läßt. Herr Charlety aber ist ein unfreiwilliger Zeuge für den grunddeutschen Charakter der Länder, die er zu Provinzen französischer Zunge herandrillen will. (Schluß folgt.)

Vom Widersinn der elsaß-lothringischen Staatsangehörigkeitsbestimmungen.

Vom Geh. Oberjustizrat Dr. Max Schwalb.

Der Versailler Vertrag geht bei der Regelung der Staatsangehörigkeitsverhältnisse der abgetretenen Gebiete im allgemeinen von dem in den letzten Jahrhunderten im Völkerrecht zur Herrschaft gelangten Grundsatz aus, daß mit dem Lande dessen ständige Bewohner den Herrn wechseln, soweit sie nicht in bestimmter Form und Frist für ihren alten Staat „optieren" und ihren Wohnsitz in dessen Restgebiet verlegen. Dabei bestehen lediglich insofern Unterschiede, als die Options- und Auswanderungsfristen für die einzelnen Abtretungsgebiete verschieden bemessen sind und in einigen Gebieten der Nationalitätswechsel von einer bestimmten Dauer des Wohnsitzes abhängig gemacht worden ist. Nur für Elsaß-Lothringen hat Frankreich eine völlig abweichende Regelung unter Berufung darauf durchgesetzt, daß es hier die Wiedergutmachung eines 48 Jahre zuvor begangenen „Unrechts" gelte und deshalb alles möglichst in den Zustand zurückversetzt werden müsse, in dem es sich ohne dieses „Unrecht" befunden haben würde. Deshalb sollten nur diejenigen Franzosen werden, die es ohne den Frankfurter Vertrag am 11. November 1918 gewesen sein würden; deshalb sollten aber auch alle in dieser Lage befindlichen Personen, gleichviel, ob sie in Elsaß-Lothringen, in Deutschland oder im Auslande wohnten, die französische Staatsangehörigkeit ohne Rücksicht auf ihren Wunsch und Willen wieder erhalten. Indessen nötigten die wirtschaftlichen Belange zu einer Abweichung von der Doktrin, da Handel und Industrie durch die Austreibung der 4—500 000 Neu-Elsaß-Lothringer, für die das menschenarme Frankreich keinen Ersatz bieten konnte, völlig zerrüttet worden wären. Man entschloß sich also, denjenigen Neu-Elsaß-Lothringern, die durch Heirat mit Einheimischen oder durch gewisse andere Beziehungen mit dem Lande besonders verwachsen und zur Anpassung an das französische Wesen besonders vorbereitet zu sein schienen, den Antrag auf Verleihung der französischen Staatsangehörigkeit binnen Jahresfrist zu gestatten und auch für andere Deutsche unter gewissen Bedingungen eine erleichterte Einbürgerung zuzulassen.

So ist man zu der weder in sich folgerechten noch mit der völkerrechtlichen Uebung und Gewohnheit oder der Selbstbestimmung des Einzelnen vereinbaren Regelung gelangt, die in Zehntausende von Familien Verschiedenheiten der Nationalität hineingetragen, Zehntausende von widerwilligen Franzosen geschaffen und Zehntausende, die durch ihre Arbeit seit Jahrzehnten, zum Teil seit Generationen in Elsaß-Lothringen Heimatrecht erworben hatten, zur Auswanderung genötigt hat. Neuerdings aber beginnt der Widersinn mancher Bestimmungen den Franzosen selbst fühlbar zu werden. Sie versuchen, den für sie unerwünschten Folgen zum Teil durch Mittel zu entgehen, die rechtlich ebenso bedenklich und für die Nächstbetroffenen ebenso gefährlich sind wie die Bestimmungen des Vertrages selbst, gelangen damit aber vielfach nicht zum Ziele. Anderen Schwierigkeiten gegenüber zögern sie noch, die Mittel anzuwenden, die von ihren Rechtsverständigen empfohlen werden.

Die Frage, ob die nach dem 11. November 1918 als Beamte in Deutschland angestellten oder wieder angestellten Alt-Elsaß-Lothringer durch den mit dieser Anstellung verbundenen Erwerb der deutschen Staatsangehörigkeit aus dem französischen Staatsverband ausgeschieden sind, ist in Frankreich noch nicht zu einer maßgeblichen Entscheidung gelangt, wenngleich beachtenswerte Stimmen auch dort für die Bejahung laut geworden sind. Dagegen kann kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß die alt-elsaß-lothringischen Frauen und die minderjährigen Kinder jener Beamten, obgleich sie nach deutschem Rechte die deutsche Staatsangehörigkeit miterworben haben, hierdurch von der französischen nicht frei geworden sind. Wollen sie dieses Ergebnis erzielen, so müssen sie sich in Deutschland besonders einbürgern lassen. Die heranwachsenden Männer können aber auch auf diesem Wege des Zwangsfranzosentums nicht ledig werden, solange sie der Dienstpflicht im aktiven Heere unterstehen, die nach dem neuesten Gesetz vom 1. April 1923 erst mit dem Ablauf des 40. Lebensjahres endigt. (Frankreich ist ja bekanntlich von Natur nicht militaristisch, wurde vielmehr nur vor dem Kriege durch die Rüstungen des an Volkszahl überlegenen Deutschland zur ständigen Vermehrung seines Heeres genötigt!!) — Die Alt-Elsaß-Lothringer, die nicht erst nach dem 11. November 1918 in den Dienst des Reichs oder eines deutschen Landes oder Selbstverwaltungskörpers eingetreten sind, sondern sich schon vorher in diesem Dienste befanden und sich durch die Abtretung ihres Heimatlandes an Frankreich nicht haben zum Ausscheiden bewegen lassen, sind hierdurch allein noch nicht dem Zwangsfranzosentum entgangen, können dies vielmehr nur durch Einbürgerung in Deutschland und auch durch dieses Mittel nur, sofern sie 40 Jahre alt sind, erreichen. Daß auf diese Weise eine nicht ganz unbeträchtliche Zahl von deutschen Beamten, Beamtenfrauen und Beamtenkindern mit zweifellos deutscher Gesinnung in der Lage ist, Frankreich gegenüber jederzeit die Rechte von französischen Staatsangehörigen in Anspruch zu nehmen, wird von französischer Seite als ein Mißstand empfunden. Aber der Versuch, deutschgesinnten Alt-Elsaß-Lothringern die Reintegration wegen „Unwürdigkeit" zu versagen, ist an der Stellungnahme des Kassationshofes, der an den Bestimmungen des Versailler Vertrages festhält, schon längst gescheitert. Einige Schriftsteller haben deshalb angeregt, die französische Regierung solle gegenüber den Beamten von dem Rechte Gebrauch machen, das ihr der Artikel 17 Nr. 3 des Code civil verleiht, Franzosen, die in einem andern Staate eine amtliche Stellung bekleiden, zu deren Niederlegung bei Meidung des Verlustes der französischen Staatsangehörigkeit aufzufordern. Es ist einigermaßen auffallend, daß die französische Regierung diesen Rat noch nicht befolgt hat. Fast möchte man annehmen, sie scheue sich einzugestehen, daß eine immerhin nicht ganz unbeträchtliche Zahl von Alt-Elsaß-Lothringern die Wirksamkeit für das besiegte und niedergebrochene Deutschland den Stellungen und Ruhegehältern, die Frankreich ihnen bieten konnte, vorgezogen hat.

Auch an den mit Deutschen verheirateten Elsaß-Lothringerinnen, von denen die Verfasser des Versailler Vertrages erwarteten, daß sie

ihre Männer zur „Reklamierung" der französischen Staatsangehörigkeit veranlassen und danach auch innerlich für Frankreich gewinnen würden, hat man bittere Enttäuschungen erlebt. Nicht wenige von ihnen haben es vorgezogen, mit ihren Männern das Land zu verlassen und nur für ihre Person ihre französische Staatsangehörigkeit beizubehalten, um ihr Vermögen vor der Sequestration zu schützen und sich selbst die Freiheit der Einreise zur Besorgung ihrer Angelegenheiten und zum Besuch ihrer Verwandten zu sichern. Die französische Staatsanwaltschaft hat lange versucht, dem entgegenzutreten, und jene Frauen für ihre „nationale Unzuverlässigkeit" oder für ihren unzulänglichen Einfluß auf ihre Männer durch Aberkennung der französischen Nationalität büßen zu lassen. Zu diesem Zweck wurde die Theorie aufgestellt, daß, wenn der Mann die einjährige Reklamationsfrist des Versailler Vertrages verstreichen lasse, die Regel des gemeinen Rechts wieder eingreife, wonach die Frau der Staatsangehörigkeit des Mannes folgt. Aber nachdem der Kassationshof ein in diesem Sinne ergangenes Urteil des Appellhofes wegen eines Formfehlers aufgehoben hatte, hat sich dieser eines Besseren besonnen und in seinen Urteilen vom 26. Juni 23 und 31. Oktober 23 ausgesprochen, daß der Versailler Vertrag nur eine unbedingte Reintegration kenne, eine Elsaß-Lothringerin daher ihre französische Staatsangehörigkeit nicht dadurch verlieren könne, daß ihr deutscher Mann von der Befugnis, diese Staatsangehörigkeit für sich zu reklamieren, keinen Gebrauch mache. So hat man sich entschließen müssen, jene Sequestrierungen wieder aufzuheben und die unzuverlässigen Frauen, solange sie sich nicht etwa in Deutschland einbürgern lassen, im Lande zu dulden, so oft es ihnen beliebt, dort zu erscheinen.

Aber sehr viel größere Sorgen verursachen auf französischer Seite die Tausende von Deutschen, die zwar auf Grund ihrer Ehe mit Elsaß-Lothringerinnen die französische Staatsangehörigkeit reklamiert haben, aber deutscher Gesinnung nach wie vor verdächtig sind. Die Zahl der auf die elsaß-lothringische Abstammung des Gatten gestützten Reklamationen, die nach den Bestimmungen des Versailler Vertrages nicht abgelehnt werden durften, ist in den Zeitungen auf mehr als 70 000 angegeben worden. Zu ihnen kommen wahrscheinlich noch 30—50 000 Personen hinzu, die aus anderen Gründen die Verleihung der französischen Staatsangehörigkeit beantragen konnten. Diese letzteren Gesuche können allerdings abgelehnt werden, und die mit ihrer Prüfung betrauten „commissions de triage" haben bekanntlich an Aufspürung verdächtiger Vorgänge und Beziehungen im Vorleben ihrer Opfer das Möglichste geleistet. Aber trotzdem glauben die Hüter des Franzosentums befürchten zu müssen, daß mancher Deutschgesinnte auf diesem Wege in den französischen Staatsverband gelangen könnte. Endlich könnte von den rund 20 000 nicht reklamationsberechtigten Deutschen, für die Neutralisationsgesuche vorliegen, mancher bei den Behörden und „Siebungsausschüssen" einer günstigen Beurteilung teilhaft werden, die er nach seiner Gesinnung nicht verdient.

Natürlich würden die 120 000—150 000 Neubürger deutscher Herkunft, von denen immerhin ein Teil in nationalen Dingen gleichgültig oder sogar assimilationsbereit sein wird, keine ernste Gefahr für Frankreich bilden, wenn die französische Gesinnung der mehr als 1½ Millionen Alt-Elsaß-Lothringer so echt und zuverlässig wäre, wie man seiner Zeit den lieben Alliierten eingeredet hat. Aber die Angst vor der „deutschen Gefahr" ist im wesentlichen eine Angst des bösen Gewissens. So unternahm man es, dem Anwachsen der deutschgesinnten Elemente durch die bekannte lex Eccard entgegenzutreten, durch die wenigstens gegen die Antragsfranzosen die Wiederausbürgerung für den Fall zulässig erklärt werden sollte, daß sie „aus Anhänglichkeit an eine fremde Nationalität Handlungen begingen, die mit der Eigenschaft eines französischen Bürgers nicht verträglich wären". Aber nachdem der Entwurf am 23. Januar 1923 im Senat, in dem er zuerst eingebracht wurde, angenommen worden ist, ist es von ihm merkwürdig still geworden. Die öffentliche Meinung Elsaß-Lothringens, die der Durchwühlung der Familienverhältnisse und des Privatlebens durch Polizeispitzel und „Siebungsausschüsse" längst überdrüssig ist, hat sich mit solcher Einmütigkeit und Deutlichkeit gegen ihn ausgesprochen, daß man auf die Vorlage in der Deputiertenkammer verzichtet zu haben scheint, in der die Erwählten des allgemeinen Stimmrechts des Landes eine wesentlich andere Sprache geführt haben würden als seine mit der Masse der Bevölkerung nur in recht lockerer Fühlung stehenden Senatoren. Auch französische Rechtsgelehrte, unter ihnen ein altfranzösischer Professor der Universität Straßburg, haben gegen ihn gewichtige völker- und staatsrechtliche Bedenken geltend gemacht (s. Pillet u. Niboyet, Manuel de droit international privé, Nr. 132). Deutschland könnte die geplante Gesetzesänderung jedenfalls nicht ohne Widerspruch hinnehmen. Denn da der Entwurf eine Zurückdatierung der Wiedereinbürgerung zulassen will, so könnten, wenn er Gesetz würde, die Reklamanten, deren französisches Bürgerrecht nach dem Versailler Vertrag mit dem 11. November 1918 in Kraft getreten ist, mit Wirkung von demselben Tage wieder ausgebürgert werden, sodaß ihre Aufnahme in den französischen Staatsverband vollständig rückgängig gemacht würde. Selbstverständlich wäre mit der Ausbürgerung in der Regel auch die Ausweisung und die Liquidation, also eine Steigerung der materiellen Belastung Deutschlands, verbunden. Es darf angenommen werden, daß eine so bedenkliche gesetzgeberische Maßnahme, mindestens so lange das Ministerium Herriot am Ruder bleibt, nicht weiter verfolgt wird.

Fast ebenso eigenartig ist eine dem Gebiete der Verwaltungspraxis angehörende Maßnahme, durch die man versucht hat, der „deutschen Gefahr" entgegenzuwirken. Man hat die Entscheidung über die Naturalisationsgesuche bisher in der Hauptsache ausgesetzt. Bis zum 15. Juli 1924 waren nach den im Bulletin officiel d'Alsace et de Lorraine veröffentlichten amtlichen Listen erst 314 von den beantragten 20 000 Naturalisationen bewilligt worden, die übrigen Gesuche lagerten nach dem Zeugnisse des oben erwähnten Straßburger Rechtslehrers, mindestens noch zu Anfang dieses Jahres unerledigt in den Büros, und ihre Zahl mag sich dort seitdem durch neue Eingänge noch vermehrt haben. Das gleiche Schicksal scheint bis jetzt den meisten „Reklamationen" von Deutschen beschieden gewesen zu sein, die nicht auf Heirat mit Elsaß-Lothringerinnen gestützt waren. Es liegt auf der Hand, daß auch dieser Ausweg mit dem Sinne der Bestimmungen des Versailler Vertrages nicht im Einklang steht. Es darf aber auch wohl angenommen werden, daß das Verschleppungsverfahren sich auf die Dauer gegenüber den Beschwerden der den Betroffenen nahestehenden Einheimischen nicht durchführen lassen wird. Zumal die Regierung Herriot, die die mit ihrer Kirchen- und Schulpolitik verbundene politische Belastung durch Entgegenkommen gegen die Wünsche der Bevölkerung auf anderen Gebieten auszugleichen versuchen muß, dürfte kaum geneigt sein, jene Sabotierung der Nationalitätsbestimmungen durch kleinlichste Bürokratenkniffe auf die Länge mitzumachen.

Einstweilen eröffnet freilich die Hinausschiebung der Entscheidungen über jene Gesuche Aussicht auf eine Flut von juristischen Streitfragen, für deren Lösung der Versailler Vertrag eine sichere Unterlage überhaupt nicht bietet, weil seine Verfasser mit einer normalen Erledigung der Gesuche rechneten. Die Reklamenten z. B. „gelten" nach dem Vertrage von der Einreichung ihrer Reklamation ab mit Rückwirkung auf den 11. November 1918 als Franzosen; sie werden aber Franzosen erst mit der Bewilligung des Gesuchs, dann allerdings gleichfalls mit Rückwirkung auf den 11. November 1918. Welche Staatsangehörigkeit ist nun, wenn sie während der Anhängigkeit ihres Gesuchs heiraten, für ihre Frauen maßgebend? Welche Staatsangehörigkeit erhalten ihre während dieser Zeit geborenen Kinder? Welchem Staate gehören alle diese Personen an, wenn das Gesuch nach einigen Jahren abgelehnt wird? Auch der juristische Laie sieht, daß das Verfahren der französischen Verwaltung für die betroffenen Personen völlig unhaltbare Verhältnisse und für die beteiligten Staaten eine Quelle von unerfreulichen Streitigkeiten zu schaffen droht.

Vorurteilslose Franzosen sind im Hinblick auf diese und andere Mängel der Bestimmungen des Versailler Vertrages über die Staatsangehörigkeit der Elsaß-Lothringer zu der Ansicht gelangt, daß nur ein „erläuterndes Abkommen" zwischen Deutschland und Frankreich Abhilfe schaffen könne. „L'incohérence des dispositions du Traité du 28 juin 1919 est telle que le besoin d'une convention interprétative se fait ici absolument sentir. C'est le seul rémède à ces défauts", sagt der vorhin genannte Pillet in seinem Traité du droit international privé. Es ist zu hoffen, daß diese Ansicht recht bald auch bei der französischen Regierung durchdringt, damit sich auch in dieser Frage Gelegenheit bietet, der Vernunft gegenüber dem Widersinne des Versailler Diktats wenigstens in etwas zum Durchbruch zu verhelfen.

Politische Rundschau.

Straßburg, September 1924.

Herr Herriot will Straßburg besuchen. So meldet der „Matin“. Und er fügt hinzu, daß sich der Ministerpräsident aus dem Grunde zu einer Straßburg-Reise entschlossen hätte, weil er das Bedürfnis fühlte, sich an Ort und Stelle über die Lage in Elsaß und Lothringen zu informieren, und weil er persönlich die Art und Weise studieren wolle, in der die gegenwärtige Legislation progressiv abgeändert werden kann, um die Einführung der französischen Gesetzgebung zu gestatten. Also haben die Stimmen des Protestes sowohl, als auch die Ermunterungstelegramme an die Regierung, in Paris einen Schleier geschaffen, durch den die neuen Herren unsere Lage nicht mehr genau zu erkennen vermögen. Es ist sehr lobenswert von Herrn Herriot, daß er nun Klarheit schaffen will. Weiterhin ist nicht uninteressant, daß der Teil unseres Volkes, der in unzähligen Protestmanifestationen und beschwörenden Telegrammen an die Regierung die Beibehaltung der bisherigen rechtlichen und gesetzlichen Lage auf kirchlichem und kulturellem Gebiet wünschte, doch nicht so ganz ernst genommen zu werden scheint, wie es erhofft wurde, und daß durch diese Protestlerei keineswegs Klarheit bei der Regierung entstanden ist. Denn auf der anderen Seite bestürmen fast ebensoviel Telegramme die Regierung mit der Aufforderung, fest zu bleiben und das Elsaß und Lothringen in den vollen Genuß aller französischen Gesetze, vor allem der Fundamentalgesetze der Laienrepublik, zu setzen. Und nun steht Herr Herriot vor einem gar unsicheren Kreuzwege, wo nach jeder Richtung hin Steine des Anstoßes in solcher Menge liegen, daß eine kleine Ungeschicklichkeit des gesetzgeberischen Ganges einen bösen Sturz verursachen muß. Und was dabei weiter an Unglück passieren könnte, das geht nach unserer Meinung nicht nur Herrn Herriot und sein Kabinett, sondern viel mehr noch die eine und unteilbare Republik und ihre Existenz an. Wir wissen vor dem Besuche schon, wie sich der Ministerpräsident Klarheit über die Lage verschaffen und vor allen Dingen, wie er unser Volk beruhigen wird (wenn es sich beruhigen läßt!). Er wird sich gewiß seine Informationen nicht beim Bischof, auch nicht bei den gläubigen Katholiken holen, sondern auf dem Straßburger Rathaus und beim Maire Peirotes. Er wird gewiß nicht, was sehr lehrreich für einen Regierungschef sein könnte, einer Protestversammlung beiwohnen, sondern wird es vorziehen, beim Champagner eine wohlwollende Rede an seine „lieben Elsaß-Lothringer“ zu richten, die in der „République“ gehörig breit getreten werden dürfte. Und wenn er von den Zeitungen des Landes die Begrüßungsartikel lesen sollte, vor allem in den „Neuesten Nachrichten“, die so wetterfahnenhaft schnell umzuschwenken verstehen, wenn er dann noch ein paar Ergebenheitsreden angehört haben wird, kann er mit der „Volksmeinung“ in der Tasche nach Hause fahren und die Gesetzgebungsmaschine in Gang setzen. Dem Prinzip zuliebe! Einer Lösung der elsaß-lothringischen Frage (hier ganz innerpolitisch gemeint!) wird er nicht näher kommen. Die elsaß-lothringischen Nöte sind solcher Art, daß sie, solange wir im französischen Staatsverband und unter den Gesetzen der französischen Republik zu leben gezwungen sind, nicht gelöst werden können, ohne daß nicht auf alle Fälle ein großer Teil unseres Volkes sich unerlöst fühlen würde. — Es klingt zwar wenig höflich und gastfreundlich, wenn die oberelsässischen katholischen Blätter zu dem bevorstehenden Besuche schreiben: „Die Studienreise des Herrn Herriot ist wirklich Geld- und Zeitverschwendung“, aber recht mögen sie haben. Es ist eine dumme Sache, dieses aufgestöberte Wespennest besuchen zu wollen und die Erfahrung mitzunehmen, daß der Député Dr. Müller in der großen Protestversammlung in der Aubette wahr geredet hat, als er in wunderschönem Hochdeutsch der Masse die Verpflichtung auferlegte, den Schimpfnamen „Tête carrée“, den übelgesinnte Franzosen uns Elsässern schon vor 1870 beigelegt haben, aufzugreifen und ihn als Ehrennamen für uns anzuerkennen, damit alle Franzosen, die uns eine Gesetzgebung aufzuzwingen bereit wären, sich ihre Köpfe einrennen mögen an unseren dicken und trutzigen Allemannenschädeln, an unseren „Têtes carrées“. Diese Erkenntnis wird Herr Herriot vielleicht heute schon gemacht haben, aber dem lieben Prinzip zuliebe wird er anders handeln, als es der gesunde staatsmännische Verstand verlangt. Ob wir ohne Einschränkung ein anderes Wort Dr. Müllers, bei derselben Gelegenheit gesprochen, zitieren dürfen, mag fraglich erscheinen. Er glaubte feststellen zu dürfen, daß das elsaß-lothringische Volk eine Persönlichkeit geworden wäre. Im Kampf um seine Eigenart seit einem halben Jahrhundert, mit aller Leidenschaft seit fünf Jahren, hat es bewiesen, daß es auf dem Wege der Entwicklung voran schreitet. Aber wenn wir nach der Persönlichkeit des Volkes suchen, so liegt auf dem Wege dahin die Frage nach den Einzelpersönlichkeiten, die erst in kollektivem Wirken das Volk als Ganzes zur Persönlichkeit zu machen imstande wären. Und da liegen unsere Bedenken. Wir haben im Lande nicht eine einzige Persönlichkeit, die heute mut- und kraftvoll, rückhaltlos und begeistert für das Endziel einzutreten wagte. Dieses Endziel ist uns allen geläufig, und wir sprechen im stillen Kreise gar oft davon. Aber die Courage fehlt, nach außen hin Farbe zu bekennen. Die Hemmungen sind so zahlreich und mannigfaltig, daß wir heute noch nicht von dieser Kollektivpersönlichkeit der Elsaß-Lothringer sprechen dürfen.

Man wird nun vielleicht als Gegenbeispiel diesen oder jener Mann unserer Heimat erwähnen, der es wagt, der Wahrheit nahe zu kommen. Nennt Ley oder Claus v. Bulach: beide sind aber keine politischen Persönlichkeiten; ihr Name weckt aus diesem oder jenem Grunde in unserer Bevölkerung keine Resonanz. Bulach hat bisher vielen Elsässern vieles aus dem Herzen gesprochen, aber den Mut hat er doch nicht, einmal den operativen Schnitt, die Amputation, zu empfehlen. Aber nur das wünschen wir in der übergroßen Mehrzahl. Die entschiedenen Elsässer kämpfen tapfer um die Erhaltung des Elsässertums, aber immer wieder betonen sie zur Festigung ihrer persönlichen Situationen, daß wir ja gar nicht daran denken, gegen Frankreich vorzugehen. Und deshalb verkennt die Welt unsere Seele. Wenn eine Zeitung erst einen Stein in den deutschen Garten werfen muß, um daraus die Berechtigung abzuleiten, eine für Frankreich unangenehme Wahrheit zu sagen, dann steht dahinter doch keine Persönlichkeit! Um es kurz zu sagen: unsere Oeffentlichkeit ist der Schauplatz der unerquicklichsten Eiertänzerei, die sich besonders in der Presse zeigt. Wo in aller Welt bleibt die Prinzipientreue der „République“, die seinerzeit eine Lanze einzulegen wagte für den zu Unrecht verurteilten Ley, der nur das Plebiszit forderte und die Massen in die Straßen berufen wollte — bevor wir staatsrechtlich Franzosen geworden waren! — und die heute, wo sie Regierungsorgan geworden ist, nicht ein einziges Wort mehr findet für einen politischen Märtyrer? Ebensowenig wie sie heute noch von dem Unrecht der Ruhrbesetzung spricht, wo es gilt, den Umfall der radikalsozialistischen Partei Frankreichs und ihres Ministerpräsidenten Herriot in dieser Frage zu decken bzw. zu entschuldigen? Es müßte eine besondere Studie über die Charakterlosigkeit und Knochenerweichung unserer elsässischen Presse folgen, die zeigen würde, daß sie gekauftes Objekt entweder von interessierter Regierungsseite oder von mächtigen Wirtschaftsgruppen Frankreichs darstellt (— man braucht nur den Namen Loucheur zu nennen!) und keineswegs den Ehrentitel beanspruchen kann, Sprachrohr eines in ethnischer Hinsicht vergewaltigten Volksstammes zu sein.

Wenn nun trotzdem ein Teil unserer Presse den Mut aufbringt, in starken Tönen von unserem gefährdeten Elsässertum und zwischen den Zeilen von den elsässisch-französischen Gegensätzen zu reden, so ist das nichts anderes als der Beweis dafür, daß trotz der offenen und versteckten Presseknebelung und trotz der freiwilligen Hingabe an die französische Sache, verbunden mit Mangel an Mut und mit Furcht vor folgerichtigem Handeln, unsere Volksstimmung sich gewaltsam Bahn bricht durch die gestellten Schranken, und daß sie sich wenigstens teilweise Gehör zu verschaffen weiß auf dem Wege durch die Presse. Allerdings, wenn die französische Oeffentlichkeit durch fünf Jahre hindurch nichts anderes als Ergebenheitsbeteuerungen, ausnahmsweise freilich auch manche harte Kritik aus unserer Presse heraus hat lesen können, dann wundern wir uns nicht, daß es für Frankreich eine furchtbare, fast katastrophale Ueberraschung gewesen ist, als nach Herriots „Kulturkampfansage“ — wie man es nennt — die gesamte katholische und rechtsbürgerliche Presse des Landes in stürmischem Freimut „Protest“ schrie. Es klang oft gar nicht anders, als wenn revolutionäre Parteien versuchen, die Massen aufzupeitschen zu blutigem Bürgerkriege. Als Beispiel dafür möchten wir einen Teil eines Leitartikels der „Elsässer Kurier“, Die Schilderhebung der Elsässer“, zitieren. Es heißt da u. a.:

„.... So sind wir halt! Gott sei Dank, daß wir so sind! Wir sind stolz darauf. So Gott will, wird das alte, kernige, charaktervolle Elsässertum von den Vätern auf die Söhne übergehen, und werden die von der jüngeren Generation „Têtes carrées“ sein, wie es die Alten gewesen sind. Das Elsaß soll das Elsaß bleiben. So wünschen es die echten Elsässer, und auch andere, die das Land und seine Bevölkerung kennen und lieben....

.... Wir sind keine Revolutionäre! Im Gegenteil! Wir sind Traditionalisten. Wir wollen nicht umstürzen; wir wollen erhalten! Wir wollen nur die Freiheit bewahren, wie sie gestern war, und vor Jahrhunderten bestand und vor 1000 Jahren gewesen auf dem Boden des Elsasses. Wir wollen das Alte bewahren, das gute Alte, die alte religiöse Freiheit! Wir werden dieselbe uns nicht rauben lassen, ohne zu schreien, daß es die ganze Welt hört, und die ganze Welt aufmerksam wird auf das, was auf dem Boden des Elsasses geschieht, und wofür sich die ganze Welt auch interessiert, das wissen wir. Und wenn man uns droht, mit dem Sklavenjoch der französischen Kirchenverfolgungs-Gesetzgebung, dann schreien wir über die Vogesen hinüber: Nieder mit der Tyrannei!“

Keine Staatsgewalt vermag aus solchen Zeilen Hochverrat zu konstruieren. Und doch versteht das Volk, wenn es solche Worte liest, oder wenn es gar solches hört von der Kanzel herunter, nichts anderes, als daß wir in vollkommenem Gegensatz zu Frankreich stehen, und daß es so nicht weiter gehen darf. Und dabei versteht es weiterhin, daß unser Volk eine Lösung erwartet, die nicht allein Kirchen- und Schulfrage, sondern auch die Probleme der Wirtschaft, des Ackerbaus und der Industrie in einem Sinne erfaßt, daß Frankreich nichts mehr dreinzureden habe in die Dinge, die in unserem eigenen Hause geregelt werden müssen. Im Kampfe zwischen weltwirtschaftlicher Vernunft und politischem Machtstreben, wie wir ihn in den Tagen der Londoner Konferenz beobachten konnten, spielt unser Elsaß und unser Lothringen eine nicht untergeordnete Rolle. England scheint heute schon klar genug zu erkennen, wohin sein Alliierter aus dem Kriege steuert, und es ist klar, daß Frankreich im Elsaß, Frankreich am Rhein, Frankreich in der Ruhr, Frankreich als Herr über alle kontinentalen Kohlenschätze und Eisengruben eine weit größere Gefahr — wirtschaftliche Gefahr — für das Inselreich bedeutet, als jemals Deutschland in seinem wirtschaftlichen Expansionsdrang vor dem Kriege gewesen ist. Wir haben mit größter Freude gesehen, wie der Schatzkanzler Snowden die aufblühenden Hoffnungsblümlein Herriots arg zerzaust hat durch seine beiden Interviews, in denen er gegen die künftigen Handelsvertrags-Verhandlungen auftritt, die demnächst zwischen Deutschland und Frankreich aufgenommen werden, und in denen vor allem die zollfreie Ausfuhr der elsaß-lothringischen Produkte nach Deutschland eine besonders bedeutsame Rolle spielen soll. Es mögen tatsächlich in der Verlängerung der Zollvergünstigungen für unser Land Gefahren für die englische Industrie, für Unternehmer und Arbeitnehmer, auftauchen, und England, das die Wirtschaftskrisis immer noch nicht überwunden hat, das sie in allen Schichten seines Volkes zu spüren bekam, hat Interesse daran, daß nicht auf einmal unsere elsässische Textilindustrie — um nur diese zu nennen — den englischen Export nach Deutschland gefährde. All das berührt uns Elsässer nicht sehr. Aber wenn wir gegen die Fortsetzung dieser berüchtigten Zollklausel des Versailler Diktats als Elsässer Stellung nehmen, dann geschieht es aus Reinlichkeitsgefühl heraus. Womit ist denn Deutschland beliefert worden? In den Mülhauser und Markircher Appreturen wurde billigste und minderwertigste Webware aus Roubaix verarbeitet und mit dem Stempel und Ursprungszeugnis der Ober-Elsässischen Handelskammer in Colmar als elsässische Ware nach Deutschland dem Verbraucher zugeführt. Wo ist der Rotwein gewachsen, den heute der deutsche Weintrinker als „elsässischen“ Wein konsumiert? In Südfrankreich und Algerien. Aber die Handelskammern haben amtlich bezeugt, daß es sich dabei um elsässisches Gewächs handle, und die Deutschen waren auch da betrogen. Es ist so leicht gewesen, die „Boches“ hier zu betrügen und seinen Geldsack zu füllen auf Kosten der Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit. Sollte man dieses Spiel nicht fortsetzen? Ist es nicht auch patriotisch, den Erbfeind zu hintergehen und sich auf Kosten seiner Dummheit, daß er solche Zollklauseln unterschreibt, zu bereichern an richtigen Goldmark? Dieses leichte Geldverdienen hat gereizt. Und darum soll den Spitzbuben noch einmal die Gelegenheit gegeben werden, ihr Spiel zu erneuern. Und Frankreich spielt sich dann uns Elsässern auf als der Betreuer und die sorgende Mutter. Es hofft, damit das Elsaß zu beruhigen. Nein, eher, als das geschieht, und sich ein Skandal erneuert, der in Deutschland vielleicht gar noch nicht erkannt wird, wünschen wir, daß unsere Textilfabriken nicht mehr in Tag- und Nachtschichten arbeiten, und daß unser Weinbau ein Hungerdasein führe, bis alle ohne Ausnahme zur Erkenntnis gelangen, daß die Wirtschaftsgrenze am Rhein ein Verbrechen an unserm Elsaß, daß sie eine Vergewaltigung unseres Wirtschaftslebens darstellt. Und zum anderen: wird Deutschlands Verbrauch weiterhin mit solcherlei „elsässischen Erzeugnissen“ betrogen, so wird sich in der Zukunft Deutschland zehnmal überlegen, seinen Bedarf im Elsaß zu decken, und es tut recht daran, das unreelle Geschäftsgebaren der französischen Industrie, das mit allen Mitteln von Frankreichs Regierungen unterstützt wird, und zu welchem Betrug das Elsaß und seine Erzeugnisse als Feigenblatt dienen müssen, nicht weiterhin zu dulden und zu unterstützen. Wenn einmal durch die Not erzwungen die unnatürlichen Grenzen gegen Deutschland fallen werden, dann ist es sicher, daß wir für die gesamten Erzeugnisse Absatz da finden, wo er natürlicherweise hinzuleiten ist: in Deutschland, in Deutschlands großen Konsumationsgebieten, wohin früher schon, sogar vor 1870, unser Ueberschuß geleitet worden ist. —

Die einzigen wirtschaftlichen Sorgen unseres Landes resultieren aus dem Mangel an Absatzgebieten. Die Wirtschaftskreise suchen krampfhaft nach neuen Absatzgelegenheiten. So unternahm vor kurzer Zeit eine landwirtschaftliche Kommission eine Studienreise nach London, um die Frage des Obstabsatzes nach England an Ort und Stelle zu prüfen. Aber mit enttäuschten Hoffnungen ist sie zurückgekehrt. Auf der anderen Seite aber stehen wir vor der niederdrückenden Tatsache, daß unser eigenes Ueberschußgebiet immer mehr überschwemmt wird von billigerem Erzeugnissen aus Südfrankreich und den Kolonien. So sieht die wirtschaftliche Erlösung aus, die uns Frankreich gebracht hat. Die Befriedigung unserer wirtschaftlichen Ansprüche kann durch Frankreich nimmermehr erreicht werden.

* * *

Wenn das die einzige Grenzlandstragödie wäre! Aber wir erleben deren täglich neue, eine solche Fülle, das denen, die sie bei unserer Franzosenwerdung für immer überwunden glaubten, ganz von selbst die Augen geöffnet werden. Fast wären wir versucht, ein Wort von Marx zitieren, das er als Ergänzung einer Bemerkung Hegels angefügt hat. Dieser stellte fest, daß alle geschichtlichen Tatsachen und Personen sich sozusagen zweimal wiederholen würden; jener ergänzte: einmal als Tragödie, das andere Mal als Komödie! — In Zabern haben sich wieder einmal Zivilisten mit Militärs geprügelt; es ist nicht das erste mal, seit Zabern französische Garnison ist. Nur wird heute über die neuen Zaberner Fälle gelacht, während sie vor elf Jahren Staub in aller Welt aufgewirbelt haben. Daß das neue Militär weniger schneidig — und schikanös vorgehen würde, läßt sich nicht behaupten. Und immer wieder spielt das verruchte Wort „Boche“ seine gewichtige Rolle. Die geistige Abrüstung ist unter den Franzosen noch nicht so weit, daß sie darauf verzichten könnten, diese Beleidigung immer und immer wieder zu wiederholen, mit Vorliebe uns Elsässern gegenüber. Natürlich wird von elsässischer Seite aus immer prompt Quittung geleistet für diese liebreiche Bezeichnung. Kein Wunder, daß das Mißverhältnis zu den „Brüdern“ ganz augenfällig wird. Es ist einer reichlich spät aufgetretenen Erkenntnis zuzuschreiben, daß einige Zeitungen unseres Landes in der Erinnerung an den Beginn des Weltkrieges und in ihrem Bemühen um eine friedlichere Einstellung der französischen Oeffentlichkeit scharf gegen das Wort „Boche“ Stellung nahmen, das sie auch Deutschen und Deutschland gegenüber unter allen Umständen nicht mehr angewendet wissen möchten. Dahinter allerdings steht die Angst vor der verheerenden Wirkung dieses Wortes im Elsaß. — Der Militarismus im Elsaß treibt noch andere Blüten: In Mülhausen wurde wieder, trotz Amnestievorlage, trotz gegenteiliger Versprechungen, ein Familienvater von der Arbeit weg verhaftet, weil er im Jahre 1909 nach zweijähriger Dienstzeit in der „Fremdenlegion“ desertiert war. Derselbe Fall hat sich einige Tage zuvor in Saarburg ereignet, hat seine Vorbilder in brutalen und skandalösen Verhaftungen und Mißhandlungen in Mülhausen selbst. Hinter diesen Ereignissen, die am peinlichsten für die einsichtigen Franzosen im Elsaß sind, stehen nicht Uebereifer oder Dummheit untergeordneter Organe (obwohl es an solchen nicht fehlt!), sondern ein von der Militärgewalt, die einen direkten Druck auf die Regierung ausübt, im Gegensatz zu den Anordnungen der Zivilgewalt geschaffenes System, das mehr einem Rachebedürfnis den Elsässern gegenüber, als einem wahren Rechtsempfinden entspringt. — Einsichtige Männer haben das vor 1918 vorausgesehen; aber die Macht der Bajonette hat sie gelähmt und hat ihre Stimme erstickt. Es war eine nicht kleine Zahl, die dann auf Grund eines „Friedensvertrages“ wurden, was man heute als Vorwurf täglich hören kann: „Français sous conditions“, „Bedingungsfranzosen“.

Français sous conditions! Jawohl. Man hatte sich das alles so einfach vorgestellt: Befreiung! Feste! Tanz! Trikoloren und Jubel! War Teilhaber am Siege. Und im übrigen hatten höchste Würdenträger Schonung unserer Eigenarten und Traditionen versprochen, feierlich, im Namen Frankreichs. Ja, da fehlte ja nichts mehr am Glück: wir bleiben, was wir waren, und genießen in Zukunft bloß die Früchte des Sieges mit. Das waren die „Conditions“. Dann wollen wir gerne „Franzosen“ sein, wenn die französischen Fundamentalgesetze uns verschonen, wenn unsere Schule, die bisher in vorderster Reihe unter allen deutschen Schulen marschieren durfte, die-

selbe bleiben durfte, elsässisch und konfessionell, wenn die Kirche in ihrem Rechtszustande bleiben konnte und ihre Diener mit ihr. Es wundert uns immer wieder, wie der Klerus auf alle Versprechungen so blind hereinfallen konnte. Und heute gebärdet er sich zum Schrecken aller guten Franzosen so borstig und antifranzösisch, wo seine Konditionen nicht Erfüllung sehen. Der Kampf gegen alle französischen Lehrer und Lehrerinnen wird seit Jahren vom „Elsässer Kurier" geführt, ohne daß er einem Teilziel auch nur näher gekommen wäre. Nur ein Opfer sieht er auf der Strecke: der Schulinspektor Beauty von Colmar-Nord (er residierte den höheren Zulagen zuliebe in Colmar, anstatt in Rappoltsweiler) wurde versetzt, weil er vor einiger Zeit einen Knaben auf der Straße geprügelt hat aus dem einfachen Grunde, weil dieser den ihm Unbekannten nicht gegrüßt hatte. Damals geriet der „Kurier" in feurigen Zorn wegen der Verurteilung elsässischer Lehrer und Pfarrer infolge geringfügiger Züchtigung in der Schule, und der „Kurier" machte die Verwaltung darauf aufmerksam, daß er und das elsässische Volk nichts anderes verlangen, als daß der Inspektor die Strenge des französischen Gesetzes ebenso spüren müsse, wie die Elsässer. Aber die Untersuchung drohte im Sande zu verlaufen. Nun ist es dem Blatte doch gelungen, eine Maßregelung zu erzwingen, dadurch, daß es durchgesetzt wurde, daß die Untersuchung aus den Händen des parteiischen Akademieinspektors in die Hände des Unterpräfekten gelegt wurde. Zum ersten Male sehen wir, daß sich die französische Verwaltung bemüht, den Eindruck zu verwischen, daß im Elsaß zweierlei Recht gelte, eines für die Franzosen und eines für die Elsässer.

Natürlich geht in diesen Tagen des bitteren Kulturkampfes der katholischen Partei der Kampf gegen die französischen Laienlehrer vor allem anderen. Als diese vor einiger Zeit in Lyon auf Veranlassung des Führers der französischen Lehrer im Elsaß, Boulanger, den Kampf gegen die konfessionelle Schule des Elsaß beschlossen, erhob die elsässische Presse sofort ihre Stimme zum Echo dieser Beschlüsse. Wenn es den innerfranzösischen Lehrern in unsern Schulen so elend schlecht geht, wenn sie sich so furchtbar bedrückt fühlen, warum sind sie in unser Land gekommen, freiwillig, um sich aus den Steuergroschen der Elsässer ihre Taschen mit Kolonialzulagen zu füllen, und warum verlassen sie nicht ebenso freiwillig, wie sie gekommen sind, unser unwirtliches Land??

Der „Elsässer Kurier" stellt Vergleiche an zu den Tagungen des früheren Deutschen Lehrervereins im Elsaß und heute in Deutschland und auf der anderen Seite mit den französischen Lehrersyndikaten, wobei der Deutsche Lehrerverein sehr günstig abschneidet. „Kundgebungen von der Erhabenheit, wie wir sie früher bei den Sitzungen des katholischen Lehrervereins Deutschlands sahen und man jährlich noch sehen kann, gibt es natürlich erst recht in Frankreich nicht." — Noch einer Begebenheit, die nicht ohne Bedeutung ist für unsere Heimat, müssen wir gedenken. Als mit dem Akt der Befreiung sämtliche Schulaufsichtsbeamten, Deutsche und Elsässer, ihrer Posten enthoben wurden, hat man nur verschwindende Ausnahmen zugelassen. Unter denen, die nicht gezwungen worden sind, ihre Heimat zu verlassen und ihr Brot in Deutschland zu suchen, war auch der Schulinspektor Munsch aus Colmar, setzt in Hagenau. Zum 1. Oktober tritt er in den Ruhestand, und damit verschwindet der letzte elsässische Schulaufsichtsbeamte aus dem elsässischen Schuldienst. Ein Ressort hat Frankreich nunmehr gründlich gesäubert! Von nun an sind keine Landeskinder mehr im Schul-Aufsichtsdienst, abgesehen von denen, die — es sind nur wenige — nach dem Waffenstillstand infolge „besonderer Eignung" als solche eingestellt worden sind. Das Spiel Frankreichs allein wird gespielt. Wir sind aber der festen Ueberzeugung, daß wir wieder einmal Elsässer, aber nur Elsässer an diesen Posten sehen werden, und daß unterdessen Frankreichs Bäume nicht in den Himmel wachsen werden.

Es kostet harte Kämpfe, unseren elsässischen Landeskindern zu ihren natürlichen Heimatrechten zu verhelfen. Vor kurzem hat erst Dr. Ricklin seinen Prozeß gegen das Syndicat médical de Mulhouse et environs beenden und gewinnen können. Das Mülhauser Aerztesyndikat hatte dem früheren Abgeordneten die Aufnahme verweigert mit der Begründung, daß seine politische Vergangenheit keine Gewähr dafür bieten könne, daß er jetzt und in Zukunft ein guter französischer Patriot sein könne. — Damit ist doch das Aerztesyndikat von Mülhausen als Syndikat von Patrioten abgestempelt. Eine solche Einstellung unter Intellektuellen ist nicht etwa nur bedauerlich, sondern sie zeugt von einer Unwürdigkeit ohnegleichen. Nun hat das Aerztesyndikat mit seiner „gut nationalen" Haltung doch nicht Recht erhalten. Vor einem Jahre wäre das noch geschehen. Die Gerichte werden vorsichtig. Aus dem Urteil verdient besonders hervorgehoben zu werden, daß das Gericht „jede unnütze Verbitterung vermeiden und unter den Söhnen eines und desselben Vaterlandes jenes Einvernehmen und jene Harmonie besiegeln will, die im Interesse der nationalen Eintracht, des öffentlichen Wohls und des sozialen Friedens unerläßlich sind". — Das ist eine wunderbare Phrase, und wenn wir nicht in tausend Fällen das Gegenteil von diesen phrasenreichen Versicherungen und Beteuerungen erlebt hätten, sogar am eigenen Leibe, so wären wir vielleicht weniger versucht, über solche Beruhigungsversuche zu lachen.

* * *

Ein ganz außerordentlicher und bezeichnender Fall beschäftigt zurzeit die Oeffentlichkeit. Ein Arbeiter aus Straßburg wurde neulich zu einem Monat Gefängnis verurteilt, weil er angeblich den Opferstock auf dem Odilienberg erbrochen und einen Mantel und ein Fernglas gestohlen haben soll. Alle Verdachtsmomente zeugten gegen den Arbeiter, und er gestand auch ein, der Dieb zu sein. Während der Abbüßung der Strafe wurde ein anderer Mann verhaftet, der ohne weiteres eingestand, der Dieb von Mantel und Fernglas und auch der Opferstockdieb zu sein. Der zuerst Verurteilte wurde nochmals vorgeführt und erzählte, aus Furcht vor der Untersuchungshaft das Eingeständnis gemacht zu haben, weil er doch verurteilt worden wäre. — Der Mülhauser „Republikaner" schreibt hierzu:

„Angst vor zu langer Untersuchungshaft" bewog den des Diebstahls Verdächtigten, ein falsches Geständnis abzulegen.

Diese Worte decken einen Mißstand auf, der manchem bekannt sein dürfte. Der Untersuchungsrichter hat es in der Tat heute in der Hand, einen Untersuchungsgefangenen so lange einzusperren, bis die Untersuchung zu Ende geführt ist, d. h. also so lange es ihm gefällt. Daß dies zu ganz ungeheuerlichen Uebergriffen führen kann, muß jedem einleuchten. Daß diese willkürliche Verlängerung der Untersuchungshaft aber auch als Folter, wie bei den mittelalterlichen Gerichtsverfahren, gebraucht werden kann, dürfte der vorliegende Fall beweisen. Es ist völlig unvereinbar mit jedem demokratischen Empfinden, daß ein Untersuchungsrichter derart über die persönliche Freiheit eines einer Schuld Verdächtigen verfügen kann."

Wir können hinzufügen, daß die Behandlung, die den Untersuchungsgefangenen zuteil wird, oft derart ist, daß sie tatsächlich körperlich und seelisch ruiniert werden. Wir erinnern an einige Opfer, die wie unter mittelalterlicher Folter zugrunde gerichtet worden sind: Loegel, der so gut wie ermordet wurde, Ley, der seine ganze seelische Kraft verloren hat, weil man ihn grundlos monatelang in Einzelhaft, wie einen gemeinen Verbrecher verkommen ließ. Das ist die „süße Mutter", auf deren Fahnen die schönsten Phrasen über Humanität prangen.

Darum können wir nun auch verstehen, warum die Bauern des badischen Landes Sturm läuteten, als die Besatzung der humanen Nation aus Appenweier und Offenburg abzog. Es waren Freudenklänge, die wir mit Staunen und Neid diesseits des Rheins anhören mußten. Tanks und Panzerautomobile haben den Rückzug der glorreichen Armee decken müssen. Darüber haben nicht nur die badischen Bauern herzlich und derzhaft gelacht, sondern auch wir wollten Purzelbäume schlagen vor Freude über die Angst, die diese Helden haben vor den Mistgabeln und Dreschflegeln der Bauern des Hanauer Landes. So ist es buchstäblich wahr geworden, was wir in dem satyrischen Büchlein lesen konnten „Tartarin am Rhein". La glorieuse Armée! — Aber unsere Presse schweigt sich natürlich über diese Vorgänge aus. Man ist doch sonst auf Redaktionen froh für so interessanten Stoff, und Offenburg liegt uns doch nicht sehr fern! (Die „Straßburger Neue Zeitung" berichtet beispielsweise in folgender klassischer Form: „... Der Abzug begann dann sofort. Die Bevölkerung begrüßte dann unsere abziehenden Truppen (!!), und so ging die Besetzung zu Ende. ...") —

* * *

Alles ist glorreich bei uns, sogar die Kolonialausstellung. Warum sie gerade in Straßburg ist? Die Straßburger sagen: weil uns der Beweis vor Augen geführt werden soll, daß wir selber Kolonie sind. Nicht etwa nur die Neger sind da zu sehen. Das ist das wenigste. In der Hauptsache haben unsere elsässischen Produzenten ihre Erzeugnisse ausgestellt — in der Kolonialausstellung! Und wenn nicht das Elsaß so viel beigetragen hätte zur Ausgestaltung des Unternehmens, dann wäre die Kolonialausstellung gar nichts. Aber es bleibt dabei: Wir sind die beste Kolonie unseres lieben, französischen Mutterlandes! Das hat man vor allem am elsässischen Trachtenfest erkennen können, das in der Kolonialausstellung arrangiert worden ist. Die Neger haben sich herzlich über ihre weißen Brüder von der Ill gefreut. Die einen haben Speere und sonderbare Trommeln, Blätterschurze und bizarre Kopfbedeckungen, unsere Elsässer sind aufmarschiert mit breitkrämpigen Hüten und Schlupfkappen, rotem Gilet und weißen Strümpfen. — In Mülhausen traktiert die Polizei mit Vorliebe ihre Kundschaft mit Reitpeitsche und Fußtritten. Selbst ein Apotheker hat vor gar nicht so langer Zeit von einem Offizier einen Peitschenhieb über den Kopf bekommen. Kolonie Elsaß-Lothringen!

Rudolf Wackernagels „Geschichte des Elsasses".

Aus Raummangel haben wir bislang die Besprechung einer Reihe uns vorliegender historischer und politischer Werke zurückstellen müssen. Wir verweisen anläßlich der Würdigung der vortrefflichen Wackernagelschen Arbeit als Ergänzung auf einige andere Veröffentlichungen zur Geschichte und Politik Elsaß-Lothringens:

Anrich-Schulz-Wittich, Das Elsaß; ein Buch von seiner Geschichte, Art und Kunst. (Geh. 2,— M., gebd. 3,— M.)

Paul Wentzke, Der deutschen Einheit Schicksalsland (Elsaß-Lothringen und das Reich im 19. und 20. Jahrhundert). (Brosch. 2,50 M., gebd. 4,— M.)

Karl Stählin, Geschichte Elsaß-Lothringens. (Brosch. 3,50 M., gebd. 7,— M.)

Heinz von Hoff, Straßburg, das Wahrzeichen der verlorenen deutschen Westmark. (Gebd. 4,50 M.)

Friedrich König, Deutschlothringen; Stammestum, Staat und Nation. Zugleich ein Beitrag zur elsaß-lothringischen Frage und zum deutschen Westproblem. (Brosch. 3,— M., gebd. 4,50 M.)

Graf Dürckheim-Montmartin, Erinnerungen eines elsässischen Patrioten. (Einleitung von Guido Knoerzer.) Gebd. 6,— M.

Die Schriftleitung.

Es ist allmählich eine dringliche Sache geworden, die Aufmerksamkeit aller unserer Freunde auf dies schon seit Jahren erschienene Buch zu lenken, das gerade in unserm Kreise viele Leser gefunden haben dürfte, aber von jedem beachtet werden sollte, der das Wissen um die Vergangenheit unserer Heimat als elementare Pflicht erkannt hat.

Es ist aus Vorlesungen hervorgegangen, die Rudolf Wackernagel, dieser bedeutende und hochangesehene Archivar und Geschichtsschreiber der Stadt Basel, während des Krieges gehalten hat, „um sich und seine Zuhörer über die Geschichte des viel genannten Landes zu orientieren". Bescheiden bekennt er, nur zusammengestellt zu haben, was vor ihm andere geleistet hätten, und nur vereinzelt Ergebnisse eigener Forschung bieten zu können. Auch habe er die Arbeit an der Schwelle des 19. Jahrhunderts abgebrochen, weil eine Darstellung der neueren Zeit sehr eingehende und schwierige Forschungen voraussetze, die ihm unmöglich gewesen seien, und weil hierbei „wissenschaftliche und politische Interessen nicht scharf zu trennen" wären.

Fast mutet das Vorwort an wie eine Bitte Wackernagels um Entschuldigung, daß er dem Drängen seiner Hörer nachgegeben und die Arbeit veröffentlicht hat. Aber wir verstehen ihn nur dann richtig, wenn wir bedenken, daß hier ein überaus gewissenhafter Forscher das Bedürfnis fühlt, ausdrücklich nichts zu beanspruchen, was nach streng wissenschaftlicher Auffassung nur dem Fachmann zukommt, der sich mit allen Quellen selbständig auseinandergesetzt hat. In diesem Sinne fühlt sich Wackernagel zum Geschichtsschreiber des Elsasses nicht berufen und lehnt er es namentlich ab, die neuere und neueste Epoche zu behandeln. Herr Pfister von der heutigen Straßburger Universität treibt ein falsches Spiel, wenn er in der „Bibliographie Alsacienne" (II., 1922, p. 54) diese klare Selbstbescheidung des Basler Gelehrten als die Vorsicht eines Mannes verdächtigt, der seine Leser mit allzu klaren elsässischen Bekundungen französischer Gesinnung lieber nicht bekannt machen möchte! Im übrigen bespricht er das Buch verhältnismäßig eingehend und trotz des törichten Schlusses im ganzen sachlich. Er kennt zu gut Wackernagels tiefgründige wissenschaftliche Leistungen und weiß, daß eine solche Lebensarbeit, wie sie das Urkundenbuch und die Geschichte der Stadt Basel darstellen, mit Notwendigkeit tief in die Erkenntnis der Geschichte des Oberrheins überhaupt und zu lebendigster Anschauung der elsässischen Entwicklung insbesondere führt. Er muß zugeben, daß W. über eine umfassende Kenntnis der in Betracht kommenden geschichtlichen Literatur verfügt und wagt es nicht, ihm sein Recht zu diesem Buche offen abzusprechen, das zwar von zweiter Hand stamme, aber wissenschaftliches Gepräge trage und ein gelehrtes Handbuch sei.

Wir verstehen Herrn Pfisters Unbehagen durchaus, das er bei der Prüfung des Buches empfand; denn es gelangt bei aller freundnachbarlichen Würdigung, die der Schweizer und der Neutrale den französischen Verdiensten im Elsaß gern zuteil werden läßt, doch auf die große Linie, die die deutsche Wissenschaft gezogen, und die das Werden und Wesen der elsässischen Landschaft und Menschheit aus ihrem deutschen Stoff und Geist begreifen lehrt. Er läßt in vorbildlicher Weise die Dinge sprechen, verzichtet auf überflüssiges Bildwerk und geistreiches Feuerwerk; Sprache und Stil sind schlichte, klare Diener eines reinen, nur aufs Sachliche gerichteten Willens und wirken darum auf wahlverwandte Leser schlechthin überzeugend und auch ästhetisch überaus wohltuend. Mit Recht denkt Paul Wentzke bei seiner schönen Besprechung unseres Buches (Historische Zeitschrift 1922) an Basler Holzschnitte des ältern Holbein. Was Mr. Pfister geneigt ist, trocken zu nennen, ist uns Labsal und Würze.

Der Band ist 364 Seiten stark. Nach einer vielleicht etwas kurzen, aber doch wieder sorgfältig erwogenen Würdigung der keltoromanischen Vorgeschichte führt uns Wackernagel durch 13 Jahrhunderte eines unvergleichlichen deutschen Stammesschicksals von dessen Kindheit an bis zur seelischen Waffenstreckung unserer Väter vor der gedanklichen und machtpolitischen Unerbittlichkeit der französischen Revolution. Das Hauptinteresse des Verfassers gehört dem unendlich wechselvollen bunt bewegten staatlichen Wachsen und Leben, Kämpfen, Leiden und Sterben dieser 1000 Jahre, aber ohne daß daneben die im engeren Sinne kulturgeschichtliche Entwicklung in der Darstellung nicht im ganzen vollauf zu ihrem Rechte käme. Und da ist Wackernagel ein Meister in der anregenden Kunst, treffende Abbildungen von geistigen Strömungen, Zuständen und Persönlichkeiten dem Fluß des äußern Geschehens in besonderen Abschnitten einzufügen. Er achtet auf die großen weltgeschichtlichen Zusammenhänge und arbeitet sie plastisch heraus. Daneben betrachtet er das lokal Gebundene, Kleines und Kleinstes mit liebevollem Verständnis. Einige Kapitel sind ganz hervorragend: das 4. Kapitel, das die Hohenstaufenzeit behandelt, das 6., in dem Reformation und Späthumanismus in ihren Wirkungen auf das elsässische Leben geschildert werden, das vorletzte und das letzte große Kapitel (7., 8.) die die ganze Zeit des siegreichen Vordringens und der vorrevolutionären Herrschaft Frankreichs, also vor allem das 17. und 18. Jahrhundert, umfassen und das Nebeneinander und Gegeneinander der Kulturen, Geister und Machtstrebungen in ungemein sachlicher und klarer, auch von M. Pfister anerkannter Weise vorbringen.

Wenn im einzelnen die wirtschaftsgeschichtlichen Fragen merklich zurücktreten, wenn nicht alle Abschnitte und Motive der elsässischen Vergangenheit gleichmäßig und vollwertig behandelt sind, — der Verfasser weist nachdrücklich selbst im Vorwort auf diesen Mangel hin — so liegt das ebenso sehr an der unzureichenden Beschaffenheit der Quellen und Vorarbeiten, wie an den Verhältnissen, unter denen das Buch entstanden ist, und die einem völligen Ausreifen keine Muße boten. Wo die Wahrheit in großen und vielfach auch in kleinen Umrissen klar vor Augen stand, konnten Lehrer und Schüler, deren Sinne und Herzen der Widerhall des Weltkrieges aufrührte, nicht warten, bis alle Sonderprobleme fein säuberlich erörtert sein würden.

Und diese Wahrheit kommt erschütternd zum Ausdruck: Richelieus und Ludwigs Hände greifen nach kostbarstem deutschen Gute mit keinem andern Recht als dem des Stärkeren. Auf sie fällt die Verantwortung für das Entsetzliche, was seit dem Dreißigjährigen Kriege zwischen Deutschen und Franzosen sich ereignet hat. Nichts ist es in der entscheidenden Zeit des 17. und 18. Jahrhunderts mit dem Märchen der freiwilligen Abkehr der Elsässer von Deutschland und ihrer freiwilligen Rückkehr in ein nur gewaltsam konstruierbares französisches „Mutterland". Hätte Wackernagel noch die Zeit und Kraft, uns eine Fortsetzung seines Werkes zu schenken, ich zweifle nicht, daß er auch die weitere Entwicklung, daß er auch die Geschichte der elsässischen Assimilation im 19. Jahrhundert verfassen und schildern müßte, wie sie sich im tiefsten Grunde uns stammesbewußten Elsässern längst enthüllt hat: als Triumphe nicht so sehr sittlicher Ideen und Notwendigkeiten — trotz des lauten Pathos der Jakobiner und ihrer bourgeoisen Erben — als vielmehr eines psychologisch rechnenden und rücksichtslos sich durchsetzenden, machtpolitisch orientierten Herrenwillens.

Alles in allem: Wir danken es Rudolf Wackernagel, daß er in dem schwersten Kampfe der deutschen Nation, selbst umwogt von Leidenschaften und vom Streit der Meinungen und Gesichte, in seiner ruhigen und abgeklärten Weise als Schweizer Stellung genommen hat zu wesentlichen geschichtlichen Voraussetzungen des großen Kampfes, Obwohl schnell entstanden und Stückwerk gehört sein Buch zu denen, die bleiben. Torheit und schlechtes Gewissen haben im Elsaß den Büttel gegen es aufgeboten. Umsonst: Nicht nur im deutschen Volke, sondern auch im Elsaß und gerade im Elsaß wird bei den Treuesten die Erinnerung bleiben an den stammverwandten Freund in der alten Stadt Basel, der gegen den Strom schwimmend und Verdächtigungen nicht scheuend, ein echter Professor gewesen ist und ohne Haß gelehrt und niedergeschrieben hat, was ihm als geschichtliche Wahrheit aufgegangen und als solche berufen ist, zu wirken.

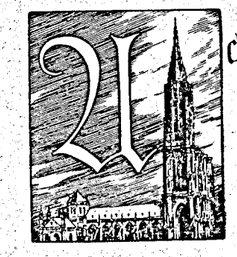
A. Krencker.

Alle hier angezeigten und besprochenen Schriften, wie überhaupt sämtliche Erscheinungen des Buchhandels, sind durch unsern Verlag zu beziehen. Sonderkosten für Verpackung und Versand entstehen nicht. Bestellungen bitten wir an die Vertriebsstelle unserer Zeitschrift, Berlin W30, Postschließfach Nr. 5, zu richten. Jede Bestellung bedeutet eine Unterstützung unserer Arbeit.

Mein Jugendland.

Von Ed. Grucker.

Bildschmuck von Fritz Endell-München.



Ach, wie liegt so weit, was mein einst war!“ — War? Nein, es ist mein und bleibt mein. Was innerer Besitz geworden ist, kann keine Zeit und keine Verbannung, kein Franzose und kein Teufel uns rauben. Es wird nie Vergangenheit, es bleibt ewig Gegenwart. Die Seele braucht nicht erst in stiller Nachtstunde ihre Flügel zu spannen und heimwehkrank über den Rhein, der zum trennenden Strom geworden ist, zu flattern. Aladins Wunderlampe ist stets zur Hand; kaum berührt, läßt sie in endloser Reihe die Gesichte aus dem Jugendland aufsteigen, so frisch und lebendig, als wären sie heute geschaut. Diese Gesichte, die meine Jugend so reich gemacht haben, will ich aufschreiben für meine Kinder und für alle, die gern hören, wie es vor einem halben Jahrhundert in einem elsässischen Bürgerhaus ausgesehen hat.

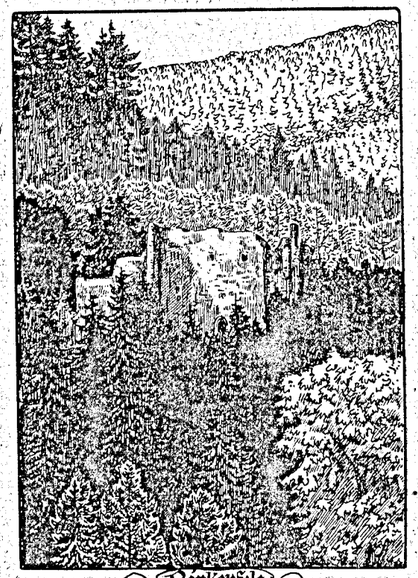
I.

Wandervögel gab es damals noch nicht, die mit flatternden Mähnen und ungeheuren Rucksäcken singend und klimpernd die Heimat durchzogen. Als das Fahrrad aufkam — das mit dem ganz hohen Vorderrad, auf dem man hockte wie der Affe auf dem Kamel, — war ich schon ein großer Junge, und erst als Mann war ich genötigt, mich in der Geduld zu üben, wenn Autos die Landstraßen mit Staub und Stank erfüllten. Eisenbahnen waren allerdings bereits vorhanden. Schon meinem Urgroßvater hatte man zwangsweise ein Stück seiner schönsten Wiese genommen, um den Schienenstrang hindurchzulegen. Er hat die „Teufelsmaschine“ glühend gehaßt und war nicht nur niemals dazu zu bringen, ihr seinen Leib anzuvertrauen, sondern er hat sie bis an sein Ende keines Blickes gewürdigt; war er beim Mähen oder Wenden auf seiner Matte, wenn das Züglein von Straßburg oder von Schlettstadt herankeuchte, so machte er stracks kehrt und sah den Odilienberg an, bis von dem Rattern nichts mehr zu hören war. Ob es nun erbliche Belastung von diesem Urgroßvater her war oder die altelsässische Schlichtheit und Einfachheit der Lebenshaltung, eine Bahnfahrt war für uns vor fünfzig Jahren eine Haupt- und Staatsaktion. Als mir meine Mutter eines Tages eröffnete: „Morje derfsch dü met noch Strooburi“ und der Vater schmunzelnd die Frage hinzufügte, ob meine Zähne auch schon stark genug für die Kette seien, die jeder Reisende vor der Hauptstadt durchbeißen müsse, ehe er hineingelassen werde, gab es eine von wonnigem Gruseln erfüllte, schlaflose Nacht. Und zum Greifen deutlich steht heute noch bis in die kleinste Einzelheit vor mir, was ich auf dieser ersten Reise gesehen und erlebt habe, von der Plattform des Münsterturmes an, über deren Brüstung mein Vater mich hinaushob, damit ich mir die krabbelnden Menschenameisen unten in den Straßen ansehe, bis zu den ausgestopften Bären und Löwen der zoologischen Sammlung und bis zu den „pommes de terre frites bi'm Valentin“. Es war eben die einzige Reise im Lauf von Jahren. Ja, klein und eng war mein Jugendland.

Und doch so weit! Die Heimat selbst war ja so unendlich reich und so märchenhaft schön die Landschaft, in die unser Städtchen Barr eingebettet war. Von allen Seiten schauten in seine Gassen rote Burgruinen aus dem grünen Waldkranz. Wohl ein Dutzend dieser alten Felsennester konnte man bequem an einem Tag besuchen. Daß dies wirklich geschah, dafür sorgten mit ihrem Vorbild die — „Schwowe“. Dem früheren Herrn des Elsasses, dem Franzosen, der im allgemeinen wenig Sinn für Naturschönheiten hatte und Gebirgstouren nur zu machen pflegte, wenn ein behagliches Gasthaus als Ziel lockte, das ohne große Anstrengung der Fußmuskeln zu erreichen, war es nicht eingefallen, neben den holperigen Karrenwegen für Holzfuhren Pfade für Wanderer in den Bergen anlegen zu lassen. Und etwas von seiner Bequemlichkeit war, nicht nur in wirtschaftlicher Beziehung, auf viele Elsässer übergegangen. Kannte ich doch in meiner Kindheit alte Leute in Barr, die in ihrem langen Leben noch nicht einmal den berühmten, kaum zwei Stunden entfernten Odilienberg bestiegen hatten. „Warum denn? Mer kann des Kleeschterle von unte grad so güet sahn“. Das wurde anders, als die „Ditsche“ kamen. Zwei von ihnen haben in meinem Heimatstädtchen besonders bahnbrechend gewirkt: der Naturwissenschaftler unserer Realschule, der nicht ruhte, bis regelmäßig ein Trüppchen seiner Schüler mit der grünen Botanisiertrommel seine Wanderungen mitmachte, und der Lehrer der Mathematik an der gleichen Anstalt, Herbig.

Der letztere war damals noch ein äußerlich etwas verwahrloster Junggeselle, ein Umstand, der mir einmal die ausgiebigsten Prügel meines Lebens eingetragen hat. Während er sich in der Zeichenstunde über den Tisch beugte, um meine Kritzeleien zu verbessern, musterte ich seine Hinterseite und entdeckte in seinen Unaussprechlichen ein Riesenloch, in das ich vorsichtig zum stillen Jubel der grinsenden Kameraden mein Lineal versenkte. Eine unvorhergesehene Bewegung des Lehrers, und — von dem Lineal, das alsbald auf meinen Rücken tanzte, blieben nur Fetzen übrig. Diese schmerzliche Erinnerung kann die dankbare Verehrung nicht trüben, mit der ich einen Kranz auf dem Grab dieses Mannes niederlege. Mochten die Barrer ihre mehr oder weniger witzigen Glossen machen, wenn sie den Waldläufer an seinen freien Nachmittagen in einem vogelscheuchenartigen Aufputz ausziehn sahen, sie haben sich doch von ihm anstecken und die Augen für die Herrlichkeit ihrer Berge öffnen lassen.

Was aber diese Herrlichkeit noch viel, viel größer als etwa die des Schwarzwaldes machte, das waren die Gesichte aus Sage und Geschichte, die das innere Auge auf Schritt und Tritt beim Wandern schaute. — Seit fünf Jahren lebe ich nun in der Gegend, in



Birkenfels

welcher Jakob Grimm sich seine Märchen von einer alten Bauernfrau erzählen ließ. Wenn er heute wiederkäme, würde seine Ernte, fürchte ich, eine recht magere werden. Das materialistische Zeitalter mit seinem Hasten und Jagen, mit seinen Tageszeitungen und Kinos hat das Volksgemüt entsetzlich arm gemacht. In meiner Jugend aber waren Märchen, Sage und Geschichte noch überall lebendig, und wir Kinder brauchten nicht erst zu warten, bis die Bücherweisheit uns zugänglich war.

Unsere Hochschule war die Zeit der Traubenlese. Unvergeßliche Tage, an denen es schon früh um fünf Uhr im Hofe des Elternhauses lebendig wurde, wo Winzer und Winzerinnen sich sammelten, um nach Einnahme der Morgensuppe mit ihren „Bettje“, Stangen und Rebmessern durch den wallenden Nebel des Tales in die Weinberge zu ziehn! Solange der Reif noch auf den Trauben lag, ging die Arbeit mit den steifgefrorenen Fingern ziemlich einsilbig vor sich, aber wenn die Sonne Meister wurde und die Höhen ringsum vergoldete, wenn die Bütten auf den zweirädrigen Karren immer zahlreicher durch die steinigen Rebhügel rasselten, begann eine zweite Fastnacht, als hätte die Vorahnung des künftigen guten Tropfens schon berauschende Kraft. Und nicht nur waren aus den Tiefen der Truhen daheim Altertümer wie Großvaters Bratenrock oder Vaters Zuavenjäckchen ausgegraben, um Sohn oder Enkel im „Herbscht“ zu schmücken, Mummereien, in denen man zu allen Tollheiten aufgelegt war, sondern jetzt öffneten sich noch ganze andere Truhen. Zuerst wurden natürlich die alten Volkslieder gesungen, auch Soldatenlieder aus der Zeit Napoleons I.: „Die Franzosen wollen uns probieren, ob wir deutsch können exerzieren“ und der Kehrreim: „Courage, chasseurs! toujours vainqueurs! pour la patrie et l'empereur!“ und die Klage über „die schönen Leut, die in Rußland seind im Schnee erfroren“, dann wieder rührselige Stückchen von reichen Grafen und armen Waisenmädchen, oder das schalkhafte Liedlein vom Ehemann: „Wenn er dann bi'm Esse sitzt, — schafft er brav un isch nit fül, — Brödle schluckt er, daß er schwitzt; — dann er hatt ken Zahn em Mül. — Kurz, er wär so ziemli nett, — wenn er nur au höre tät“. Machten aber die Gesangvereine, die sich so in jedem Weinberg gebildet hatten, eine Pause, dann vergaß wohl irgendein Grauhaariger, der sein Gedächtnis nie mit Bücherlesen beschwert hatte, auf die Aufforderung hin „Babbe, erzähle'n ebbs“ seine sonstige wortkarge Würde und überlieferte der Nachwelt die Perlen, die er einst bei derselben Gelegenheit mit den köstlichen Trauben aufgelesen hatte.

Eine andere Gelegenheit, bei der wir Kinder aus dem Strom der Ueberlieferung schöpften, war das alljährliche Nüsseklopfen. An heimeligen Winterabenden, an denen die Holzscheite im Ofen knisterten und prasselten und die Bratäpfel einen lockenden Duft verbreiteten — sie waren für die Kleinen bestimmt, die bis spät nach Mitternacht aufbleiben durften, während vor den Erwachsenen ein großer Krug mit neuem Wein stand — hatten sich alle um den runden Tisch geschart, jeder einen Backstein vor sich und einen Hammer in der Hand. Eine Nuß nach der andern wurde geöffnet, und wer den Kern unversehrt aus der Schale brachte, zeigte stolz den „Kikeriki“ vor und freute sich wie ein Schneekönig. Warum aber klopften die Hämmer auf einmal leiser? Der Großvater, der in der Sofaecke sein Pfeifchen schmauchte, erzählte vom „Feierabend“, der, den Kopf mit den rotglühenden Augen unter dem Arm, dem Nachbar in den Raben begegnet war.

Die Kunde von all dem Spuk, die ich bei diesen und anderen Gelegenheiten aufnahm, hat zunächst allerdings nur ein häufiges Gruseln in mein junges Leben gebracht. Wollte ich etwa beim Nüsseklopfen den Kopf zum Fenster hinausstecken, um im Licht der Straßenlaterne zu sehen, ob der heulende Sturm noch nicht die ersten Schneeflocken brächte, so hieß es: „Kopf zeruck, dü Lichtsinn! Wer nüsgückt, wann's Nachtkalb vorbikummt, dem wurd der Kopf so dick, daß er ne nemmi zuruckziehn kann, bis d' Wihnachtsglocke litte ... Wie s' Nachtkalb üssieht? Einmol wie e groß, schwarzi Katz un no wedder wie e'n Elefant. Un uff em Ricke hett's äu vier Bein, uf dene läuft's, wann's mieh esch“. — An einen anderen Winterabend erinnere ich mich, an dem wir die geschälten Nußkerne in die Oelmühle im Tal gebracht hatten. In dem nur dürftig von einer Laterne erhellten, kellerartigen Raum spukte es schon in allen Ecken, und der größte Spuk war der wunderliche Alte, der das Pferd im Kreise herumtrieb und dabei seltsame Gespräche führte. „Wundersch dich, Biewel, wundersch dich? Jo, so gehts en der Walt, emmer em Rengle n'erum wie s' Roß do an der Stang. Wursch schun sahn, wann d'älter wursch: viel Miej un wenni Eel. Hü! Lisett, hü!“ Ich war froh, als unser Knecht endlich in später Stunde mit mir heimkehrte. Aber unterwegs hatte er noch eine Besorgung zu machen und ließ mich mitten in der menschenleeren Neugasse stehen. Als einst die ersten französischen Truppen in Barr einritten und der tollkühne Bürger Fromm den Offizier an ihrer Spitze vom Pferd schoß, brannten sie zur Strafe dafür die ganze Stadt nieder, und damals hatten die Vorfahren in aller Eile, um einen Unterschlupf zu haben, die Häuschen der engen Neugasse errichtet. Auch davon hatte der Großvater beim Nüsseklopfen erzählt und hinzugefügt, in der Nacht sähe man bisweilen Licht in jenen Häuschen, und Menschen, deren Gebeine längst vermodert seien, bewegten sich in den Trachten vergangener Jahrhunderte hin und her, bis der erste Hahnruf ihrem Treiben ein Ende mache. Wer will sich wundern, daß ich an jenem stillen Abend mit einem heftiger als sonst klopfenden Herzen durch die Neugasse geschlichen bin und zuletzt durch lautes Pfeifen Gespenster zu verscheuchen suchte.

Wenn die alten Geschichten noch mit dem harmlosen „es war einmal“ angefangen hätten! Aber meist behauptete der Erzähler, er oder dieser und jener Bekannte hätten den Spuk mit eigenen Augen gesehen. So ist dem Großvater der wilde Jäger leibhaftig begegnet, zwar nicht mit seinem tollen Heer, nicht mit Hörnern und Hussageschrei wie sonst, er hat ihm auch keine Fleischfetzen und abgenagten Knochen ins Haus geworfen, aber in einsamer Nacht hat er ihn auf der Waldstraße bei Klingental peitschend und schreiend gejagt, daß der Großvater schweißbedeckt in einem Forsthause Zuflucht suchte.

Ebenso wollte einer unserer Tagelöhner, dem ich das vier Liter fassende „Löjel“ an einem heißen Tag als Labe in den Weinberg zu bringen hatte, den Gerbergesellen noch persönlich gekannt haben, der am „Tannenkirchel“ die merkwürdige Begegnung hatte: Eine schwarzverschleierte Nonne war ihm, stumm winkend, erschienen. Sie führte ihn in ein unterirdisches Gewölbe, in dem unermeßliche Schätze lagen, und forderte ihn durch eine Handbewegung auf, sich die Taschen zu füllen. Als ein reicher Mann kehrte er in seine Vaterstadt zurück, aber niemand hat ihn mehr lachen sehen. Nun hatte ich mich bald darauf beim Räuberspiel in der Umgebung der Burg Andlau verlaufen und stand plötzlich vor dem alten Gemäuer des Tannenkirchels. Es war ein schwüler Sommertag, an dem kein Lufthauch sich regte. Bäume und Gräser und Büsche schienen atemlos auf etwas Unheimliches zu warten. Schwarze Wolken, die immer wieder vor die Sonne zogen, verliehen mit ihren Schatten den gestrüppumwachsenen Trümmern ein besonders düsteres Aussehen. Einen Augenblick stieg die Versuchung in mir auf, die Nonne zu rufen, damit sie auch mir ihre Schätze zeige, aber dann überwog das Grauen, und ich lief spornstreichs und nach den Kameraden rufend durch den Wald.

Auch das Gruseln hat — wie aus dem bekannten Märchen von einem, der auszog, es zu lernen, hervorgeht — für einen gesunden Jungen seine Reize. Wertvoller war ein anderes Ergebnis der Erzählerkunst unserer Alten: daß die Einbildungskraft mächtig angeregt wurde und das Jugendland auf Schritt und Tritt mit ihren Gestalten bevölkerte.

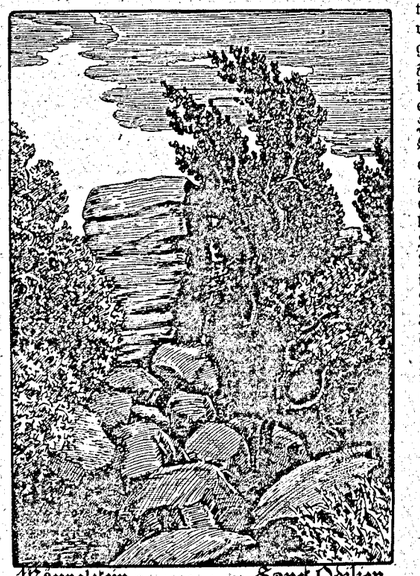
II.

O du schönes Jugendland! Wer hat solche geweihten Plätze zum Spielen und Träumen gehabt wie wir! Wie oft machten wir an den schulfreien Nachmittagen waghalsige Kletterübungen, um zu einem der weiten Fensterbogen der Burg Andlau zu gelangen. Von unserem Steinsitz, so stellten wir uns dann vor, hat einst die Kaiserin Richardis hinausgeschaut in die trügerische Welt, deren überdrüssig sie das Kloster drunten im Tal gegründet hatte. Oder wir träumten von einer Bärenhatz ihrer Ritter in den Wäldern zu unseren Füßen. Den letzten lebendigen Vogesenbären hatte ja meine Mutter noch in Andlau gesehen. Nachdem er ein Kind zerrissen, wurde er durch den steinernen Petz ersetzt, in dessen Rachen die Wallfahrer jetzt ihre Gaben schieben.

Nicht minder vertraut war uns auf der anderen Seite des Barrer Tales die ebenso nahe Burg Landsberg. An ihrem Turmfenster stand einst die edle Herrad, ihre ernsten, klaren Augen in die Weite gerichtet, und winkte einem glänzenden Zug, der den Berg heraufritt: Kaiser Rotbart, der von seiner Pfalz zu Hagenau kam, um der Einweihung der Abtei Truttenhausen — ihre Trümmer grüßen dort in der Tiefe am Waldrand — beizuwohnen. O Herrad, du warst schuld, daß in einem kleinen Buben, den ich sehr genau kannte, der literarische Ehrgeiz erwachte. Man hatte ihm erzählt von deinem hortus deliciarum, dem ersten Konversationslexikon, und seinen neunhundert kultur- und kunstgeschichtlich unschätzbaren Abbildungen. Er stellte sich vor, wie dein Geist gleich einem ängstlichen Vöglein die

heimatlichen Berge umflatterte, als die Bomben der deutschen Belagerer im Feuerbogen nach Straßburg flogen und dein Werk vernichteten. Aber warum soll bloß ein einziges Exemplar des Kleinods existiert haben?! Warum sollte nicht wenigstens ein zweites hier auf Landsberg verschüttet liegen?! Warum sollte nicht er es finden und — ein berühmter Mann werden! So dachte der unternehmende Knirps. Und als ihn an einem sonnigen Wintertag seine Mutter in den Landsberger Zwinger sandte, um die ersten Blumen für das Fenster aus dem Schnee zu graben, ließ er seinen kleinen Spaten zurück. Kaum war der Lenz ins Land gezogen, so ging er ans Werk. Aber als die Herbststürme wehten, warf er den Spaten verdrießlich in einen Winkel des Burgverließes. Ob die Kinderschaufel noch dort liegt?

Suchen wir nicht lange. Klettern wir lieber aufwärts durch den dunklen Tann — nicht im „Ringelerangele", sondern kerzengerade wie in der Bubenzeit. Auf dem Naturturm des Männelsteins pflegten große Leute entzückt zu sein von dem wunderbaren Blick in den weiten, lachenden „Garten des Reichs" — ein herrliches Bild in der Tat, im Osten von der blauen Schwarzwaldkette, im Süden von den Eiszacken der Alpenriesen umrahmt und im Norden in einem Dunstmeer zerfließend — während die Einbildungskraft der Jugend sich lieber in grauer Vorzeit ergeht, wo die Städte und Dörfer da drunten noch bedeckt waren von den Wogen einer Mittelmeerbucht oder eines riesigen Bergsees, von deren jahrtausendelangem Nagen die tiefen Einschnitte der mit Quarz durchsetzten Sandsteinfelsen zwischen den blühenden Heidebüschen heute noch zeugen. Und da mußten wir in den Flegeljahren natürlich mehr als einmal den Hals riskieren, um womöglich einen jener Ringe zu erspähen, die man an diesen Felsblöcken gefunden haben wollte, und an denen einst in zottige Felle gekleidete Männer ihre Nachen befestigt hatten. Wir hatten freilich auch hier kein Glück beim Suchen.



Männelstein • • Sankt Odilien

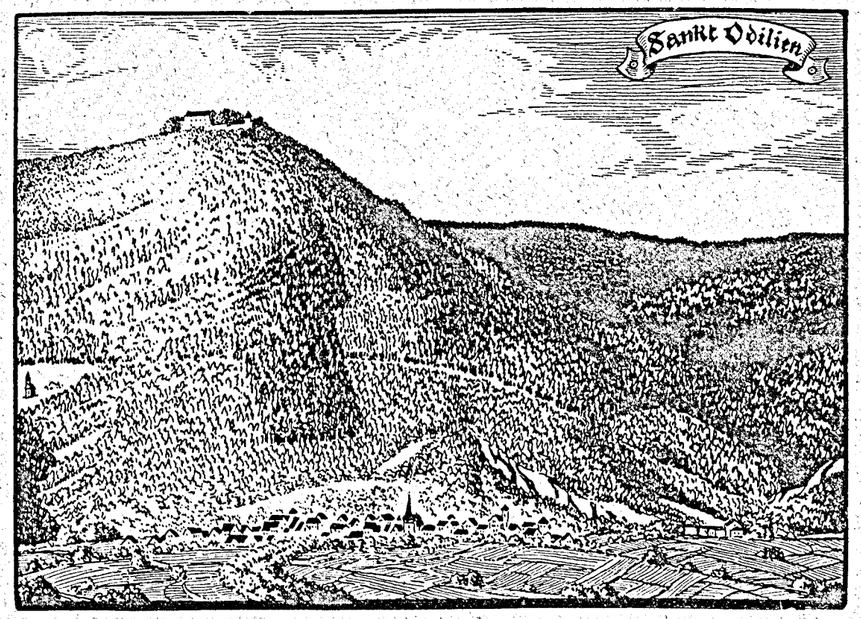
Waren uns andere in der Auffindung der Ringe aus der Bronzezeit zuvorgekommen, so bot die „Heidenmauer" neue Gelegenheit zu Entdeckungsreisen. Der Teufel, dem der Volksmund diesen einzigartigen Wall aus vorgeschichtlicher Zeit zuschrieb, konnte uns Jungens nicht schrecken. Der Teufel? Der hätte sich doch die Mühe nicht gemacht, soviele Vertiefungen für die „Schwalbenschwänze", die statt des Mörtels die Felsbrocken miteinander verbinden, einzumeißeln! Lieber dachten wir uns einen wimmelnden Ameisenhaufen von kleinen, braunen Gestalten, die diese Mauer um ihr altes, keltisches Bergheiligtum errichteten. War der schwindelnd hohe Felsen in der Mitte des Ringes, auf dem heute das Odilienkloster steht, nicht ein von der Natur geschaffener Riesenaltar! Dort mochten in Vollmondnächten die Kelten wilde Tänze um die Alemannenkundschafter aufgeführt haben, die sie drunten in der Ebene gefangen und den Druiden des Heiligtums als Opfer gebracht hatten. Wie verächtlich die blondschöpfigen, blauäugigen Alemannenkrieger lächelten, wenn die kleinen Teufel ihnen mit den Messern vor den Augen herumfuchtelten, — genau so gelassen wie die Helden unseres geliebten Karl May am Marterpfahl! Sie meinten in der Ferne schon das Schlachtgeschrei ihrer Stammesbrüder zu hören, die in Scharen über den Rhein kamen, um sich eine neue Heimat zu erobern, und sie sahen im Geist ihre Peiniger mit Weib und Kind zitternd hinter dieser Bergmauer, ihrem letzten Zufluchtsort, kauern. — Brauche ich zu sagen, daß wir Buben in mancher Vertiefung zwischen den Riesenquadern der Heidenmauer herumgetastet haben nach verrosteten Dolchen oder Streitäxten, daß wir in mancher Höhle an der Mauer die Erde mit den Händen aufgewühlt haben?!

Eine Entdeckung habe ich später wirklich gemacht, die mir ein Lob unseres Lateinlehrers eintrug. Es war mir aufgefallen, daß in bestimmten Entfernungen regelmäßig mächtige, vorspringende Felsen die Heidenmauer unterbrachen. Das brachte ich in Beziehung zu dem Telegraphensystem der alten Gallier, von dem Cäsar berichtet. Wächter mochten auf diesen Felsen gestanden und durch Zurufe ihre Beobachtungen innerhalb weniger Minuten im ganzen Umkreis des Lagers, zu dessen Umgehung man fünf Stunden braucht, mitgeteilt haben.

Daß ich den Odilienberg in meiner Jugend unzählige Mal besucht habe, versteht sich von selbst. Und man sollte denken, daß dieser klassische Boden, auf dem die Römer ihr Kastell und die Merowinger ihre Burg bauten, über den Karl der Große mit seinen Helden und Barbarossa mit seinen Recken und Leo IX. mit seinen Kardinälen schritt, den die Hunnen verwüsteten und den die unvergleichliche Herrad für alle Zeiten weihte, einen ganz besonders tiefen Eindruck auf jugendliche, mit Romantik reichlich gefütterte Gemüter hätte machen müssen. Es gibt auch schwerlich in den Höfen, Gängen und Hallen des Klosters, soweit sie zugänglich sind, einen Winkel, den ich nicht mit meinen Kameraden durchstöbert hätte. Und doch haben wir diesen berühmtesten Punkt unserer Heimat bei unseren Streifereien meist nur flüchtig und nicht ohne eine gewisse Abneigung berührt. Vielleicht waren die scherzhaften Warnungen alter Leute nicht ganz unschuldig daran, in denen die Erinnerung an die Zeit Ludwigs XIV. fortlebte; damals sollen bisweilen Kinder der Protestanten im Wald um den heiligen Berg verschwunden sein, um nach Jahren im geistlichen Gewand wieder zum Vorschein zu kommen und Bekehrungsversuche an ihren Eltern zu machen. Vielleicht war es auch unbewußte Empörung über das Jahrmarktstreiben, das sich an einem Ort, den man nach unserem Gefühl nur auf den Zehen hätte betreten sollen, breit zu machen wagte, und das alle Gesichte aus der Vorzeit verscheuchte. Jedenfalls haben die Metzbuden mit ihrem kitschigen Inhalt und die schwatzenden, kauenden Wallfahrerscharen noch später, so oft ich in den Mannesjahren, aus der tiefsten Waldeinsamkeit kommend, durch die Klosterpforte trat, abstoßend auf mich gewirkt, und ich bin dem Menschengewimmel lieber aus dem Wege gegangen, um die entzückende Aussicht, von der Goethe in „Dichtung und Wahrheit" schwärmt, von einem andern Punkt der „Bloß" aus zu genießen.

Unvergeßlich aber hat sich mir ein Abend auf dem Odilienberg eingeprägt, wenn ich auch zugeben muß, daß die Phantasie an den geschauten Bildern weiter gemalt haben kann. Immer neue Pilgerscharen kommen den Berg herauf, eintönig ihre Gebete murmelnd. Ein Summen wie von einem ungeheuren Bienenschwarm ist in der Luft. Dunkle Schatten senken sich über die Ebene tief, tief unter uns. Die Schwarzwaldberge, die Silberstreifen des Rheins verschwinden. Nur das Straßburger Münster steht noch in der Ferne wie ein graues Gespenst, und um es her sind die vielen Lichter der Hauptstadt zu einer großen Feuerkugel zusammengeschmolzen. Ueber uns flammt ein Stern nach dem andern auf. Da öffnen sich die Pforten der Konventkirche, ein Lichtstrom ergießt sich in die Finsternis, die mächtigen Klänge der Orgel hallen weithin durch die Wälder. In feierlichem Zug kommt aus der Kirche die Prozession, voran Priester, die den goldenen Sarg mit den Reliquien der Schutzpatronin des Elsaß tragen, um sie her Meßknaben mit qualmenden Fackeln. Eine Gruppe Nonnen folgt und Brüder in braunen Kutten, an ihrer Spitze, von zwei Schwestern gestützt, die uralte „Frau Mutter" mit ihrem eingefallenen Totengesicht, dann Pilgerzüge von ihren Priestern geleitet, und wieder Nonnen und wieder Pilger und wieder Priester. Jeder trägt eine brennende Kerze in der Hand. Sie singen die getragene Melodie eines alten Kreuzfahrerliedes. Die Schwestern, unter ihnen wunderschöne Stimmen, fangen jede Strophe an, der ganze lange Zug antwortet, und die Orgel begleitet aus der Ferne den Gesang mit vollen, gewaltigen Akkorden. Langsam und feierlich zieht die Prozession durch die Nacht rund um den mächtigen Gipfelfelsen des Berges. Sie sieht aus wie ein Geisterzug, um den Irrlichter tanzen, und dem schwarze Schatten folgen, die Schatten der Vergangenheit ...

Zu Füßen des Odilienbergfelsens liegen die Trümmer einer anderen Abtei, die im Bauernkrieg zerstört wurde. Fünf Ritter sind einst hinter dem Kamel hergeritten, das Hugo von Burgund mit Reliquien beladen hatte, und wo das Tier sich niederlassen würde, wollten sie als Einsiedler leben. In Niedermünster tat es ihnen den Gefallen. Froher aber können die Fünf nach ihrem langen Ritt nicht gewesen sein, als wir Kinder es wurden, wenn durch die Bäume das rote Dach des Pächterhauses schimmerte, in dem die Eltern mit uns einzukehren pflegten. Einen so zarten Schinken und einen so knusperigen Eierkuchen wie bei Frau Becher gab es im ganzen Land nicht mehr. Der Herr des Hauses, ein köstliches Original, sorgte in anderer Weise für das Behagen seiner Gäste. Der kühle Waldboden wurde doppelt köstlich, wenn er von seiner Soldatenzeit en afrique erzählte, wo er für seine bravour die médaille militaire bekommen hatte. Um recht wirksam zu zeigen, wie er, hinter einem Busch versteckt, auf die wilden, braunen Araber geschossen, kroch er unter den Tisch, legte in Ermangelung einer Flinte einen Besen an die Hängebacken, kniff das lustige linke Aeuglein zu und zielte mit dem rechten grimmig nach dem kleinsten in unserer Schar, daß der sich ängstlich hinter die Mutter verkroch. — Jetzt schläft Vater Becher längst auf dem Barrer Friedhof, und von seinem Waldwirtshaus ist das Schild herabgenommen. Der Zorn packte mich, als ich kurz vor dem Weltkrieg den Schauplatz so vieler Idylle aus der Kinderzeit verschandelt sah durch ein „Hotel mit allem modernen Komfort".



Prügeln aber würde ich heute noch mit Wonne den Barbaren, der die Abholzung des Hügels hinter dem Odilienkloster angeordnet hat, auf dem die drei Burgruinen des Dreistein stehen. Kläglich wie bei lebendigem Leib gerupfte Hähne, denen man zum Spott zwei Schwanzfedern gelassen hat, sahen sie mich vor 10 Jahren an: „Gück, was sie üs uns gemacht han!" Was für ein prächtiges Spuknest war das in meiner Jugend! Die Trümmer sah man erst, wenn man ganz dicht vor ihnen stand. Niemand hätte sich gewundert, wenn dort aus dem Grase ein boshafter Zwerg sich erhoben, wenn aus diesem Brunnen ein Drachen uns angezischt hätte, oder wenn aus jenem Burgverließ ein Stöhnen zu uns gedrungen wäre, das Aechzen mißhandelter Kaufleute, welche die Raubgesellen, die hier hausten, drunten im Tal oder auf dem Saumpfad über die Berge nach dem Steintal gefangen und hohnlachend in ihren Kerker gesperrt hatten. Alles Märchenhafte, alles Unheimliche des „Schweigens im Walde" und der Raubritterburgen war damals in diesem Dreistein verkörpert.

Allerdings meine ich wahrgenommen zu haben, daß jeder Platz des Jugendlandes, wir mögen ihn noch so oft betreten haben, sich uns in der Stimmung eines ganz bestimmten Tages einprägt. Das mag auch hier der Fall sein. Wir haben einmal unter dem Torbogen des Dreistein, beim Heidelbeersuchen überrascht, Schutz gesucht vor einem Gewitter in dieser Einöde so schauerlich und so großartig, wie ich nicht wieder eins erlebt habe. Wie wenn über uns ein Kampf der Riesen der Vorzeit geführt wurde, so hallte und rauschte und tobte es, so zischten die feurigen Speere durch die Luft und klirrten auf die Buckel unsichtbarer Schilde mit metallischem Dröhnen. Und wie wenn dazu tausend moderne Feuerschlünde ihre Geschosse in der männermordenden Schlacht spieen, so gewaltig hallte das Rollen des Donners in den Bergen und Schluchten wieder. Zu Tod erschrocken flatterten kleine Sänger bald hierin, bald dorthin, als ob unsichtbare Habichte sie jagten. Und der Sturmwind schüttelte heulend in rasender Wut die Bäume, daß die sich ängstlich beugten, als wollten sie sich hinter dem Nachbar verbergen. Das morsche, dürre Holz, das sie so lang festgehalten, warfen sie weg, daß es prasselnd umherflog, und wie die wehenden Haare eines Weibes wurden die Aeste alle nach einer Seite gezerrt. Und dann krachte es wieder, als ob die Burg über uns in tausend Stücke bersten und uns unter ihren Trümmern begraben wolle. Wie Kleingewehrfeuer knatterte nun auch der Hagel nieder und peitschte das dichte Blätterdach des Unterholzes, daß das Laub wie im Herbst umherflog. Nicht ein einziger Witz wurde in dieser Stunde gemacht. Als das Wetter endlich knurrend abzog, sahen wir erst, daß eine der schönsten Tannen, unter der wir vorhin gestanden hatten, vom Blitz gefällt worden war. Immer noch rauschten die Regengüsse, und der Pfad zum Elsberg war in einen Gießbach verwandelt. Es war ein tolles Wandern, bald ein unfreiwilliges Rutschen über einen Abhang hinab, bald ein Stolpern über vom Wasser bedeckte Baumwurzeln, bis wir endlich in dem Forsthaus bei den Otrotter Schlössern ein trockenes Plätzchen fanden.

Die Otrotter Schlösser, Lützelburg und Rathsamhausen! Ob noch immer am Turm der hinteren Ruine der Riß von oben bis unten klafft, aus dem lustig wie grüne Fahnen das Geäst weißer Birken im Winde flattert? Am romanischen Kamin zwischen dem alten Gemäuer haben wir geträumt von bunten, abenteuerlichen Zigeunergestalten, die alljährlich an Mariä Geburt vor Zeiten diesen Schloßhof bevölkert haben, um ihrem Könige zu huldigen. Die Kesselflicker wollten es auch nicht schlechter haben als Schuster und Schnei-

der, taten sich zu einer Zunft zusammen, und stellten diese unter den Schutz der mächtigen Herren von Rathsamhausen. Als ich später während zweier Lehrjahre allnächtlich in dem Zimmer schlafen durfte, in dem der letzte Abkömmling jener „Könige", der bayrische General von der Tann-Rathsamhausen vor der Schlacht ruhte, ist das lustige Gesindel der Kesselflicker noch oft durch meine Träume gegangen, und ein Schelmenliedel klang darein, das wir als Kinder im Wald um die zwei Burgen gesungen haben:

„Ower-Otrott un Unter-Otrott, des sen zwei scheeni Städtle.
Em Sommer süeche sie Heidelbeere, im Winter gehn se bettle"...

Nur den Vorhang habe ich heute geschildert, hinter dem sich die eigentliche Berg- und Waldherrlichkeit der Heimat oft verbirgt. Schon dieser der Ebene zugewandte Vorhang mit seinen Burgen, Felsen, Klöstern, Märchen, Sagen war so schön, so bunt, so reich, daß uns Kinder nach der Fremde gar nicht gelüstete.

III.

Aber die Fremde kam zu uns. Der alte unruhige, abenteuer- und eroberungslustige Alemannengeist, der die Vorfahren einst über Limes und Rhein getrieben hat, spukt noch in manchem jungen Elsässerblut. Auch meine Familie hatte ihre Auswanderer, die es immer wieder zu dem alten Nest zog und die uns dann — Gesichte brachten, indem sie das Bilderbuch der Welt vor uns aufschlugen.

Wie stolz war ich auf den Verwandten, dessen Namen sogar in unserem Konversationslexikon stand, der den Barrern die Glocken auf dem Turm und das lustige Hartmannsbrönnle im Wald geschenkt hatte! Wenn die Hartmanns aus Chemnitz uns besuchten, sah ich den jungen Schlosser vor mir, der, das Ränzel auf dem Rücken und ganze zehn Franken in der Tasche, auf die Wanderschaft gegangen war, sah ihn Eisenbahnen in Rußland bauen und Fabriken in Sachsen, in denen viel hundert Maschinen ohrenbetäubend surrten und viel tausend Arbeiter hämmerten und feilten, sah ihn grübelnd über seinen Zeichnungen sitzen, bestrebt, seine Erfindungen immer mehr zu vervollkommnen.

Ein Industriepionier anderer Art war der Oheim mütterlicherseits, der in der Geburtsstadt Dantons eine der ersten Brauereien Frankreichs gegründet hatte. Was hatten er und die Seinen, die regelmäßig wie die Schwalben alljährlich die alte Heimat aufsuchten, alles zu erzählen „von dane Walsche un von Baris un üs' em Midi". Sie waren trotz Reichtum und Erfolg ganz schlichte Menschen geblieben und hielten, schon vor dem Jahr 1870 über die Vogesen gewandert, auch inmitten der völlig französischen Umgebung der angestammten Art und dem elsässer Ditsch die Treue. Jene Karrikatur des Elsässertums, für die Spießer den treffenden Namen „Bildungsschwindel" geprägt hat, ist erst später und nicht unter den nach Frankreich Ausgewanderten, sondern daheim als Gegensatz zu den eingewanderten Altdeutschen aufgekommen. Wohl denen, die diese Krankheit beizeiten als Krankheit erkannt und mit einem frischen Lachen abgeschüttelt haben — wie die zwei Mädels, die mir gestanden, sie hätten auch einmal für ihr Leben gern den Mitmenschen mit dem vornehmen Französischparlieren imponiert, aber da sie von der interessanten Sprache nur wenige Brocken verstanden, spazierten sie auf dem Hagenauer Wasserturmplatz auf und ab, und jedesmal, wenn ihnen jemand begegnete, sagte eine zur andern mit erhobener Stimme: „le mo nsieur de—de—de, tu sais!" Das war später. In meiner Jugend wurde auch in wohlhabenden Häusern Französisch nur gesprochen, wenn man von den Dienstboten nicht verstanden sein wollte.

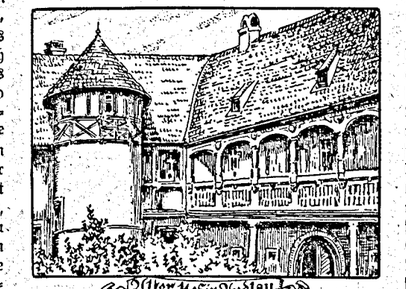
Meine Eltern waren selbst weit genug in der Welt herumgekommen, um uns Kindern das Jugendland mit Bildern aus der Fremde zu schmücken. Hatte doch der Vater während seiner sieben Soldatenjahre fast alle größeren Städte Frankreichs von le Havre bis nach Marseille kennen gelernt und im Jahr 1859 den italienischen Feldzug mitgemacht. Daß die Erinnerung an diese Zeit, auf welcher der Verklärungsglanz der schönsten Lebensjahre lag, nicht verblaßte, dafür sorgten — abgesehen vom Kriegsorden, der beim Aufräumen des „Sekretärs" dem Vater von Zeit zu Zeit in die Hände fiel — die alten Kriegskameraden von fern und nah, die immer wieder bei uns einkehrten und mit rührender Treue aneinander hingen. Wenn die wackeren Schnauzbärte so ehrenfest hinter dem Krüglein vom „ganz alten" saßen oder im Keller mit dem Glas, Stichproben machend, von Faß zu Faß zogen, feierte das alte kriegerische Alemannenblut seine Orgien. Und wer solche Stunden miterlebt hat, begreift ohne weiteres die große Anhänglichkeit an Frankreich, die auch in ganz einfachen Landsleuten und nicht nur in den von der welschen Kultur beleckten Notabeln noch lange nach 1870 lebendig blieb. Meines Vaters Soldatenbilderbuch habe ich noch heil und ganz im Kopf. Auf dem einen Blatt steht er als junger Sergeant Schildwache vor dem Zelt Napoleons III. Auf dem andern ist es sehr finster und nur in undeutlichen Umrissen eine Zeltbahn mit Zubehör zu sehen, die der Elsässersoldat bei einem Unwetter in Italien um sich gewickelt hat, um von den reißenden Wassern nicht ins Meer gespült zu werden. Auf einem dritten schlürfen Bauern der Normandie ihren Kaffee, wobei sie der Reihe nach dasselbe, an einer Schnur von der Decke herunterbaumelnde Stück Zuckerkandel in den Mund nehmen. Auf einem vierten erscheinen zwei bildhübsche Französinnen, — zwei Damen übrigens, von denen prompt zu jedem Neujahrstag für die Kinder des ehemaligen, bei ihnen einquartierten Sergeanten eine Riesenschachtel mit dem landesüblichen Gebäck eintraf; bei der Ankunft dieses süßen Grußes gab es immer eine reizende Neckerei zwischen den Eltern, die mit der treuherzigen Versicherung des Vaters schloß: „Jo, sie hatte mi alli zwei genumme, aber i ha' ke Walschi gewellt..."

Die Elsässerin, die er „gewellt" hat, hatte zwei Jugendjahre bei einem nach Rußland ausgewanderten Oheim verbracht, und ihre Berichte aus dieser Zeit waren uns Kindern, ehe wir lesen konnten, eine der liebsten Unterhaltungen an verregneten Sommertagen. „Mamme, verzähl sall G'schichtl vom Tschort!" bettelten wir und wurden nicht müde, zum zwanzigsten Mal zu hören, wie der Schelmenonkel seine Nichte belehrt hatte, sie müßte, wenn die Herren an der table d'hôte ihr vorgestellt wurden, zu jedem nur das eine russische Wort Tschort sagen, und wie die Nichte mit der Befolgung dieser Anweisung große Verblüffung und Heiterkeit erzielte. Denn Tschort heißt auf deutsch Teufel. Der Höhepunkt der mütterlichen Erlebnisse im Land des Zaren war die Schlittenfahrt zur Messe nach Nischni-Nowgorod. Atemlos lauschten wir, wie die Wölfe heulend an den Pferden hinaufsprangen, auf die der Großonkel wie rasend peitschte, während die Mutter — die Mutter, die doch vor jeder Maus die Flucht ergriff! — in jeder Hand eine Pistole, in das Rudel hineinschoß, bis so eine Bestie getroffen und sofort von ihren Kameraden verzehrt wurde. Mit der Tapferkeit unserer Mutter prahlten wir Kinder dann, wenn die Jäger im Winter wieder einmal die Spur eines Wolfes, den der Hunger aus den Ardennen herübergetrieben, entdeckt hatten, und wenn am frühen Morgen die Milchfuhrwerke aus den Nachbardörfern wie das wilde Heer durch die Gassen rasselten, weil ihre entsetzten und auf die schreienden Esel peitschenden Lenkerinnen unterwegs im Schnee ein großes Tier mit rotglühenden Augen gesehen haben wollten.

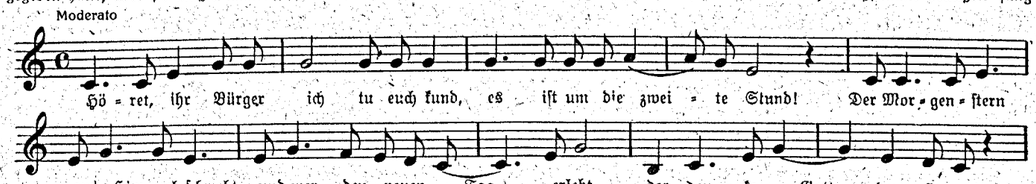
Ein Meister im Erzählen war auch der Großvater, der jeden Abend auf ein, zwei Stündchen zu Besuch kam. Man roch förmlich den knoblauch- und schnapsduftenden Kosaken, der ihn, einen dreizehnjährigen Jungen, anno 1813 vor sich aufs Pferd gehoben hatte, damit er ihm den Weg ins Nachbardorf zeige. Man sah handgreiflich vor sich den Freiheitsbaum draußen auf dem „Ardäpfelplatzel", um den „die Litt wie zepfelsennig gedanzt han". Im Ehrenamt chef de musique, war der Großvater oft mit seinen Trompetern vor der garde mobile hergezogen, wenn diese zu ihren Uebungen ausrückte, und putzig genug müssen die wackeren Vaterlandsverteidiger ausgesehen haben, wenn sie, jeder einen Kranz mit „Zervila"-Würsten um den Hals, in ihrer Mitte ein Wagen, auf den Körbe voll Soubrote und Fässer mit flüssiger Labe geladen waren, unter vielem Geschrei und Geknall das Ribbelsholz eroberten. Die Schilderungen von öffentlichen Hinrichtungen in Barr, zu denen viele Fremde angereist kamen und große Summen für Fensterplätze ausgaben, war schon grausiger. Die Moritaten freilich, die an jedem Samstag auf dem Markt unter Drehorgelgequietsch gezeigt wurden — eine Riesenleinwand, auf der sich um den Mörder in Lebensgröße mit dem Beil in der Hand die alles andere als anmutigen Bilder seiner Greueltaten bis zu dem, das sein wohlverdientes Ende auf dem Henkerblock darstellte, gruppierten — hatten uns Kinder bereits gegen solche Eindrücke abgehärtet. Dagegen klopften uns die Herzen in bangem Mitleid mit unschuldig Gemordeten und in tiefem Abscheu vor der blutigen Revolution, wenn der Großvater weitergab, was er in seiner Jugend von der Schreckensreise des Volkstribuns Schneider durchs Elsaß gehört

hatte, wie der Pfarrer in der Kirche und das alte Mütterchen auf dem Markt ihren Kopf verwirkt hatten, wenn sie nur zu seufzen wagten: „es ist eine böse Zeit!", wie auch der Urgroßvater bereits eingekerkert war und der Guillotine nur entging, weil diese schließlich das Scheusal Schneider selbst verschlang. Am schönsten und spannendsten aber war es, wenn der Großvater von seinen Reisen anfing. Was für Abenteuer haben unsere Alten zur Zeit der Postkutschen erlebt! Sie haben mehr erlebt zwischen Straßburg und Metz als heute ein Weltumsegler zwischen Hamburg und Hongkong.

Der Vollständigkeit halber sei noch ein Wort über den zweiten Großvater gesagt, der das erste Stockwerk des Elternhauses bewohnte, und dessen Gast ich täglich war, um die Bilder in alten Jahrgängen des des „hinkenden Boten" zu studieren und um mich — das war damals in wohlhabenden Elsässerfamilien der bescheidene Kuchen — mit einem Stück Brot beschenken zu lassen, auf welches mit dem Messer der Staub von einem Stück Zucker geschabt war. Er war das Vorbild jenes Elsässers, der, jedem Ernst abhold, nur uzen zu können scheint. Er uzte den Enkel, wenn dieser wißbegierige Fragen stellte. Er uzte die Großmutter, die sich in ihrem Lesehunger eine kunterbunte Bücherei aus allen möglichen Wissensgebieten, darunter eine ganze auf einer Versteigerung erstandene Leihbibliothek, angeschafft hatte und so gern dem Gatten etwas von ihrer Weisheit zum besten gegeben hätte, aber sie mußte immer schnell abbrechen mit einem halb lachenden, halb ärgerlichen: „geh, du Schöide". Er uzte die Vorübergehenden, über die er am Fenster seine Glossen machte, wenn er nicht gerade in den „Temps" vertieft war. Er machte seine trockenen, satirischen Bemerkungen über alles und jedes. Da er auch nur am Karfreitag seine schwarze Pracht hervorholte, um die Kirche zu besuchen, kam er in den Geruch eines unverbesserlichen Spöttlers. Und doch hat er nicht nur manchem armen Teufel so geschickt geholfen, daß dieser nie erfahren hat, wer sein Wohltäter war, sondern er hat auch an jedem Abend seine ernste Stunde gehabt, wenn die Großmutter die alte Bibel und Zschottes „Andachten" vom Schaft herunterlangte.


Alter Hof in Andlau

Eine Welt für sich war das Elternhaus, in dem man so unendlich viel an einem Tag erleben konnte, bis man in seiner Kammer, zu deren Fenstern die Burg Andlau hereinschaute, bei dem traulichen Plätschern des Brunnens draußen auf dem „Ardäpfelplatzel" einschlief. Und wie fein wars, wenn man von den hallenden Schritten unseres Nachtwächters und Schusterphilosophen, von dem Stampfen seiner uralten Hellebarde auf dem Straßenpflaster — eine wohlgemeinte Warnung des unkriegerischen Graubarts für diebisches Gesindel und Radaumacher — geweckt wurde, und wenn der Lichtschein seiner Laterne über die Zimmerdecke huschte. Unendlich behaglich war es, in so sicherer Hut einzuschlafen, nachdem man der entzückenden, signalartigen Weise gelauscht hatte, welche die rauhe Baßstimme draußen sang!



IV

„Wie war denn damals in den 70er und 80er Jahren die Stimmung ..?" Natürlich! Hab ich mirs doch gedacht! Um diese leidige, nach der giftigen Politik schmeckende Frage kommt unsereiner nie herum, wenn er einmal behaglich von der schönen Heimat plaudern will. Aber ich werde mich hüten, hier „g'scheit zu babble" und feine, psychologische Beobachtungen und Erklärungen zum besten zu geben. Im Jugendland kümmert man sich nicht nur nicht um Politik, sondern noch viel weniger um so nebelhafte und veränderliche Dinge, wie „Stimmungen" sind. Und habe ich nicht gezeigt, wie deutsch, kerndeutsch vor einem halben Jahrhundert das Leben in einem elsässischen Bürgerhaus war? Genügt das nicht? So seien noch einige Erinnerungen hinzugefügt, die vielleicht einiges Licht auf die damalige — Stimmung werfen.

Wenn mir in meiner Kindheit jemand gesagt hätte: „Ihr Elsässer seid Mußdeutsche und eigentlich Franzosen", ich würde wahrscheinlich an seinem Verstand gezweifelt haben. Franzosen hatte ich ja etliche kennen gelernt, und das waren Menschen, die eine andere Sprache und eine ganz andere Art hatten als wir. Das erkannten auch Vater und Großväter stillschweigend an, indem sie „von de Walsche" sprachen, ein Wort, das für jedes feinere Ohr deutlich genug den Trennungsstrich zog. Gewiß, sie gedachten mit unverkennbarer Freude der schönen Zeit, die sie unter französischer Herrschaft erlebt hatten, und mit Wohlwollen einzelner Welscher, mit denen sie in Berührung gekommen waren. Aber warum sollte es denn nicht auch unter den Franzosen anständige Menschen geben, mit denen es sich leben ließ? Tannen, Eichen, Buchen, Birken, das sind alles sehr schöne Bäume, und doch fällt es keinem Förster ein, aus Tannen Buchen machen zu wollen.

Freundlich und wohlwollend unterhielt sich der Vater in meiner Gegenwart mit altdeutschen Beamten, und wenn einer von diesen, der in der Nachbarschaft wohnte, ein krankes Familienglied hatte, habe ich oft im Auftrag der Eltern ein Körbchen mit Obst oder Backwerk hinbringen müssen. Aus der Unterhaltung zwischen Vater und Mutter, die vorherging, habe ich nur aufrichtiges Mitgefühl herausgehört. Von der weitgehenden Gastfreundschaft unseres Hauses machten preußische Kolporteure, die ihre Bücher in der Gegend vertrieben, wochenlang Gebrauch, ohne daß sich jemand darüber aufgehalten hätte. Nie hörte ich von meinen Angehörigen mit Abneigung oder gar mit Haß über Altdeutsche sprechen.

Als der Statthalter von Manteuffel unserm Städtchen seinen Besuch machte, war unsere Schule zum Empfang an den Bahnhof befohlen, und den Eltern habe ich nichts von Widerwillen abgespürt, als sie mich vorher festtagsmäßig herausputzten. Eine andächtige Stimmung wie in der Kirche kam über mich, als der ernste Mann in Generalsuniform langsam an uns Knirpsen vorbeischritt und mit seinen dunklen Augen jeden durch und durch zu gucken schien. Auch der Statthalter Fürst Chlodwig Hohenlohe kam zur Einweihung einer Wasserleitung nach Barr, und die Stadt war vom Bahnhof bis zum letzten Haus im Tal mit Kränzen und Ehrenpforten derartig geschmückt, daß nicht einmal das Schützenfest, sonst der Höhepunkt des Jahres, dagegen aufkommen konnte. Dem Aufwand entsprach die Begeisterung der Bevölkerung, die den Wagen des Fürsten umjubelte. Wären diese Kundgebungen irgendwie gemacht, unehrlich, erheuchelt gewesen, ich hätte das sicher gemerkt. Denn ich trug damals schon die grüne Tertianermütze des Schlettstadter Gymnasiums und war wohl der einzige Barrer, der diesem Statthalter heimlich grollte. Kurz vorher war er nämlich in Schlettstadt gewesen, wo wir Gymnasiasten ihm Schillers „Glocke" von Romberg vorsingen sollten, ein großes Ereignis für mich, da ich zum Solosänger auserkoren war. Aber wer beschreibt unsere Enttäuschung, als das kleine, unansehnliche Männchen mit den müden Augen schon nach den ersten Akkorden des Streichorchesters einnickte und so fest schlief, daß nicht einmal der Spektakel der Pauken bei der Feuerszene ihn wecken konnte.

Meine Eltern wußten natürlich ganz genau, daß wir in der Realschule wie im Gymnasium durchaus in deutschem Sinn erzogen wurden, daß wir an Kaisersgeburtstag „Hoch!“ rufen und große deutsche Männer ehren mußten; sie haben uns dabei nie etwas in den Weg gelegt, und ich habe nie erfahren, daß es bei Mitschülern anders gewesen wäre. Unter den letzteren war im Gymnasium einer, nur einer, ein sonst sehr kluger Junge, der zu Hause französisch sprechen mußte. Wir andern haben ihn bedauert, zumal da sich bald herausstellte, daß seine Unfähigkeit, einen guten deutschen Aufsatz zu schreiben, damit zusammenhing; er vermochte offenbar nicht, in zwei Sprachen zu denken und stellte die deutschen Sätze ohne logischen Zusammenhang durcheinander. Kurz, wir waren, ohne daß die meisten darüber nachgedacht hätten, gute Deutsche, in unserem Fühlen nicht um ein Atom anders als die altdeutschen Beamtensöhne, die mit uns die gleichen Bänke drückten. Ich weiß wohl, daß das später vielfach anders wurde — über die Ursachen dieser Wandlung habe ich hier nicht zu reden, sondern will nur feststellen, daß die spätere Entwicklung gemacht und unnatürlich war —, und es mag sein, daß es auch damals nicht überall so war, aber in Barr und in Schlettstadt war es in den achtziger Jahren so.

Allerdings kam es vor, daß ein fauler oder flegelhafter Mitschüler, den ein Lehrer derb anfaßte, hinter diesem herknurrte: „Verd... Schwob“. Diesen Ausdruck hatte er natürlich daheim gehört, aber er war nicht tragisch zu nehmen. Es ist menschlich, daß der Unzufriedene einen Sündenbock sucht, auf den er schimpfen kann. Anderswo schimpfen sie auf die Regierung oder auf die Kapitalisten oder auf die Juden, und so gab es auch immer Elsässer, die ihre Aergernisse bis zur schlechten Weinernte den neuen Herren in die Schuhe schoben. Dieser Blitzableiter lag so bequem nahe, daß sich Gedankenlose seiner in bösen Stunden nur zu gern bedienten. Diese Stunden gingen indessen vorüber, und ich hatte nie den Eindruck, daß eine dauernde Mißstimmung aus ihnen erwachsen wäre.

In meinem Elternhause wurde von den „Ditsche“ gesprochen im Unterschied von den Elsässern. Das war eben schon vor dem Jahr 1871 der landläufige Ausdruck für „Eingewanderte“. Aber es lag weder etwas Verächtliches darin noch der Wille, eine Kluft zu betonen oder gar zu erweitern. Nur eines habe ich an manchen dieser „Ditsche“ tadeln hören: eine gewisse Großmannssucht in ihrer Lebenshaltung, die von unserer elsässischen Schlichtheit um so mehr abstach, als man dort oft von der Hand in den Mund lebte, während wir uns von den Vätern her eines soliden Wohlstandes erfreuten.

Bei zwei Gelegenheiten aber ist mir daheim ein politischer Gegensatz zu den „Ditsche“ zum Bewußtsein gekommen. Der neugebildete Kriegerverein zog an unsern Fenstern vorüber, und ich trat neben den Vater, um mir den Zug anzusehn. Als der Vater sah, daß ein alter Arbeiter, der die Medaillen vom Krimkrieg und vom italienischen Feldzug auf der Brust trug, Fahnenträger war, schlug er das Fenster klirrend zu und sagte, ein ehemaliger französischer Soldat, der der Fahne Frankreichs einmal den Treueid geschworen, sollte sich schämen, sich „züe so Dings“ herzugeben. Darüber habe ich mich ebensowenig aufgehalten wie über den Umstand, daß bei patriotischen Festlichkeiten unser Haus nie mit einer schwarz-weiß-roten Fahne geschmückt war. War es nicht Treue, die das Empfinden meines Vaters leitete, Treue weniger zu Frankreich als zu seiner eigenen Vergangenheit? Und ließ er es nicht dennoch schweigend zu, daß neben ihm ein anders fühlendes Geschlecht aufwuchs, das seine Treue nun Deutschland entgegenbrachte?

Bei dem zweiten Fall kann ich mich auf die Einzelheiten nicht mehr genau besinnen. Bei einem der nächsten Nachbarn, einem Bankier, hielten jedenfalls Gensdarmen Haussuchung, und als mein Vater davon hörte, versteckte er schnell ein Buch, das ihm jener Nachbar offenbar geliehen hatte; es handelte, wie ich später feststellte, von der Annexion Hannovers durch Preußen. Zum ersten- und letztenmal gab es damals in meiner Gegenwart eine etwas aufgeregte politische Unterhaltung zwischen den Eltern. Meine Mutter, die leidenschaftlich gern deutsche und nur selten französische Bücher las, mochte es bedauern, daß ich, ein erst zehnjähriger Bub, schon den Fluch des Grenzlands zu spüren bekam, und nahm mich an der Hand, um mit mir nach dem Odilienberg zu wandern. Und bei dem, was jetzt kommt, versagt mein Gedächtnis nicht. Es waren für mein ganzes Leben schicksalhafte Stunden. Während wir an dem wundervollen, sonnigen Oktobertag durch die herbstlich bunten Wälder der Vorberge schritten, läuteten die Glocken im Tal den vierhundertsten Geburtstag Luthers ein. Von diesem erzählte die Mutter zuerst, dann von der großen deutschen Vergangenheit der Heimat, von der die deutschen Namen der Städte, Dörfer, Berge ringsum und die Trümmer der Burgen und Klöster zeugten. Dann war sie plötzlich beim alten Kaiser Wilhelm, der kurz vorher meiner müden, kränklichen Großmutter, die in Baden-Baden eine Kur machte, so ritterlich seine Bank in den Anlagen eingeräumt hatte. Und das letzte unvergeßliche Wort dieser Unterhaltung lautete: „Sesch, des esch ditsch“. Von dieser Stunde an war auch mit Bewußtsein ditsch. — —

Im Jahre 1889 durfte ich mit meinem Oheim die Pariser Weltausstellung besuchen. Mein Mentor studierte tagsüber meist neue Maschinen. Am Eifelturm trafen wir uns wieder, wenn mit beginnender Dunkelheit die Linien des Riesenspinngewebes aus Eisen von tausend und abertausend Lichtern erglühten, wenn die elektrisch beleuchteten Wasserstrahlen der Springbrunnen am Trokadero in allen Farben des Regenbogens spielten. So konnte ich wochenlang in der riesigen Ausstellung nach eigenem Geschmack herumstreifen. Am meisten zog es mich zu allem hin, was aus Asien, Afrika, Australien gekommen war. Bald lief ich hinter einem Negerkönig her und hatte meinen Spaß daran, wie dieser vor einer Chokoladenfabrik, die ihre Erzeugnisse hier in aller Oeffentlichkeit herstellte, einen seiner dicken schwarzen Finger, nachdem er ihn durch die wulstigen Lippen gezogen, in eine der mit dem braunen Pulver gefüllten Trommeln eintauchte, um ihn schmatzend abzulutschen. Bald saß ich in dem Riesenhippodrom Bufallo Bills und ließ staunend ein Stück Wildwest mit seinen Indianerkämpfen und Büffeljagden an mir vorüberziehen. Heute lauschte ich den melancholischen Weisen einer Musikbande von Rumänen in Nationaltracht und morgen dem berühmten Skalaorchester Mailands. Im Annamitentheater störte mich weder das fürchterliche Gekreisch der Spieler in ihren fratzenhaften Masken, noch ihr schrilles, entsetzlich unharmonisches Gegeige. Französische schwarze und gelbe Kolonialsoldaten, damals noch etwas Neues, sah ich auf Wache ziehen und die einen das Gewehr präsentieren, die andern Kehrtmachen, wenn der Unteroffizier „rechts um“ kommandierte. Mit Wonne ließ ich mir von einem Indianer in seinem mit niedlichen, rotgebeizten Jagdszenen geschmückten Lederwigwam ein Körbchen flechten und von einem leibhaftigen, schwarzbärtigen, unendlich schwermütig dreinblickenden Hindu eine Tasse Kaffee reichen. Im Palast von Marokko faßte ich einem regungslos hockenden und starrenden Neger, den ich für eine der vielen Wachspuppen hielt, an den Bart, worauf mir sein Aufblitzen keinen kleinen Schrecken einjagte. In der Kairostraße war ich im großen Eselschuppen Zeuge, wie die kleinen Führer dieser Reittiere mit dem Mollah ihr Gebet verrichteten; aus dem Rippenstoß, den einer der Aegypterbuben seinem Nachbar gab, entwickelte sich eine Prügelei aller gegen alle, in die vierzig Esel hineinitaten, während der beturbante Priester mit einem langen Stock in den Knäuel hieb, aber weder er noch die braunen Jungen ließen sich dadurch in dem näselnden Gebet stören. Ei, war das fein für den Sechzehnjährigen, drei Wochen lang in diesem Völkerbilderbuch zu

---

Prof. E. W. Mayers siebzigster Geburtstag.

In Gießen, wo er nach seinem Weggang von Straßburg 1920 eine neue Wirkungsstätte gefunden hat, feierte in diesen Tagen der langjährige Vertreter der Systematik an der protestantisch-theologischen Fakultät der Straßburger Kaiser Wilhelms-Universität, Professor Dr. phil. D. theol. h. c. Emil Walter Mayer seinen siebzigsten Geburtstag.

Geboren am 9. September 1854 in Lyon, woselbst er das Lyceum besuchte, promovierte E. W. Mayer im Jahre 1870 in Halle in der philosophischen Fakultät, nachdem er im gleichen Jahre in Berlin das Oberlehrerexamen bestanden hatte. Aus seiner Stellung als ordentlicher Oberlehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Berlin wurde er im Jahre 1893 als außerordentlicher Professor mit einem Lehrauftrag für systematische Theologie an die Straßburger Universität berufen, 1900 zum ordentlichen Professor daselbst ernannt. 1917/18 führte Mayer die Rektoratsgeschäfte der Hochschule.

Prof. Mayer, u. a. Mitbegründer der „Zeitschrift für Theologie und Kirche“ und der „Theologischen Rundschau,“ ist durch eine Fülle von Veröffentlichungen wissenschaftlich hervorgetreten, insbesondere auf seinem Sondergebiet der Religionsphilosophie. Die Marburger Universität hat dem Gelehrten 1900 die Würde eines D. theol. ehrenhalber verliehen.

In den protestantischen Pfarrhäusern unserer Heimat werden seine Schüler dankbar dessen gedenken, was ihnen Mayer in den langen Jahren seiner Straßburger Lehrtätigkeit gewesen ist.

blättern. Und es war, als ob man in allen Zungen der Erde der Weltmetropole Paris huldigen wolle. . . Natürlich habe ich auch, nicht ohne Ehrfurcht vor einer alten Kultur und einer großen Geschichte, die Sehenswürdigkeiten der Weltstadt und Versailles gesehen, und als ich, ausgerechnet am Tag vor der Abreise, endlich im Louvre stand, war ich fast verzweifelt, daß ich scheiden mußte, ohne diese großartige Sammlung von Denkmälern aller Kulturen der Erde genauer besichtigen zu können. Wenn je, so war ich damals in Gefahr, dem großen Magneten Frankreich zu verfallen.

Aber ich bin ihm nicht verfallen. Selbst mein Oheim, der noch 1870 in Metz für Frankreich gefochten und gehungert hatte, schien etwas davon zu fühlen. Fast an jedem Abend führte er mich in die Restauration-Zimmer, wo stets Landsleute verkehrten, und es tat auch ihm offenbar unendlich wohl, wenn nach sovielen Stunden in der Fremde mit den vertrauten Lauten des Elsässerdütsch von allen Seiten Heimatluft uns anwehte. An einem Regentag saßen wir in einer Bierhalle der Weltausstellung und machten uns ein Vergnügen daraus, durch einen ebenfalls elsässischen Kellner feststellen zu lassen, ob wir die Nationalität der Eintretenden richtig errieten, und in bezug auf die têtes carrées, die schon in ihrer äußeren Haltung mit den Franzosen so wenig gemein haben, ist in keinem einzigen Fall ein Irrtum vorgekommen. Mehrere Soupers bei echten Parisern, zu denen ich mitgenommen wurde, gaben mir wohl einen starken Eindruck von der Feinheit der französischen Oberfläche, aber zugleich wurde ich abgestoßen wie nie, weil stundenlang politisiert, gehetzt, mit der Revanche gespielt, der Krieg und die „Befreiung“ in nächster Nähe gezeigt wurde. Wieviel feiner waren meine äußerlich bisweilen etwas ungeschliffenen deutschen Lehrer daheim, von denen ich nie ein gehässiges oder verächtliches Wort über Frankreich gehört hatte, die uns nie aufgefordert hatten, dem zu fluchen, was den Vätern heilig gewesen war!

Ein kleines Erlebnis am letzten Abend hat mir den Abschied von Paris ganz leicht gemacht. Wir traten in eine Wirtschaft, vor der sich eine Menschenmenge gesammelt hatte, und aus der die Klänge eines deutschen Volksliedes zu hören waren. Es war ein Gesangverein aus der deutschen Schweiz, der sich die Weltausstellung ansehen wollte. Selten hat mir etwas so ans Herz gegriffen wie die Lieder, die diese biederen Alemannenbrüder bis tief in die Nacht hinein sangen. Eine Ahnung stieg in mir auf, daß in diesen Liedern etwas ganz Innerliches, Gemütswerte zum Ausdruck kamen, die uns Deutsche mehr als alles andere von den Franzosen scheiden. So haben auch die Pariser Eindrücke an meinem Deutschsein nichts geändert, sondern mich darin bestärkt.

Die treuherzigen Schweizer an jenem letzten Pariser Abend erinnern mich an die vielen Wegweiser in den Vogesen, auf welchen „Alpenaussicht“ steht. Wer sich von ihnen verführen läßt, steile Höhen zu erklettern, kann manche Enttäuschung erleben. In meiner Jugend erlebte ich so viele, daß ich schließlich die Errichter jener Wegweiser für Schwindler und Lügner hielt. Unvergeßlich aber bleibt mir die Stunde, in der zum erstenmal die fernen, milchweißen Riesenburgen, deren zackige Zinnen vom Purpurschein der scheidenden Sonne überhaucht waren, am südlichen Horizont vor mir auftauchten. Eine überirdische Erscheinung war das, der „Traum eines Gottes“. Wie angewurzelt war der Fuß, bis die Glut erlosch und alles in grauer Dämmerung verschwand. Fortan konnte mir kein Umweg zu einer Alpenaussicht mehr Enttäuschung bereiten. Mochten die Eisriesen ihre Tarnkappe aufgestülpt haben, die Augen des Glaubens — aller Glaube, der mehr als ein schwächliches Fürwahrhalten ist, gründet sich auf das Erleben hoher Feierstunden — die Augen des Glaubens blickten durch Dunst und Wolken hindurch.

Das waren die schönsten Feierstunden in meinem Jugendland, wenn die Wolken sich zerteilten und der Blick in die deutsche Seele des Stammes, aus dem ich hervorgegangen bin, frei wurde. Mögen jetzt immer wieder die Giftnebel aufsteigen und verhüllen, was wir so gern schauen möchten, wem jenes Erleben so oft geschenkt war, der muß vertrauen.

Die Heidenmauer

Fast jede Nacht im Traume besteig' ich Bergeshöh'n,
Um noch einmal die Heimat, mein Elsaßland, zu sehn;
Ich schau' von stolzen Gipfeln hinein ins Paradies,
Aus dem der welsche Räuber mein Glück und mich verstieß.
Ich wandre gramversunken den grünen Waldessaum
Und bleibe sinnend stehen an manchem hohen Baum,
Darunter eine Moosbank mir bot willkomm'ne Rast,
Wenn nach der Lust des Wanderns mich Müdigkeit erfaßt;
Vor allem jene Gegend beschäftigt mein Gemüt,
Wo zum Odilienkloster die Heidenmauer zieht:
Gefügt aus losen Quadern mit Eichenholzverband,
Wie auf Europas Boden kein gleicher Bau sich fand,
Ein rätselhaftes Denkmal aus altersgrauer Zeit
Ward sie ein steinern Sinnbild, mein Elsaß, deinem Leid,
Dem meist den Frieden raubte der Neider Fehdebrief,
Seit dich in Sonntagslaune der Herr ins Dasein rief. —

Als Zuflucht eines Volkstamms, dem in der höchsten Not
Von übermächt'gen Feinden der Untergang gedroht,
Zieht meilenweit die Mauer als letzter Rettungsdamm
In tiefem Waldesdunkel um den Vogesenkamm;
Druidenhöhlen gähnen in wilder Felsenkluft,
Von Opferstätten schwingt sich der Habicht in die Luft,
Als Wachtstein ragt noch trotzig ein Riesenblock empor,
Wo Heldengeist beschirmte der Heidenmauer Tor. —
Ob's Wangionen waren, ob eine Suevenschar,
Ob Kelten, Alamannen bedrängt vom Römeraar
Wer angstvoll darin hauste, wer gegen sie gerannt,
Das weiß allein der Himmel, uns ist es nicht bekannt;
Ganz über jeden Zweifel erhaben ist nur eins:
Germanen blieben Sieger am Uferland des Rheins,
Und wo im Wasgauwalde die Wasserscheide zieht,
Begrenzt die deutsche Sprache des deutschen Volks Gebiet! —

Jahrhundert auf Jahrhundert verging in grimmem Streit,
Doch immer wieder blühte das Land in Herrlichkeit.
Und immer wieder friedlos hat's Freiheit heiß begehrt
Und sich mit Stolz und Starrsinn der Tyrannei gewehrt:
Das Elsaß, das der Herrgott in Sonntagslaune schuf,
Es harrt geduldig weiter auf den Posaunenruf,
Womit der Friedensengel durch alle Lande zieht,
Wenn einst die blaue Blume des Völkerfrühlings blüht,
Und stürzt an jenem Tage die Heidemauer ein,
So soll's ein glückhaft Zeichen erfüllter Hoffnung sein. —

A. Sturm, Breslau

Brief an Eduard Reinacher.

Wenn ich, lieber Reinacher, mich mit Ihrem jüngsten Werk, den „Elsässer Idyllen und Elegien“), beschäftige, so wird mir unsre gemeinsame Heimat zu einem neuen, starken Erlebnis. Ich durchwandre jenen gesegneten Garten zwischen Wasgau und Schwarzwald, vom sagenumwobenen Jura des Sundgaues an über die burgengekrönten Hänge der östlichen Vogesen bis hinauf zur trachtenreichen Ebene des nördlichen Elsasses; ich befinde mich, das Ränzel auf dem Rücken, auf jenen Streifereien, die schon Goethe zur Sammlung alemannischen Volksguts „aus den Kehlen der ältsten Müttergens“ begeisterten, und lasse jene reiche Stoffwelt von Sagen, Legenden und Volksliedern vor mir lebendig werden, die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf schwäbische Anregung hin von dem elsässischen Dichterbruderpaar der Stöber gesammelt wurde, und die nur der künstlerischen Kraft harrte, die diese herrliche Welt in schwingendem Rhythmus zu einem weitklingenden „Sang auf die Heimat“ erfaßte:*

„Sprechen will ich und singen und sagen, was ist um die Heimat,
Sagen will ich die Liebe, die Schmerzen, die Schau das Geschehen
Und aufrichten ein Bild dieses Landes aus Worten des Landes,
Worten, verwandt dieser Ebene, Wäldern, Getreide und Matten . . .“

Geschrieben sind Ihre Dichtungen in einem mannhaften Deutsch, das seine intimsten Schönheiten dem Volksgehör verdankt. Aber diese „Elsässer Idyllen und Elegien“ ragen trotz des Schollenduftes alemannischer Härte, trotz der vielen, mit sicherem Sprachgefühl behandelten Anklänge an Mundartliches weit hinaus über den Rahmen beschaulicher und genügsamer „Heimatkunst“ und der damit verbundenen Vorliebe für die Idylle. Die Form Ihrer Gedichte wird zum Ausdruck eines Weltgefühls von erhabener Größe, Ihre Natur geht auf ein Ganzes der Weltgestaltung und Welterfassung, und Ihre zum Teil geradezu genialen Gestaltungen entwachsen dem schöpferischen Willen, einen trotz mannigfacher Bearbeitung noch brachliegenden Stoff dichterisch zu bewältigen, wie Sie in Ihren ebenfalls aus der elsässischen Landschaft emporsteigenden Reihendichtungen „Todes Tanz“ und „Die Todes-Hochzeit“ das Erlebnis des Todes gestalten, wie Sie in Ihrem nächsten Werk versuchen, die Welt des werktätigen Weibes, der Töpferin, der Goldschmiedin, der Gärtnerin, dichterisch zu bezwingen. Und wenn Ihr Rhythmus diesen Stoff erfaßt, dann wirkt er als dichterisches Erlebnis von solch suggestiver Plastik des Ausdrucks, wie sie nur vollständige Beherrschung der Architektur künstlerischer Gestaltung und schöpferischer Sprachgewalt hervorbringen kann; dann fängt er an zu schwingen und zu singen wie Glockenerz, das in langen Wellen seinen Gesang ausströmt. Der Atem Ihrer metrisch reinen, gut klingenden Verse reicht mitunter in die Sphäre absoluter Musik, und die elsässische Stoffwelt und Landschaft wirkt gewissermaßen als Begleitung zu dieser Musik. Selbst die eingestreute Gedankendichtung und Ihre dichterisch gestalteten Bekenntnisse, in denen der Ueberschwung eigenen Erlebens zu wunderbar schöner Form sich verdichtet, werden Bild, Gestalt, Melodie.

Man sucht vergebens nach Vorbildern, wenn man auch mitunter an Spitteler zu denken gezwungen wird; überall stößt man auf eine starke, leidenschaftliche, von dichterischer Kraft und Eigenwillen erfüllte Persönlichkeit und ihr Weltbild.

Die visionäre Jenseitigkeit Ihres Erlebens, Ihr ins Kosmische gerichteter Blick, das Seherische Ihres Kündens erfordert allerdings die Anspannung des Hinhorchens, die der Leser von heute so leicht nicht aufbringt. Darum setzen Sie sich nur langsam durch. Aber Sie werden es, kraft der Stärke und Echtheit des Genies, das frei ist von zeitgenössischem Literatentum, von bewußter Arbeit für den Tag. Schon jetzt haben Sie jenen Kreis der Jüngeren für sich, der maßgebend sein wird für das Werturteil der nächsten Zukunft.

Die Verhältnisse zwingen Sie, Stuttgart zu verlassen, Stuttgart, das Ihnen nach einer glücklichen Jugend in Straßburg und einem schwer erkämpften Dichterweg während der letzten fünf Jahre zur zweiten Heimstätte geworden, und wo Sie in Ihrer temperamentvollen und aufrechten Art öfters für alles Ringende im modernen Kunstwollen in der Oeffentlichkeit eingetreten sind. Sie siedeln nach Köln über, wohin Ihre Gattin als Leiterin der keramischen Abteilung der dortigen Kunstgewerbeschule berufen worden ist.

Möge dort Ihre reiche Kraft zur vollen Entfaltung, von dort aus Ihr Name zur verdienten Anerkennung gelangen!

In diesem Sinn ein herzliches „Glück auf!“

Aufrichtigst

Ihr

Karl Walter.

*) *Erscheint in Kürze bei der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, wo auch „Todes Tanz“ (3.50 Mark) und „Hochzeit des Todes“ (3.— Mark) erschienen sind.*

Berg und Tal*)

Von Eduard Reinacher

Meine Landsleute kenne ich wie eine Henne die Küchlein,
Denn sie sind, viele in vielem einander gleich, wenige anders:
Wie von den Eichen der Welt jede Eiche ist, möge auch jeder
Sondere Baum seine sonderen Knorren und Sparren betreiben. . .
Wo ein Mann hinterm Wein sitzt, nicht gierig, und aber nicht schläfrig,
Prüfend nimmt er den Schluck, doch nicht schmatzend, erzogener Zunge,
Und wenn er abstellt, so sagt seine Mien' ein gelassenes Urteil:
Dieser ist aus dem Elsaß, sofern er kein fremdes Gesicht hat!
Wo eine Herde beisammensitzt, keifend und schwatzend und maulend,
Daß der Wirtsraum dem Schafstalle ähnlich wird, aber am Fenster
In der Ecke sitzt einer mit Schweigen, der trägt an der Stirne
Diesen Spruch: „ O die Pläne! Was macht ihr Sprüche, ihr Böiben!“
Da auch weiß ich Bescheid, und es grollt mir das Herz mit dem Biedern.
Auch wo ein Unfall geschieht auf der Straße, im Wirbel des Treibens,
Und sich sammelt die gaffende Rotte, doch einer legt Hand an
Und tut, ohne zu reden, das Richtige, ist's nicht mein Landsmann
Oder könnt' es doch sein? Denn auch andere haben ja Wackre!
Aber auch, wenn mir im Traume ein Mann erscheint, welcher im Gold sitzt,
Mitten im Haufen Dublonen, im Haufen so hoch wie der goldne
Hügel des Düngers im Hofe des Bauern prangt, und der im Golde
Wühlt und wühlt mit verärgertem Angesicht — wühlt nach dem Pfennig —
Auch der Mann ist mir traulich bekannt, und ich darf ihn nicht schelten,
Wenn ich nicht tun will wie Vögel, die selber ihr Nestchen beschmutzen:
Nein, ich kann dich nicht schelten, mein Hans in dem Schnakenloch, schelten
Sicherlich nicht! Denn wenn Gott dich nicht haben wollte, du wärst nicht!
So schön ist unser Ländchen, meineidig schön, hoch von den Bergen
Bis zu den Hügeln voll Reben und bis zu den Feldern, dem Strome,
Schön das Land und die Menschen und jugendlich all seine Kräfte,
Reich! Und ist nicht im Herzen des Menschen das Reich schon ein Zu=reich
Manches Mal? Wir sind sterblich und brauchen das Leid zu der Freude,
Daß wir denken lernen! So wohnt uns der Quäler im Herzen,
Der uns nicht faul werden läßet: er drängt uns zu mächtigern Werken!

* * *

Hört zu, was ich erzähle: bei Lützelstein liegen zwei Dörflein,
Gegen Abend, vor Durstel, die sonderbar, Berg und Tal heißen,
Zwei glückselige Orte, die Sonne bescheint sie, der Mond auch,
Und ihnen lacht, wenn nicht Wolken dazwischen sind, ständig der Himmel.
Aber Berg liegt tiefer, als Tal liegt! Wie kommt das? Mir sagt es
Stöbers lächelnder Mund: es war einstmals nicht also, es lag einst
Tal im Tiefen, doch Berg in der Höhe: daher auch die Namen.
Aber die Taler ergötzte dies minder: sie seufzten und schalten,
Wie sie doch lägen im Busch und im Wasser, im Dreck, in der Feuchte,
Ein erbärmliches Leben, dieweil sie so steckten da drunten!
Dahingegen die Berger, wie stöhnten sie um das Geschinde,
Daß sie so hoch hinaufsteigen und immer nur naufkratteln müßten,
Und wie ihr Ort so im Wind und im schneidenden Durchzug der Kälte
Schutzlos wäre, die Eiszapfen Winters wie Stämme der Tannen
Dick, aber Dürrnis des Sommers das Teil ihres Orts, zum Verzweifeln!
So beschwerten sie klagend das Herz unsres Vaters im Himmel,
Daß er hinsah und hörte nnd lächelte. Doch da es Nacht war,
Schwoll die Erd' unter Tal wie ein Kuchenteig, welcher im Haben
Wächst, aber Berg sank hinab! Als die Sonne kam, sahen die Menschen,
Was geschehn, die von Tal, daß sie oben wohnten, die Berger
Aber den Sturz ihres Dorfs: da begannen sie beid'orts zu klagen:
Die von Tal, wie sie jetzo nur kräpfeln müßten und schinden,
Und wie der Winter sie kälter, der Sommer mit üblerer Dürrnis
Plagen würde, die Berger, wie feucht und wie dumpf es im Tiefen
Doch herginge, und seufzten schon über die kommende Wassers=
Not! Und schon stürzte ein Regen vom Himmel: doch durch dieses Regens
Perlschleier strahlte die Sonne, und lachte Gott, leuchtend im Hohblau!

*) Aus dem neuesten Werke des Verfassers „Elsässer Idyllen und Elegien“

Ues minere Abedeekerzit.

Von Fritz Bouchholtz.

In Owerfelde. — 4. Meßti.

Am andere-n-Owed het's geräjt. Un wil d'r plafond vum Garde-hiisel Löcher het g'het, simmer im Otto sini Wohnstub gange, wie m'r schun e mannichs Gläsel gezwitschtert han g'het. Grad driwwer, ä Stock heecher, isch d'Madam Migger gelöje, drum hammer uns menagiere mien un numme ganz doucement derfe redde.

„Alle, Quadratbabbe", haw ich züem Otto g'saat, „s'isch kiehl drüße, un m'r miem uff din Maidele en extragüete Nachebutzer drinke! Was git's hinicht?" — „Ke Blämbel, min Seel!", git d'r Otto zeruck. „Was welle-n-er denn? E Güetefriendwien, e vin de société odder e Dreijmännerwien?" — „Jetz verreck im Schädde", brummt d'r Schorsch, „diß sin Sorte!" — „D'r Güetefriendwien isch fur Friend, wie's nit druff ankommt", expliziert d'r Otto, „d'r vin de société zeijt un halt alles zamme, un d'r Dreijmännerwien wurd vun eim gedrunke, denne hebbt d'r zweit, un d'r dritt gießt im erschte d'r Wien in de Hals." — „De Krattel-die-Wand-nuff hesch noch vergesse", saat d'r Schorsch, wie schun lang Durscht het. — „G'schpaß à part", maant d'r Otto, „hinicht git's e Dröpfele vum allerbeschte. Fritz, was steht uff dere Budell!" — „Reichenweirer!" haw i geläse, un's Wasser isch m'r im Mül zammegeloffe. Un au d'r dick Schorsch isch lawendig worre un het mit sim Gießkanne-baß g'sunge:

„W'rum sotte m'r denn nit luschti sin?
M'r han alli Fridaa Knepfle,
D' ganz Wuch gar ke Wien,
Am Sundaa numme-n-e Dröpfle!"

„Pscht! D'r Migger!" saat d'r Otto un schenkt d'r Wien in. Un e Dufte geht durich's Stiwwel, aß m'r andächtig wurd wie vum Weihrauch in d'r Kirich. M'r han drei schweri fauteuils an d' hoch Stehlamp geruckt un uns drin vergraawe. Un wie ich m'r d' Gurjel g'ölt g'het hab, haw ich anfange mien vum Owerfelder Meßti ze verzehle:

„Am Sundaa noch'm St. Mathieu isch in Owerfelde Meßti g'sin. Do hämmer e Lawesdaa g'het! Am Mondaa un Zischdi isch's als noch wietersch gange. Am Zischdi Owed isch Burjer-Meßti g'sin, un d' Beck han ken Brot brüeche ze bache. Iwwerhaupt, d' Beck vun Owerfelde sin schun in alde Zitte berüehmt g'sin. Sie han 's bescht Brot in d'r ganz Gejed gebache. Schun d' ganz Wuch vor'm Meßti isch Owerfelde ies'm Hiisel g'sin. Do isch ime jede Hüs gebützt un gejäscht, genauwelt un g'schrubbt worre, aß jo alles üüser isch, denn d' ganz Friendschaft vun ringserum isch jo an dem Daa uf Owerfelde kumme.

Am Sundaa-Morje hen d'r Mr. Pfister un sini pompiers e-n-Iwung gemacht, un um Uehre zwelfe sin se widder in Owerfelde inmarschiert, z'erscht d' clairons, drno d'r général vun Owerfelde, im g'heerige-n-Abstand d' pompiers mit de képis un z'letscht d' Spritz. Bi d'r Märerie han se g'halde, un d'r stattlich Mr. Pfister het mit heiligem Ernscht welle d' Parad abnemme. Er het sich vorm Rothüs poschtiert, uu wie er's Kommando züem Vorbimarsch het genn, het'r welle sinner ald schwer Sawel erüshole, fur ne ze senke, wie's e jeder Feldmarschall macht, wenn d' Truppe an'm v'rbei-defiliere. Awer, was weiß isch, was los isch g'sin: ob d'r ald Sawel in d'r Scheid ingerosht isch g'sin, odder ob er ne bi d'r letscht Iwyng lätzt ning' steckt het, eh bin, aan Dühn: d'r Sawel isch nit erüsgange, wie d'r Mr. Pfister au gelodd'elt un g'schafft het. Krebsrot isch'r worre vor Anstrengung, un d'rwil sin d' clairons als nähdersch kumme. Z'erscht sin d'Owerfelder, wie uff'm Platz züegeloijt han, ganz verschrocke g'sin, un e jeder het die Quale vom Mr. Pfister miterlebt. Awer e paar boshaftigi Lit sin drunter g'sin, wie lache hän mien. Un als lüddersch hgn sie gelacht, je wiediger d'r Herr Pfister am Sawel gerisse het. Er het d' Sawelscheid als uf de Bodde g'stoße un sich z'letscht wie e Danzknopf als im Kringel erumgedräijt. Wie d' Not am greeschte g'sin isch, sin zwei pompiers üs'm Glied erüs g'sprunge, han de Griff vun dem hartnäckigi Sawel g'faßt, un d'r monsieur Pfister hat mit zwei Händ d' Scheid g'hebbt. Un jetzeit hän zwei noch vorne un einer nach hinte gezöije. Bal han die pompiers ihre général g'schleift, bal sin sie g'schleift worre. Iwwer amol isch d'r Sawel erüsg'fahre, un die zwei Erlöser sin uf'm — Bodde g'sesse. G'schwind han sie'm monsieur Pfister 's Schwert gereicht, un grad wie'r widder en pose isch g'stande, d'r Sawel in d'r räecht Hand, d' Spitz nach unte, d' Hacke zamme, d' Brusch erüs, un d'r Blick dapfer un hoheitsvoll gradüs, do kumme d' clairons, wie als uf d'r Stell marschiert sin, v'rbi, un d' Parad het großardig geklappt. D'r Mr. Pfister het nit g'sän un g'heert, wie d' Owerfelder hän lache mien. Er het jo numme an sim Sawel erumg'schafft, un d' clairons hän so lütt g'schättert, aß 'r nix g'heert het."

Wie ich des G'schichtel verzehlt hab g'het, het im Schorsch sinner Büech gelobbelt vor Lache, un d'r Otto, wie sich's Nastüech vor's Müel g'halte het, het als g'schnüft: „Schorch, d'r Migger! net eso lütt!" — „Isch denn dis wohr?", fröijt z'letscht d'r Schorsch. — „E jeder Owerfelder wurd sich an die Parad erinnere", haw ich g'saat, „fröij wenne de witt!"

Iwwer dis het d'r Otto e veritabler Minschterkäj' ües'm Kämmerle g'holt un Budder un Brot, un m'r hän e paar Flade g'esse. Un d'r Wien het nochemol so güed g'schmeckt. Schun e-n-alds Sprichel saat jo, daß d'r Richewierer 's bescht Dröpfel ües unserer liewe Heimet isch:

Zu Thann im Rangen,
Zu Gebweiler in den Wannen,
Zu Türkheim im Brand,
Wächst der beste Wein im Land.
Doch gegen den Reichenweirer Sporen
Haben sie alle das Spiel verloren.

Wie m'r uns g'stärkt han g'het, haw ich widersch verzehlt: „Am Nomedaa um Uehre dreie isch d'r recht Meßti losgange. Ha, was sell ich do verzehle. D'r Owerfelder Meßti isch berihmt g'sin in d'r ganz Gejed, bal eso berihmt wie d'r Schilkemer. Alles isch do g'sin, vom vornähmschte Karusell ang'fange bis züem kleine Ringelspiel, Ständ mit Zuckersache-n-un G'schirr, Kaschperletheater un Lodderieständ, wie m'r fur zwanzig Pfenni lawendigi Gäns g'wunne — odder au nit g'wunne het; Athleteseppel, Madamme vun vier Zentner, e Michel-hau-druff, Entfeßlungskinschtler, die Dame ohne Unterleib (nur für Erwachsene!) un eso Dings. Ständ mit Bubbe het m'r g'sähn, wie im'r mit Balle erabg'worfe het, odder au mit uffg'spießte Messer, iwwer die m'r Holzring g'schmisse het. Un wemmer getroffe het, het m'r e scheene Strüß vun falsche Blüme fur's Knopfloch odder fur de Hüet kriejt. D' Schießständ han nit g'jählt mit scheene Maidele mit Gold un Diamante im Hoor un d' Photographe, wie als g'saat hat: ‚Kommen Se rein, Herr Baron, ein Bild mit Fräulein Braut . . .', un d'r billig Schakob üs Berlin mit d'r Revolverschnuffel. Un lache het m'r mien iwwer die Kaiwe. ‚Wat, Se wollen den billigen Hosenträger nich? Schlagen Se sich eenen Nagel in's Kreuz un hängen Se Ihre Hose dran!' odder: ‚Det is det beste Mittel gegen Tapetenflundern, auch Wanzen jenannt!' E Gebriel un e Gejäschtes un Gelach isch g'sin, zehn Dräijorigle hän zamme g'spielt, e jedie ebs andersch, Kinderluft-ballons sin durichgange, un alles het gebrielt: ‚Hewe ne, hewe ne!' D' Büewe hen e Krach gemacht mit Rätsche, Drumpete un Gummi-bloosel Eh bin, was saa ich: was m'r derte g'sähn het, isch uf eme jede ditsche Meßti vorm Kriej ze sähne g'sin. Un doch isch's en anderer aspect g'sin wie driwwe iwwer'm Rhin. Do sin stolz un stattlich die süfere Büüremaidle in de Schlupfkappe Arm in Arm g'schlendert un han sich vun ihre Burscht flattiere lon. Vun alle Derfer rings erum sin sie uff Owerfelde kumme. Conscrits het

m'r g'sähn mit hochem Kopfschmuck un bunte Bänder dran, un au ihre Stecke sin mit Strißle un Bänder dekoriert g'sin. In alle Wirtschafte isch's hoch here gange. Am Meßti het sich ken Burscht lumpe lon. Do isch d'r Wien nummene so g'flosse! Un d' Maidle hän ganzi Berri vun Köijelopf un Käskücke verdagt. Un uff alle Danzbödde isch gedanzt worre. Weisch noch, Otto, Dü bisch jo am Owe uf Owerfelde ze fahre kumme, un mir hen gedanzt d'ganz Nacht bis in de Morje. D' Owerfelder Büüre han's jo nit gere g'sähn, aß anderi mit ihre Maidle gedanzt han. Awer d'r Herr Abedeeker un siner Friend hän doch 'n Uesnahm mache derfe. Mit de Burscht ües'm Nochberdorf het's awer noch elend Box un Hä'del gän zelli Nacht weje de Maidle, weisch noch? D'r eint hen se mien uff Straßburi ins Spital süehre. Awer dis isch nix Neis g'sin. So Opfer het e jeder Meßti g'heische. — So isch die fête dreij Daa gange, un d' Burscht han als g'sunge:

Hit isch Meßti, morje isch Meßti,
Bis am Mittwoch Owe,
Wann ich züe miem Schätzle kumm,
Saa ich: Güeden Owe!"

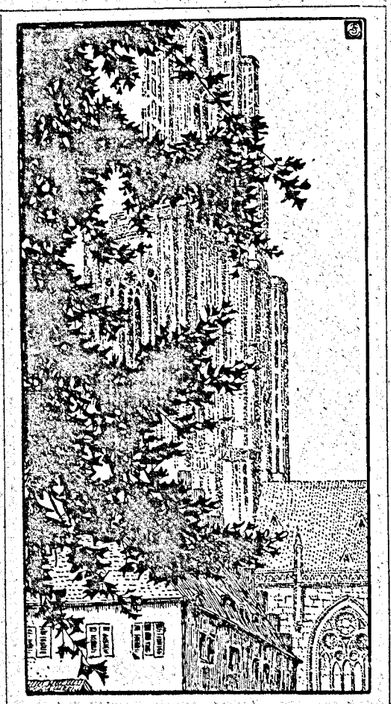
Ich hab e Paus gemacht im Verzehle un hab in diese Gedanke andächdig e ganzes Gläsel Wien üesgedrunke. Un grad so diessinnig hawi m'r e Cigarettel angezunde. Iwweramol saat d'r Otto: „Fritz, isch weiß jo, an wenne de denkisch!" Ich bin ganz verschrocke un hab g'saat: „Was Dü weisch? Blän vun Baris!" — „Hein, sell ich's verroote?" D'r Otto loßt nit luck. „'s Schäfer-Marie?" — Ich glaub, ich bin ganz root worre. Un 's isch m'r ganz warm vum Herze in de Hals g'stöije. 's Schäfer-Marie! Iwweramol steht's widder vor m'r, diß rund frisch Büüremaidel vun siewezeh Johr mit d'r groß schwarz Schlupfkapp un dene blanke Giggele, wie g'strahlt han wie Sunne. „Mariggele, Mariggele!" haw i gedenkt, un 's het m'r in d'r Nas gekrawwelt. Un ich hab g'saat: „Hesch erächt, Otto, 's Schäfer-Marie kummt m'r nit ües'm-Sinn. Awer hinicht isch's ze spot. Morje verzehl ich Eich vum scheenschte 'un beschte Büüremaidel ües'm ganzen Elsaß." — „Schmeck'sch d'r bouchon?", saat der Schorch. „Ja, ja, so gehn d' Gäng, het zeller Miller g'saat un het numme einer g'het, de Hüsgang. Santé, Mariggele!"

D'r Otto isch an dem Owed nit fur sentiments g'sin un het g'schwind g'fröijt: „Weisch noch, wie d' güet Marie vum monsieur Monard am andere Morje verschrocke-n-isch? Um Uehre viere isch nirig meh Danz g'sin, un do simmer langsam an de Bahnhofd. D' Sterrle sin am Himmel g'stande, un m'r hän scheeni Lieder g'sunge. Awer wil ke Zug meh uff Straßburi g'fahr-n-isch, simmer in d' Abedeek zeruck un han in dinem Bett zamme g'schloofe. Dis isch breit genüe g'sin. Un wie d' Marie, die güet Seel, Dich am andere Morje geweckt het — sie het jo immer mien erinkumme, fur Dich Füülenzer ze schiddle — do simmer wie zwei Kaschperle in d' Höh g'fahre un han sie ang'starrt, un sie het e Schrej gedohn, wie wenn sie G'schpenschter däht sähn un isch d' Staij nunder-geloffe. Erscht unde han m'r sie lache heere, aß sie fascht vorstickt isch!"

Iwwerdem het's dreijmol ließlich am plafond geklopft. „D'r Migger rüeft!", saat d'r Otto. (Diß isch e Babbe und e Ehemann! Do kennt sich meng aaner e Muschder dran nemme!) Un 'r schenkt 's Fläschel leer. Wie m'r üsgedrunke g'het han, isch'r nufgange, un ich hab d'r Schorsch hamegebroocht. Un in zellere Nacht haw ich alsfurt e großi schwarzi Schlupfkapp g'sähn un zwei dunkli Strahle-n-Aue. Un durich die het m'r in e güeds, liebs Herzele eringelöijt. Do drin isch's proper g'sin wie in-ere Sundaastubb.

Erinnerung an Straßburg.

Wohin mich immer auch
mein Schicksal noch
verschlage —
Ein Bild ist's, das ich stets
im Herzen trage:
Das Münster.
Fremd kam ich her . . Was
mich zuerst begrüßt:
Der himmelstürmend-
mächt'ge Bau
An eines Abendhimmels
tiefstem Blau,
Von letzten Sonnenstrahlen
duftgeküßt.
Rothglühend schien ein jeder
Quader,
Voll eignen Lebens jeder
Stein —
Wie eine lebenspendend
warme Ader
Quoll jäh der Bau tief in
den Himmel ein.
Wie ich dann sah die rötlich
grauen Mauern
Hochauf bis in die Wolken
ragen —
Gleich wunderkräftigen
Centauern



Zeichnung von Fritz Endell

Schien er den Himmel mir
zu tragen . . .
Ich sah ihn dann, wenn
junge Morgensonne
Ihn ganz in flüssig Gold
getaucht,
Ich sah ihn abends in
entzückter Wonne
Von weißen Wölkchen,
spielend nur, umhaucht.
Ich schaut' ihn schwarz und
düster stehen,
Wenn Blitze zuckten durch
des Himmels Grau —
Dann fühlt' ich tausend,
abertausend Herzen flehen:
Rührt ihn nicht an, den
stolzen Bau!

— — — — — — — — — —

Und führt mich einstmals
dann von hinnen
Ein freundlich oder bös
Geschick —
Dann weiß ich ohne lang
Besinnen:
Ihm gilt allein mein letzter
Blick . . . !

Curt Reinhard Dietz.

Professor Dr. Otto Mayer †.

Am 8. August starb zu Hilpertsau im Murgtal der ehemalige Professor der Straßburger und Leipziger Universität, Dr. jur., Dr. theol. und Dr. rer. pol. Geheimer Hofrat Dr. Mayer, der seit seinem vor wenigen Jahren erfolgten Rücktritt aus dem Lehramt in Heidelberg gelebt hatte. Mayer, der zu den angesehensten Vertretern der deutschen Rechtswissenschaft zählte, hat im Elsaß den ausschlaggebenden Teil seines Lebens zugebracht und dem Lande eine mehr als dreißigjährige Berufsarbeit als Anwalt und Rechtslehrer sowie eine vielseitige sonstige öffentliche Tätigkeit gewidmet. Er hat aus dieser Wirksamkeit wiederum reiche Anregungen für die wissenschaftlichen Arbeiten geschöpft, durch die er die deutsche Rechtslehre und Rechtsentwicklung weitgehend gefördert hat.

Am 29. März 1846 zu Fürth geboren, ließ er sich 1872 in dem wiedergewonnenen Elsaß, in Mülhausen, als Advokat-Anwalt nieder. Er erwarb hier binnen kurzem eine glänzende Praxis und umfassende Kenntnisse des damals im Reichslande noch fast in uneingeschränkter Geltung stehenden französischen Zivil- und Verwaltungsrechts. Während seine berufliche Tätigkeit ihn mit der oberelsässischen Fabrikantenaristokratie in vielfache Berührung brachte, gewann er durch die Eigenart seiner Persönlichkeit, in der sich Liebenswürdigkeit und Gewandtheit mit sittlichem Ernste vereinigten, Eintritt in den durch seine geistige Regsamkeit und deutsche Bildung bedeutsamen Stöberschen Kreis, aus dem er seine Gattin heimführte. Nach 9 Jahren trat er, seinem Drange zu wissenschaftlicher Durchdenkung der Probleme des Rechtes folgend, zur akademischen Laufbahn über und habilitierte sich an der Universität Straßburg, an der er 1882 außerordentlicher und 1887 ordentlicher Professor wurde. Seine Vorlesungen über französisches bürgerliches Recht und demnächst über französisches Verwaltungsrecht, die sich durch Hervorhebung und lebhafte Beleuchtung des Grundsätzlichen auszeichneten, haben mehr als 2 Jahrzehnte hindurch den angehenden Praktikern der reichsländischen Justiz und Verwaltung den Eintritt in diese Rechtsgebiete vermittelt. Seine schriftstellerischen Arbeiten, namentlich seine „Theorie des französischen Verwaltungsrechts", haben die Praxis der reichsländischen Verwaltungsbehörden vielfach beeinflußt.

Zugleich drängte es ihn aber, seine Rechtskenntnisse und Erfahrungen auch selbst unmittelbar im öffentlichen Leben zur Geltung zu bringen. Erleichtert wurde ihm dies durch die aus seiner Heirat und Berufstätigkeit sich ergebenden mannigfaltigen Beziehungen und durch die Verwandtschaft der politischen Grundauffassung des elsässischen Bürgertums mit derjenigen, die er aus seiner fränkischen Heimat, dem Bannkreise der alten Reichsstadt an der Pegnitz, mitbrachte. So wurde er in rascher Folge Mitglied des Straßburger Gemeinderats, Beigeordneter der Stadt und als Erwählter der Inspektion Lützelstein Mitglied des Oberkonsistoriums der Kirche Augsburger Konfession. In allen diesen Stellungen hat er zum Ausgleiche der Gegensätze mit Nutzen gewirkt.

Hat Mayer, wie wenige Mitglieder der Straßburger Universität und wie wenige Deutsche überhaupt, zu der Verbindung der altdeutschen und der einheimischen Gruppe der elsässischen Bevölkerung beigetragen, die trotz der „Desannexion" von 1918 nicht verloren sein wird, so liegt seine Hauptbedeutung doch in den Verknüpfungen, die er zwischen der deutschen und der französischen Rechtswissenschaft geschaffen hat. Die Entwicklung des deutschen Verwaltungsrechts und seiner Wissenschaft war bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts — im Gegensatz zu den meisten anderen Zweigen des Rechtes — gegenüber der französischen im Rückstande. Es fehlten ihnen die Antriebe, die die kräftige Zentralregierung, die einheitliche Gesetzgebung und die durchgebildete Rechtsprechung des Staatsrats jenseits der Vogesen gegeben hatten. In der wissenschaftlichen Bearbeitung traten die rechtlichen Gesichtspunkte vielfach hinter politischen und wirtschaftlichen zurück, die für sicherer und gleichmäßige Lösungen keinen Anhalt boten; oder es wurde die Eigenart der verwaltungsrechtlichen Einrichtungen verkannt und die Begriffswelt des Privatrechts der Beurteilung zugrunde gelegt. Es war Mayer, der auf Grund seiner im Anwaltsberuf erworbenen Anschauungen und Erfahrungen die in Rechtsprechung und Schrifttum des französischen Verwaltungsrechts ausgebildeten Begriffe zunächst in der eben erwähnten „Theorie des französischen Verwaltungsrechts" den deutschen Juristen in deutscher Rechtssprache nahebrachte, sodann in seinem „Deutschen Verwaltungsrecht" auf das deutsche Verwaltungsrecht übertrug. Er hat dabei die von der französischen Jurisprudenz aufgestellten Begriffskategorien und Grundsätze mannigfach berichtigt. So ist jenes Werk die Grundlage für die folgende Entwicklung der deutschen Verwaltungsrechtswissenschaft geworden und hat auch der französischen Wissenschaft wiederum wertvolle Anregung geben können.

Wenn das Elsaß es als seine schönste Aufgabe in Anspruch nimmt, aus einem Gegenstande des Streites zwischen den zwei führenden Völkern des Kontinents eine Brücke zwischen ihnen zu werden, so hat Mayer auf Grund seiner elsässischen Wirksamkeit und der in ihr gewonnenen Kenntnisse und Erfahrungen dieser Aufgabe auf einem der wichtigsten Gebiete in hervorragender Weise gedient.

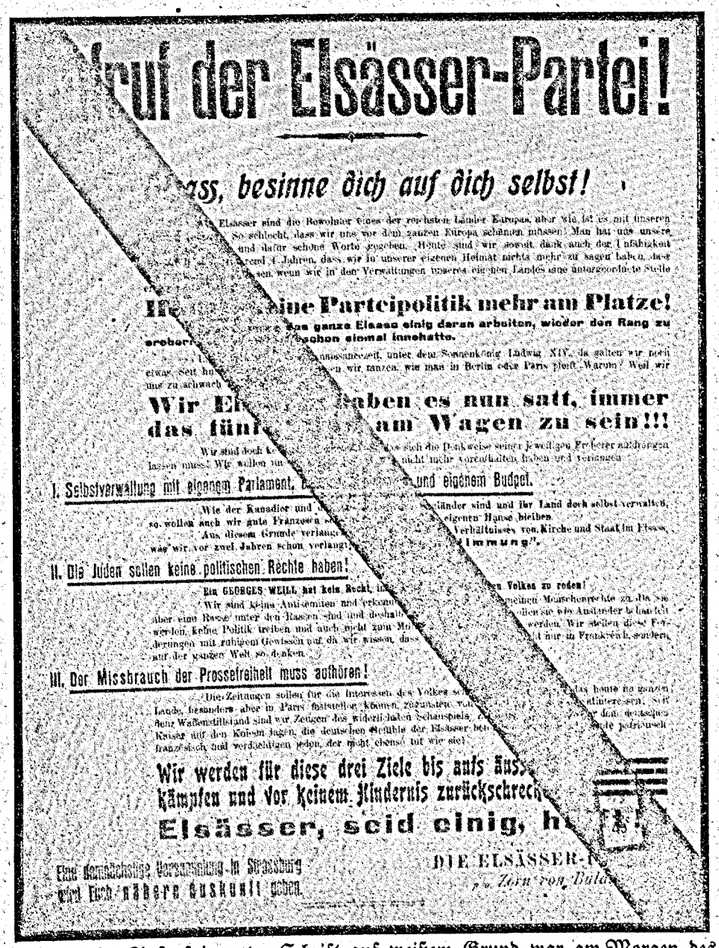
Geh. Oberjustizrat Dr. Max Schwalb.

Marie Hart-Ehrung

Zweite Spendenliste (abgeschlossen am 8. September 1924)

„Altelsässer"	5,— Mk.	Uebertrag	214,70 Mk.
Forstmeister A. Bargmann, Vergedorf	5,— „	Dr. med. Eugen Müller, Ulm	10,— „
Studienrat Fritz Bouchholtz, Marburg (Lahn)	10,— „	Pfarrer Paul Müller, Schlotheim	3,— „
Fritz Bronner, Frankfurt a. M.	20,— „	Landgerichtsdir. Geh. Justizrat Oppler, Berlin	5,— „
Geh. Justizrat Diefenbach, Erbach i. Odenwald	10,— „	Oberst Pakquay, Stuttgart	5,— „
Ministerialrat Dittmar, Heiligenstadt	5,— „	Prof. Dr. Ploen, Schönberg	5,— „
Staatsmin. a.D. Dominicus, Bln.-Schöneberg	20,— „	Generalmajor a. D. Georg Pohlmann, Freiburg i. Br.	5,— „
„Eine Elsässerin"; Freiburg i. Br.	3,— „	Direktor Reinhard, Mannheim	10,— „
Dr. Hugo Fickler, Freiburg i. Br.	20,— „	Dr. med. O. von Rohden, Heikendorf	15,— „
Stud.-Rat Dr. Gebhard, Sommerfeld	5,— „	Reichsgerichtsrat W. Rosenberg, Leipzig	4,— „
Karl Götz, Bad Dürrheim	3,— „	Baurat Schneider, Herrenalb	10,— „
Pfarrer Grucker, Fritzlar	5,— „	Rechtsanw. Herm. Schweizer, Karlsruhe	5,— „
Pfarrer Hauth, Oberrößlau	5,— „	Obersteuersekr. Karl Stephan, Kaiserslautern	5,— „
Geheimrat Helmbold, Eisenach	5,— „	Straßb. Turnerschaft „Cheruscia", Frkf. a.M.	25,— „
Hilfsbund f. d. Elsaß-Lothringer, Hamburg	10,— „	Ungenannt	3,— „
Rostock	15,— „	Ungenannt	5,— „
Justizrat " " "	5,— „	Ungenannt	2,50 „
J. K. in R.	3,— „	Ungenannt	10,— „
Postinspektor Köhler, Donaueschingen	5,— „	Pfarrer Ungerer, Stadthagen	3,— „
Witwe Karoline Köhler, Donaueschingen	3,— „	Prof. Dr. Wichers, Magdeburg	10,— „
Prof. Dr. Daniel Krencker, Bln.-Charlottenb.	5,— „	San.-Rat Dr. Wiedeburg, Bad Blankenburg	20,— „
Reg.-Rat Kriegelstein, Bln.-Schlachtensee	3,70 „	Maria Zschetzschingk, Lindenberg	5,— „
Pfarrer Ed. Kuck, Berlin	5,— „	Summa	380,20 Mk.
Studienrat Dr. Lange, Frankfurt a. M.	6,— „	Betrag der 1. Liste	234,— „
Ch. Wilhelm Mack, Stuttgart	10,— „	Bisher eingegangen	614,70 Mk.
Prof. Manasse, Würzburg	20,— „		
Oberpostmeister Merck, Oberlahnstein	3,— „		
	214,70 Mk.		

Weitere Spenden erbeten auf Postscheckkonto: Dr. Robert Ernst, Berlin, 109 799.



Dieser Aufruf in roter Schrift auf weißem Grund war am Morgen des 31. Juli an den Plakatsäulen Straßburgs angeschlagen (vergl. Augustheft). Die obige Photographie konnte aufgenommen werden, bevor die Aufrufe auf Veranlassung der Staatsanwaltschaft entfernt worden sind.

Vor dem deutsch-französischen Handelsvertrag.

Der herannahende 10. Januar 1925, an dem die fünfjährige Frist für zollfreie Einfuhr elsaß-lothringischer Erzeugnisse nach Deutschland abläuft, hat zu einer Fülle von Aufsätzen in der elsaß-lothringischen und in der französischen Presse Anlaß gegeben, aus denen die bange Sorge herauszulesen ist, was aus der einstigen blühenden Wirtschaft des Landes werden soll, wenn es der französischen Regierung nicht gelingen sollte, den natürlichen gegebenen Abnehmer, den deutschen Markt offen und erreichbar zu halten. Soviel auch über diesen Fragenkreis geschrieben und geredet worden ist, so ist doch an keiner Stelle offen zugestanden worden, daß die ganze Sorge ein Ausfluß dessen ist, daß Elsaß-Lothringen ungefragt und unüberlegt in den Rahmen des französischen Staatsverbandes hineingepreßt worden ist. Mit künstlichen Mitteln, deren rechtliche Unterlagen höchst zweifelhafter Art sind, möchte man Abhilfe schaffen.

Der „Matin" hat den Präsidenten der Straßburger Handelskammer über seine Meinung befragt; Herr Herrenschmidt hat dabei in recht anmaßendem Ton von „elsässischen Forderungen" gesprochen: „Ich bestehe darauf ..." (!!), „wir bringen darauf", „wir verlangen mit der nämlichen Beharrlichkeit ..." Wir bezweifeln, daß diese Methode sehr verständig ist. Das immer wiederkehrende „Argument", wegen der deutschen Valuta-Krise habe die elsaß-lothringische Wirtschaft nicht genügenden Vorteil aus der fünfjährigen Vorzugsfrist ziehen können, geht in die Irre. Diese fünf Jahre haben der Wirtschaft unserer Heimat nur eine Erleichterung bei der Umstellung auf den Markt des „Mutterlandes" geben, sie aber nicht von ihr entbinden wollen. Da der deutsche Markt praktisch lange Zeit verschlossen war, hätte diese Umstellung um so eifriger betrieben werden müssen und können. Wenn sie nur in den seltensten Fällen geglückt ist, durchweg aber nicht erfolgt ist, so beweist das nur das Eine: sie ist nicht möglich; der französische Markt kann den deutschen eben nicht ersetzen. (Wir verweisen auch auf die Politische Rundschau dieses Heftes.)

Aus Herrenschmidts Matin-Interview geben wir die folgenden Stellen wieder:

„Die Industrie und der Handel des Elsaß verlangen einstimmig die Verlängerung des Artikels 68 des Versailler Vertrages. Gemäß diesen Bestimmungen dürfen die Rohstoffe und Fabrikate aus Elsaß-Lothringen während 5 Jahren zollfrei nach Deutschland eingeführt werden. Nun haben aber bis jetzt die Exporttreibenden der drei wiedergefundenen Departements aus dieser Schutz- und Gerechtigkeitsmaßnahme nur sehr wenig Nutzen ziehen können. Erstens infolge des gewollten (!) und wohlbedachten (!!) Marksturzes; zweitens infolge des systematischen Boykotts der französischen Waren, welcher nach und nach eine offizielle Form angenommen hat. Schließlich muß auch daran erinnert werden, daß Deutschland sich weigerte, gewisse Rohstoffe, speziell Kohlen und Koks, zu liefern. Auf diese Weise sind durch das Verschulden Deutschland (?!) die Vorteile, die uns der Versailler Vertrag einräumte, illusorisch geworden. In Anbetracht dieser Umstände glauben wir, daß es nicht mehr als recht und billig ist, daß Deutschland verpflichtet wird, die Verlängerung des Artikels 68 des Versailler Vertrags anzunehmen.

Ich bestehe darauf, daß wir von Deutschland keine Konzessionen verlangen, für welche Deutschland als Gegenleistung eine Konzession von uns erreichen könnte. Wir verlangen nur aus einem Vorteil, den uns die Deutschen zugestanden hatten, Nutzen ziehen zu können, ein Vorteil, um den uns Deutschland bis jetzt mit Absicht und systematisch gebracht hat..."

Nachdem Herr Herrenschmidt dann den englischen Schatzkanzler Snowden — der dieser Tage bekanntlich gegen eine Verlängerung der Frist Stellung genommen hat — „belehrt" hat („Die Behauptung des Herrn Snowden ist nichts weiter als eine unverantwortliche Leichtfertigkeit (!) und eine bedauerliche Verkennung der Tatsachen (?!)"), erklärt er:

„Wir verlangen, daß zwischen Frankreich und Deutschland ein wirtschaftliches Abkommen getroffen werde, welches allen auf dem Spiele stehenden Interessen Rechnung trägt. Der Abschluß eines franko-deutschen Wirtschaftspaktes ist für das Elsaß von größter Wichtigkeit. Einerseits würde die Verlängerung des Artikels 68 nur wenige Jahre dauern. Andererseits sind wir an der deutschen Ausfuhr nach Frankreich interessiert. Wir denken vor allem an gewisse Maschinen und Ersatzstücke, die für von Deutschland vor und während des Krieges gelieferte Installationen bestimmt sind, welche wir in Frankreich nicht finden; ferner benötigen wir deutsche Rohstoffe wie Holz, Tonerde und besonders Kohlen....

Ein Wort noch über die Bedeutung der Kohleneinfuhr für unsere Region und den Straßburger Hafen. Frankreich befindet sich wieder am Rhein, d. h. an einer Wasserstraße, auf welcher im Laufe des Jahres 1913 rund 57 Millionen Tonnen transportiert wurden. Der Straßburger Rheinhafen kann sich nur entwickeln, wenn uns ein momatlicher Kohlenverkehr von 150 000 Tonnen gesichert ist. Ohne den Kohlenverkehr wird der Straßburger Hafen zu einem Flußhafen zweiten oder dritten Ranges herabsinken. Wir müssen deutsche Kohlen haben, weil uns dieselben als Reparationen geschuldet werden; wir müssen deutsche Kohle haben, weil das französische Hinterland des Straßburger Hafens, das bis Lyon reicht, stets deutsche Kohlen verwendet hat. Die durch Deutschland gelieferten Kohlen müssen durch den Straßburger Rheinhafen nach Frankreich gelangen.

Mit einer auf Gerechtigkeit aufgebauten wirtschaftlichen Konvention, die mit gutem Willen ausgeführt wird, und welche uns ständige Verbindungen mit Deutschland sichert; mit einer Politik, die uns gleichzeitig die Entwicklung der französischen Rheinschiffahrt und des Straßburger Rheinhafens sichert, können der Handel und die Industrie des Elsaß mit Vertrauen und vernünftigem Optimismus in die Zukunft blicken...!"

Mit schlichten Worten, ohne „Gerechtigkeits"-Phrasen: Ohne den deutschen Markt ist die elsässische Wirtschaft zum Rückgang verurteilt.

Sowjetrußland als Vorbild.

(Eine Ergänzung zum Leitaufsatz dieses Heftes.)

Die Straßburger „Humanité" („Deutschsprachiges Organ der Kommunistischen Partei"), die in den letzten Wochen wiederholt in beachtlicher Weise zu den Fragen unserer Heimat Stellung genommen hat, zitiert in ihrer Nummer vom 21. August einen Aufsatz der „Neuen Züricher Zeitung" über die Behandlung der kulturellen Minderheiten in Sowjetrußland:

Wir entnehmen diesen Ausführungen folgende Stellen:

„... Nun berichtet Herr Axel de Vries weiter über die Behandlung des wichtigen Sprachenproblems im öffentlichen Leben, und dies wird besonders unsere elsaß-lothringische Bevölkerung interessieren, die seit 1918 die „Luft der Freiheit in vollen Zügen genießt": (Frei zitiert nach Herrn Peirotes).

Es würde zu weit führen, hier auf die einzelnen staatsrechtlichen Unterschiede zwischen diesen Gebilden einzugehen. In außenpolitischer und militärischer Beziehung wie auch in den meisten wirtschaftlichen Fragen sind alle diese Gebilde vollständig von der Zentrale in Moskau abhängig, doch, wie gesagt, die Form ist gewahrt und mehr als das: vor allem ist die Sprache in den Schulen, im Gericht und in der Verwaltung in diesen verschiedenen Gebilden diejenige der Bewohner dieser Gebiete, es sind also muttersprachige Schulen, Gericht und Verwaltung durchgeführt. Den nationalen Minoritäten werden in kultureller Beziehung keinerlei Schwierigkeiten bereitet. Im Gegenteil, ihre kulturellen Bestrebungen genießen die volle Unterstützung der Behörden. So müssen z. B. die großrussischen Beamten in der Ukraine, falls sie ihren Dienst behalten wollen, ukrainisch lernen, da sie sonst ihre Stellung verlieren! Man ist auf dem Wege, auch im Militär die Muttersprache als Kommandosprache durchzuführen. Wir sehen also, daß sowohl in der Schulfrage, wie auch in der Verwaltung und im Militär eben eine von der Kommunistischen Partei geförderte Erweckung der einzelnen Nationen Rußlands stattfindet.

Ja, elsässischer Arbeiter, Bauer und Kleinbürger, so ist es eben unter der „schrecklichen", bolschewistischen Diktatur. — In Schule, Gericht, Verwaltung ist die Sprache der Bevölkerung maßgebend. Bei uns im „befreiten" Elsaß-Lothringen kann ein solcher „Terror" nicht ausgeübt werden. Richtig verstehen, lieber Leser, ich meine den Terror, daß z. B. all unsere Kolonisatoren, die auf besten Posten sitzen, so von 20 000 Frs. Jahresgehalt aufwärts, daß diese armen „Messieurs" gezwungen werden sollen, die Landessprache zu lernen, wie jene in der Ukraine. Ja bei uns, da herrscht „Liberté" und „Menschenrecht", da ist es umgekehrt, da werden die führenden gut dotierten Posten nahezu ausschließlich von solchen Leuten besetzt, die von der Landessprache aber auch kein Jota verstehen. Die Herrschaften denken und sagen einfach: Mögen doch diese elsässischen Arbeiter- und Bauernlümmel die Sprache ihrer „Befreier" lernen.

Am 31. August starb in Bonn im Hause ihrer Verwandten nach langer Krankheit

Fräulein **Adelheid Overbeck**

früher langjährige Schulvorsteherin in Saarburg i. Lothr.

Ihren vielen Freunden und Schülerinnen teilt dies mit

Frau **Clarissa Rolffs** geb. Ulbrecht.

Bonn, Drachenfelsstr. 9

Am 29. August, nachmittags 3½ Uhr, entschlief sanft nach kurzem, schwerem Leiden mein lieber Mann der Geheime Studienrat

Dr. Eduard Hoffmann

Oberstudiendirektor des Städt. Realgymnasiums im Alter von 62 Jahren.

In tiefem Schmerz

Magdeburg (früher Metz)

Paula Hoffmann geb. Raab

Elsaß-Lothringen
Heimatstimmen
Herausgeber Dr. Robert Ernst

Nummer 10 — Berlin, 15. Oktober 1924 — 2. Jahrgang

Inhaltsverzeichnis: Auf dem Weg zum Weltkrieg (Dr. Ernst Sauerbeck-Schaffhausen) / Die Schule als Werkzeug der Verwelschung (2. Teil) (Bernhard Frey) / Politische Rundschau / Rodolphe Reuß † (Prof. Lic. Paira) / Germaine (E. M. Mungenast) / Vogesenschau (Christian Schmitt) / Büchertisch / Presseschau (Zur Frage der elsaß-lothringischen Zollfreiheit).

Auf dem Weg zum Weltkrieg.

Von Dr. Ernst Sauerbeck, Schaffhausen.

Die Betrachtungen, die die Presse in unserer Heimat aus Anlaß des Zehnjahresgedächtnisses des Kriegsausbruches und bald darauf bei der Ankündigung der deutschen Reichsregierung, daß sie das in Versailles abgepreßte Bekenntnis von der Alleinschuld Deutschlands am Weltkriege nochmals feierlich widerrufe, gebracht hat, und die streng nach Pariser Rezept abgefaßt waren, haben gezeigt, daß die französische Propaganda auch in dieser Richtung „bourrage de crâne" treibt.

Die Behauptung, Deutschland allein trage die ungeheure Last der Kriegsverantwortlichkeit, ist für unsere Einstellung als Elsässer und Lothringer gegenüber den Nachbarn im Westen und Osten von allzu einschneidender Bedeutung, als daß wir nach dem Rate Mac Donalds das Urteil späterer Geschlechter abwarten könnten. Auch aus französischen Veröffentlichungen der Nachkriegszeit ist bereits deutlich geworden, daß das Versailler Urteil zum mindesten voreilig gewesen ist. Gewichtiges dokumentarisches Material ist nach dem Ende des Krieges ans Tageslicht gekommen, das selbst die gutgläubigen Nachbeter der Pariser Sprüchlein stutzig machen müßte.

Aber man geht in unserer Heimat diesen Fragen aus dem Wege, weil man die Ansicht vertritt, daß schon der Zweifel an der Richtigkeit des Versailler Urteilsspruches eine schwere Gefährdung für die Durchsetzung dringlicher elsässischer und lothringischer Tagesforderungen gegenüber Paris bedeute. Wir aber fragen, wie eine Gesundung unseres politischen und kulturellen Lebens eintreten soll, wenn man aus Feigheit, aus Oportunismus die elsässische und lothringische Einstellung zu Frankreich und Deutschland nicht aus selbstgeprüften Tatsachen erwachsen läßt.

Diese Ueberlegung hat uns bestimmt, Dr. Ernst Sauerbeck, einen der besten Kenner der Probleme, bekannt durch seine wiederholten Veröffentlichungen zur Kriegsschuldfrage, zu bitten, in unserer Zeitschrift die Vorkriegsentwicklung zu skizzieren. Der Verfasser ist Schweizer; wir wollen das Urteil eines Neutralen hören. Die Probleme sind von allerhöchster ethischer Bedeutung. Ihre Entscheidung bedarf der kühlen, unvoreingenommenen Feststellung der Tatsachen.

„Die Vorgeschichte des Weltkriegs schreiben, heißt im Grunde, die Geschichte dreier gewaltiger Feindschaften schreiben, deren gemeinsames Ziel Deutschland war." So leitete ich 1918 mein Buch „Kriegsausbruch" ein (Deutsche Verlagsanstalt 1919).

Wie die Geschichte auch schließlich das Gewicht der drei Feindschaften abschätzen mag, das Eine steht schon heute fest, daß in jenem Lügenkampf, der dem Weltkrieg wesentlich war und ihn auch entschied — darüber hinaus auch den sogenannten Frieden mit seiner ganzen Trostlosigkeit — Frankreich die führende Rolle spielte. Das Bild Deutschlands, das schließlich, dank jenem Lügenfeldzug, Gemeingut der Völker — auch mancher neutralen — wurde, hat Frankreich geprägt auf Grund der Erfahrungen, die es, angeblich, seit Jahrhunderten mit seinem östlichen Nachbarn immer wieder habe machen müssen. Das Schicksal von Elsaß-Lothringen — in französischer Beleuchtung — mußte dabei Parade stehen. Hinter diesem Schicksal sah man ein verstümmeltes Frankreich, schwer gequält und dennoch friedlich, wie all die Jahrhunderte hindurch sein schweres Schicksal tragen, weit entfernt von jedem Rachegedanken, höchstens an der edlen Hoffnung sich erquickend, daß — natürlich durchaus friedlich — endlich doch das „Recht" sich durchsetzen und der gütigen Mutter die „geraubten Töchter" wieder zuführen werde.

Poincaré hat das Wort gewagt, „kein Minister, kein Präsident habe jemals das Wort Revanche ausgesprochen, keiner, sei es offen, sei es im Stillen, Gedanken an kriege-

rischen Ausgang gehegt." Ueber solche Worte wird man heute hinweggehen dürfen. „Elsaß-Lothringen wiedergewonnen, das ist das Ergebnis einer Politik", hat der vertraute Mitarbeiter Poincarés, Colrat, nach der Wiedergewinnung — dank dem kriegerischen Ausgang eben dieser Politik — voll Begeisterung ausgerufen, und er hat als Träger dieser Politik den Präsidenten Poincaré gefeiert. Man wird diesem Worte Colrats heute mehr Glauben schenken als dem seines Meisters.

„Alle Franzosen begehren nach Vergrößerung ihres Gebiets auf Kosten anderer Nationen. Ihre Eitelkeit treibt sie, die erste Nation der Welt zu sein. ... Es ist ein Unglück für Europa, daß der Nationalcharakter eines großen und mächtigen Volkes so ist; aber es ist Aufgabe der übrigen Nationen, ihre Augen nicht gegen diese Wahrheit zu verschließen."

Daß man diesen Gesichtspunkt Palmerstones, des führenden englischen Staatsmanns aus der Mitte des vergangenen Jahrhunderts, aus den Augen ließ, das kann man — wenn man schon eine einfache Formel will — als die Ursache des großen Krieges bezeichnen. Bismarck hat diesem Worte Palmerstones nachgelebt, das er sich freilich nicht erst von einem Engländer sagen lassen brauchte; denn die ganze deutsche Geschichte illustriert dies Wort. Später hat man es vergessen, nicht zuletzt in Deutschland. Und damit war das Schicksal des „Bismarck-Friedens", der der Friede der Welt war, besiegelt. Isolierung Frankreichs, d. h. Verhütung der Einkreisung, war das Wesen der Bismarckschen Politik; Versöhnung mit Frankreich, unter Duldung, ja Förderung der Einkreisung durch falsche Behandlung Rußlands und Englands, ist umgekehrt das Kennzeichen der wilhelminischen Politik. So kamen zu jener uralten „Erbfeindschaft" die neuen Feindschaften der alten Kampfgenossen in so vielen Kämpfen gegen Frankreich, England und Rußland, hinzu. Und das Schicksal Deutschlands war besiegelt.

Welcher Art diese neuen Feindschaften, Englands und Rußlands, waren, darf man heute wohl als bekannt annehmen. Gerechtigkeit verlangt das Zugeständnis, daß diese Feindschaften nicht leicht zu vermeiden waren: Deutschlands natürliches Wachstum mußte Reibungen mit England bringen — mit oder ohne Flottenpolitik, sehr viel stärker selbstverständlich mit als ohne diese Politik, die sich an den Namen Tirpitz knüpft; andererseits mußte Deutschlands notgedrungene, übrigens gleichfalls sehr „natürliche" Anlehnung an Oesterreich und darüber hinaus an die Türkei Schwierigkeiten mit Rußland schaffen, da es dessen mittelalterlichen Träumen von gigantischen Eroberungen in der Richtung auf das Mittelmeer einen Riegel vorschob, so daß Bismarcks Wort, Konstantinopel sei „nicht die Knochen eines pommerschen Grenadiers wert", längst veraltet war, schon durch die Bismarcksche Bündnis-Politik gegenüber Oesterreich.

Angesichts dieser Lage war das dringlichste Erfordernis der deutschen Politik das „Divide et impera", auch wenn man sich streng an Bismarcks Standpunkt von dem „gesättigten" Deutschland hielt. Man schloß umgekehrt durch eine ganze Reihe unbedachter Handlungen oder Unterlassungen die Gegner zusammen; zuerst Rußland und Frankreich durch Kündigung des Rückversicherungsvertrags 1890, gleich nach Bismarcks Abdankung; dann durch Ablehnung der wiederholten englischen Friedensangebote, rund zehn Jahre später. Endlich ließ man auch noch — diesmal freilich kaum durch eigene Schuld, sondern dank der Logik der bisherigen Entwicklung — Rußland und England zusammenkommen, 1907.

Und in Frankreich gab es immer Männer, die jede Möglichkeit zu nutzen suchten, aus der Bismarckschen Isolierung herauszukommen; Rußland war lange, seit den siebziger Jahren umworben worden, in einer Weise, die der jungen Republik recht schlecht anstand; seit Ende des Jahrhunderts, als sich England Deutschland näherte, suchte Delcassé — der älteste der Helden von 1914 seiner geschichtlichen Rolle nach — England für Frankreich zu gewinnen, trotz der argen Demütigung, die Frankreich gerade damals auf kolonialem Gebiet, bei Faschoda, durch England erlitten hatte, indem es in einem neubesetzten Teil des bisher unbesetzten inneren Afrika die Trikolore vor der englischen Drohung niederholen mußte. Es blieb trotzdem dabei: „Frankreich hatte nur einen Feind", Deutschland. Und ähnlich ging es überraschender Weise mit Rußland: Auch Rußland schloß sich an England an, nachdem ihm dieses, durch Japan, die folgenschwerste Niederlage beigebracht. Beide Mächte, Frankreich und Rußland, hatten ja viel lockendere Ziele, als die, die ihnen England eben versperrt: Elsaß-Lothringen und Konstantinopel! Und diese Ziele durfte man hoffen, gegebenenfalls durch die Freundschaft Englands, zu erreichen, im Waffengang mit Deutschland.

Es ist viel darüber gestritten worden, ob die Einkreisung eine defensive oder offensive gewesen sei. Für England mag sie, wenigsten in gewissen Kreisen, mehr defensiv gedacht gewesen sein, in Frankreich und Rußland war bezw. wurde sie sehr bald offensiv. Ueber allem Zweifel steht das für die Zeit von 1912 an. Damals begann im Grunde schon der Weltkrieg. Rußland übernahm die Führung, Frankreich-Poincaré schloß sich an und England folgte.

Das wissen wir heute aus den zahlreichen Enthüllungen der Nachkriegszeit mit voller Sicherheit. Gewiß hatte es, seit Beginn der Einkreisung, zehn Jahre vor dem Weltkrieg, 1904, an Zusammenstößen nicht gefehlt — 1904, 1908 und 1911 im Westen, wegen Marokko, das Frankreich stillschweigend in die Tasche stecken wollte; dann, 1908, im Osten, als Oesterreich, infolge gewisser Abmachungen mit Rußland (als Entgelt gegen Konstantinopel!) Bosnien, damals türkische Provinz unter österreichischem Protektorat, sich einverleibte, während Rußland, dank dem englischen Widerstand, leer ausging. Aber alle diese Zusammenstöße waren friedlich ausgegangen. Frankreich grollte freilich weiter; Rußland, erbittert über Frankreich, das den Bundesgenossen diesmal, wie im japanischen Krieg, allein gelassen hatte, näherte sich wieder Deutschland, 1910, auch 1912. England, an den Zusammenstößen im Westen sehr stark mitbeteiligt, tat desgleichen, Anfang 1912. Frankreich bot alles auf, um diese Annäherungen, die den Frieden der Welt für immer hätten sichern können, zu vereiteln.

Wenn man „Frankreich" sagt, muß man an das Wort von Ollivier, dem französischen Ministerpräsidenten von 1870, denken, daß es „zwei Frankreich gebe, ein egoistisches, herrsch- und eroberungssüchtiges, und ein anderes, das sich nach höheren Idealen richte". Dieses zweite Frankreich hat in den letzten Jahrzehnten oft und lange die Oberhand gehabt. Daneben gab es aber auch immer jenes erste, das mit dem alten Königtum keineswegs gestorben war; und dieses kam nun wieder empor, als die Unentschiedenen dank den neuen Bündnissen die Möglichkeit von neuem locken sahen, doch noch einmal den Kampf mit Deutschland zu wagen, um Elsaß-Lothringen und die alte Vormacht auf dem Kontinent.*)

Das Jahr 1912 also wird dergestalt das Schicksalsjahr. In Rußland sind, trotz aller versöhnlichen Begegnungen des Zaren mit dem deutschen Kaiser, die Panslawisten hochgekommen, gleichzeitig mit der Reorganisation der russischen Armee, die in Riesenschritten vorwärts schreitet. Man fürchtet den Krieg nicht mehr, manche sehnen ihn herbei. Im Frühjahr 1912 nun schließen die Balkanstaaten ein geheimes Bündnis, das den Krieg gegen die Türkei und gegen Oesterreich ins Auge faßt, und zwar mit Wissen und Billigung Rußlands.

In Frankreich ist seit Anfang 1912 Poincaré Ministerpräsident. Noch scheint er gewillt — wenn auch nur „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe" — die Friedenspolitik seiner Vorgänger weiter zu verfolgen, trotz der angeblichen Demütigung durch den Abschluß der letzten Marokkokrise, 1911.

Als Poincaré im August bei seinem ersten Besuch in Petersburg von jenem neuen Balkanbund erfährt, ruft er erschrocken aus: „Aber das ist ja ein Kriegsbündnis!" Und nach Hause zurückgekehrt, wohl nach Fühlungnahme mit maßgebenden Persönlichkeiten, macht er sich schwere Sorgen, nicht nur wegen der Stellungnahme seines eigenen Landes, deren er keineswegs sicher ist, sondern auch wegen des „Dritten im Bunde", Englands, das gerade in Balkanfragen bisher immer sein „Noli tangere", sein „Rühret nicht daran" gesprochen hatte und erst recht die Teilnahme an einem Kriege verweigern würde, den die Balkanstaaten entfesselt hätten; Poincaré, der „Mann der robusten Qualitäten", wie ihn um jene Zeit sein Freund und Zielgenosse, Rußlands Botschafter in Paris, Iswolsky nennt, wird sogar etwas nervös und klagt Rußland schließlich heftig an.

„Sasonow und Iswolsky" — Sasonow ist schon damals, wie bei Kriegsbeginn 1914, russischer Außenminister — „versuchen seit einigen Wochen" — so schreibt Poincaré an Paul Cambon, den gesinnungsgleichen Botschafter in London —, „die Erregung zu dämpfen, welche mir die Lektüre dieses Vertrages verursacht hat; sie haben mir wiederholt, daß Rußland nicht beteiligt sei, und daß es ihm überlassen bleibe, die ihm zugedachte Schiedsrichterrolle abzulehnen. ... Aber das wenigstens ist sicher, daß es alles gekannt hat ..."

Diese Klage hat Poincaré drei Jahre nach dem Krieg, in seinen berühmten Vorträgen, die nachher zunächst in der „Revue des deux Mondes" und dann als Buch erschienen, bekannt gegeben, Anfang 1921; er hat aber folgende Fortsetzung weggelassen: „Es ist sicher, daß Rußland, weit davon entfernt, zu protestieren, in diesem diplomatischen Dokument ein Mittel sah, seine Hegemonie auf dem Balkan zu befestigen. Rußland sieht heute ein, daß es recht spät ist, zu beschwören. So ist Rußland, wenn es nun auch zu zügeln sucht, derjenige, der den Motor angedreht hat."

Aber wir dürfen noch tiefer blicken:

„Sie — die Russen — haben sich eingebildet, daß die Schiedsrichterrolle Rußlands sich würde im Sinne des Friedens auswirken können, bis zu dem Augenblick, wo Rußland den Krieg für zweckmäßig halten würde."

Poincaré verrät uns in diesem Dokument auch noch, was das für ein Krieg ist, den nach seiner Meinung dieser neue Balkanbund zur Folge haben wird; zunächst ist es natürlich der türkische (das zeigt der Wortlaut der Verträge); hinter diesem Krieg aber droht ein anderer:

„Mir schien es immer, daß Oesterreich, wenn es die serbisch-bulgarischen Verträge im Wortlaut kennte, sich bei Rußland beklagen würde, und daß es auf alle Fälle deren Ausführung" — (die Zertrümmerung der europäischen Türkei) — „nicht gestatten würde."

Nun, was Poincaré hier schildert, ist die Politik, die geradenwegs zum Weltkrieg führte: Der von Poincaré hier noch befürchtete Krieg brach alsbald aus, die Intervention der Mächte erwies sich vor- und nachher als völlig wirkungslos; die Verschwörerstaaten siegten, Oesterreich griff ein, aber nur diplomatisch; Deutschland riet zum Frieden; man kam hart an den Krieg, aber auch an ihm vorbei; Serbien wuchs reichlich auf das Doppelte und träumte bald von der Vollendung des so glücklich angefangenen Werks, d. h. von dem Krieg gegen Oesterreich, mit dem Ziel der Einverleibung aller südslawischen Provinzen Oesterreichs in das serbische Königreich; alles, wie es nachher gekommen ist, auf dem Weg über das Attentat von Serajewo.

*) Paléologue, der Botschafter Frankreichs in Petersburg bei Kriegsausbruch, vorher Poincarés Mitarbeiter in Paris, sagt dort 1913 dem deutschen Geschäftsträger in anerkennenswerter Offenheit: Zwar „würde Frankreich ungern die Rolle des Soldaten Englands auf dem Kontinent übernehmen", aber „das französische Volk würde wie ein Mann hinter einer Regierung stehen, die verantworten zu können glauben sollte, zur Rückgewinnung Elsaß-Lothringens das Schwert zu ziehen."

Wie 1908 bezw. 1909, in der bosnischen Krise, als „das kleine Serbien" dem großen Nachbar im Norden auch schon an die Gurgel springen wollte, riet diesmal Rußland selbst zur Mäßigung; denn jener Augenblick, den Poincaré im Auge hatte, war noch nicht da: Der Krieg konnte vor Vollendung der großen Armeereform nicht als „zweckmäßig" gelten!

So riet man auch den Serben, wie 1909, noch „zuzuwarten". Sasonow sagt dem serbischen Gesandten, am 27. März 1913:

„Er hege nach den großen Erfolgen Vertrauen zu unserer Kraft und glaube, daß wir Oesterreich-Ungarn erschüttern werden. Demgemäß sollten wir uns mit dem begnügen, was wir bekommen werden, und dies als seine Etappe betrachten; denn die Zukunft sei unser."

Ebenso, ja noch unzweideutiger, sprachen die Botschafter und selbst der Zar. Serbien wurde in aller Form auf den nächsten Krieg vertröstet. Programmgemäß hätte dieser freilich nicht vor 1916, 1917 oder 1918 kommen sollen, wo man die russische Heeresreform vollendet hoffte. Da man aber 1914 entweder losschlagen oder aber seine Hoffnungen für immer begraben mußte, schlug man eben los. Der russische Kriegsminister hatte es ja schon im Frühjahr 1914 zweimal öffentlich verkündigt: „Rußland ist bereit." Er hatte hinzugefügt: „Frankreich muß es auch sein."

Wie kam nun diese Bereitschaft Frankreichs so schnell zustande, die militärische und die diplomatische, die äußere und die innere Bereitschaft?

Wir sahen eben: Noch Herbst 1912 war Frankreich, war selbst Poincaré noch gar nicht bereit, weder äußerlich noch innerlich. Nach zahlreichen Aeußerungen Iswolskys war aber Poincaré immerhin schon längst in einem sehr erfreulichen — vom russischen Standpunkt aus erfreulichen — Reifungsprozeß begriffen (siehe etwa Schwarzbuch-Bericht vom 29. Februar, vom 20. Juni u. a. m.).

Nun kommt aber eine merkwürdig rasche Wandlung.

Am 15. Oktober macht Poincaré noch seinem Schrecken Luft, wie oben — auszugsweise — angegeben. Er spricht sogar von den „entsetzlichen Folgen" jenes Balkanbundes unter russischem Protektorat. Einen Monat später, am 7. November, darf Iswolsky dagegen melden:

„Während bis jetzt Frankreich erklärt hatte, daß örtliche, sozusagen rein balkanische Ereignisse es zu keinem aktiven Handeln veranlassen könnten, scheint die französische Regierung jetzt zuzugeben, daß eine territoriale Erwerbung von Seiten Oesterreichs auf dem Balkan das allgemeine europäische Gleichgewicht und folglich auch die eigentlichen Interessen Frankreichs berührt."

Und noch einen Monat später, am 11. Dezember, heißt es gar:

„Während vor noch nicht gar langer Zeit die französische Regierung, ebenso wie die Presse, Neigung zeigte, uns eine Aufhetzung Serbiens vorzuwerfen ... so steht es zurzeit so, daß man mit Ueberraschung (étonnement) und Befremdung (appréhension), die man nicht verbirgt, unsere Indifferenz gegenüber der österreichischen Mobilisation — gegen Serbien — vermerkt."

Und der Londoner Botschafter Rußlands meldet noch etwas später nach Petersburg: „Wenn ich Cambons — des französischen Botschafters — Unterredungen mit mir kurz wiederhole und die Haltung Poincarés hinzunehme, so kommt mir der Gedanke — einer Ueberzeugung gleich —, daß von allen Mächten Frankreich die einzige ist, die, um nicht zu sagen, den Krieg wünscht, so doch ihn ohne großes Bedauern sehen würde. Jedenfalls hat mir nichts gezeigt, daß Frankreich aktiv dazu beiträgt, in dem Sinne eines Kompromisses zu arbeiten. Nun, der Kompromiß ist — der Frieden; jenseits des Kompromisses liegt der Krieg."

Und mit gleichem Ergebnis verfolgen damals andere, unverdächtige Zeugen, Frankreichs Haltung, so die Gesandten Belgiens. Nach zahlreichen Meldungen ähnlicher Art geht folgender Bericht des belgischen Gesandten in Paris nach Brüssel, am 8. Mai 1914:

„Unstreitig ist die französische Nation in diesen letzten Monaten chauvinistischer und selbstbewußter geworden. Dieselben berufenen und sachverständigen Persönlichkeiten, die vor zwei Jahren (!) sehr lebhafte Befürchtungen bei der bloßen Erwähnung von möglichen Schwierigkeiten zwischen Frankreich und Deutschland äußerten, stimmen jetzt einen anderen Ton an; sie behaupten, des Sieges gewiß zu sein, machen viel Aufhebens von den übrigens wirklich vorhandenen Fortschritten, die die französische Armee gemacht hat, und behaupten sicher zu sein, das deutsche Heer mindestens lange genug in Schach halten zu können, um Rußland Zeit zu lassen, mobil zu machen, Truppen zusammenzuziehen und sich auf seinen westlichen Nachbar zu stürzen. Ich glaube, daß keines der beiden Völker ernstlich wünscht, das entsetzliche Würfelspiel eines Krieges zu wagen; aber bei dem französischen Volkscharakter steht immer zu befürchten, daß ein Zwischenfall in unglücklicher Darstellung das Volk — oder besser gesagt, die nervösesten, ja die minderwertigsten Elemente der Bevölkerung — dahinführt, eine Lage zu schaffen, die den Krieg unvermeidlich machen würde."

Wir werden alsbald sehen, wie es in der Tat „eine unglückliche Darstellung eines Zwischenfalles", nämlich die russisch-französische Darstellung des österreichisch-serbischen Streits vom Juli 1914 war, die den großen Krieg entfesselte, nur daß es nicht das französische Volk, sondern seine Führer, vor allem Poincaré und Viviani waren, die „die Lage schufen, die den Krieg unvermeidlich machte",

Wir erwähnen hier nur noch, daß sich aus den Akten völlig klar beweisen läßt, daß für Frankreich und Rußland und natürlich auch für England „notwendige Folge" der nächsten „Etappe" jener Entwicklungen, die man russischerseits den Serben 1913 in Aussicht stellte — also des nächsten Balkankrieges — der Krieg gegen Deutschland war. Iswolsky berichtete schon am 12. September 1912: „Herr Poincaré sagte zu mir, daß die französische Regierung aufs ernsteste die Frage der möglichen internationalen Zufälligkeiten erwäge. Sie ist sich vollkommen klar darüber, daß diese oder jene Ereignisse, wie zum Beispiel die Zertrümmerung Bulgariens durch die Türkei oder ein Ueberfall Oesterreichs auf Serbien, Rußland zwingen könne, aus seiner passiven Haltung herauszutreten und zuerst zu einem diplomatischen Hervortreten, dann zu militärischen Maßnahmen gegenüber der Türkei oder Oesterreich zu schreiten. Laut uns von der französischen Regierung zugegangenen Erklärungen ist uns in einem solchen Falle von Seiten Frankreichs die aufrichtigste und energischste Unterstützung sicher. In dieser Phase der Ereignisse wäre jedoch die Regierung der Republik nicht in der Lage, vom Parlament oder von der öffentlichen Meinung die Sanktion für irgendwelche aktiven militärischen Maßnahmen zu erhalten. Sollte jedoch der Zusammenstoß mit Oesterreich ein bewaffnetes Eingreifen Deutschlands nach sich ziehen, so erkennt Frankreich das von vornherein als einen „Casus belli", — „Kriegsgrund" — an und wird nicht eine Minute zögern, seine Verpflichtungen gegen Rußland zu erfüllen. Frankreich, fügte Herr Poincaré hinzu, ist unzweifelhaft friedlich gesinnt und sucht und wünscht keinen Krieg. Doch Deutschlands Auftreten gegen Rußland wird diese Gesinnung sofort ändern, und er ist überzeugt, daß in diesem Falle das Parlament und die öffentliche Meinung die Entschlossenheit der Regierung in der Erweisung einer bewaffneten Unterstützung Rußlands ausnahmslos bewilligen wird."

Poincaré hat nicht ganz recht behalten. Als es — Juli 1914 — soweit war, dank der Ermutigung, die man den Serben gegeben hatte durch jene Mahnung, den Frieden von 1913 als „Etappe" zu betrachten auf einem Wege, der Oesterreich doch noch zertrümmern werde, da schien alles am Widerstande von Jaurès, dem Haupte der französischen Sozialdemokratie, doch noch scheitern zu wollen. Nun, Jaurès wurde am entscheidenden Abend des 31. Juli von der Kugel eines Mörders weggerafft. Die Bahn war frei, die Iswolsky, zusammen mit Poincaré, seit zwei Jahren geebnet hatte. Am 18. Dezember 1912 hatte Iswolsky nach Petersburg gemeldet:

„In meinen Unterhaltungen mit den französischen Journalisten versuche ich hauptsächlich, sie davon zu überzeugen, daß, falls trotz der Mäßigung und Versöhnlichkeit, die Rußland" — wegen seiner Nichtbereitschaft, wie wir sahen — „zeigt, die Rüstungen Oesterreichs und die übertriebenen Forderungen der österreichischen Diplomatie zu einem französischen Zusammenstoß führen sollten, es zum Kriege komme nicht für die Sonderinteressen Serbiens, auch nicht diejenigen Rußlands, sondern wegen der Politik Oesterreichs und Deutschlands; diese zwei Mächte suchen ihre Hegemonie in Europa und auf dem Balkan aufzurichten. Gott sei Dank (!) setzt sich diese Idee (!) immer mehr in den Geistern der politischen, militärischen und sozialen Kreise fest, und in letzter Zeit habe ich nicht mehr gegen den Gedanken zu kämpfen, Frankreich könnte für fremde Interessen in einen Krieg verwickelt werden; ich muß vielmehr kämpfen gegen die Furcht, daß wir allzu zurückhaltend seien in einer Frage, die die Verhältnisse und den Ruf der ganzen Entente berührt."

Daß Bestechungen der französischen Presse bei dieser Umstimmung der Franzosen eine wesentliche Rolle spielten, geht aus den Berichten gleichfalls hervor. Das ist „das ahnungslos im Jahre 1914 überfallene Frankreich"!

Wie kommt nun diese Umstimmung, insbesondere bei Poincaré zustande? Wie kommt es, daß er — freilich nach sehr weitgehendem Entgegenkommen schon zuvor — sich Ende 1912 so völlig entschieden auf die Seite Rußlands stellt, nachdem er dieses eben noch — Mitte Oktober — voll Furcht „vor den entsetzlichen Konsequenzen" der russischen Politik — angeklagt hatte, „den Motor angedreht zu haben"? Nun, zwischen jener Klage und der unbedingten Zustimmung, ja „Aufhetzung" Rußlands lag allerdings ein sehr wichtiges Ereignis: Dem französischen Botschafter in London, Paul Cambon, war es gelungen, Sir Edward Grey dazu zu bringen, einen geheimen Vertrag mit Frankreich abzuschließen — wenn auch nur in Briefform —, der Frankreich heimlich, ohne Wissen nicht nur des Parlaments, sondern auch eines großen Teils der Regierung, die Hilfe Englands versprach für den Fall, daß Frankreich in Gefahr kommen sollte. Es sind jene „Novemberbriefe", die Frankreich 1914 präsentierte und die Grey dazu zwangen, dem gänzlich überraschten englischen Volke zu erklären, daß England „ehrenhalber" verpflichtet sei, Frankreich beizuspringen, auch wenn Belgien nicht in Frage käme (Rede vom 3. August, in meinem „Kriegsausbruch" analysiert S. 605).

Kurz zuvor war Sasonow in England gewesen, auf dem Königsschloß von Balmoral, und hatte die Zusicherung erhalten, daß England „Deutschland den fühlbarsten Schlag versetzen werde", im Falle eines Zusammenstoßes.

Alles war also bereit, schon damals.

Voraussetzung waren freilich angeblich „die übertriebenen Forderungen Oesterreichs". Nun, diese übertriebenen Forderungen Oesterreichs bestanden damals darin, daß Oesterreich nicht dulden wollte, daß, durch Erfüllung der serbischen Wünsche der Zustand auf dem Balkan so verschoben würde — er war schon sehr erheblich durch die Siege Serbiens verschoben worden —, daß daraus auch eine Verschiebung jenes europäischen Gleichgewichts entspringen mußte, um das Rußland so besorgt schien.

Poincaré hat noch im Oktober selbst in klaren Worten gesagt, daß Rußland durch Unterstützung der kriegerischen Politik der Balkanvölker darauf ausgehe, „seine Hegemonie auf dem Balkan zu befestigen"; er hat weiter gesagt, daß Oesterreich eine solche Politik nicht dulden werde (weil es dies gar nicht könnte). Jetzt, zwei Monate später, erscheint alles in umgekehrter Darstellung: Oesterreich, nebst Deutschland, trachtet nach dieser Hegemonie — Oesterreich, das an den neuen Verwicklungen völlig unbeteiligt war; und das könne Rußland und ebensowenig die Entente dulden.

Damals ist die große Lüge geboren worden, auf der man nachher den Weltkrieg diplomatisch aufgebaut hat, mit bestem Erfolg bei der Weltmeinung, obwohl 1914 die Dinge noch viel belastender für die Entente, besonders für Serbien und Rußland lagen. War doch die neue Krise wiederum von Serbien ausgegangen und hatte diesmal sogar einen ungewöhnlich schweren, politischen Mord zum Ausgangspunkt.

Aber das Entscheidende war geschehen: Der Friede Europas hatte bisher auf Frankreichs Furcht vor Deutschland beruht, auf nichts anderem. Diese Furcht war allmählich geschwunden, zunächst durch den Anschluß Rußlands, dann Englands an Frankreich. England hatte lange gezögert, diesen Anschluß bindend zu gestalten. Durch die Novemberbriefe von 1912 geschah auch dies. Damit waren die Würfel gefallen, bei Poincaré und seinen Genossen. Und die Zahl dieser Genossen wuchs rasch: Anfang 1913 wurde Poincaré Präsident der Republik. In Frankreich selbst ging damals das Wort um: „Poincaré, c'est la guerre!" Und das Wort behielt recht. Erste Tat: Ersetzung des friedlichen Botschafters Frankreichs in Petersburg, George Louis, durch Delcassé, der schon 1905 den Krieg gegen Deutschland hatte wagen wollen; dann die Einführung der dreijährigen Dienstzeit, angeblich als Gegenzug gegen die deutsche Heeresverstärkung, die damals erst vorgeschlagen war, zum Ausgleich der Verschiebungen im militärischen Gleichgewicht, die sich aus den Balkankriegen ergeben hatten. **)

Der diplomatische Mechanismus war seit Ende 1912 fertig: Serbien konnte jederzeit vorgeschoben werden, dann mußte Oesterreich sich wehren; dann fiel Rußland Oesterreich in den Rücken; dann griff Deutschland ein und war dabei gezwungen, zunächst Frankreich anzugreifen, das Rußland unterstützen würde; dann endlich stellte sich England hinter Frankreich. Der Weltkrieg, wie die Entente ihn sich wünschte, war da! Man brauchte nun nur noch das militärische Rüstzeug ordentlich in Stand zu setzen. Dann konnte man die Mittelmächte schachmatt setzen bei der ersten guten Gelegenheit. Diese Gelegenheit schufen Anhänger des Allserbentums aus Bosnien, mit Hilfe serbischer Mitverschwörer aus dem Königreich, auf die bekannte Weise, durch Ermordung des österreichischen Thronfolgers, des Erzherzogs Franz Ferdinand, etwas früher, als erwartet, aber nicht zu früh.

So kam es zur letzten entscheidenden Krise, über deren wirklichen Verlauf sich die meisten so lange haben täuschen lassen.

Und noch einmal übernahm das Frankreich Poincarés die Führung.

(Ein zweiter Aufsatz folgt.)

**) Unversöhnlichkeit gegen Deutschland war aber geradezu der Grundgedanke der Poincaristischen Politik. Dem Botschafter Frankreichs in Berlin wird von Poincaré als Chef der Regierung erklärt: „Die deutsche Regierung sucht mit einer unermüdlichen Beharrlichkeit eine Annäherung an Frankreich, was nur in dem Fall eintreten könnte, daß es uns Elsaß-Lothringen wiedergäbe." Und dann folgt eine lehrreiche Stelle über den Sinn der Entente-Politik: „Würden wir derartige Vorschläge annehmen, dann würden wir uns mit England und Rußland überwerfen, und wir würden alle guten Ergebnisse verlieren, die Frankreich dank seiner guten, seit vielen Jahren verfolgten Politik erzielt hat."

Die Schule als Werkzeug der Verwelschung.

Von Bernhard Frey. (Schluß.)

In den „Richtlinien für die Inspektoren des Unterrichts" hat der oberste Leiter des Schulwesens von Elsaß-Lothringen unumwunden zugestanden, daß die Masse der Bevölkerung in seinem Schulbereich deutschredender Zunge ist. Da das genannte Schriftstück nicht für die Oeffentlichkeit und nicht für die Propaganda nach außen bestimmt ist, konnte der Franzose Charléty gewissermaßen unter vier Augen diese sonst amtlich verschwiegene und geleugnete Tatsache eingestehen, da er gerade daraus seine radikalen unterrichtlichen Grundsätze für die Unterdrückung der deutschen Muttersprache ableitet. Der wunderkräftige Zauberstab, mit dem die im Elsaß unumschränkt herrschenden Schulmonarchen die Aenderung der Zunge herbeizuführen hoffen, ist die bekannte und berüchtigte „direkte Methode". Diese neuzeitliche pädagogische Erfindung, auf die die französischen Schulmänner sehr stolz sind, besteht einfach darin, daß mit den in die Schule eintretenden Kindern, die im Elsaß und in Deutsch-Lothringen kein Wort französisch können, vom ersten Schultag an nur französisch gesprochen wird. Die Muttersprache existiert überhaupt nicht für den Unterricht der Anfänger. Man sieht, hier werden alle gültigen pädagogischen Grundsätze kurzer Hand auf den Kopf gestellt; sonst heißt es: Vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Bekannten zum Unbekannten, vom Leichten zum Schweren usw. Auf der ganzen Welt ist es für jeden Pädagogen eine Selbstverständlichkeit, daß er dort anknüpft, wo im Kinde etwas vorhanden ist. Diese erprobte Regel des einfachsten gesunden Menschenverstandes tritt die direkte Methode bewußt mit Füßen. Man kann sich in der Ferne wohl kaum ausmalen, was diese widernatürliche Unterrichtsmethode für Lehrer und Lernende an stündlicher Qual bedeutet. Ist der Lehrer ein Vollblutfranzose, so steht er einer Kinderschar gegenüber, mit der er zunächst keine Möglichkeit hat, sich zu verständigen; handelt es sich um einen Elsässer oder Lothringer, so wird er erst recht den sprachlichen Anforderungen der „alleinseligmachenden" Methode wenig gewachsen sein. Wäre im Hintergrunde nicht die Zuchtrute der Versetzung, der Entlassung, der

Zwangspensionierung, so würden wohl die meisten eingeborenen Lehrer und Lehrerinnen nicht dafür zu haben sein, sich in dieses Prokrustesbett einspannen zu lassen und Totengräberarbeit an ihrem eigenen Volkstum zu verrichten. Man muß einmal mit den bedauernswerten Angehörigen des elsässischen Lehrkörpers persönlich gesprochen haben, um ermessen zu können, wie unglücklich diese Menschen sich fühlen, und wie sie an einer Last des Daseins schleppen, dem sie innerlich fluchen müssen. Was man aber am meisten bewundern muß, ist der Umstand, daß die Masse der elsässischen Bevölkerung ihre Kinder dieser unglaublichen Behandlung überläßt, ohne mehr dagegen zu tun, als in gelegentlichen Zeitungsartikeln und politisch frisierten Entschließungen für eine natürliche Unterrichtsweise einzutreten. Nur die Lammsgeduld und träge Gutmütigkeit eines deutschen Volksstammes vermag ein Joch zu ertragen von der Art, wie es die französischen Schulbeherrscher dem elsässischen Volke auferlegen.

Herr Charléty erklärt, die direkte Methode sei weiter nichts als die Methode, nach welcher die Mutter ihren Kindern ihre Sprache lehrt. Nun weiß er selbst am besten, daß die elsässische Mutter mit ihrem Kinde die alemannische Muttersprache redet, und daß also das 6jährige Kind rechtmäßigen Anspruch darauf hat, die Anfänge seiner weiteren Bildung in eben dieser Sprache zu empfangen. Anders verfahren heißt die Schule ihrer natürlichsten Aufgabe entziehen und sie aus einer Stätte der Bildung zu einer Stätte des ödesten Sprachendrills zu machen. Die elsässische Schule von heute ist nicht mehr eine Schule im üblichen Sinne des Wortes, sondern sie ist eine künstlich konstruierte, von der Außenwelt abgeschnittene Atmosphäre, in der die Kinder von der natürlichen Luft ihres Daseins entwöhnt werden sollen, um in den unbequemen Panzer einer neuen Form hineingezwängt zu werden. Da die Außenwelt des elsässischen und deutschlothringischen Kindes eine ganz andere ist als die Schulluft, da es mit Vater und Mutter, Geschwistern und Spielkameraden in ganz anderen Lauten spricht, so kann das Endergebnis dieser gewaltsamen Trennung von Haus und Schule nur das sein, daß die Kinder lückenhafte und mangelhafte Kenntnisse in der französischen Sprache in mühevoller Plackerei erwerben, daß sie aber mangels der nötigen Uebung und Umgebung diese Kenntnisse nach der Schulentlassung zum großen Teil wieder vergessen, und daß sie ferner den Anschluß an die schriftdeutsche Bildungssprache kaum noch finden. Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß es gerade diese letztgenannte negative Seite der französischen Unterrichtspraxis ist, auf die es den Franzosen vor allem ankommt. Der Hauptzweck der direkten Methode ist also nicht einmal so sehr die doch unmögliche volle Beherrschung der französischen Umgangssprache, sondern das Vergessen und Verblassen der angestammten Muttersprache. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man auf diese ganze Uebung das harte Wort von einem neuartigen bethlehemitischen Kindermord anwendet. Es kann einen nur tiefstes Mitleid erfassen über die armen unschuldigen Opfer dieser unerbittlichen Verwelschungswalze, die jetzt über ein Land hinweggeht, das aus mannigfachen Gründen zu schwach und zu uneinig ist, um seinen Kindern die elementarsten Güter zu sichern, auf die sie von Gottes- und Rechtswegen Anspruch haben.

Wie herrlich weit die armen elsässischen Kinder bei der unübertrefflichen direkten Methode gefördert werden, mag ein Brieflein beweisen, das ein zwölfjähriges Mädchen, ein sehr aufgewecktes und begabtes Kind, dieser Tage einer Landsmännin in Deutschland geschrieben hat. Wir lassen das interessante Schriftstück in seiner ganzen unverfälschten Schönheit folgen:

„S. . ., den 8 Septembre 1924

Meine beste Freudin!

Ich will dir auch einmal eine kleine uberaschung machen mit diesem Pagetchen. Der inhalt ist nicht gros aber es macht deinen Eltern und dir doch Freude. Es ist auch ein Nastüchlein zum fästonieren drin du kannst dann in den Garten anf ein Bägnklein sitzen und ein kleines Zükermänlein es ist Moritz. Dies alles. Du wirst woll dägnken das ich dir schon so lagne nicht geschrieben habe. Aber weill jetzt die Kilbe won S. ist will ich an dich denken und dir dise kleine Andegnken schiken. Ich will diech auch fragen wenn du die erste hl. Komminion mach. Ich mache sie im April. Mit S. Leonie bin ich gut sie arbeitet in den Felde. Sie hat wollen mit andern Schülern der Eksamen machen, aber sie ist durchgefalen in dem Rechnen und an dem Diktat. Am ersenten Octobre gehet mein Bruder auf Robertsau bei Strasbourg, er lert Miessonar datzu braucht er fiell Kleider und fiel Geld. Er muß 7 Jahr lerhnen. Wir haben jetzt am Geschest-Mercerie Bonneterie. Und hoffe wenn du bald wieder auf S. kommst dann servier ich dich. Gedenkt es dir noch das Lachen am 11 hur auf der Treppe. Erst Gesten hat meine Mutter gesakt um dise Zeit hat deine Freunndin J. die Balette Tänserin auf der Strase gemacht. Nun will ich Schlus mächen. — Habe sehr lange Zeit nach dir Amen. Es grüst deine Eltern und dich won Hertzen deine Freudin. M."

Es liegt auf der Hand, daß die Schreiberin dieses Briefes ein noch unglücklicheres Produkt zutage fördern würde, wenn sie anstatt an eine Berliner Freundin an eine Pariser Kameradin schreiben würde. Was die Franzosen im Elsaß und in Lothringen an der Bildung und Erziehung der Kinder sündigen, und zwar bewußt sündigen, ist eine geradezu erschütternde Sache. Mindestens das jetzige Geschlecht, vielleicht noch ein zweites und drittes, werden rücksichtslos den Erfordernissen einer herzlosen Staatsräson geopfert, die über geistige Leichen hinwegschreitet. Im Grunde genommen gleicht die Zwangserziehung, welche die Franzosen den elsässischen Kindern angedeihen lassen, den drakonischen Maßnahmen einer längst überholten Zeit, da man noch ganze Volksstämme familienweise in fremdes Erdreich verpflanzte und sich einverleibte. Welch ein Hohn auf das Zeitalter der vielgepriesenen Selbstbestimmung! Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man hinsichtlich der Schulpolitik das heutige Elsaß das unfreieste Land der Welt nennt.

Am sichersten würden die Franzosen zu ihrem erstrebten Ziel kommen, die deutsche Zunge im Elsaß auszurotten, wenn sie die neugeborenen Kinder aus den Armen der Mütter nehmen könnten und sie der staatlichen Machtsphäre von dem Tage an zu überantworten vermöchten, wo sich das erste Lallen in ein Sprechen verwandelt. Man halte das nicht etwa für eine böswillige Uebertreibung! Herr Charléty kommt in seinen mehrfach genannten Richtlinien auf die Bedeutung der Kleinkinderschulen zu sprechen, deren alleiniger Zweck von ihm folgendermaßen umrissen wird: „Die Kinderbewahranstalten haben die Kinder darauf vorzubereiten, den Unterricht in der französischen Sprache zu erhalten." Für die Aufnahme in diese Kleinkinderschulen bezeichnet der Herr Rektor das Mindestalter von 2 Jahren als wünschenswert; es ist also nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, die Schulbürokratie wolle sich bereits der Säuglinge bemächtigen. Welch ein Durcheinander muß in so einem armen Kindergehirnchen entstehen, das daheim in der häuslichen Luft in die Muttersprache hineinwächst und daneben ganz unvermittelt täglich mehrere Stunden in einer fremdsprachlichen Welt

atmen soll. Glücklicherweise entrinnen bis jetzt die meisten vorschulpflichtigen Kinder diesem Schicksal, weil die Zahl der Kleinkinderschulen nicht allzu erheblich ist. Die finanziellen Belastungen, welche die allgemeine Einführung dieser Anstalten für Gemeinde und Staat mit sich bringen würden, haben bis jetzt die vollständige Durchführung der Absichten auf diesem Gebiete verhindert.

Wenn vorhin gesagt wurde, die Schule im Elsaß sei heute keine Schule mehr im üblichen Sinne des Wortes, sondern ganz einseitig eine Sprachlehrschule, so geht das schon daraus hervor, daß allein die Hälfte aller Unterrichtsstunden der Aneignung der französischen Sprache vorbehalten ist. Was dann noch übrig bleibt für die Fächer, in denen eigentliches Wissen, Kenntnisse, Fertigkeiten vermittelt werden, das kann man sich an den fünf Fingern abzählen. Die Sprache ist sonst die Eingangspforte und das vermittelnde Instrument für Wissen und Können; hier aber wird zunächst dieses von Natur aus vorhandene Sprachinstrument zur Seite geschoben und dafür in langjähriger Mühe ein bestenfalls unvollständiges Ersatzmittel geschaffen. Naturnotwendig muß auf diese Weise der eigentliche Inhalt des Unterrichts zu kurz kommen und die Ausbildung der Kinder zu Gunsten der fremden Sprache hintangesetzt werden. Mögen die Elsässer verdummen, die Hauptsache ist, daß sie das Deutsche vergessen und ein angequältes Französisch erlernen.

Die Richtlinien des Herrn Charléty bestimmen, daß in den drei ersten Schuljahren überhaupt kein Unterrichten in der deutschen Sprache stattfinden darf. Eine Ausnahme bilden nur die vierwöchentlichen Religionsstunden, auf die wir weiter unten noch zu sprechen kommen. Herr Charléty verlangt diese erste dreijährige Periode, „damit die französische Sprache schon ziemlich geläufig gesprochen werden muß, wenn die Einführung des Deutschen als Hilfs- und Nebensprache keine Verwirrung in den Köpfen erzeugen soll. Man muß eben bedenken", sagt er, „daß die Schule häufig der einzige Ort ist, wo französisch gesprochen wird, und daß die Resultate, die in ihr erzielt werden, sonderbarerweise verlangsamt werden durch den Einfluß in der Familie, ferner auf der Straße und in den Schulpausen, wo überall nur Dialekt gesprochen wird. Es wird daher erst mit Beginn des 4. Jahres mit dem Studium der deutschen Sprache begonnen werden. Die Fortschritte in dieser Sprache werden sehr schnell sein. Und da das Kind französisch lesen kann, wird es ohne Anstrengung deutsch lesen können." Wenn man diese pädagogischen Weisheiten des Herrn Rektors hört, ist man freilich versucht zu sagen, daß das elsässische Kind wahrscheinlich sehr leicht griechisch und russisch lesen wird, weil es ja französisch kann.

Es ist bereits darauf hingewiesen worden, daß bei dem Löwenanteil des reinen französischen Sprachunterrichts an den 30 Wochenstunden für die eigentlichen Fächer nicht viel übrig bleibt. Der Stundenplan reicht gerade noch aus, um den beiden Fächern Geschichte und Geographie zusammen 2 Stunden gnädig zu überlassen; für Gesang, Zeichnen, Turnen, Schreiben sind insgesamt 4 Wochenstunden freigelassen. Was das für den Schulbetrieb bedeutet, wird jeder Einsichtige ohne weiteres begreifen. Und damit nicht genug. Auch diese Stunden sollen weniger um ihrer selbst willen, als vielmehr zur Förderung der Sprache erteilt werden. Herr Charléty gibt seinen Untergebenen folgenden nicht mißverständlichen Wink: „Sicher ist, daß, wenn diese Fächer (Geschichte und Geographie) in französischer Sprache erteilt werden, sie eine gute Gelegenheit zum Erlernen des Wörterbuchs sind." Es ist ewig ein und dieselbe Geschichte, Wissen ist Nebensache, französisch plappern die Hauptsache.

Dem Religionsunterricht wird in den elsässischen Schulen eine Ausnahmestellung eingeräumt: er darf in deutscher Sprache erteilt werden. Charléty äußert sich hierzu folgendermaßen: „Dem Lehrer soll es frei stehen, beim Religionsunterricht die Sprache anzuwenden, mit der er am sichersten das Denken und das Herz der Kinder berührt. Der Religionsunterricht allein, aber auch er nur allein, wird in deutscher Sprache oder im Heimatsdialekt erteilt werden können. Fügen wir hinzu, daß es wünschenswert ist, daß der Religionsunterricht ebenfalls in französischer Sprache gegeben wird, sobald es die Fortschritte in dieser Sprache den Kindern erlauben werden, ihm mit Nutzen zu folgen." In der Praxis gehen die Dinge natürlich so, daß die französischen Inspektoren gar kein Interesse daran haben, diese Bestimmungen zu Gunsten des Deutschen auszulegen. Derjenige Lehrer wird am meisten gelobt werden und am ehesten eines der zahllosen blauen, violetten oder sonstwie farbigen Bändchen ins Knopfloch bekommen, der die Stunden des Religionsunterrichts dazu benutzt, das französische Wörterbuch zu bereichern. Die Klagen in der elsässischen Presse über die mangelhaften Ergebnisse des Religionsunterrichts sind ja beredt genug. Nicht viel besser steht es mit den drei deutschen Stunden, die in den letzten Schuljahren gegeben werden dürfen. Das innerfranzösische Lehrpersonal, das nach guten Schätzungen zwei Fünftel des ganzen lehrenden Körpers ausmacht, ist gar nicht imstande, diesen Unterricht zu geben. Das einheimische Lehrpersonal hat sehr wenig amtlichen Anreiz, sich auf diesem Gebiete auffallend auszuzeichnen; die Inspektoren fragen nicht nach dem Stand des deutschen Unterrichts, und derjenige ist bei ihnen am besten angeschrieben, der die „Hilfssprache" am meisten vernachlässigt. Was danach bei der ganzen Geschichte herauskommt, zeigt anschaulich der Bildungsstand des 12jährigen Mädchens, dessen Schreibekunst wir oben mitgeteilt haben.

Unser Urteil ist nicht zu hart, und es wird dieser Tage wieder einmal von einem gewiß unverfänglichen Zeugen, von der katholischen „Lothringer Volkszeitung", einem bekanntlich regierungstüchtigen Blatt, bestätigt. Die Zeitung vom 24. September 1924 macht einige Randbemerkungen zu dem Bericht des Metzer Akademieinspektors Renault, von denen wir einige herausgreifen wollen. Zunächst nimmt die Zeitung Anstoß an der Bemerkung des Berichts über den Bildungsstand des Personals an den Kleinkinderschulen. Renault sagt: „Wenn auch die Allgemeinbildung des Personals, das meist nur das deutsche Befähigungszeugnis zur Leitung von Kleinkinderschulen besitzt, schwach ist, so fehlt doch selten guter Wille und berufliches Pflichtgefühl; häufig trifft man Eifer für die gute Sache. Im ganzen Bezirk Lothringen gibt es bloß vier Schulen, in denen die Fortschritte im Französischen als ungenügend erachtet worden waren." Die Zeitung nennt dies eine sonderbare Auslassung und fügt hinzu: „Erinnern wir den Inspektor im Vorbeigehen bloß daran, daß in den ersten Jahren nach dem Waffenstillstand manche Lehrpersonen aus dem Innern nicht an Kleinkinderschulen, sondern an Elementarschulen angestellt wurden, deren Allgemeinbildung zum mindesten nicht höher war, als die Allgemeinbildung der genannten Kleinkinderlehrerinnen mit

Druckfehlerberichtigung: Im ersten Teil des Aufsatzes von Bernhard Frey ist auf Seite 196 (Septemberheft) in der linken Spalte in der fünften Zeile von unten zu lesen statt „das uninformierte Land" „das unsformierte Land".

dem deutschen Zeugnis." Wir fügen hinzu, daß diese zugewanderten Franzosen den Elsässern und Lothringern wohl nicht an Bildung, aber an Gehaltseinkommen bedeutend überlegen waren.

Die Zeitung freut sich darüber, daß der Bericht die Tatsache unterstreicht, daß wir in der Frage des Schulbesuchs an erster Stelle stehen und die traurigen Verhältnisse Innerfrankreichs hierzulande nicht kennen, wonach die Kinder vielfach von Ostern bis Allerheiligen keine Schule besuchen. Vergessen wird anzufügen, daß diese erfreuliche Gewohnheit ein Erbe der deutschen Vergangenheit ist, also aus jener Zeit stammt, die der Metzer Bischof in seinem letzten Hirtenschreiben als „fünfzigjährige Gewaltherrschaft" zu bezeichnen sich bemüßigt fühlt.

Von sämtlichen Unterrichtsfächern, sagt die „Lothringer Volkszeitung", beschäftigt sich der Bericht des Herrn Renault einzig und allein mit dem französischen Sprachunterricht. Renault berichtet mit sichtlichem Triumph: „Die direkte Methode hat gewonnenes Spiel. Die Zahl der Gemeinden, in denen der Religionsunterricht wenigstens teilweise auf französisch gegeben wird, nimmt beständig zu. Dieses Verfahren könnte und müßte in Zukunft allgemein im Moseldepartement werden. Es gibt Gemeinden im deutschsprachigen Teil, wo eifrige Lehrpersonen es sogar fertiggebracht haben, daß ihre Schüler selbst in der Erholungszeit und auf der Straße unter sich nur französisch sprechen. Was den einen möglich ist, ist es auch den andern." Hierzu bemerkt die Zeitung etwas sauersüß: „Diese Fortschritte unserer jungen Lothringer im Französischen sind recht begrüßenswert. Doch ist es zum mindesten verfrüht, wenn Herr Renault die direkte Methode als die alleinseligmachende hinstellt; wir befürchten, daß mit dieser Methode unsere Kinder in einigen Jahren weder deutsch noch französisch können. Den Standpunkt aber des Herrn Renault in der Frage des Religionsunterrichts können wir nicht teilen. Der Religionsunterricht hat ein von Natur aus verbrieftes Recht, in der Muttersprache erteilt zu werden." Sehr sanft und salbungsvoll sagt die Zeitung zum Schluß folgende Sätze, die wir vollständig anführen wollen:

> „Auch der diesjährige Bericht unseres obersten Beamten unserer Schulverwaltung enthält nichts über den Stand der Kenntnisse unserer Volksschüler in der deutschen Sprache. Wenn man sich nach den gelegentlichen Seitenhieben auf die deutsche Sprache ein Urteil über diesen Punkt gestalten darf, dann wäre es nicht weit her mit der Sorge unserer Verwaltung um die Erlernung des Deutschen in der Schule. Das ist tief bedauerlich in einem doppelsprachigen Grenzland, in dem Zweidrittel der Einwohner das Deutsche als Umgangssprache reden. (Im Elsaß sind es bekanntlich 95 Prozent.) Wir haben in dieser Frage des öfteren unsern Standpunkt klargelegt und die Gründe auseinandergesetzt, warum wir ein Beibehalten der deutschen Sprache auf dem Unterrichtsprogramm unserer Volksschulen fordern; wir bleiben dabei, speziell in der Frage der Erteilung des Religionsunterrichts in der Muttersprache der Kinder. Desgleichen vermissen wir in dem Bericht der Schulverwaltung ein Wort über die Allgemeinbildung unserer Volksschüler. Es genügt nicht, in einseitiger Weise auf die Fortschritte unserer Kinder in der Erlernung der nationalen Sprache hinzuweisen. Jedermann hierzulande wünscht aufrichtig, daß alle Kinder des Volkes das Französische möglichst perfekt erlernen. Sprachkenntnisse allein bedeuten aber noch keine Erziehung, und jede Einseitigkeit rächt sich, zumal wenn sie unter Mißachtung oder Verkennung der natürlichen Lebensfaktoren eines Volkes erfolgt."

Die „Lothringer Volkszeitung" und ihre politischen Hintermänner glauben also nach den sechsjährigen Erfahrungen mit der französischen Schulbürokratie immer noch, daß sie nach der Weise des sanften Heinrich mit Klarlegungen von Gründen und Aufstellung von Forderungen Eindruck machen. Sie werden sich täuschen, wie sie sich seither getäuscht haben, und sie werden schließlich ihre Haltung damit krönen dürfen, einem untergehenden Volkstum den letzten Segen ins Grab hineinzusprechen. So geht es nämlich nicht, daß die Elsässer und Lothringer den geduldigen Amboß abgeben, auf dem der französische Hammer zerschlägt, was in anderthalb Jahrtausenden dort gewachsen ist. Mit aller wünschenswerten Klarheit bekennen sich die Franzosen und ihre Beauftragten zu der Aufgabe, das erdgewachsene Elsässer- und Lothringertum bis auf die letzten Fasern zu entwurzeln und zu zerstören. Einem solchen Vorsatz begegnet man nicht durch ängstliche Leisetreterei und taktische Künste, sondern durch Stolz, Idealismus und Leidenschaft. Das Elsaß hat heute nichts mehr zu verlieren als sich selbst, und das ist gerade genug. Mochte man früher eroberte Untertanen zwingen, in andere religiöse oder andere sprachliche Gewänder zu schlüpfen und sich die Gesetze seines Wesens von Eroberern vorschreiben zu lassen, heute sollte das für überwunden gelten. Das Elsaß, eines der ältesten Kulturländer der Welt, hat es wahrhaftig nicht nötig, künstlich auf einen anderen Kulturzustand gebracht zu werden, denn es ist wertvoll in sich selbst, und seine heutigen Bewohner haben die sittliche Pflicht, diese Werte zu erhalten und weiterzugeben. Wer diese Aufgabe nicht sieht und begreift, ist nicht würdig, Volksführer zu sein. Wer immer nur davon redet, das Volkstum müßte zu gewissen Zwecken erhalten werden, beispielsweise die Muttersprache als Grundlage der Religion, der hat das ganze Problem in seiner heiligen Tiefe nicht erfaßt. Das Volkstum ist kein Mittel zum Zweck, sondern es ist unveräußerliches Gut um seiner selbst willen. Aus den Tagen Otfrieds von Weißenburg her, über Murner, Geiler, Tauler, Fischart, Gottfried, Pfeffel, Stöber und die hundert andern Sänger und Dichter sieht eine unabsehbare Reihe großer Männer auf das heutige Geschlecht herunter und fragt sie vorwurfsvoll, ob sie wirklich entartet genug sind, eine stolze Vergangenheit wie einen fadenscheinigen Rock von sich zu werfen! Darf das Elsaß, das erst zwei Sprachkünstler vom Range eines Lienhard und eines Schickele gezeugt hat, sich wirklich damit begnügen, abzudanken und sich von einer fremden Rasse auffaugen zu lassen? Welch trauriges Ende eines selbstbewußten und eigenkräftigen Volkes! Die Steine müßten heute im Elsaß schreien, da die berufenen Führer es anscheinend nicht wagen. Höchstens in einigen entlegenen Winkeln des Balkans ist man heute noch der rückständigen Meinung, daß die französische Kultur der überlegene Gipfel der menschlichen Entwicklung sei; überall sonst auf der Welt ist man der Ansicht, daß man seinen eigenen Wert bei sich selbst und bei den ererbten Gütern seiner Vorfahren zu suchen habe. Ein paar hergelaufene Oberschulmeister dürfen sich heute anmaßen, den elsässischen Kulturboden mit einem Fußtritt zur Seite zu schieben und mit der Jugend umzuspringen, als wären es rohgeschnitzte Holzfiguren, die man beliebig übermalen kann. Schande dem Elsaß, wenn es nicht die Kraft aufbringt, sich als das zu behaupten, was es immer gewesen ist, und als was es sich in den Werken und Monumenten seiner Großen spiegelt! Zu dieser Selbstbehauptung gehört gar nicht soviel Mut und Kraftanstrengung, als das heutige verschüchterte Geschlecht es zu glauben scheint. Das elsässische Volk muß sich nur zu sich selbst bekennen und seine entgleisten Führer zum Teufel jagen. Es ist wirklich an der Zeit, daß der elsässische Michel seine Schlafmütze zu lüften beginnt und den Franzosen in der erforderlichen Klarheit zu Gemüte führt, daß alle Tyrannenmacht eine Grenze hat. Man kann es wirklich nicht glauben, daß das Alemannenvolk heute bereits so saft- und kraftlos geworden wäre, daß es angesichts des

Abgrundes, vor dem es steht, sich nicht mehr ermannen sollte. Die ganze Verwelschungskomödie der französischen Bürokratie wird wie ein nächtlicher Spuk ins Nichts zerflattern, wenn die Elsässer und Deutschlothringer den Kopf in den Nacken werfen, anstatt wie geduldige Schafe sich zur Schlachtbank führen zu lassen. Das erste Kennzeichen der Freiheit ist das, daß man sein Leben nach seinem eigenen Willen bestimmt. Können und wollen das unsere Landsleute nicht, dann sollen sie sich gesagt sein lassen, daß sie nur noch eine Hand voll Rohstoff sind, dazu dienend, in einem fremden Volkstum sich aufzulösen und zu verflüchtigen. Dann hat es einmal ein Elsaß gegeben, und die Kunde von dieser versunkenen Welt wird allenfalls sagenhaft weiterleben, und was einst unsere Dichter sangen, wird weiter klingen als ferner Hall einer von Meereswogen verschlungenen glockentürmigen Stadt. Das Elsaß hat ein besseres Schicksal verdient. Noch glaube ich an mein Elsaß.

Politische Rundschau.

Ministerbesuche. — Versprechungen nach allen Seiten. — „Wenn Herr Herriot einen unerhörten Skandal will, mag er nur ruhig kommen!" — Ein Beitrag zur Kriegsschuldfrage. — Lazare Weiller warnt und beschwört die Pariser Regierung. — Der „Bäckehieselkongreß".

Straßburg, Oktober 1924.

Herr Herriot hat den Weg zu uns noch nicht gefunden. Dafür durften wir den Handelsminister Raynaldi begrüßen. Straßburg, Selz, Pechelbronn, Colmar, Mülhausen wurden mit dem hohen Besuche beehrt. Herr Raynaldi hatte eine doppelte Aufgabe: er mußte die Wünsche der Handelswelt des Elsaß entgegennehmen, und nebenbei hatte er im Auftrage seiner Regierung Erklärungen abzugeben, die sich auf die zukünftige Gestaltung der Schul- und Kirchenordnung in Elsaß-Lothringen bezogen und den Zweck hatten, beruhigend zu wirken. Das ist recht nett von einer Regierung, wenn sie bestrebt ist, ein Volk zu beruhigen, und es ist auch nicht zu unterschätzen, wenn sich Minister an Ort und Stelle über die Wünsche und Bestrebungen des Volkes zu orientieren wünschen. Alle Achtung! Und gerade von der gegenwärtigen Regierung geht ja die Sage, als setze sie sich einfach ihren Prinzipien zuliebe über die Volkswünsche hinweg und gehe schnurgerade ihren Weg. So sagt man im Elsaß, in den Kreisen vor allem, in denen die beabsichtigten Maßnahmen der Laienregierung Herriots am meisten Anstoß erregen. — Wie ist es nun? Herr Raynaldi hat die Regierung durch seine beruhigende Phrase ein wenig festgelegt, als er sagte: „Ich gebe Euch die Versicherung, daß Ihr in Zukunft auf keinem Gebiete eine Enttäuschung erfahren werdet. Frankreich will in keiner Weise Eure moralische Einheit schwächen, noch an Eure Ueberzeugung rühren. — Die Regierung bittet Euch, ihr Vertrauen entgegenzubringen, ihren Beschlüssen nicht vorauszueilen, ihr nicht Absichten unterzuschieben, die sie nicht hat. Zu gegebener Zeit wird ihr Chef mit der Offenheit, dem Edelmut, die Sie an ihm kennen, Aufklärungen geben. Er ist in hohem Maße von französischem Geiste durchdrungen und man wird bei ihm keinen Gedanken finden, der nicht dem Ideale des Rechts und der Freiheit, für welches er immer gekämpft hat, entspricht."

Das war ein großer Mund voll, und Herr Raynaldi hat wahrscheinlich noch in den Tagen seines Elsaß-Aufenthaltes das Lachen da und dort vernehmen können. Man darf den Elsässern heute nicht mehr vormachen wollen, daß sie keine Enttäuschung mehr erleben werden. Wo das Elsaß aus einer Enttäuschung in die andere fällt (nicht erst seit Herriots Ministerpräsidentschaft!), ist es geradezu gefährlich, durch eine solch süße Phrase die geschwundene Sympathie des Volkes wiedererobern zu wollen, sofern man nicht diese Erklärungen macht mit der Absicht, recht lächerlich zu wirken. In gefährlicher Weise aber hat er die Linken des Landes aufhorchen machen durch die Wendung von den „Ueberzeugungen", an denen nicht gerührt werden soll. Was denn? Die Regierung hat doch klipp und klar ihre Zusagen gemacht, die Laiengesetze einzuführen, und nun soll es auf einmal „Ueberzeugungen" geben? Und während Herr Raynaldi diese Zugeständnisse machte, erklärt sein Ministerkollege an anderer Stelle, daß die Regierung nun mit Ernst und Energie an die Durchführung ihres Programms herantreten würde, und daß die Sondestellung Elsaß-Lothingens ein Ende nehmen würde. — Ein Rätsel! Welcher der Minister hat nun die Wahrheit gesagt, und welcher hat — sie nicht gesagt? So hören wir fragen. Die Lösung wird die Zukunft durch die Taten bringen. Wir glauben Herrn Raynaldi nicht! Es ist in dieser Lage nicht leicht, der Einladung des Handelsministers als Elsässer zu folgen und „Vertrauen in die Regierung" zu haben. Mit dem „Vertrauen" ist es eine eigene Sache, da läßt sich weder etwas kommandieren, noch läßt sich das Vertrauen regierungsseitig herbeiwünschen. Vertrauen beruht zudem sehr auf Gegenseitigkeit, und wir können nicht gerade behaupten, daß das Vertrauen der Innerfranzosen zu uns — Außenfranzosen jemals stark gewesen ist. Wir werden weiter unten ein Exempel zitieren. Es sei festgestellt, daß dieses Morphium seine Wirkung auf unser Volk verfehlt und die entgegengesetzte Wirkung von dem hervorgebracht hat, was beabsichtigt war. Aber wer in aller Welt könnte es einmal diesen Têtes carrées recht machen? Es ist manchen Leuten hierzulande gar nicht so angenehm, den Herrn Ministerpräsidenten begrüßen zu müssen, und der Colmarer „Elsässer Kurier" stellt der hospitalité alsacienne ein gar merkwürdiges und nie vorher gekanntes Zeugnis aus, wenn er in seinen Zeilen die Ehrung eines derartigen Besuches nicht nur ablehnt, sondern sogar schreibt: „Wenn Herr Herriot einen unerhörten Skandal haben will, mag er nur ruhig kommen." Worin dieser Skandal bestehen soll, wissen wir nicht. Man kann an vollkommene Abstinenz bei den Empfangsfeierlichkeiten, man kann aber auch an faule Eier u. dgl. denken. Auf alle Fälle hat der Ministerpräsident merken können, daß seine beabsichtigte Elsaßreise in weiten Kreisen eine Provokation darstellt. Das alles ist eine etwas kühle Liebe zu der Mutter Frankreich, und wir sind die staunenden Zeugen einer nie erlebten raschen Entwicklung in einer Richtung, die kein Mensch vor noch ganz kurzer Zeit vorauszusagen gewagt hätte. Die katholischen Kreise werden nicht müde in ihrer Arbeit, das Volk gegen die französischen Gesetze zu mobilisieren. Sie sind es auch gewesen, die in allem Ernst das Plebiszit für Elsaß-Lothringen verlangt haben. Wohlverstanden: das Plebiszit über die kulturellen Fragen und besonders über das Schul- und Kirchenproblem. Das Volk verknüpft damit die heimliche Hoffnung, daß sich eine Volksabstimmung ausarten würde zu einer politischen Manifestation antifranzösischer Richtung, worauf dann der Revisionsgedanke des Versailler Vertrages zu spielen anfangen könnte. Diese Gedanken werden heute mit Heftigkeit geleugnet und weit abgewiesen. Aber in Innerfrankreich, wo man auch nicht taub und blind ist, wo man eher grundsätzlich den bitteren Realitäten gegenüberzustehen wünscht, als sich in dem Sumpf von verlogenen und bestellten Ergebenheitsreden zu fielen, geht ein Licht auf, das die Wirklichkeit in solcher Form zeigt, daß die französischen Hoffnungen auf das Elsaß schwinden müssen. Die große Rat- und Hilflosigkeit könnte sich nicht deutlicher demonstrieren als in einem Artikel des „Populaire de Nantes", der Partei des heutigen Ministerpräsidenten angehörend, worin es über die elsässischen Dinge folgendermaßen heißt:

„Was das Elsaß anbelangt, wäre es vielleicht gut, ein Plebiszit zu veranstalten, aber indem man dasselbe mit speziellen Maßnahmen umgibt gegen den Betrug. Wenn die Mehrheit sich zugunsten der Laiengesetze aussprechen sollte, so würde die Agitation aufhören. Wenn das Gegenteil sich ereignen sollte, dann hätte man einfach Deutschland vorzuschlagen, das Elsaß wieder zurückzunehmen im Austausch gegen einige Milliarden und einen ernsten Friedensvertrag. Wenn die Fäulnis an einem Gliede den ganzen Organismus bedroht, dann schneide man dasselbe ab. . . . Alles das bringt uns auf einen Gedanken, den es traurig ist, auszusprechen: ob es eigentlich der Mühe wert war, seit 1870 Elsaß-Lothringen wieder zurückzuverlangen. Wer weiß? Die furchtbare Metzelei hätte dann vielleicht nicht stattgefunden."

Deutlicher hat noch kein Blatt Frankreichs seine Ohnmacht dem Elsässertum gegenüber eingestanden, so deutlich ist aber auch noch nie eine Lösung empfohlen worden, die an Radikalismus wirklich nicht übertroffen werden kann, und deutlicher hat noch nie eine Stimme der Verärgerung uns Elsässern gegenüber Luft gemacht als diese, die uns mit Haut und Haar dem Boche wieder in den Rachen werfen möchte — gegen Austausch von — einigen Milliarden. Natürlich darf man diese Stimme nicht ernster nehmen, als sie es verdient. Es steckt nichts anderes dahinter als ein hilfloser Aerger. Ernster dürfen wir schon den Schluß dieses Ergusses nehmen, worin das Eingeständnis liegt, daß durch die Revanchehetzerei seit 1870 „die furchtbare Metzelei" möglich geworden ist. Damit ist uns Elsässern nichts Neues gesagt; denn wir haben unter unsern Augen die Einstellung der Oeffentlichkeit auf das unabwendbare Ungewitter fast

täglich beobachten müssen. Aber heute, wo Frankreich so ängstlich die Diskussion über die Kriegsschuld unterdrücken will, dürfte es Leute jenseits des Rheines geben, denen die Lektüre obigen Zitates heilsam und nützlich sein könnte. Bei uns im Elsaß ist viel Freude über die bevorstehende Auseinandersetzung wegen der Kriegsschuld, und wir können es natürlich gar nicht begreifen, daß Frankreich, das so sehr von seiner lilienweißen Unschuld überzeugt ist, nicht freiwillig seine Archive öffnet, um der Welt einmal gründlich zu zeigen, wie unberechtigt Deutschlands These ist.

Die Entfremdung Frankreichs zu uns war noch zu keiner Zeit größer als heute, in den Tagen des Kulturkampfes. „Wenn es den Elsässern nicht so paßt, dann sollen sie wieder zu den Boches gehen." Auf diesen Ton ist die französische Haßsymphonie gegen uns abgestimmt. Besonders Südfrankreich zeichnet sich in dieser Beziehung aus. Im Elsaß zitiert man heute mit Wohlgefallen ein Wort des Schriftstellers Rémy Goncourt, der einmal sein Desinteressement an uns folgendermaßen bezeugt hat, und dem man heute wieder mehr als sonst in Frankreich Resonanz verschafft:

„Ich würde für das Elsaß nicht den kleinen Finger meiner rechten Hand geben, denn ich brauche ihn, um die Hand zu stützen beim Schreiben, und auch nicht den kleinen Finger der linken Hand, denn ich brauche ihn, um die Asche abzustreifen an meiner Zigarette."

Es ist das alles nicht nur angetan, in sarkastischen Abhandlungen das Verhältnis Frankreichs zu uns zu porträtieren, sondern es zeigt immer wieder deutlich, wie breit der Graben ist, der zwischen uns und Frankreich gezogen worden ist. Es ist auf die Dauer unmöglich, daß Frankreich in seinen Grenzen eine volkhafte Minderheit einschließt, die sich instinktiv gegen das Aufgehen in der nationalen Einheit sträubt. Und da müssen wir auf einen viel zu wenig beachteten Zusammenhang zwischen dem Pariser Kampf gegen die Kirche und dem gegen unsere Muttersprache hinweisen. War nicht in den zwei Jahrhunderten französischer Herrschaft im Elsaß die Kirche mit ihrem deutschen Unterricht, mit ihrem deutschen Liede, ihren Chorälen und mit deutschen Melodien der Hort deutscher Kultur? Zu diesem Berufe wäre sie heute wieder ganz von selbst bestimmt. Und diese Festung soll nun durch List überrannt werden, mit List, wie sie Ludwig XIV. und andere vor und nach ihm angewandt haben, das Elsaß zu französieren. Man schläfert die Oeffentlichkeit ein mit Beteuerungen, daß an den kultischen Freiheiten in keiner Weise gerüttelt werden soll. Selbst Herriot hat den protestierenden französischen Kardinälen so ähnlich geantwortet. Aber was geschieht mit den letzten Stützen deutscher Kultur in unserem Lande, wenn einmal die Lehrerseminarien keine Organisten mehr ausbilden, die im Gottesdienst — katholisch oder evangelisch — die Gemeinde beim Singen ihrer Gesänge begleiten können, wenn der Lehrer des Dorfes nicht mehr in seinem Verein deutsche Kirchen- und Volkslieder einzuüben versteht (der Musikunterricht in den Seminarien ist ständig beschnitten worden), wenn nicht Schule und Kirche gemeinsam und einheitlich an der Erziehung des Volkes in der von Gottes und Rechts wegen geltenden Muttersprache arbeiten werden? — Heute schon singen die Kinder in der Heimat des „Heidenröslein" läppische Unterdichtungen zu den Weisen deutscher Volkslieder, und es gibt nur wenige Schulen, wo charakterfeste Männer noch den Mut aufbringen, deutsche Choräle und deutsche Volkslieder singen zu lassen. Mit der Einführung der innerfranzösischen Gesetzgebung aber trifft man den deutschen Stamm an der Wurzel. Natürlich befürchten wir nicht, daß nun auf einmal alles deutsche Singen und Sagen aufhöre; aber mit dem Brachliegenlassen eines alten Kulturfeldes werden die Früchte immer seltener und kleiner werden. Und alles das geht in erster Linie das deutsche Volk an, die deutsche Kulturnation — wohne sie innerhalb oder außerhalb der gewaltsam gesetzten Grenzen —, die es niemals, auch nicht in Zeiten tiefster Schwäche zugeben wird, daß ein ihr blutsverwandter Stamm auf diese raffiniert-barbarische Art in seinen volkhaften Rechten getroffen werde. Wir hatten einen Otfried und einen Gottfried von Straßburg und nach ihnen viel Dutzend anderer, die in deutscher Zunge und nur in ihr gesungen und geredet haben, und uns gehören die, die heute in Deutschland zur Ehre unserer elsässischen Kultur, die deutsch ist, denken und singen und sagen. Sie sollen hier schmälen über unseren Lienhard und Chr. Schmitt und über Marie Hart, die uns ganz besonders ans Herz gewachsen ist: sie gehören uns und sind untrennbar mit unserem elsässischen Volkstum in seiner deutschen Prägung verbunden. Und weil wir die Gewißheit in uns tragen, daß nach ihnen immer noch Elsässer kommen werden, die sich nicht anders geben werden, als wie sie der Herrgott in die Welt hineingestellt hat: deutsch, darum rufen wir heute, wo es um das elementarste Recht eines Volkes geht, nach Hilfe, damit nicht seine Früchte verkümmern und die Kulturwelt arm werde an Werken deutsch-elsässischen Geistes.

Das gehört mit zu den hauptsächlichsten Teilproblemen der gesamten elsaß-lothringischen Frage. Und es gibt eine solche. Natürlich nicht erst seit der Regierungserklärung Herriots. Es bedurfte einer Auslösung. Und die hat die Kulturkampfansage gebracht. Die katholische Presse hat in zwar ironischer Form, aber mit ernster Absicht teilweise von dieser unleugbaren elsaß-lothringischen Frage in internationaler Beziehung gesprochen und sich dafür den Haß der Linksblätter erneut zugezogen. Es heißt da in einer Arbeit, die sich mit Deutschland und dem Völkerbund beschäftigt:

„Auch die elsaß-lothringische Frage könnte man dann gelegentlich wieder aufwerfen in irgendeiner „dem Frieden der Welt und der Versöhnung der Völker dienenden Form". Wenn Deutschland Elsaß-Lothringen absolut nicht vergessen kann, so können doch nicht Frankreich und Deutschland wegen des Länderstrichs zwischen Rhein und Vogesen dauernd einander gegenüber liegen, wie in der Arena Tiger und Leu."

Damit hat die elsässische Krisis, die man jahrelang zu verstecken suchte, für Frankreich einen sehr ernsten Charakter angenommen. Diesem Ernst verschließen sich selbst nicht mehr solche Männer, die sich und anderen bis jetzt gern etwas vorgemacht hatten. Senator Lazare Weiller schreibt schweren Herzens in der Pariser „Information" über seine Ferieneindrücke im Elsaß.

„Es hat ein Ende mit der Stimmung des joyeux retour, die fünf Jahre hindurch in langsam abgetönter Form sich gehalten hat. Die von überschwenglichen Hoffnungen geschwellten Herzen sind ernüchtert. Das Land ist beunruhigt, geteilt in zwei übrigens sehr ungleiche Lager und zweifelt, o Trauer, an der Loyalität des Mutterlandes und an seiner Liebe. Die Seelen sind verwirrt und in Schmerz. Wohl sieht man noch hie und da das Trikolorbändchen an einer Muttergottes; aber man betrachtet dasselbe nicht mehr mit der strahlenden Sicherheit. Und diese von Grund auf veränderte Stimmung ist nicht bloß etwa nur isoliert, sondern eine ganz allgemeine Tatsache."

Und weiter heißt es nach der Erörterung der wirtschaftlichen Seite der elsässischen Krisis:

„Es gilt unverzüglich, dieser Krisis ein Ende zu machen, welche, ich muß die Wahrheit sagen, so hart sie auch sein mag, sich zu einer nationalen Krisis auswachsen könnte, wie das jüngst mein Kollege Dr. Pfleger erklärte. In den kleinen Städten und in den schönen Dörfern des Elsaß haben stolze und unabhängige Seelen während einem halben Jahrhundert des Exils (??) die anererbte Kunst des Nachdenkens und der Konzentration verstärkt. Ich befürchte die Revolte dieser tiefen Gefühle, die eine Wahlpolitik, die keine Ursachen mehr hat, und das Ueberschäumen einer leidenschaftlichen Presse fortgesetzt verletzen."

Wenn man damit einzelne Resolutionen von Gemeinderäten des Landes vergleicht, dann versteht man diese Kassandrarufe wohl. Nicht mehr einzelne übertriebene Redakteure fordern den Abschub der innerfranzösischen Laienlehrer und anderer Beamter, die man zur vollkommeneren Kolonisierung in unser Land geschickt hat, sondern der Gemeinderat von Säffolsheim z. B. stellt folgende Forderung direkt an Herrn Herriot: „indem wir uns auflehnen gegen die Sabotierung unserer religiösen Einrichtungen, verlangen wir, daß die schon angestellten ungläubigen Lehrer in ihre Heimat zurückbefördert werden. . ." Es fehlt heute an der Gelegenheit dazu, diese Zugezogenen auch an die Grenze ihres Vaterlandes zu begleiten; wir könnten da Dinge erleben, die alles von 1918 und 1919, was sich an der Kehler Brücke abgespielt hat (zum großen Vergnügen der innerfranzösischen Arrangeure), in den Schatten stellen würde!

Daß eine tiefe Unruhe durch das Land geht, die um so gefährlicher ist, weil sie sich nicht lärmend und laut entladen kann, wissen die Regierungsmänner in Paris wohl. Wohl demonstrieren die Massen lärmvoll genug gegen die Einführung der Laiengesetze; aber was die Seele des Volkes in Wahrheit füllt, das bleibt verschwiegen, weil es immer noch unter „Hoch- und Landesverrat" fallen würde. Der Arbeits- und Hygieneminister Justin Godard hat eine sehr bittere Pille aus Straßburg mitgenommen. Als er am Sonntag, den 28. September, seine Anhänger im „Bäckehiesel" um sich versammelt hatte und ihnen erneut den festen

Willen und die Prinzipientreue der Regierung versprach bei der Einführung der französischen Gesetze, mußte die Polizei eingreifen, um das Lokal und den Minister zu schützen gegen Belästigungen von Demonstranten, die vor dem Lokale trotz eines reichlichen Polizeiaufgebotes aufmarschiert waren. Regierungsfeindliche Rufe und das ganze Benehmen der aufmarschierenden Menge veranlaßte die Polizei, zehn Verhaftungen vornehmen zu lassen! Das muß der Regierung zeigen, daß man nicht mehr ins Elsaß kommt, um sich als Halbgott huldigen zu lassen. Für uns, die wir mit allen Fasern des Herzens Frankreich ablehnen, sei es poincaristisch oder herriotistisch, oder komme es auch unter einer anderen Flagge, löst das Handgemenge vor dem Baeckehiesel insofern einige Genugtuung aus, als es das erste mal gewesen ist, daß ein Minister, der seine „liebe Bevölkerung Elsaß-Lothringens" begrüßt, unter polizeilichen Schutz gestellt werden muß, und daß weiter manchen Leuten die Augen geöffnet werden über die wahre Liebe der Elsaß-Lothringer zur Mutter Frankreich, und daß auch auf einmal der Schleier fällt vor dem wahren elsässischen Gesichte, das bisher nur allzu sehr in eine Wolke von Lüge und Heuchelei gehüllt worden war, sogar gegen den Willen des größten Teiles unseres betrogenen Volkes. Ein Minister unter dem strengen Schutz der Polizei, im „Bäckehiesel", dazu gesichert von einer Kompagnie von schneidigen Gendarmen! Das ist tatsächlich in Straßburg selbst unter dem „verhaßten deutschen Regiment" nicht dagewesen. Was sagt man nun in Genf dazu, wo man Frieden macht und Minderheiten schützt? „Hier beginnt das Land der Freiheit" steht an der Kehler Brücke. Wir kennen diese Freiheit. Ein wesentlicher Bevölkerungsteil will demonstrierend zeigen, daß es nicht so weit her ist mit dem nach den Laiengesetzen schmachtenden Elsaß, und die Polizei und Gendarmerie werden eingesetzt, um die Ministerrohren zu schützen vor Mißtrauenskundgebungen. Anscheinend empfindet die Regierung das Bedürfnis, einseitig unterrichtet werden zu wollen. Wir bedauern dann aber die Folgen nicht, die eine solch unkluge und kurzsichtige Taktik auslösen muß. Und die Folgen kommen mit Sicherheit. Wir stehen erst im Stadium der Scharmützel. Der Kampf in seinem ganzen Ernste wird erst vorbereitet.

Schauen wir im Lande um uns, so können wir in diesen Tagen von einer anderen typischen Erscheinung berichten. Der systematische Kampf gegen die elsässischen Lehrer geht auch unter dem liberalen Regiment Herriots lustig weiter. Früher schon konnten wir berichten, daß zahlreichen Elsässern im Schuldienst, die ein gewisses Alter, aber noch lange nicht das Höchstalter erreicht haben, nahegelegt worden ist, ihre Versetzung in den Ruhestand zu beantragen. Diese verletzende Form hat damals schon zu leisen Protesten Anlaß gegeben. In den letzten Wochen nun erhielten Lehrer einfach die Mitteilung, daß sie wegen körperlicher und geistiger Schwäche (!!) in den Ruhestand versetzt worden seien, und zwar mit sofortiger Wirkung.*) Es sind davon Männer betroffen, die in der Blüte ihrer Jahre noch unschätzbare Dienste an unserer Jugend hätten leisten können. Fünfziger stehen nun auf einmal an der Wand und sind dazu verurteilt, zu sehen, wie die immer reichlicher werdende Armee von französischen Kolonisatoren ihr teures Erbe antritt. Die ganze Tragik der elsässischen Lehrerschaft seit 1918 scheint auf diese Weise die Krönung — mit Dornen — erfahren zu sollen. Und hoffnungs- und machtlos müssen sie das mit sich geschehen lassen. So wird die elsässische Schule in Verfolgung eines auch unter Herriot nicht abgeänderten Systems seiner Lehrer beraubt und schnell und gründlich überfremdet. Unter diesen Umständen kann natürlich nicht an ein freundschaftliches Zusammenwirken der Einheimischen mit den Fremden gedacht werden. Die Differenzen nehmen immer größeren Umfang an. Eine Erklärung des Lehrerführers Rossé aus Colmar vom 3. September beschäftigt sich mit dem Dekret, das die Einführung des Conseil Départemental (Bezirks-Unterrichtsrat) ankündigt. Von jetzt an sollen Ausbildung, Titularisierung und Bezahlung der Lehrerschaft ganz nach französischem System erfolgen. Endlich soll auch die Gleichheit der Besoldung für Einheimische und Zugewanderte eingeführt werden, während sie jahrelang eine solch skandalöse Differenz zugunsten der Welschen aufwies, daß die Oeffentlichkeit diese Hintansetzung der Elsässer im Schuldienst nicht mehr länger hätte ertragen können. Für die Nebenbeschäftigungen der Lehrer gelten fürder nun auch die gesetzlichen Bestimmungen Innerfrankreichs. Daß jede kommerzielle und industrielle Betätigung untersagt wird, ist nicht verwunderlich. Aber daß es den Lehrern im Lande der Freiheit verboten ist, jeden bezahlten oder unbezahlten Dienst in der Kirche zu versehen, ist zum Mindesten ein Eingriff in die persönliche Freiheit und ein Zwang in Sklavenketten. Der Lehrer in Innerfrankreich darf weder eine Orgel spielen, noch darf er einen Kirchenchor leiten oder selbst in einem Chor mitsingen. Vorläufig allerdings soll dieser Artikel auf das Elsaß noch keine Anwendung finden. „Vorläufig!" Bei den Bestimmungen über die Wahl der Vertreter in den Unterrichtsrat wird das einheimische Lehrpersonal in schreiendem Maße benachteiligt und beleidigt. Die 700 welschen Lehrpersonen des Unter-Elsaß z. B. erhalten genau soviele Vertreter wie die 1937 einheimischen. Weiter ist bestimmt, daß bei den Sitzungen des Unterrichtsrates, in denen über Angelegenheiten zugewanderter Lehrpersonen beraten werden soll, die einheimischen Vertreter ausgeschlossen werden sollen. Die entsprechende Zahl von Ergänzungsvertretern wird dem welschen Lehrkörper entnommen. Dieser beleidigende Zusatz ist deshalb angefügt worden, weil die Franzosen in Straßburg erklärt haben, eher eine Revolution machen zu wollen, als zu dulden, daß Einheimische über sie mitzubestimmen hätten. Rossé schließt:

„Nach den Zwangspensionierungen der einheimischen Lehrer und Beamten während der letzten Wochen, der systematischen Sabotage, welche von der Verwaltung getrieben wird in der Ausführung des von der Kammer und Senat letztes Jahr angenommenen Beamtenstatuts, von allem übrigen gar nicht zu reden, hat dieses Dekret mit all seinen Ungerechtigkeiten gerade noch gefehlt. Mögen die verantwortlichen Stellen sich sehr zu Herzen nehmen, was heute das allgemeine Gefühl bei den einheimischen Beamten und Lehrern ist: Alle Geduld hat eine Grenze!"

So klingt der Reim auf die dritte Devise, die auf der Fahne prangt: „Fraternité".

Daß in dieser Atmosphäre des Mißtrauens und der Vergiftung allerhand dunkle Kräfte sich regen, kann nicht wunder nehmen. Da treibt der Kommunismus immer entschiedener sein Spiel; auf der anderen Seite aber steht uns ein royalistisches Blatt des Herrn Léon Daudet in Aussicht. Das Blatt soll deutsch erscheinen. Es soll das elsässische Volk für den Gedanken des Königtums gewinnen. Schon soll die Zeichnung zur Kapitalisierung den notwendigen Betrag überschritten haben. — Claus von Bulach macht in seiner Weise von sich reden und hat auch eine Aubetteversammlung abgehalten, in der er weidlich über

*) Als rechtliche Grundlage für diese Verfügungen wird das Reichsbeamtengesetz angeführt, dessen Prinzipien bisher ja noch in Elsaß-Lothringen geltendes Recht sind. Zu einer Verfügung dieser Art aber berechtigt das Reichsbeamtengesetz **nicht**!

Der Ruf nach dem französischen Staatsanwalt.

Der Hausdichter der „Straßburger Neuen Zeitung", Riffel, genannt Hantel, hat in seinem „Wucheblaettel" vom 3. August in einer so niedrigen Art zu der Tätigkeit der Elsässerpartei Stellung genommen, daß wir diese Gipfelleistung kriecherischer Patriotie davor bewahren möchten, allzurasch in Vergessenheit zu geraten. Wir beneiden Herrn Charles Frey um einen solch geistsprühenden Mitarbeiter, der einen Rückschluß auf die ganze Haltung des Blattes zuläßt, das einst als „elsässisches" Organ ins Leben trat und nun bodenständige Heimattreue mit blau-weiß-roter Mutterlandsliebe dauernd verwechselt. Haniel-Riffel-Schnawwelkättels Schrei nach dem Staatsanwalt paßt ja durchaus in die Linie des Herrn Député Frey, der in seinem Blatte schon zu wiederholten Malen sich als Komplott-Entdecker b. . .ewährt hat:

". . . 's Bulache ihrer Claus isch jetzt bal hintersüer,
Ich glaub, däm Kerl sin Hirn isch daigich wie e Bier,
Ala's Stroh, wo er drin het, fangt langsam an ze fülle;
Sin nejschter Sport isch jetzt: er bäbbt Plakat an d'Sülle.
Was drowwe steht, isch Mischt. M'r k nnt jo sinne Stil,
In däm sim Repertoire wachst nit grad arrich viel.
Wer's jusch geläse hätt, hätt sich e Nascht gelacht,
Drum (?!?) het aa d'Bollizej die Dinger wäg gemacht.
Jetzt kummt e-n-erschti Fröij, e delikat's Kapittel:
Wer gitt däm dauwe Kaib zue däre Campagne d'Mittel?
Wer? fröij ich noch emol! Herr Staatsanwalt, nit g'schloofe!
Nit dänne Typ ellaan, aa zälli muen Sie stroofe.
Un dänne Vagabum vor allem üewwer d'Grenze,
Un wenn dis nit gued geht — e bissele uff Enze!
Mir han's jetzt hie bal satt — ich saa 's nit 's ercht Mol jetzt,
Daß so e g'fährlich Dhier 's Volk und'renander hetzt!
Dis hätt's halt vor'm Kricj nit gänn in dytsche Städt,
Daß aaner so ebs wöijt! Guet Nacht sunschte!

D'Schnawwelkaett"

die Preußen geschimpft hat, um dann nachher umsomehr über die Franzosen herfallen zu können. Bulach hebt natürlich auch keine Welt aus den Angeln; aber trotz allem kann man ihm die Anerkennung für einen hier nicht alltäglichen Mut nicht versagen. Auf alle Fälle hat er mehr für sich, als z. B. der ehemalige Reichstagsabgeordnete Mühleisen, der bei den „elsässischen Festen" in Vichy (wobei kaum ein einziger Elsässer mitgemacht hat und wobei kein Wort elsässisch geredet worden ist!) eine Rede hielt, die — um mit dem satirischen Wochenblatt „Schliffstaan" zu reden — „ein Muster jenes blinden Fanatismus ist, der im Verein mit der schmachvollen Servilität des elsässischen Notabelntums das elsässische Volk unter jedem Regime um seine selbstverständlichen Rechte bringt." Es wäre schade um das Papier, wollte man den servilen Brei des ordenshungrigen Herrn Mühleisen hier zum besten geben.

Aber von solchen Zweckreden nimmt man nicht mehr Notiz. Uns im Elsaß drückt der Schuh noch an einer anderen, als nur an den oben gezeigten Stellen. Minister Raynaldis wichtigste Aufgabe bei seinem Elsaß-Besuch war, die Wünsche der elsässischen Handelswelt in bezug auf den zukünftigen deutsch-französischen Handelsvertrag zu erfahren. Es ist ganz einfach so: Unsere wirtschaftliche Wohlfahrt, unsere industrielle und kommerzielle Zukunft ist in Frage gestellt. Vollkommen unbekannte Bedingungen erwarten uns nach Ablauf der berühmten fünf Ausnahmejahre, die das Versailler Diktat für unsere Produkte reserviert hatte. Heute schreit alles unter allen möglichen Begründungen nach einer Fortsetzung der Zollvergünstigungen für elsaß-lothringische Produkte. Vor allem wissen wir heute, daß wir schwer zu ringen haben werden um die deutsche Kundschaft, die uns früher, wo keine politischen und Zollschranken uns getrennt hatten, so treu gewesen war. Vor allem gilt es, mit Erfolg unseren Rivalen auf wirtschaftlichem Gebiete entgegenzutreten und sie auf deutschem Boden zu bekriegen. Es ist das einmal England; aber andere sind für uns peinlicher: es sind die Industriellen des Nordens und des Pas de Calais, die uns die größte Konkurrenz und die meisten wirtschaftlichen Scherereien bereiten. Nicht daß wir sie etwa fürchten müßten; aber im wirtschaftlichen Kampf, der uns als Gegner der französischen Industrie fordert, spielen immer seit unserer Franzosenwerdung patriotische Bedenken und nationalistische Waffen eine der wichtigsten Rollen. Und sie sind es, die uns immer wieder ohnmächtig machen. Es hat kein Einziger, der mit dem Handelsminister offiziell zu tun hatte, weder in Straßburg, noch in Colmar, noch in Mülhausen der Wahrheit und der nackten Realität entsprechend gesagt — weil es eben an Mut gebricht —: „Herr Minister, unser elsaß-lothringischer Wirtschaftsapparat ist verkettet und verbunden mit der deutschen Wirtschaft und bildet mit ihr eine Einheit. Das ist nicht nur eine durch die letzten 50 Jahre bedingte Tatsache, sondern es ist nur natürlich so und liegt mit begründet in der geographischen und geologischen Gestaltung. Daran sind nicht Menschen schuld, sondern so hat es die Natur gewollt, daß wir Deutschland gegenüber nicht getrennt, sondern verbunden sind durch einen Flußlauf, der die gemeinsame natürliche Verkehrsstraße bildet, daß wir gegen Frankreich getrennt sind durch einen Wall von Bergen, der uns nicht nur in wirtschaftlicher, sondern mehr noch in Beziehung auf Rasse und Sprache trennt. Und darum war es ein Unrecht, daß nach dem Weltkriege, der heute nur mit anderen Mitteln fortgesetzt wird, zwischen uns und unserem natürlichen Absatzgebiete eine unberechtigte Grenze, politisch und wirtschaftlich, festgelegt worden ist. Wenn Ihnen, Herr Minister, am Frieden Europas so viel gelegen ist, wie Ihre Regierung es immer wieder beteuert, dann entfernen Sie die Zollschranken am Rhein, und stellen Sie die wirtschaftliche Einheit zwischen uns und Deutschland wieder her! Unsere Existenz beruht auf dieser Einheit allein." — Aber solche Worte sind nicht gesprochen worden. Es wurde Champagner getrunken und getoastet; aber das entscheidende Wort fällt immer wieder unter den Tisch. Darf man sich dann wundern, wenn die Straße anfängt, der Tummelplatz der politischen Parteien und Interessengruppen zu werden? In Straßburg vor dem Baeckehiesel hat es zerrissene Kleider gegeben. Die Verhältnisse spitzen sich zu, das elsässische Gesicht wird von der welschen Schminke gereinigt werden und sich auch wieder einmal so präsentieren, daß man klug wird aus seinen Leuten. Es lebe die Freiheit!

Rodolphe Reuß †

In diesen letzten Wochen ist dem Kreis elsässischer Gelehrter ein Mann entrissen worden, dessen ganze Lebensarbeit der Erforschung und Darstellung der Geschichte unserer elsässischen Heimat gewidmet war, eine Gestalt, die geradezu in typischer Weise die Tragik unseres elsässischen Volkes widerspiegelt, Professor Dr. Rodolphe Reuß, der elsässische Historiker an der Pariser Ecole des Hautes Etudes.

Er, der Sohn Eduard Reuß', des Altmeisters der früheren Straßburger theologischen Fakultät, der einst der Sprachpolitik des zweiten napoleonischen Kaiserreichs das bewußte „wir reden Deutsch" entgegengeschleudert hatte, Rodolphe Reuß, der seine wesentliche Ausbildung als Historiker an den deutschen Universitäten Berlin, Göttingen und Jena erhalten hatte, er schloß seinen Lebensabend im Schatten der Anlagen des Roi-Soleil, in Versailles. Der Wunsch seiner Söhne, im französischen Heere zu dienen, hatte den Vater bestimmt, seinen Straßburger Wirkungskreis an der von ihm nach dem Brand 1870 neugeschaffenen Stadtbibliothek und dem Stadtarchiv im Jahre 1896 aufzugeben und den ihm von der französischen Unterrichtsverwaltung angebotenen Lehrstuhl an der Ecole des Hautes Etudes anzunehmen.

Ein Gelehrter von rastlosem Fleiß, stillem bescheidenen Wesen, ein Mann von umfassender Organisationskraft, uns, seinen einstmaligen Straßburger Schillern vom Protestantischen Gymnasium, ein liebenswürdiger und anregender Lehrer, dem wir ein teures und dankbares Andenken bewahren werden, ist mit Rodolphe Reuß zu Grabe getragen worden.

Seine ganze Liebe gehörte dem Elsaß und seiner Vergangenheit. Unermüdlich sammelte er und gab er heraus Chroniken seiner Vaterstadt. Ich erinnere nur an die Wiedergabe der Chroniken eines Specklin, Reißeisen, J. J. Walter, J. J. Mayer. Seiner Feder verdanken wir wertvolle Beiträge zur Reformationsgeschichte Straßburgs und seines höheren Schulwesens, namentlich des Protestantischen Gymnasiums. Sein Hauptinteresse indeß war der Entwicklung des Elsaßes im 17. und 18. Jahrhundert, insonderheit im Revolutionszeitalter zugewandt, also jener Periode der ersten Einfügung in das französische Staatsgebilde. Auf diesem Gebiete liegen seine Hauptwerke wie L'Alsace au 17ième siècle (2 Bände) und seine jüngste Veröffentlichung L'Alsace pendant la Révolution française (1789—1792), letztere besonders wertvoll durch Beigabe von Briefen der Abgeordneten an die Nationalversammlung.

Daneben kirchengeschichtliche Studien auf demselben Gebiet wie Les églises protestantes d' Alsace pendant la revolution und La constitution civile du clergé en Alsace.

Die Ideen der Aufklärung des 18. Jahrhunderts, ihre Verdichtung in dem demokratischen System der Revolution haben ihn in ihren Bannkreis gezogen. Wie der Versuch einer Selbstrechtfertigung liest sich seine 1922 erschienene Histoire de Strasbourg, in der das Bewußtsein um den deutschen Grundcharakter seiner elsässischen Heimat, der deutschen Vergangenheit Straßburgs, seiner Blüte in dem regen geistigen Austausch mit den deutschen Zentren der Reformation ringt mit dem Doktrinarismus westlichen Demokratismus und dem zentralistischen Gedanken des revolutionären und nachrevolutionären französischen Staats.

Ganz deutlich hebt sich aus dem Reuß'schen Werk die seit Franz I. betriebene Eroberungspolitik des französischen Königtums ab, der durch nichts zu rechtfertigende brutale Ueberfall Ludwigs XIV. und die mit unerbittlicher Härte betriebene Zerstörung der im Illkircher Vertrage der Stadt Straßburg zugesicherten alten Rechte und Privilegien. So ist unseres einstigen Lehrers im Siegesjubel von 1918 abgeschlossene Geschichte Straßburgs eine Bestätigung des von Carlyle, dem großen Schotten, in seinen Miscellaneous Essays geprägten Wortes: The cunning of Richelieu, the grandious long sword of Louis XIV., these are the only titles of France to those German countries. d. h.: Die Verschlagenheit eines Richelieu, das berüchtigte lange Schwert Ludwigs XIV. sind die einzigen Rechtstitel Frankreichs auf diese deutschen Lande.

Prof. Lic. Paira.

Marie Hart-Ehrung

Wie ein Sinnbild dessen, was das Schicksal über unsere elsässische und lothringische Heimat verhängt hat, erscheint uns der Ausklang des Lebens unserer Marie Hart. In ihrer schlichten und wahrhaftigen Weise hat sie ihrem Werke gedient als treue Verkünderin bodenständiger Art. Sie wollte aufweisen und ausdeuten, was die Geschichte und Geschicke aus ihrem Stamm und Land haben erwachsen lassen; sie wollte die Brüder und Schwestern ihres Volkes zur Erkenntnis des eigenen Wesens führen, um aus diesem Wissen den Willen zu schöpfen und zu speisen, die eigene Art zu behaupten und zu verteidigen. Als sie sich dem schönen Ziele nahe sehen durfte, da überschwemmte die welsche Welle alles, was sie als inneres und echtes Wesen ihres elsässischen Volkes und Landes erkannt und aufgewiesen hatte. Widersinn sollte nun sein, was in schicksalsvoller Geschichte gewachsen war; was die Zeiten gereift und geschaffen hatten, sollte widerrufen, vergessen, ausgelöscht und verfemt sein.

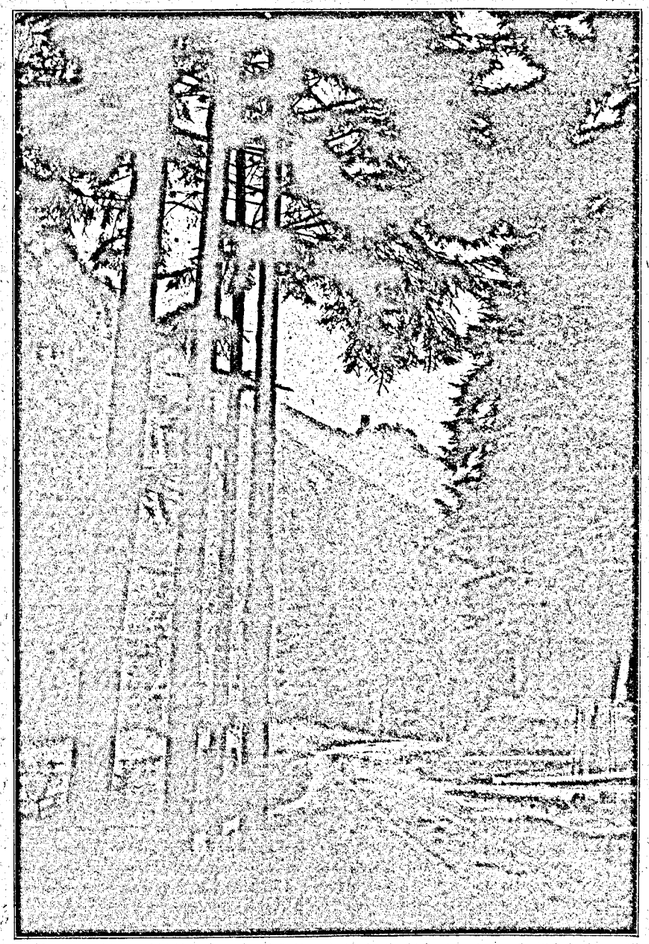
Wir danken unserer Marie Hart, daß sie ihrem Werke bis zu ihrem Lebensende treu geblieben ist. Wir danken ihr, daß sie um der Wahrhaftigkeit willen sich im hohen Alter von der Heimaterde losriß, um auf schwäbischem Boden ihr elsässisches Werk zu vollenden. Wir schulden ihr Dank für das Beispiel tapferer Gesinnung und unbeirrbarer Treue, das sie uns allen durch die Tat gegeben hat.

In ihren Dichtungen lebt und webt Marie Harts Geist und Wesen weiter, unantastbar und frei. In der elsässischen Heimat sind offene Zeichen der Anhänglichkeit und Liebe unmöglich. So drängt es uns, im trauten Städtchen Liebenzell, das der Verstorbenen als zweite Heimat liebgeworden und ihre letzten Tage gesehen hat, ein Zeichen der Dankbarkeit zu errichten, das uns zugleich zusammenführen möge in der Liebe zu dem Boden, dem wir unser Bestes verdanken.

Hans Karl Abel, Schriftsteller, Stuttgart / Generaldirektor Adler, Berlin-Grunewald / Dr. Ande, Schuldirektor, Rinteln / D. Anrich, Universitätsprofessor, Tübingen / Dr. Baier, Ministerialrat, Berlin / Dr. Beyer, Divisions-Unterrichtsleiter, Hohenkrug-Buchholz / Bernhard Böhle, Saßbachwalden / Bouchholtz, Studienrat, Marburg / Albert Bongartz, Kirchzarten b. Freiburg / Bostettet, Ob.-Reg.-Rat, Berlin / Dr. Breßlau, em. Univ.-Prof., Heidelberg / Bronner, Lehrer, Frankfurt a. M. / Dr. med. Cahn, Professor, Stuttgart / Cassel, Lehrer, Cassel / Baron Charpentier, Schloß Emmerichshofen / Coßmann, Reg.-Vizepräsident, Merseburg / Dr. Crohn, Professor, Stettin / Dr. D. Curtius, Konsistorialpräsident a. D., Heidelberg / Dr. Dehio, em. Universitätsprofessor, Tübingen / Dieckhoff, Bezirkspräsident a. D., Lenzkirch / Dissort, Regierungsrat, Stuttgart / Dominicus, Staatsminister a. D., Berlin / Donnevert, Ministerialrat, Berlin / Durand, Landgerichtsdirektor, Berlin / D. Ernst, Pfarrer, Stuttgart / Dr. Ernst, Schriftleiter, Berlin / D. Federlin, Pfarrer, Wildbad / Dr. D. Ficker, Universitätsprofessor, Halle / Gadomski, Schriftleiter, Berlin / Staatsrat Gall, Danzig / Gangloff, Justizrat, Berlin-Wannsee, / Freiherr von Gemmingen-Hornberg, Bezirkspräsident a. D., Heidelberg / Dr. Gerland, Universitätsprofessor, Jena / Gilg, Geschäftsführer des Hilfsbundes für die Elsaß-Lothr. i. Reich, Berlin / Dr. Goetz, Ministerialdirektor z. D., Stuttgart / Freiherr v. d. Goltz, Konsistorialpräsident, Coblenz / Grottke, Regierungsrat, Berlin / Großmann, Gewerbeoberlehrer, Würzburg / Grucker, Pfarrer, Fritzlar / Dr. Grupe, Universitätsprofessor, Heidelberg / Dr. Emma Haller, Berlin / Hanhart, Professor, Donaueschingen / Helmbold, Studienrat, Weimar / Dr. Hergesell, Professor, Bad Liebenzell / Dr. Elli Heuß-Knapp, Berlin / Herrmann, Pfarrer, Gehaus, Rhön / Heywang, Hauptlehrer, Gochsheim, Unt.-Franken / Dr. Holtzmann, Universitätsprofessor, Halle / Horning, Ministerialrat, Berlin / Bernd Isemann, Schriftsteller, Schleißheim bei München / Dr. Jacobi, Dipl.-Ing., Frankfurt a. M / Lic. Kapp, Universitätsprofessor, Freiburg i. Br. / Otto Kayser, Hamburg / Kellermann, Notar, Mannheim / Kipp, Hauptlehrer, Stuttgart / Tim Klein, Schriftleiter, München / Dr. Koenig, Studienrat, Gießen / Koenig, Schuldirektor, Delitzsch / Dr. Adolf Krencker, Studienrat, Berlin-Steglitz / Dr. Daniel Krencker, Professor an der Techn. Hochschule, Architekt, Charlottenburg / Dr. med. Ledderhose, Universitätsprofessor, München / Dr. Friedrich Lienhard, Professor, Schriftsteller, Weimar / Loewe, Direktor, Berlin / Dr. Lüdtke, Verlagsbuchhändler, Berlin / Michaelis, Pfarrer, Weimar / Dr. Müller-Blattau, Königsberg / Dr. Nobis, Ministerialdirektor, Berlin / Nußbaum, Direktor, Berlin / Oschmann, Pfarrer, Stuttgart / Lic. Paira, Professor, Pfarrer, Roda / Pellon, Professor, Berlin / Dr. Pfitzner, Generalmusikdirektor, München / Pauli, Regierungspräsident z. D., Potsdam / Pöhlmann, Bezirkspräsident a. D., Karlsruhe / Polaczek, Professor, München / Dr. Purper, Rechtsanwalt, Notar, Berlin / Raeppel, Geschäftsführer des Deutschen Lehrervereins, Berlin / Richert, Reichswirtschaftsgerichtsrat, Berlin / D. Scherer, Bonn / Christian Schmitt, Bibliothekar, Karlsruhe / Schmitthenner, Professor an der Techn. Hochschule, Architekt, Stuttgart / Dr. Schmutz, Regierungsrat, Würzburg / Schneegans, Professor an der Techn. Hochschule, Architekt, Dresden / Dr. Schultz, Universitätsprofessor, Frankfurt a. M. / Dr. Schwalb, Landgerichtspräsident z. D., Berlin / Dr. Schwander, Exz., Oberpräsident Cassel / Dr. Spahn, Universitätsprofessor, Berlin / Dr. Spiecker, Amtsgerichtsrat, Stuttgart / Dr. Stadler, Regierungs-Vizepräsident, Cassel / Dr. Stenzel, Bibliothekar, Stuttgart / Dr. Teichmann, Stadtbibliothekar, Karlsruhe / Dr. Truschel, Stadtschulrat, Halle / Ulmer, Regierungsinspektor, Berlin /, Vomhoff, Apotheker, Ludwigsburg / Walter, Lehrer, Stuttgart / Wendling, Schulrat, Herskeld / Dr. Wentzcke, Archivdirektor, Barmen / Dr. Wiedeburg, Sanitätsrat, Bad Blankenburg (Thüringen) / Wizinger, Staatsanwalt, Stuttgart / Wodli, Verwaltungsdirektor, Berlin / Alfred Wolf, Direktor, Berlin / Paul Wolf, Ministerialrat, Berlin / Dr. Wolfram, Universitätsprofessor, Frankfurt a. M. / Dr. med. Würtz, Professor, Stuttgart / Zier, Pfarrer, Ottenhausen.

Spenden erbeten auf Postscheckkonto des Herausgebers (Dr. Rob. Ernst No. 109799, Postscheckkonto Berlin)

Dritte Spendenliste auf der Schlußseite dieses Heftes.



Die Ulrichsburg.

Vogesenschau.

Müd sinkt ein Tag, ein regentrüber;
Der Abend folgt ihm hell und schön.
Vom Schwarzwald schweift mein Blick hinüber
Zu meiner Heimat blauen Höhn.

Lang blieb im finstern Wolkenbette
Verborgen ihr vertrautes Bild.
Nun zeigt sich klar die ganze Kette.
Das stimmt die Seele still und mild.

Denn so wie dort in sanfte Röte
Sich wandelte der Nebelrauch,
Strahlt auf am Ende meiner Nöte
Mein ausgesöhntes Leben auch.

Und wenn nach dieser Zeit Getriebe
Der Tod zerbricht das letzte Joch,
Soll meine leiderhöhte Liebe
Dich, teures Land, umleuchten noch.

Christian Schmitt, Karlsruhe.

Den mundartlichen Beitrag von Fritz Bouchholtz, den fünften in der Reihe „Ues minere Abedeckerzit", haben wir wegen Raummangels zurückstellen müssen; wir werden ihn im Novemberheft zum Abdruck bringen. Die Schriftleitung.

Germaine.

Von Ernst Moritz Mungenast.

Germaine Delaitre wohnte mit ihrer alten Mutter in Queuleu, in einem der vielen Gartengäßchen, die sich an den Ufern der Seille in blumenbuntem Gewirr die leichten Hügel hinaufdrängten. Frühmorgens stand sie auf, besorgte die fast erblindete Mutter, warf die Gartentüre laut knallend zu und eilte in die Stadt, in die Konservenfabrik Moitrier, wo sie seit mehreren Jahren arbeitete, da die kleine Rente, die der Vater hinterlassen hatte, nicht reichte und sie für die Mutter aufkommen mußte. Germaine arbeitete nicht gerne. Sie beneidete die eleganten Frauen, die auf der Esplanade spazieren gehen, das Konzert anhören, sich den Hof machen lassen und im übrigen ein angenehmes, ungebundenes Leben führen konnten. Des Sonntags und in den freien Abendstunden lag sie unter den Mirabellenbäumen des schönen Gartens, in dem die Mutter eigensinnig herumwirtschaftete, und las Maupassant und Beaudelaire, welche Bücher sich der kunstliebende Vater einst gekauft hatte. Oft sanken die Hände in den Schoß, und schwermutsvolle Sehnsucht stieg empor und umdunkelte die glänzenden Augen. „Ce soir, la Lune rêve avec plus de paresse . . .", rezitierte sie. „Der Mond schwebt heute so müde daher." Ein feiner Wind wehte das ferne Glockenspiel von St. Martin in den stillen Abend.

Ein neuer Frühling brauste über das Metzer Land. Germaine befand sich mit ihrer Mutter in Lorry, wo sie wie gewöhnlich die vierzehn Tage Urlaub bei ihrer Tante verbrachte. Das kleine Häuschen in Queuleu hatte man guten Nachbarn anvertraut. Hier lernte sie Gaston, den Sohn des Pharmacien Bonnet kennen. Es war um die Mittagszeit. Eine Schwadron roter Dragoner kam mit flatternden Fähnchen über die grünen Hügel und streifte, das Bürgermeister der Obstgärten durchquerend, das Dorf. An einem Brunnen, wo sich Germaine befand, machte die Schwadron hat und tränkte die erschöpften Pferde. Kurzum: Gaston sprach Germaine an, und als die Schwadron wieder weiterritt, war ihr, als hätte ihr Leben gleich einer Flut einen mächtigen Damm durchbrochen, die Wasser brausten ins Freie. Germaine blickte glückselig atemlos den Reitern nach. Am Himmel eilten weiße Wolken.

Wenige Tage, nachdem das Häuschen in Queuleu wieder bezogen war, erschien Gaston Bonnet mit ängstlichem Gesichte im Gäßchen und klopfte zaghaft an die Gartentüre. Germaine ließ ihn eintreten. Völlig verwirrt bat sie ihn unter den Mirabellenbäumen Platz zu nehmen. Nun folgten Wochen unsagbaren Glückes. Gaston brachte eines Tages seinen sehr ehrwürdigen und äußerst eleganten Vater mit, und man beschloß, daß die Hochzeit gleich im Herbste stattfinden sollte, kaum daß Gaston seiner Dienstpflicht genügt habe. Monsieur Bonnet saß mit Madame Delaitre in der guten Stube. Gaston und Germaine hatten sich in dem äußersten Winkel des Gartens versteckt. Sie ging nicht mehr zur Arbeit, sie träumte Tag und Nacht von Madame Bonnet, die sie bald sein werde. Maupassant und Beaudelaire schlummerten in der Kommode.

Da brach der Krieg aus. Kanonendonner umdrohte die große Festung, die Straßen zitterten unter dem eisernen Tritte der Armeen. Ueber dem Metzer Lande hingen schwere Schicksalswochen, in denen furchtbare Blitze dräuten. Feindliche Flieger machten die Nacht zu quälendem Tage. Die Einwohner saßen in den Kellern und beteten zu Gott. Germaine ging wie betäubt umher und schwieg. Gaston Bonnet war im Felde. Und es war bereits Weihnachten, als père Bonnet zu später Stunde ins Gäßchen kam, mit der Nachricht, daß Gaston schwer verwundet in St. Blandine liege und nach Germaine verlange; Gaston habe das rechte Bein verloren. Der alte Herr weinte, Germaine sank an seine Brust und schrie. Madame Delaitre richtete sich wortlos im Bette auf.

Im Jahre 1916 wurde Gaston aus dem Lazarett entlassen. Mit einem Holzbein hinkte er durch die Metzger Straßen, an Germaines Arm, die ihn unermüdlich gepflegt hatte. Im gleichen Jahre fand die Hochzeit statt, aber es war ein freudloses Fest. Zermürbt und bedrückt hatte der Krieg die Leute gemacht. Das Unheil schwoll. Die Gemüter waren zu verängstigt, als daß sie noch aufzubegehren verlangten gegen ein Schisal, das sie nicht wünschten. Bitterste Not und Entbehrung, Einquartierung und stete Lebensgefahr waren die täglichen Gäste. Die Revolution brach aus. Teilnahmslos betrachtete die Bevölkerung das Treiben entarteter Soldaten. Blutender Schmerz durchlief alle Gassen. Die uralte Kathedrale, schwarz und verregnet, schien sich in unsäglicher Trauer verbergen zu wollen. Und die Gerüchte, daß die Franzosen kämen, lockerte den letzten Boden unter den Füßen. Armes Lothringen, nicht nur mit Blut, sondern auch mit welch bitteren Tränen sind deine Aecker und deine Wiesen getränkt!

Und die Franzosen zogen ein. Die Trikolore wehte über Metz, der Poilu hatte den Grenadier vertrieben. Hinter verschlossenen Fenstern saß Germaine mit Gaston und den beiden Alten, sich wehrend gegen eine Lüge, die sie nicht auszusprechen wagten, als es die Treppe heraufpolterte und an der Korridortüre krachte. Französische Polizei kam, um Gaston zu verhaften, er habe eine französische Fahne provokatorisch heruntergerissen. Gaston war totenblaß und protestierte mit zitternden Händen. Hinter der Polizei hatte sich hohngrinsendes Volk herangedrängt. Germaine erkannte unter ihnen einen Schreiber der Konservenfabrik, einen buckligen Kretin, der sie oft verfolgt hatte. Gaston wurde abgeführt, wie ein Verbrecher durch die Straßen, in denen die Menschen wogten, nach dem Paradeplatz gebracht, zur Hauptwache und noch an gleichem Abend auf Fort Württemberg.

Noch vier Abende stand Germaine auf den Wällen des Forts, an der Straße nach Freskaty, und warf ihrem Manne Wurst und Brot in den Laufgraben hinunter. Ungefähr vierzig Verhaftete waren dort eingesperrt und blickten mit hilflosen Augen zu den Verwandten hinauf, welche von den marokkanischen Posten immer und immer verjagt wurden. Alte Mütter weinten um ihre Söhne, Kinder um ihre Väter, und Frauen um ihre Männer. Als Germaine am nächsten Abend wiederkehrte — tagsüber waren die Verhafteten in Kasematten eingesperrt — erfuhr sie, daß dieselben nach Südfrankreich ins Gefängnis abtransportiert worden seien. Sie verschenkte das mitgebrachte Essen unter die umherstehenden Leute, eilte die dämmernde Pappelallee zurück, laut weinend, und suchte nachhause. Französische Artillerie versperrte die Wege. Monsieur Bonnet, der die Nachricht mit Angst erregender Dumpfheit empfing, versuchte nicht sie zu trösten. Germaine ging am nächsten Tage zum französischen Kommandanten; sie wurde vorgelassen. Der Kommandant, General M. H., notierte sich ihre Adresse und versprach ihr zu helfen. Statt dessen erhielt sie von ihm am folgenden Tage den Ausweisungsbefehl und mußte Metz verlassen.

In Karlsruhe, wohin die deutschen Behörden sie geleitet hatten, erhielt Germaine vom Vater nach langen Monaten einen konfusen Brief, aus wechem sie ersah, daß Gaston in einem Gefängnis in den Basses Alpes gestorben sei, daß ihre Mutter noch lebe und alle Tage auf sie warte. Ein kleines Bild, ein Panorama von Metz, lag dem Briefe bei. Lange betrachtete sie die geliebte Stadt und ging wohl in Gedanken die schönen stillen Straßen entlang. Sie sah Monsieur Bonnet in elegantem Habit, sah ihre Mutter hinter dem Fenster sitzen und dachte an die Schwadron Dragoner in Lorry. Germaine vermochte nicht mehr zu weinen, sie hatte in der Fremde ihre letzten Tränen vergossen.

Sie starb in bitterster Not im Juni 1919 in der Universitätsklinik zu F.... bei der Geburt eines Kindes, welches dem städtischen Waisenhause übergeben wurde. Niemand geleitete sie zum Grabe.

Eine Unterstützung unserer Arbeit bedeutet es, wenn die Leser ihren Bedarf an Büchern und Noten durch unsere Verlagsbuchhandlung beziehen. Jedes in diese Zeitschrift besprochene und angezeigte Buch, wie überhaupt jede Erscheinung des deutschen und ausländischen Buchhandels wird ohne Mehrkosten geliefert. Wir verweisen unsere Leser erneut auf diese Möglichkeit, ohne eigenes Opfer unserer Bestrebungen zu fördern.

Bestellungen bitten wir zu richten: „An die Vertriebsstelle der Zeitschrift „Elsaß-Lothringen", Berlin W 30, Postschließfach Nr. 5, Zahlungen an Postscheckkonto Dr. R. Ernst, Nr. 109 799, beim Postscheckamt Berlin.

Schriftleitung und Verlag.

Büchertisch.

Eingelaufene Schriften.

(Besprechung vorbehalten)

P. Fehner und Ed. Lotzer, Das neue Zivil- und Handelsrecht in Elsaß-Lothringen ab 1. Januar 1925. Die Gesetze vom 1. Juni 1924. Französischer Text mit gegenüberstehender deutscher Uebersetzung. Mit Randvermerken, bibliographischen Notizen und Sachregister. 380 Stn. Brosch. 7,50 Frs. (2,20 Mk.), gebdn. 9,50 Frs. (2,70 Mk.) Colmar 1924. Société Alsacienne d' Edition „Alsatia", S. A.

H. Laufenburger, L'industrie sidérurgique de la Lorraine désannexée et la France. 251 Stn. 12,— Frs. Nancy, Paris, Straßburg 1924, Librairie Berger-Levrault.

Max Reichard, Franz Haerter. Ein Lebensbild aus dem Elsaß. 135 Stn. In Halbleinen gebdn. 1,25 Mk. Straßburg, 1897. Buchhandlung der Evangelischen Gesellschaft.

F. Hein, Wasgenwald, Sechs Holzschnitte in Mappe, 20,— Mk.; Leipzig, Verlag R. Voigtländer.

G. Lüdike, Elsaß-Lothringen im französischen Tendenzroman. (Sonderdruck aus „Els. Lothr. Jahrbuch Bd. 3"), 21 Stn. 1,— Mk Berlin 1924. W. de Gruyter & Co.

Rob. Will, E Pfarrhüs üs dr' guede alde Zytt. Gschichtle-n-un-Erinnerunge. (Dritte vermehrte Auflage). Mit Bildle vun Henri Bacher. 128 Stn. 7,50 Frs. (2,20 Mk.) Straßburg 1924. Buchhandlung der Evangelischen Gesellschaft.

E. Kroll, Hans Pfitzner. Mit Notenbeispielen und dem Porträt Pfitzners. (Bd. XII. der Sammlung „Zeitgenössische Komponisten", herausg. von H. W. von Waltershausen). 256 Stn. Kart. 5,— Mk., in Ganzleinen 6,50 Mk. München 1924. Drei Masken Verlag.

W. Bruckner, Das Schicksal der deutschen Sprachminderheiten in romanischen Ländern. 24 Stn. Basel 1924. (Beilage zur Jährlichen Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins.) Buchdruckerei zum Basler Berichthaus.

St. Glöckler, Deutschenbüchlein. 62 Stn. Brosch. 1,— Mk. Karlsruhe 1924. Badische Druckerei und Verlag J. Boltze.

K. Jagow, Das Drama der 13 Tage; ein Beitrag zur Kriegsschuldfrage. (In Verbindung mit der Zentralstelle für Erforschung der Kriegsursachen). 48 Stn. Kart. 1,— Mk. Berlin 1924. Otto Elsner Verlagsgesellschaft.

E. Tiessen, Versailles und Fortsetzung. Eine geopolitische Studie. 62 Stn. Gebdn. 1,80 Mk. Berlin-Grunewald 1924. Kurt Vowinkel Verlag.

K. Larsen, Der Adlerflug über den Rhein und den Aequator. (Berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen). 142 Stn. 3,60 Mk. Berlin. Reimar Hobbing.

Th. Ruyssen, Les Minorités Nationales d' Europe et la Guerre Mondiale. 421 Stn. Brosch. 12 Frs. Paris 1923. Les Presses Universitaires de France.

K. Storck, Deutsche Literaturgeschichte. 9. vermehrte Auflage, XII und 658 Stn. Stuttgart. In Halbleinen 10,— Mk. J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung.

Kalender auf das Jahr 1925:

Deutscher Heimatkalender, herausgegeben von Karl Maußner als Veröffentlichung des „Deutschen Heimatbundes". Berlin 1924. (159 Blatt) 4,50 Mk. Dürer-Verlag, Berlin-Zehlendorf.

Michel. Ein Zeitweiser für das deutsche Haus 1925. Wochenabreißkalender mit 12 Monats- und 52 Wochenbildern. 3,— Mk. Hannover 1924. Ernst Letsch Verlag.

Kalender des deutschen Rechts 1925. 2,50 Mk. Berlin 1924. Otto Stollberg & Co. Verlag für Politik und Wirtschaft

Deutsches Land in Feindeshand. 2,50 Mk. Leipzig G. 1924. Hermann Eichblatt Verlag.

Franzosenkalender auf das Jahr 1925. Herausgeber: „A" (Rumpelstilzchen). In Abreißform. Bildentwurf von Fritz Koch-Gotha. 2,50 Mk. Berlin 1924. Brunnen-Verlag, Karl Winckler

Einbanddecken! Wir verweisen unsere Bezieher auf das Inserat auf dem Umschlag dieses Heftes, worin wir um Vorbestellungen für Einbanddecken für die ersten beiden Jahrgänge unserer Zeitschrift bitten.

Die Vertriebsstelle.

Presseschau.

Weiter Zollfreiheit für elsaß-lothringische Erzeugnisse?

Aus einem Aufsatz „Deutsch-französische Wirtschaftverständigung" der Straßburger „République" vom 27. August:

„... Der politischen Verständigung muß die kulturelle folgen. All zu lang dauert schon der törichte — notabene: gegenseitige — Boykott auf wissenschaftlichem, sozialem, sportlichem und künstlerischem Gebiete ... Neben oder vielleicht sogar vor der restlosen Wiederaufnahme der kulturellen Beziehungen gilt es indessen, die wirtschaftlichen Fäden zwischen Frankreich und Deutschland wieder zu knüpfen. Hierzu gehört allerdings mehr als bloßer guter Wille. Hier bedarf es gründlicher Prüfung und minutiöser diplomatischer Feinarbeit. Es wird nötig sein, daß gerade Frankreich hierfür alle ihm zu Gebote stehenden politischen und wirtschaftlichen Mittel anspannt, und daß es alle wirtschaftlichen Kräfte, über die es verfügt, in wirksamster Weise zusammenfaßt. Denn hier gilt es nicht nur formell, sondern auch materiell einen Friedenszustand herbeizuführen, der, um es gerade heraus zu sagen, bis jetzt schmerzlich vermißt wird. Von einem wirtschaftspolitischen Frieden zwischen beiden Ländern kann bis jetzt keine Rede sein. Ja, man kann nicht einmal wissen, ob die bestehenden Spannungen nicht noch in einen regelrechten Zoll- und Wirtschaftskrieg zwischen uns und unsern östlichen Nachbarn ausarten werden... Auf die bedenklichen Folgen, die aus einer derartigen Zuspitzung protektionnistischer Art für uns im Elsaß ergeben könnten, wiesen wir bereits vor einiger Zeit hin.

Was es für unsere Industrie bedeutet, wenn Deutschland am 10. Januar 1925 dem Elsaß die Exporttüre vor der Nase zuschlägt, darüber werden sich unsere Eisenhütten- und Metallindustriellen in Lothringen, unsere Textilfabriken und Appreteure im Oberland, unsere Mühlenbesitzer, unsere Hopfenhändler und unsere Weinbauern im Unterelsaß nachgerade keinen Illusionen mehr hingeben. Aber es muß immer und immer wieder betont werden, — denn es ist in weiteren Kreisen auch heute noch viel zu wenig bekannt —, wie sehr gerade wir im Elsaß darauf angewiesen sind, uns auch wirtschaftlich mit Deutschland zu verständigen. Nicht, daß wir die Abhängigkeit unserer einheimischen Produktion vom deutschen Konsumenten überschätzen wollten. Wir verstehen nicht nur die Freude derjenigen, die froh sind, den Preußenstiefel nicht mehr im Genick zu verspüren (!!), sondern wir würdigen auch durchaus alle Bestrebungen der elsässischen Industrie, sich von deutschen Einflüssen zu emanzipieren. Mit Stolz dürfen Bergbau, Industrie und Landwirtschaft unserer Provinzen immer wieder darauf hinweisen, daß sie schon während der vergangenen 5 Jahre, in denen der Tiefstand der deutschen Mark die Vorteile des Zollprivilegs paralysierte und sozusagen eine künstliche Schutzzollmauer gegen den elsässischen Export errichtete, sich ziemlich unabhängig vom deutschen Abnehmer machen (?) und sich weite neue Absatzgebiete im gesamten übrigen Auslande erschließen konnten (?). Es ist also keineswegs richtig, schlechthin zu behaupten, unsere Industrie stehe und falle mit Deutschland. Nein, wir waren und sind auch heute noch ein Land, das sich binnenwirtschaftlich gesprochen, aus sich selbst ernähren kann, und das in seine außenhandelspolitischen Berechnungen gewaltige Aktiva einzustellen vermag. Wenn wir aber den Blick vorwärts richten und uns mit dem Erreichten nicht zufrieden geben wollen, — und warum sollte das Elsaß und mit ihm Frankreich in wirtschaftlicher Hinsicht nicht noch expansionsfähig und -bedürftig sein? —, dann müssen wir mit den Methoden der Vergangenheit gründlich brechen. Mit Gewalt wird Frankreich von Deutschland nichts erreichen. Wir müssen vielmehr versuchen, bei den kommenden Verhandlungen zum Abschluß eines deutsch-französischen Handelsvertrages durch kaufmännisches Geschick und durch diplomatische Kunst an Konzessionen für unsere elsaß-lothringische Industrie herauszuschlagen, was Deutschland als äußerstes Zugeständnis einzuräumen geneigt ist. Denn wir sind nun einmal Grenzland, Grenzwirtschaftsland und also Vermittler zwischen den beiden Ländern und sind daher nicht nur auf beide Länder angewiesen, sondern geradezu prädestiniert, wirtschaftliche Konzessionen zwischen

Deutschland und Frankreich vorzubereiten und ihren Abschluß zu erleichtern.

Man kann es uns daher nicht verdenken, wenn wir die Phrasenpolitik des seligen Nationalblocks auch auf ökonomischem Gebiete herzlich satt haben, und wenn wir ehrlich bekennen, daß wir uns einer pazifistischen Politik auf dem Gebiete der Wirtschaftsbeziehung nicht schämen. Kommt doch jeder Vorteil, den wir hier erreichen, indirekt auch dem übrigen Frankreich zu gute. Unsere wirtschaftliche Prosperität ist Frankreichs Prosperität, unser Reichtum ein Teil seines Reichtums, unser Friede die Gewähr für seinen Frieden. Solange der Poincarismus im Rheinland und an der Ruhr Scherbenpolitik trieb, wurde Frankreich, und damit auch das Elsaß, von Deutschland wirtschaftlich und kulturell boykottiert. Gewiß, wir wußten diesen Boykott zu tragen und nahmen, wenn auch widerstrebend, nach außen die Konsequenzen selbst derjenigen Politik auf uns, die wir nach innen bekämpfen mußten. Nun aber, wo die Bahn frei ist, die Beilegung des Ruhrkonflikts nahe in Aussicht steht, wo die unseligen und ungeschickten Annexions- und Separationspolitiker endlich kalt gestellt werden, sollten wir Elsässer weiter im Schmollwinkel verharren, oder was genau so verkehrt wäre, uns Deutschland gegenüber auf das hohe Roß setzen und den Unterhändlern von drüben etwa zurufen: „Ihr braucht uns notwendiger wie wir Euch. Kommt zu uns, wenn Ihr was von uns wollt!" ... Deutschland wird sich auch in wirtschaftlicher Hinsicht keinem Diktat mehr beugen. Was es uns gibt, wird es nur freiwillig, Zug um Zug, auf Basis strenger Reziprozität geben ... Heute stehen wir von einer neuen Situation. Frankreich hat nun nicht mehr auf die Unterstützung seiner Alliierten oder selbst wohlwollender Neutraler zu bauen. Einzig und allein auf unsere eigene Geschicklichkeit und unsere wirtschaftlichen Trümpfe müssen wir rechnen, wenn wir uns jetzt zu der großen Partie mit Deutschland an den grünen Tisch setzen. Hoffentlich wird es ein Spiel sein, bei dem beide gewinnen und keiner verliert ..."

* * *

In einem längeren Aufsatze „Der Umfang der Handelsvertragsverhandlungen mit Deutschland" der „République" vom 3. Oktober heißt es:

„... Wenn man die nun erlöschenden Vertragsgrundlagen der Handelsbeziehungen zu Deutschland betrachtet, dann muß man sagen, daß das Gebäude äußerst solide gezimmert gewesen ist, daß man nichts vergessen hatte, was einen Vorsprung und Vorrang über die deutsche Konkurrenz sichern konnte, Deutschland der Ausbeutung durch die Alliierten öffnen konnte. Wenigstens auf dem Gebiet der vertraglichen Bindungen war nichts vergessen. Vergessen waren nur — die Wirtschaft, die Grundtendenzen und Grundgesetze dieser kapitalistischen Wirtschaftsorganisationen, unter der wir leben, und die in Deutschland ebenso absolut herrschen wie in den hochkapitalistischen Ententeländern... Heute sagen unsere Handelskammern ganz offen, daß die Versailler Bestimmungen den erwarteten Vorteil nicht gebracht haben. Und das ist leider nur zu wahr. Wir wissen heute: auf dem bisher eingeschlagenen Wege geht es nicht. Man muß die wirtschaftlichen Dinge wirtschaftlich behandeln. Diese Lehre der letzten 5 Jahre muß nachdrücklich betont werden, das Lehrgeld, das wir für die eine Erfahrung bezahlen mußten, war gerade teuer genug.

Die Zahl und Größe der Verhandlungsgegenstände, die durch den Friedensvertrag selbst jetzt in einem Bündel auf die Tagesordnung gesetzt werden, ist sehr groß. Es bleibt kaum eine andere Wahl, die Unterhändler müssen aufs Ganze gehen und einen neuen kompletten Handelsvertrag im Sinne eines neuen Grundgesetzes für die Regelung der beiderseitigen Wirtschaftsbeziehungen aufzustellen versuchen. Das hat für unser kleines Elsaßland eine recht fatale Konsequenz. Die Fragen unseres zollpolitischen Sonderrechts, die uns natürlich mehr als alles andere am Herzen liegen, die auch kürzlich dem Handelsminister von unseren Handelskammern mit großer Einmütigkeit und großem Nachdruck ans Herz gelegt wurden, die sind im Rahmen des Ganzen, das zur Verhandlung steht, nur ein relativ kleiner Teil. Das ist sehr unerfreulich, aber es hat keinen Zweck, daß wir uns unsere Lage verheimlichen und uns Illusionen machen, die doch nur in bitterer Enttäuschung enden könnten....

Wir müssen uns mit dem Gedanken vertraut machen, daß unbeschadet aller von außen genommenen Hilfsmittel die Vereinbarungen im wesentlichen aus Kompromissen in der Sache selbst hervorgehen werden müssen. Es muß ein Geschäft abgeschlossen werden, bei dem beide Teile auf ihre Rechnung kommen. Do ut des, leben und leben lassen, ist noch alle Zeit die beste Handelsmaxime gewesen. Je mehr man sich von diesem Grundsatz leiten läßt, um so mehr entfernt man sich von den Anschauungen der wirtschaftlichen chinesischen Mauer, des verstiegenen Schutzzoll- und Ausschließungssystems, und je mehr das geschieht, um so mehr können wir hier im Elsaß, von unsern Sonderwünschen abgesehen, mit dem Gang der Dinge zufrieden sein. Denn der Freihandel hat, wie letzthin der Straßburger Handelspräsident sehr zutreffend betonte, noch immer die Grundlage für die Blüte des Elsaß gebildet...."

* * *

Die „Straßburger Neue Zeitung" vom 16. September berichtet ausführlich über die eben erwähnte Rede des Präsidenten der Straßburger Handelskammer, die beim Empfang des Handelsministers Raynaldy gehalten worden ist. Aus dieser Rede Herrenschmidts führen wir hier Nachstehendes an:

„... Frankreich und Deutschland sind gegenseitig zu wichtige Lieferanten und Kunden, und ein Zollkrieg zwischen beiden Ländern würde höchst bedauerliche Folgen haben. Damit diese Verhandlungen abgeschlossen werden können, muß man auf beiden Seiten begreifen, daß gegenseitige Konzessionen nötig sind. Was uns betrifft, so würden wir, so sehr wir verstehen, daß gewisse unserer Industrien eines wirksamen Schutzes bedürfen, sehr bedauern, wenn der ausgesprochene protektionistische Geist triumphieren würde, der in gewissen Kreisen besteht. Der wirtschaftliche Nationalismus ist eine gefährliche Formel, die wir im Interesse Frankreichs definitiv verschwinden sehen möchten. Wenn wir verlangen, daß dem Protektionismus Einhalt geboten wird, so bleiben wir übrigens einer unserer besten elsässischen Traditionen getreu. Der Freihandel hat stets die Wohlfahrt des Elsaß gebildet, eines Landes, in dem sich die Straßen kreuzen, die von Frankreich nach Deutschland, vom mittelländischen Meere nach dem Nordmeere führen. Wir sind dazu vorbestimmt, eine Durchfahrtsstraße und eine Verbindungsregion zu sein. Unser gelehrter Landsmann und Freund, Herr Charles Schmidt, hat kürzlich wieder einen glänzenden Beweis dafür geliefert, als er nachwies, daß wenn unter dem ersten Kaiserreich bis 1811 ein Drittel des französischen Handels über Straßburg ging (Lyoner Seide, Weine aus Bordeaux und der Champagne, Pariser Artikel, Früchte aus dem Süden, Kaffee, Zucker, Tabak, Baumwolle), diese glänzende Wohlfahrt später durch den Protektionismus ein Ende nahm.

Während des ganzen 19. Jahrhunderts haben die Vertreter des Elsaß — Parlamentarier und Handelskammern — ständig eine liberale Wirtschaftspolitik verlangt, die den Freihandel und besonders den Transitverkehr garantiert, der stets eine der wichtigsten Quellen des Reichtums des Elsaß und von Straßburg war.... Heute wie gestern verlangen wir daher eine liberale Politik. Nicht etwa weil wir die Anmaßung haben, dem ganzen Lande Gesetze vorzuschreiben. Wir haben jedoch das Recht, daran zu erinnern, daß das Frankreich von 1924 nicht mehr dasjenige von 1914 ist, und daß sich mit der Rückkehr des Elsaß zu Frankreich ein neues Element an die wirtschaftliche Einheit des Landes gefügt hat, oder vielmehr, daß der Anschluß unserer Region in Frankreich die Tradition des Großhandels und des wirtschaftlichen Liberalismus verstärkt hat, die bereits durch Lyon und Marseille, um nur diese beiden Städte zu nennen, so glänzend vertreten waren..."

* * *

Zu der Rede Herrenschmidts beim Raynaldy-Bankett macht die „Frankfurter Zeitung" die nachstehenden Bemerkungen, „an denen manches zu beherzigen wäre", wie sich die „Straßburger Neue Zeitung" (19. September) ausdrückt:

„... Das durch den Friedensvertrag an Frankreich angeschlossene Elsaß-Lothringen, dessen Wirtschaft aufs engste mit dem ganzen westlichen Deutschland verknüpft war, muß naturgemäß jetzt für Freihandel eintreten, da es von dem Absatz seiner Produkte in Frankreich nicht viel zu erwarten hat. Es fragt sich nur, ob Elsaß-Lothringen mit seinen Wünschen bei der bisher schutzzöllnerischen Handelspolitik Frankreichs durchdringen wird. Davon wird für Elsaß-Lothringen alles abhängen. Denn Elsaß-Lothringen muß jetzt seine handelspolitischen Bedürfnisse natürlich im Gesamtrahmen der französischen Handelspolitik verfolgen; es kann nach Ablauf der Uebergangsfrist gerechterweise von Deutschland keine Sonderbehandlung mehr erwarten. Der französische Handelsminister hat nun in Straßburg Worte gefunden, die vielleicht einen etwas freieren Zug in der französischen Handelspolitik der Zukunft erhoffen lassen. Doch auch er, der Freund des freihändlerisch gesinnten Herriots, glaubt noch nicht auf einen Rest Protektionismus verzichten zu können. Seine Begründung dafür besteht in einem merkwürdig primitiven Irrtum: die Konkurrenz mindervalutarischer Länder macht die Einführung des Freihandels unmöglich. Welches bedeutende Land kann man heute darunter verstehen, als eben das Frankreich, dessen Handelsminister glaubt, sich vor Valutadumping schützen zu müssen? Es gibt auch eine Handelspolitik der Offenheit und des guten Willens, und wir sind der Ansicht, daß Frankreich eine solche auch zu seinem eigenen Nutzen führen könnte."

* * *

Daß Elsaß-Lothringen übrigens keineswegs nur mit außerfranzösischen Widerständen zu rechnen hat, sondern einflußreiche Gegner der eigenen Forderungen in Altfrankreich selbst fürchten muß, darauf haben u. a. der „Elsässer" am 28. August und die „Dépêche de Mulhouse" am 6. September hingewiesen:

„... Zur Kennzeichnung der Widerstände, die einer unsern Regionen günstigen Regelungen der Zollfrage im Wege standen (und stehen) genügt der Hinweis auf das Dokument, welches der Sozialist

Uhry seinerzeit in der Kalidebatte bekanntgab, nämlich auf das Memorandum von französischen Großindustriellen aus der Kriegszeit, welches ein Verbleiben unserer französisch gewordenen Provinzen im deutschen Wirtschaftskörper, in der deutschen Zolleinheit suggerierte, und zwar im Interesse der französischen Industrie." „Sind diese Widerstände heute auf der ganzen Front abgebaut?" fragt der „Elsässer".

Als Beweis dafür, daß dem nicht so ist, kann angesehen werden, was die der Herriot-Regierung nahestehende Mülhauser „Dépêche" in einem Aufsatz „Um die zollfreie Ausfuhr" etwas später schreibt:

„Es sei in diesem Zusammenhang noch darauf hingewiesen, daß gegenwärtig in gewissen Kreisen der innerfranzösischen Industrie eine systematische Kampagne gegen eine etwaige Verlängerung der zollfreien Ausfuhr elsässischer und lothringischer Produkte nach Deutschland geführt wird. Vor uns liegt ein Artikel einer Zeitungsagentur, der sich in scharfen Worten gegen eine weitere Vergünstigung der drei Provinzen ausspricht, da eine solche der innerfranzösischen Industrie zum Schaden gereiche. Und das Typische daran ist, daß die ganze Argumentation rein politischen Charakter hat. Wir glaubten, auf diese von Konkurrenten der wesentlichen Branchen unserer einheimischen Industrie ausgehenden Tendenzen aufmerksam machen zu müssen...."

* * *

Aus einem ausführlichen Aufsatz der „Deutschen Tageszeitung" (Berlin, 30. September) „Vor den deutsch-französischen Wirtschaftsverhandlungen":

„Herr Raynaldy, der sorgenbeschwerte Handelsminister Herriots, hat seit ein paar Wochen nichts zu lachen: Alle Augenblicke muß er eine neue Abordnung aus Elsaß-Lothringen empfangen und ihr die beruhigende Versicherung geben, daß Frankreich sich bemühen werde, allen Wünschen der verschiedenen bedrohten Wirtschaftsgruppen ihres Heimatlandes gerecht zu werden.... Wieviel hinter den Kulissen verhandelt worden ist, das wird zwar beiläufig einmal durch die Rede eines lothringischen Industriemagnaten in einer Aufsichtsratssitzung verraten, aber an die große Glocke hängt man alle diese Vorgänge nicht gern. Man will nicht zeigen, wie bedrückend die französischen Aengste vor dem Wiederaufleben der elsaß-lothringischen Frage in ihrer durch Phrasen und Festessen nicht zu verschleiernden, wirtschaftlich-unwiderleglichen Offenbarung sind. Man befürchtet, daß Deutschland ohnehin weiß, wie stark diesmal seine Trümpfe sein können. Man legt aber auch gar keinen Wert darauf, daß der stark beteiligte „Unbeteiligte" in London noch deutlicher darauf aufmerksam gemacht wird, was jetzt in Paris gespielt werden soll.

Denn die Engländer haben schon mehrere Male recht unwirsch in die Sache, die sie nach französischer Ansicht gar nichts angeht, hineingeredet. Erst Mr. Snowden, der erklärt hat, eine Verlängerung der zollfreien Ausfuhr aus Elsaß-Lothringen nach dem Reiche sei für die englische Industrie unerträglich, wofür Mr. Snowden im Handelsteil derselben Blätter, die in den politischen Spalten das Lied von der holden Eintracht der früheren Verbündeten singen, wochenlang hat Spießruten laufen und jede Beschimpfung hat ertragen müssen. Nun hat gar „unser Freund" MacDonald selbst eingegriffen und sich zu der altenglischen Anschauung bekannt, daß in geschäftlichen Dingen die Freundschaft aufhöre, indem er die Industriellen von Lancashire empfangen und ihre Erklärung entgegengenommen hat, daß die Verlängerung des § 68 des Versailler Diktates für die jetzt schon mit Absatzmangel und Arbeitslosigkeit kämpfende englische Baumwollindustrie eine Unmöglichkeit sei.... Nur der Kuriosität halber seien die von sonst ernsthaften Blättern Herriotscher Richtung gegen MacDonald ausgestreuten Verdächtigungen erwähnt, dieser treibe ein mit Deutschland abgekartetes Spiel, wobei die politische Belohnung für Deutschlands handelspolitische Widerspenstigkeit die englische Forderung sein werde, Frankreich in demselben Grade zu entwaffnen, wie Deutschland die Entwaffnung durchgeführt habe. Welche Schwärmer und Phantasten!

Um wenigstens nichts an stimmungsmäßiger Mobilmachung zu versäumen, haben die französischen Zeitungen schon zu einer Zeit, wo in Deutschland auf diesem Gebiete wieder alles vernachlässigt wurde, einen Propagandafeldzug eröffnet. Da man höchst unsicher ist, was man erreichen wird und man sich dieses mal wirklich nicht stark fühlt, so hat man die Elsaß-Lothringer ausgiebig ihre Wünsche vortragen lassen und sich beeilt, ihnen zu versichern, daß lediglich der böse deutsche Wille, aber nicht Frankreichs innige Freundschaft für „die wiedergewonnenen Provinzen" die Schuld tragen werde, wenn der bisherige Zustand nicht über den 10. Januar 1925 hinaus verlängert werden könne....."

Zuerst kam Monsieur Herrenschmidt — eine Prämie für die beste französische Aussprache, dieses urgallischen und ach, nicht einmal altelsässischen Namens! — zu Worte, der biedere Lederhändler vom Schiltigheimer Wacken und jetzige Vorsitzende der Straßburger Handelskammer, ehedem heißer Anwärter auf den von seinem älteren Bruder schon erreichten kaiserlichen Kommerzienratstitel. Er sah sich hochgeehrt, sogar sein Bildnis veröffentlichte der „Matin" bei diesem Anlasse, und dafür darf man dann schon mit der Faust auf den Tisch hauen und auf die verfluchten Boches schimpfen, als ob man nicht Herrenschmidt hieße und Enkel eines aus Schwaben zugewanderten Gerbergesellen wäre. Monsieur Herrenschmidt aber ließ sich also vernehmen: Das wäre ja noch schöner, wenn jetzt die zollfreie Einfuhr elsässischer Waren nach Deutschland aufhören sollte. Das würde eine Katastrophe für das Elsaß. (Daran hatte man gar nicht gedacht, als Madame Herrenschmidt an der Spitze eines Komitees französischer Patriotinnen für den französischen Panzerkreuzer „Strasbourg" eigenhändig eine Kopie der altdeutschen Straßburger Stadtfahne stickte.) Das Elsaß habe ein Recht darauf, daß seine Erzeugnisse weiterhin zollfrei nach Deutschland eingeführt werden müßten. (Die Firma Gebrüder Herrenschmidt hat ihre besten Kunden immer in Frankfurt und Offenbach gehabt, und in Frankreich kauft ihr kein Mensch einen Kips ab.) Uebrigens müßten die Deutschen einfach zur zollfreien Abnahme der elsässischen Produktionen gezwungen werden. (Das ist ein Gedanke, Poincarés selber würdig, aber dieses Mal kann man die Deutschen nicht so einfach zwingen.) ... Den englischen Schatzkanzler Snowden bezeichnet Monsieur Herrenschmidt dafür, daß er das alles nicht einsehen wolle, nebenbei als einen „unverantwortlich leichtfertigen" Gesellen....

Mit etwas einfacheren und weniger vom neuangelernten französischen Patriotismus verdunkelten Worten heißt das: Das Elsaß kann als wirtschaftlicher Teil Frankreichs nicht leben. Alles, was Frankreich behauptet hat, daß das Elsaß ein untrennbarer Bestandteil der französischen Wirtschaft sei, ist reiner Schwindel gewesen. Nun soll man Deutschland veranlassen, liebenswürdig dafür zu sorgen, daß dieser Schwindel nicht nachträglich offenkundig wird.... Stieß Monsieur Herrenschmidt, wie es seine Art und Kunst ist, ins Kuhhorn, so flötet sein Metzer Kollege Herr Humbert von Wendel, der seinen wilhelminischen Adelsbrief als gewandter Zeitgenosse ebenfalls ins Französische übersetzt hat, lieblich auf der Schalmei. Denn er hat mit seinen Erzen genau so große Absatzschwierigkeiten wie die Elsässer Textilfabrikanten und Winzer, und er braucht außerdem westfälischen Koks. Deutschland und Frankreich müßten sich zusammenfinden, so lockt der Lothringer Hüttenmagnat, das erst werde der wahre Friede sein, und angesichts dieser die edelsten Geister beseelenden Hoffnung würde es doch ein schlechter Auftakt sein, wenn Deutschland Elsaß-Lothringen, welchem bei der zu tätigenden Verständigung eine wichtige Aufgabe zufalle, in unabsehbare Wirtschaftsschwierigkeiten stürzen wolle. Man sieht, der Mann kennt die Weise und kennt den Text, bei denen es unseren Weltdemokraten schwach wird....

Inzwischen haben die deutschen Kreise, an die sich die Rattenfängermelodie des Herrn von Wendel unmittelbar wenden, die Antwort darauf gegeben. Der Hauptausschuß des Deutschen Industrie- und Handelstages hat ausdrücklich beschlossen: „Jede Verlängerung zollfreier elsaß-lothringischer Einfuhrkontingente ist abzulehnen!" Mit diesem Leitworte reisen unsere Unterhändler nach Paris.... Die Lockerung der Ketten der Saar wie die Lösung der elsaß-lothringischen Frage sind nicht Gegenstand und Ziel dieser Wirtschaftsverhandlungen. Beide aber reifen ihrer Erledigung desto eher entgegen, je fester wir im Auge behalten, daß für unsern Standpunkt in Paris nur rein wirtschaftliche Nützlichkeitsfragen entscheiden dürfen. Ueber die gefühlsmäßige Rücksichtnahme des großen Mutterlandes gegenüber den abgetrennten Deutschen an der Saar, an der Ill und an der Mosel wird in anderem Zusammenhang zu sprechen sein...."

Prof. Clemens Baeumker †

Am 7. Oktober ist in München der langjährige Vertreter der Geschichte der Philosophie an der Straßburger Kaiser-Wilhelms-Universität, wohin er 1903 als Nachfolger von Windelband berufen worden war, Geh. Hofrat Prof. Dr. Dr. Clemens Baeumker, im 72. Lebensjahr verstorben. Unter der Fülle der Veröffentlichungen des Gelehrten — „der führende katholische Philosoph" (Bayr. Staatszeitung) — findet sich auch eine dem Elsaß gewidmete kleine Schrift, die im Verlag von Heitz & Mündel (jetzt Ed. Heitz) in Straßburg 1912 erschienene Universitäts-Festrede: „Der Anteil des Elsaß an den geistigen Bewegungen des Mittelalters."

Marie Hart-Ehrung

Dritte Spendenliste (abgeschlossen am 10. Oktober 1924)

Prof. D. Anrich, Tübingen	10,— Mk.
Prof. Dr. Buck, Heidelberg	5,— „
Reg.-Rat Dr. Caspers, Berlin-Friedenau	5,— „
Präsident a. D. Dr. Curtius, Heidelberg	10,— „
Rechtsanwalt Dittmar, Charlottenburg	5,— „
D., Essen	3,— „
Postinsp. Engelhard, Köln	3,— „
Stadtpfarrer D. Federlin, Wildbad	5,— „
Reg.-Med.-Rat Dr. Franke, Schleswig	5,— „
Frl. H. Gangloff, Bln.-Steglitz	2,— „
Dr. med. Geller, Siegen	5,— „
Univ.-Prof. Dr. Gelzer, Frankfurt a/M.	5,— „
Greiner & Pfeiffer, Verlag, Stuttgart	50,— „
Stabsarzt Dr. Günther, Bln.-Wilmersdorf	3,— „
Frl. Dr. Emma u. Berta Haller, Bln.-Wilmersdorf	10,— „
Prof. Hanhart, Donaueschingen	10,— „
Geh. Justizrat Heller, Miltenberg	3,— „
Pfarrer Heller, Partenstein	3,— „
Kaufmann Hellwig, Köln	3,— „
Prof. Dr. Hergesell, Bad Liebenzell	15,— „
Ortsgruppe des „Hilfsbunds f. d. Elsaß-Lothringer", Bad Liebenzell	35,— „
dgl. in Halle	34,— „
Gustav Hoffmeister, Stuttgart	10,— „
Postmeister Holz, Mirow	3,— „
Dr. W. Huber, Karlsruhe	20,— „
H., Essen	3,— „
Stadtverordnete E. Kausler, Bln.-Grunewald	5,— „
Notar Kellermann, Mannheim	15,— „
Seminardirektor König, Delitzsch	5,— „
Frau Präsident Leydecker, München	10,— „
Stud.-Rat Leyrer, Bln.-Lichterfelde	5,— „
Prof. Dr. Friedr. Lienhard, Weimar	20,— „
Amtmann C. Magnus, München	3,— „
Pfarrer Michaelis, Weimar	5,— „
Elisabeth Müller, Stuttgart	5,— „
Geh. Rechnungsrat Nitschke, Bln. Friedenau	5,— „
Pfarrer Oschmann, Stuttgart	5,— „
Frl. Oswald, Bremen	5,— „
zu übertragen:	354,— Mk.

Uebertrag	354,— Mk.
Oberpostsekr. v. Nabenau, Jena	5,— „
Reichswirtschaftgerichtsrat Richert, Berlin	20,— „
Frau R., Sesenheim	5,— „
A. Saup, Eßlingen	8,— „
Dr. E. S.	2,— „
Generalleutnant a. D. Scheuch, Berlin	5,— „
Direktor Schiller, Berlin	10,— „
Dipl. Ing. J. Schindler, Bln.-Tegel	5,— „
Zollinsp. Schindler, Bln.-Tegel	5,— „
Postinsp. E. Schindler, Mülheim	5,— „
Reg.-Rat Schmutz, Würzburg	5,— „
Prof. Alph. Schneegans, Dresden	5,— „
Geh. Justizrat Dr. Schulz, Frankfurt a/M	5,— „
Schwarzwaldverein, Sammlung bei der Erinnerungsfeier auf der Zuflucht	30,— „
Obergerichtsvollzieher Schwind, Langenberg	5,— „
Dr. Sch., Essen	3,— „
Pfarrer Spindler, Bln.-Charlottenburg	5,— „
Pfarrer Stieber, Roßdorf	3,— „
Landgerichtsrat Stübel, Stuttgart	5,— „
Unbekannter Heimatverbannter	5,— „
Ungenannt (50 frz. Frk.)	11,50 „
Ungenannt (Aschaffenburg)	2,50 „
dgl.	2,50 „
Ungenannt (Hamburg)	5,— „
Ungenannt (Freiburg)	5,— „
Ungenannt	5,— „
Ungenannt	10,— „
Ungenannt (München)	3,50 „
Reinhold Wendel, Stuttgart-Degerloch	10,— „
Werner, Niederlößnitz	20,— „
Postdirektor a. D. Wolff, Dresden	10,— „
W., Essen	3,— „
Summa	583,— Mk.
Bisher waren eingegangen:	614,70 „
Bisher eingegangen:	1197,70 Mk.

Weitere Spenden erbeten auf Postscheckkonto Dr. Robert Ernst, Berlin, Nr. 109 799.

Silbernes Priesterjubiläum.

In Münster in Westfalen beging vor kurzem Prof. Dr. theol. Joseph Schmidlin sein silbernes Priesterjubiläum. Die „Germania" (Berlin) brachte aus diesem Anlaß über die Lebensarbeit unseres Landsmannes, der am 29. März in Klein-Landau im Elsaß geboren ist, eine eingehende Würdigung, der wir (nach einem Berichte des „Elsässer" vom 1. September) folgende Einzelheiten entnehmen:

Prof. Schmidlin promovierte in Freiburg im Breisgau zum Doktor der Philosophie und erwarb an der gleichen Universität den eines Grad Dr. theol. In Rom, wo er dann längere Zeit tätig war, gab er 1903 die Festschrift des Campo Santo heraus; 1906 erschien seine Geschichte der deutschen Nationalkirche in Rom S. Maria dell' Anima. Zurückgekehrt habilitierte er sich zuerst in Straßburg, dann in Münster für Kirchengeschichte. Hier wurde er 1910 außerordentlicher Professor und erhielt dabei als erster in einer katholisch-theologischen Fakultät Deutschlands einen Lehrauftrag für Missionswissenschaft.

Seit 1911 ist er Herausgeber der angesehenen „Zeitschrift für Missionswissenschaft"; im gleichen Jahre begründete er in Münster die erste Priester-Missionsvereinigung, 1912 den ersten katholischen akademischen Missionsverein. „Die großen Missionskurse, die Unzahl der Artikel in den verschiedensten Zeitschriften, von denen die „Missionswissenschaftlichen Leitfäden" die wichtigsten sind, zeigen den rastlosen wissenschaftlichen Arbeiter. Durch diese Schriften und seine Vorlesungen an der münsterischen Universität ist Prof. Dr. Schmidlin der Vater der katholischen Missionswissenschaft und bedeutenste Mitbegründer der modernen katholischen Missionsbewegung geworden. Mögen dem verdienstvollen Gelehrten noch viele Jahre voller Rüstigkeit beschieden sein."

Oberstudiendirektor Dr. Hoffmann †.

Am 29. August ist nach kurzer Krankheit am Herzschlag unser Landsmann, Oberstudiendirektor Geheimrat Dr. Hoffmann, unerwartet in Magdeburg verschieden.

Der Verblichene wurde am 11. August 1862 in Straßburg geboren und studierte an der Universität Straßburg Mathematik und Naturwissenschaften. Im Jahre 1892 kam er als Oberlehrer nach Colmar, am 13. September 1901 wurde er Direktor an der Realschule in Barr und am 19. November 1908 Direktor an der Oberrealschule in Metz.

Als Mann deutscher Gesinnung konnte er sich nicht entschließen, dem Ansinnen der französischen Regierung, in ihrem Dienste zu bleiben, zu entsprechen. Im April 1919 verließ er mit seiner gleichgesinnten Lebensgefährtin die über alles geliebte Heimat und wurde als Hilfsarbeiter am Provinzial-Schulkollegium in Magdeburg angestellt. Am 1. Oktober 1921 wurde er zum Oberstudiendirektor am Realgymnasium in Magdeburg ernannt.

Das Heimweh nagte an seinem Herzen. Die Erinnerung an seine liebe Vaterstadt, an Metz und seine engere Heimat rissen immer wieder aufs neue die nicht vernarbte Wunde auf. Noch Anfang August erzählte er, wie tief ihn Gespräche über das Elsaß während seines Urlaubs immer und immer wieder erschüttert haben.

Sein Zusammenbruch erfolgte ganz plötzlich und unerwartet. Weit über den Kreis der Elsässer und Lothringer, mit denen er in Magdeburg Freud und Leid teilte, wird diesem Landsmann, der so bieder und schlicht und warmen Herzens war, ein treues ehrendes Gedächtnis bewahrt werden. Die Nachrufe des Magdeburger Magistrats, des Lehrerkollegiums und der Schüler atmen eine seltene Herzlichkeit, ein Beweis, wie hoch allseits der schwer geprüfte und unermüdlich bis zum letzten Atemzuge pflichttreue Elsässer verehrt wurde.

Elsaß-Lothringen
Heimatstimmen
Herausgeber Dr. Robert Ernst

Nummer 11 | Berlin, 22. November 1924 | 2. Jahrgang

Inhaltsverzeichnis: **Elsaß-Lothringen im November 1918** (***) / **Der Kriegsausbruch oder die Julikrise 1914** / (Dr. Ernst Sauerbeck-Schaffhausen) / **Unser Pazifismus. Eine Entgegnung.** (Dr. A. Krencker) / **Bemerkungen zu den deutsch-französischen Wirtschaftsverhandlungen** (Von einem Elsässer) / **Politische Rundschau** / **Brief aus dem Unter-Elsaß** / **Ferientag** (E. Reinacher) / **Aes minere Abedeekerzit. In Owerfelde. 's Schäfer-Marie** (Fritz Bouchholtz) / **Bücherbesprechungen** / Presseschau.

Elsaß-Lothringen im November 1918.

Von ***

Die Novembertage von 1918 waren für Frankreich einzigartige Triumphtage. Unvergänglicher Glanz liegt für alle Zeiten in den Augen eines Franzosen auf diesen Tagen. Der gefürchtete, gehaßte Gegner mußte die Waffen strecken vor dem ewigen Frankreich. Daß das nur mit Hilfe der Waffen der ganzen Welt möglich war, tritt in dem Bewußtsein des Franzosen völlig zurück. Für ihn steht fest: Es ist die Ueberlegenheit, die Unwiderstehlichkeit des französischen Genius, der die furchtbare deutsche Kriegsmaschine schließlich doch überwunden hat. Frankreich hat auch durch den Ausgang des Krieges der Welt den Beweis geliefert: der Geist ist mächtiger als die Materie, deren gewaltigste, kunstvollste Organisation der deutsche Militarismus darstellte. Aber alles, was so Frankreich im November 1918 mit unsagbarem Triumphgefühl genoß, das sammelte sich auf die eine Idee, das eine Symbol: Elsaß-Lothringen. Elsaß-Lothringen ist das Zeichen, das ewige Sinnbild, daß Frankreich stärker, größer, ewiger ist als Deutschland.

48 Jahre haben die Franzosen, die die militärische und politische Tradition der Nation darstellten, der einen Idee nur gelebt: Elsaß und Lothringen müssen wieder unser werden. Ein Geschlecht hat das Vermächtnis dem andern übergeben; das Feuer blieb in den für Frankreichs Geschichte entscheidenden führenden Kreisen glühend vom ersten bis zum letzten Tag. Im November 1918 war das Ziel erreicht, war der nationale Traum strahlende Wirklichkeit geworden. Auf dem Straßburger Münster flatterte die blau-weiß-rote Trikolore.

Aber die Triumphgefühle der Franzosen hafteten nicht bloß an der Tatsache der Wiedergewinnung der seit 48 Jahren so heißbegehrten Provinzen am Rhein. So sehr dieses Faktum den nationalen Stolz befriedigte und die Freude, daß Elsaß-Lothringen wiedergewonnen war, alle Bevölkerungsschichten durchdrang, das erhebendste Erlebnis der Novembertage war doch die Art und Weise, wie Elsaß und Lothringen wieder zu Frankreich zurückkehrten, daß sie sich stürmisch wieder in die Arme der mère-patrie warfen und die Trikolore mit dem glühendsten Enthusiasmus begrüßten.

Wir allerdings wissen die geschickte Regie von Paris und der französischen Parteigänger im Lande in Anschlag zu bringen; wir sind uns bewußt, daß man draußen auf den Dörfern vielfach von den einziehenden Franzosen überhaupt keine Notiz nahm; wir denken ganz besonders an die Tausende der in jenen Tagen von der deutschen Front zurückkehrenden elsässischen und lothringischen Soldaten, die an all dem kein Teil hatten. Aber freilich, die Tatsache bleibt bestehen: Ein Großteil, vor allem der städtischen Bevölkerung war in eine Art Rauschzustand versetzt durch den Einzug der französischen Armeen, und diese Haltung der Bevölkerung in den Städten, wo allein ein Massenwille in Erscheinung trat und sich auswirkte, konnte von jedem Außenstehenden als Ausdruck der Volksmeinung gedeutet werden. Es war ein Delirium, von dem auch sonst nüchternste Menschen angesteckt wurden. Ein Taumelgeist hatte die Masse ergriffen, die allen Ernstes meinte, sie wären waschechte Franzosen; es fehlte nur noch, daß wie ein Wunder das Geheimnis des Französischsprechens vom Himmel niederfiel, daß die Leute in der Verzückung mit anderer Zunge redeten ... Man gab sich rückhaltlos, bedingungslos den Siegern hin, und zwar nicht so, daß

man, wie man sich heute gern einredet, den edelmütigen Siegern vertraute, daß sie die Freiheiten, die Ueberlieferungen der Elsässer achteten; in dieser ekstatischen, enthusiastischen Stimmung der Novembertage lag nichts ferner als solche Sonderwünsche zu hegen, man war ja nur Franzose, kein Elsässer, kein Lothringer mehr.

Heute mag die Erinnerung an diesen Taumel bei vielen Beteiligten peinliche Empfindungen wecken; aber die Sache läßt sich nicht mehr aus der Geschichte wegwischen, und sie hat ihre eigentümliche Konsequenz gehabt, die die Elsässer und Lothringer, mögen sie jetzt wollen oder nicht, einstweilen tragen müssen. Die Weltmeinung ist seitdem felsenfest davon überzeugt, die Elsässer und Lothringer sind waschechte Franzosen, die heute im siebenten Himmel sind, so daß nun wenigstens mit *diesem* Volke, dieser „*Minderheit*" die Welt sich nicht mehr zu befassen braucht.

Aber die Frage ist: Wie war es möglich, daß ein Volk, welches in seiner überwältigenden Mehrheit vor dem Krieg und im Krieg sich im Rahmen des elsaß-lothringischen Staates durchaus als Teil des deutschen Volkes fühlte, an keine Veränderung dachte, jeden Gedanken an die Rückkehr zu Frankreich verwarf, daß ein solches Volk in weiten Kreisen auf einmal solchem Franzosenkoller verfallen konnte, wo man doch den Elsässern und Lothringern von jeher eine besondere Veranlagung zu Nüchternheit, Unsentimentalität, ja skeptischer Neigung nachrühmte? Die Erklärung für diese merkwürdige Erscheinung kann nur im Zusammenhang einer Gesamtbetrachtung der damaligen deutschen Situation und deutschen Atmosphäre gefunden werden. Das elsaß-lothringische Problem des November 1918 ist nur ein Teil des Problems der deutschen Massenpsychologie in jenen Tagen.

Nach dem Zusammenbruch bietet das innerpolitische Deutschland genau ein solch anormales psychologisch-problematisches Bild, vor dem man nur kopfschüttelnd stehen konnte und sich fragen: Wie ist solches nur möglich, wie kommt die deutsche Masse auf einmal dazu, zu glauben, eine „Revolution" erlebt zu haben, während sie doch nur vor Ermüdung, Zermürbung, Erschöpfung, Verhetzung zusammengebrochen war? Wie war es möglich, daß Millionen auf die rote Fahne schworen, die diese Farbe kurz vorher noch weit von sich gewiesen, daß ungezählte Scharen sich als Vollblutrepublikaner fühlten, die bisher nur monarchisch denken konnten und mit monarchischen Symbolen im Innersten verwachsen waren? Die Antwort auf diese Frage ist gar nicht so schwer zu geben. Wenn man sich in die damalige Situation hineindenkt, so wird man sich heute sagen: Für die große breite Masse war das Furchtbare der Niederlage, des kampflosen Verzichts, der grenzenlosen Enttäuschung nur zu ertragen, wenn sie sich in den „Geist" hineinrettete, in eine neue Idee, wenn sie diese entsetzliche Passivität, in der sie Schmach, Zusammenbruch über sich ergehen lassen mußte, in eine geistige Aktivität umbog und sich die ganze Tragödie zurechtlegte als ein Geschehnis, das vor dem Eingang in das neue Reich des Lichtes und der Freiheit liegt, liegen muß; aber wer dieses Stadium durchschritten, dem tut sich dann ein um so herrlicherer, ungeahnter Ausblick auf. Das alte Deutschland bleibt als ein Reich des Irrtums, des Nebels, des Wahnes tief unten liegen. Diese schwärmerisch verzückte Hingabe an diesen Mythos bisher nie gekannter Volksfreiheit und Volksstaatlichkeit hat in jenen dunklen Tagen des November Unzähligen das Ertragen des Zusammenbruchs ermöglicht. Und liegt nun der Fall bei den Elsässern, bei den Lothringern nicht ganz analog? Die große Menge war auf das traurige Ende so wenig vorbereitet gewesen wie im übrigen Deutschland; ja, der Respekt, der Glaube an deutsche Waffenmacht saß hier noch fest, als in Stadt und Land in „Altdeutschland" man sich schon zurechtfand in dem Gedanken: „Der Krieg hat sich überlebt." Und auf einmal sah man sich von Oktober ab und erst recht nach Zusammenbruch der Heimatfront im November *aufgegeben*, preisgegeben, nachdem man schon länger den von Deutschland herüberwehenden erkältenden Wind mit der kriegsmüden Melodie: „Ueberlaßt doch die Elsässer und Lothringer den Franzosen!" gespürt hatte. Das elsaß-lothringische Volk mußte zunehmend das Gefühl der Isolierung bekommen, bis es dann im November doch wieder unvorbereitet vor die Tatsache gestellt wurde, daß das sich selbst aufgebende deutsche Volk auch Elsaß-Lothringen aufgab, mit einem Schnitt von seinem Körper loslöste und ihm freistellte, sein Schicksal jetzt selbst zu gestalten. Der plötzliche katastrophale Umschwung des 9. November, der Elsaß-Lothringen aus seiner bisherigen Bahn staatlich-nationalen Lebens warf, mußte genau wie in Altdeutschland, abgesehen von den engen Zirkeln der Französlinge, lähmend auf die breite Volksmasse wirken, stärkste innere Spannungen erzeugen, die wieder nach Kräften riefen, um diese Lähmungs- und Spannungszustände zu überwinden. Instinktiv streckt sich da die Massenseele einem Etwas entgegen, das der zerschlagenen müden Seele wieder Schwung gab, sie emporriß, neues Lebensgefühl ausgoß. In Deutschland rettete man sich in der Situation in den Massenwahn: Sozialismus, Republikanismus, in Elsaß-Lothringen in die Idee: Frankreich das neue Heil! Elsaß-Lothringen sieht sich auf einmal wieder zu bloßer Passivität verurteilt, zu einem bloßen Objekt, das etwas über sich ergehen lassen muß. All die vorhandenen Reste des Selbstgefühls sträuben sich gegen diese vom Schicksal scheinbar wieder zugedachte Rolle; man will sich nicht bloß wieder der „andern" Macht zuschieben lassen als Figur: Man will sie frei sich erwählen, frei sich für sie entscheiden, von sich aus, aus freien Stücken sich den Franzosen übergeben. Die Volksseele ist sich wohl bewußt, das Französischwerden kommt ohne ihr Zutun, ist Verhängnis, unentrinnbares Schicksal. Aber weil die Annahme dieser Tatsache des unfreien Regimewechsels innerstem Empfinden widerstrebt, flüchtet das Volk, die Masse sich in die *Illusion*: Es hat sich in freier Wahl für Frankreich entschieden, in freier Hingabe für die französische Idee erklärt. Wie die Individualseele, so liebt es die Massenseele, um über eine schwierige

Situation hinwegzukommen, um eine gespannte Seelenlage sich erträglich zu gestalten, sich zu überlisten durch die Einbildung, und je mehr solche Einbildung in Widerspruch steht mit der Wirklichkeit, je mehr man sich in solche Einbildung hinein *steigern* muß, desto übertriebener, maßloser, exaltierter wirkt sie sich aus. Das *Uebermaß* ist ein Mittel der Selbstbetäubung, eine Erleichterung des Selbstbetruges. Darum dieses hemmungslose, sonst an unsern Landsleuten ungekannte Enthusiastische des Franzosenjubels, der heute den Elsässern und Lothringern ja, wie jedermann weiß, reichlich ein Gegenstand der Selbstverspottung geworden ist.

Es liegt nahe, in solchen Ausbrüchen des Massenseelenlebens etwas Pathologisches, Krankhaftes zu sehen als Anzeichen dafür, daß die Menschen ihre Nerven nicht mehr in der Gewalt haben, die durch das all das, was auf sie einstürmte, in ein unnatürliches Vibrieren geraten sind. Die Novemberaufregung, die in der ersten Franzosenzeit in Elsaß-Lothringen herrschte, hätte also ihren Grund letztlich nur in dieser physisch-psychischen Ueberreizung, wie die zermürbende letzte Kriegszeit sie in ganz Deutschland mit sich gebracht hat. Gewiß ist daran viel richtig; es steckt in dieser Brunst, mit der vor allem die Weiblichkeit der höheren Stände das militärische Frankreich umarmte, ein gut Stück Hysterie, die vor den Nervenarzt gehört. Aber im ganzen genommen gab sich doch in dieser Gefühls- und Stimmungsaufwallung einfach der unverwüstliche *Lebenswille* des Volkes kund. Greifbares, sichtbares Ende stachelt nur zu neuer Vorwärtsbewegung. So suchte die deutsche Masse inmitten von Zusammenbruch und Chaos schon wieder neue Anfänge durch die Proklamierung der neuen Zukunft des republikanisch-sozialistischen Deutschland. Wozu soll denn das alles gewesen sein, das Furchtbare, Katastrophale, Not, Elend, Schmach, Niederlage, wenn es nicht einem Neuen, einem Niedagewesenen zur Geburt verhilft! In keinem Moment will ein größerer oder kleinerer Volksverband einfach aufhören, ausgehen, verenden; stets bricht, je langsamer der Lebensrhythmus wird, der Trieb, das Verlangen nach neuem Auftakt, Schwung und Rhythmus durch. Das Ich flüchtet sich vor sich selbst, so es anscheinend stirbt, um sich gleich wieder an andern Enden anzubauen. So hat sich unser Land, hat sich Deutschland mitten im Untergang und Chaos neuen Anfängen entgegengestreckt, jedes auf seine Weise. Aber jedes stand unter dem Gesetz der alten Wahrheit: Le roi est mort, vive le roi!

Solchen kompliziert-problematischen Seelenzuständen, wie sie Elsaß-Lothringen und Deutschland in den Novembertagen 1918 eigen waren, läßt sich nicht beikommen mit der herkömmlichen Erklärung von Charakterschwäche, Feigheit, Berechnung, Opportunismus, dämonischer, tückischer Einwirkung von außen. Begriffe wie Mache, Verhetzung, Propaganda sind für das Verständnis solcher Wirklichkeiten durchaus unzulänglich. Sie sind letztlich gar nicht moralisch zu bewerten, es liegen hier gesetzmäßige, zwangsläufige Entwicklungen vor, die offenbaren, wie Einzelseele und Massenseele gegen Druck, Not, Hemmung und Verklemmung reagieren und sich Auswege suchen. Das gehört nicht in den Bereich der Ethik, sondern der Volkspsychologie und Psychoanalyse. Aus dem aufschlußreichen Buch von *Kurt Baschwitz**) kann man ersehen, wie durch Anwendung der psychoanalytischen Methode auf das Völkerleben neue Lichter auf so und so viele merkwürdige Erscheinungen der Zeitgeschichte fallen.

Es ist nun selbstverständlich, daß aus dem Boden der Massenseele nur wieder das aufsprießen kann, wozu er angelegt ist, Dispositionen in sich trägt. Ohne die im Boden des elsässischen Volkstums vorhandenen Keimkräfte französischer Art wäre dieses plötzliche Aufschießen einer französischen Saat, die selbst Franzosen nach dem, was sie vor 1914 gesehen und gehört hatten, wie ein Wunder vorkam, nicht verständlich. Aber für die Generation von 1914 war die französische Vergangenheit, richtiger französische Waffen- und Staatsgemeinschaft nur noch wie ein Lichtlein aus weiter Ferne sichtbar, oder sie war überhaupt selbst bei dem alten Geschlecht unter die Schwelle des Bewußtseins gesunken. Und da beim Marschschritt der französischen Bataillone, dem Schmettern der französischen Clairons, da wurde die Welt, die versunken schien, auf einmal wieder Wirklichkeit, der französische Mythos erstand wieder von den Toten. Man erlebte leibhaftige Wiederkehr der Geschichte. So etwas ist wohl geeignet, Menschen, die in Massen zusammen sind, umzuwerfen. Das hätte auch andere umgeworfen als die Elsässer und Lothringer. Geschichte überwältigt immer und noch dazu körperlich greifbare, sichtbare: Das fegt wie ein Sturmwind scheinbar festest gefügte Ueberzeugungen, Meinungen, Erinnerungen weg. Nicht umsonst ist am Anfang die *Tat*. Geschehnisse schaffen Meinung mehr als umgekehrt. Damit soll wahrhaftig nicht *alles* entlastet werden, was in jenen Tagen umfiel und mit dem Strome schwamm. Größere Verantwortung hat, was nach sozialer Stellung, Bildung sich über die Masse erhob, auf Kanzel, Parlamentstribüne, in der Presse als Führer sich aufspielte und nun auf einmal jäh den deutschen Gott abschwor und den französischen anbetete. Hier bleibt noch Raum genug für *moralische* Beurteilung, wenn man nicht etwa doch zu der Ansicht neigt, daß das Meiste von dem, was über die Masse hinaus sich als führend geben möchte, doch schließlich auch nur ein Teilchen der Masse ist. Es haben aber anderseits doch genug Männer und Frauen in den Tagen des Taumels und Rausches in Elsaß-Lothringen Haltung bewiesen und an ihrer Person gezeigt, daß solche massenpsychologischen Entwicklungen auch ihre Grenzen haben. Ganz können die Persönlichkeiten nie in der Masse untergehen, und daß unsere Heimat im November 1918 doch solche, wenn auch mehr in der Stille, besaß, das bleibt doch auch ihr Ruhm.

Aber weite Kreise der städtischen Bevölkerung haben allerdings den Franzosen freie Bahn gegeben, indem sie

*) Kurt *Baschwitz*, „Der Massenwahn, seine Wirkung und seine Beherrschung." 276 Seiten, München 1923, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. Kart. 4,— *M*.

diesen Massenwahn so übermächtig werden ließen. Die so überschwänglich begrüßten neuen Herren taten das Ihrige, um die Stimmung und Meinung des illusionierten Landes nach Kräften zu steigern. Sie nahmen gleich die Pose ein, die mit suggestiver Kraft auf das Volk wirken mußte, daß es erst recht in der Novemberströmung blieb und das, was es seelisch mit dem gesamtdeutschen Volk verband, in diesen Tagen sehr eilfertig und beflissen zerschnitt, gerade so wie die Deutschen in dem Novembertaumel sich nicht genug tun konnten, die Verbindung mit der deutschen Ueberlieferung aus Vergangenheit und Geschichte zu lösen. Die Vergeßlichkeit gegen die Geschichte war für die Schwarmgeistigkeit, ob sie nun rot oder blau-weiß-rot war, charakteristisch. Wie die Elsaß-Lothringer vor der neuen Geschichte, die sich nun vor ihnen auftat, die alte in ihrem Taumel vergaßen, so war es von den Franzosen klug berechnet, wenn sie in Wort und Tat in der Besitzergreifung des Landes so vorgingen, als ob die Deutschen das Land in den 48 Jahren nur wie ein gestohlenes Raubgut und eine Diebesbeute besessen hätten und man sich solchem Verbrecher gegenüber gar nicht um die Tatsache der rechtlichen Abtretung im Frankfurter Friedensvertrag zu kümmern habe. Damit schwand auch der letzte Rest des Prestige, das in der Erinnerung der großen Menge von der deutschen Staatsmacht übrig war nach dem Niederbruch der Heimatfront, und um so wehrloser war man dann gegen die französischen Deklamationen, die von früh bis spät dem Lande zu Gehör brachten: Hier im Elsaß und in Lothringen ist heilig französischer Boden seit grauer Vorzeit, und alles Deutsch-Barbarische hat von Natur und Rechtswegen hier nichts zu suchen, ist gallischer Rasse fremd und verhaßt und darum auszustoßen. So erschien unter den faszinierenden ersten Eindrücken der Befreier den Elsässern und Lothringern ihr Land im neuen Licht, und wenn man ihnen Tag für Tag in immer neuen Variationen das Lied vorsang: Ihr seid Franzosen, habt wahrhaft französische Herzen, habt sie immer gehabt auch in der Entfernung, das Deutsche war euch immer so fremd und fern und verhaßt, — so glaubte man dies schließlich und fühlte sich wirklich im Schoße der mère-patrie zum ersten Mal wieder zu Hause. Je naiver und selbstgewisser die Franzosen diese Entdeckungen und Offenbarungen nahebrachten, desto breiter öffnete die Massenseele sich dieser Suggestion, zumal die Instinkte des Selbsterhaltungstriebes und des nach der momentanen Lähmung wieder einsetzenden Lebensgefühles aus dem eigenen Innern nach der gleichen Richtung drängten.

Freilich es gehörte das ganze gesammelte, einheitliche, konzentrierte, willensstarke französische Genie dazu, um über Seelen diese Gewalt zu bekommen. Dem Deutschen ist solche Suggestivkraft versagt.

Es konnte also unter der Wirkung dieser Hypnose nicht anders sein, als daß Unzählige der Meinung waren, sie hätten unter dem preußischen Polizeistiefel schwer gelitten, wenn ihnen früher Derartiges auch nicht im entferntesten in den Sinn gekommen war. Man redete sich ein, man hätte in männlichem Stolze und in Treue zu Frankreich jeder Verlockung deutscherseits widerstanden, obwohl man in verschwiegenem Kasten den deutschen Orden aufbewahrte, bildete sich am Ende ein, man hätte nur gezwungen auf deutscher Seite gefochten und den Sohn dem französischen Vaterland zum Opfer gebracht. So groß ist die suggestive Beeinflussungsmöglichkeit, daß man Menschen über sich selbst derartig unsicher machen kann. So hat der November in der Tat eine Kluft aufgerissen zwischen Elsaß-Lothringen und Deutschland, die in dieser Weise vorher niemals bestanden hat. Indes, wenn man sich vergegenwärtigt, welches der psychologische Prozeß war, unter dem diese Kluft entstand, so leuchtet ein, daß es sich da nicht um etwas Bleibendes handeln konnte, so tiefgreifend zunächst diese Veränderungen zu sein schienen. In dem Maße man sich an die neue Herrschaft gewöhnte, die Wirklichkeit hinter dem Schein entdeckte, desto immuner wurde man gegen die hypnotisierenden Wirkungen der neuen Herren, und die unter dem Zusammenbruch Deutschlands entstandenen Notmeinungen des französischen Wahns haben längst den auf den wirklichen Erfahrungen mit dem neuen Regime gegründeten Meinungen Platz gemacht. Man nennt das die „Ernüchterung", die mit unsern Landsleuten vorgegangen ist. Aber es darf doch dabei nicht vergessen werden, daß heute andere Faktoren an der Anschweißung der elsässischen Seele an die französische Welt beteiligt sind, die gefährlicher sind als dieser Massenwahn des November 1918. Indes ist das elsässisch-lothringische Volk gesund und kräftig genug gewesen, um wieder durch den Nebeldunst dieses Wahns hindurchzustoßen, so darf man ihm auch wohl zutrauen, daß es trotz allem, was an ihm arbeitet, um es in den Tiegel des Franzosentums einzuschmelzen, seines Volkstums in aller Zukunft so sicher und gewiß bleibt, daß es dieses Selbst nie mehr um eines Wahnes willen hingibt. So können die Novembertage wirklich doch für die Elsässer und Lothringer nur einen vorübergehenden Traumzustand bedeuten, der die weitere Entwicklung im Grunde nicht bestimmt.

Der Kriegsausbruch oder die Julikrise 1914*).

Von Dr. Ernst Sauerbeck, Schaffhausen.

Zweimal innerhalb weniger Jahre, seit 1909, hatte Oesterreich der Versuchung widerstanden, mit Serbien endlich ebenso abzurechnen, wie innerhalb der letzten fünfzehn Jahre Amerika mit Spanien, England mit den Buren, Rußland — freilich ohne Erfolg — mit den Japanern, Frankreich mit Marokko abgerechnet hatte. Diesmal glaubte die österreichische Regierung den Augenblick gekommen, wo sie Serbien vor das „Biegen oder Brechen" stellen mußte.

Kein Mensch kann heute noch bezweifeln, daß es sich für Oesterreich, im Gegensatz zu jenen anderen Fällen, um

*) Als Fortsetzung des Aufsatzes des gleichen Verfassers im Oktoberheft unserer Zeitschrift: „Auf dem Wege zum Weltkrieg."

eine Lebensfrage handelte. Wir können uns hier nicht auf den alten Streit einlassen, ob eine friedliche Auseinandersetzung — von Dauer! — zwischen Oesterreich und Serbien damals noch möglich war. Es spricht, nach unseren heutigen Kenntnissen, sehr viel mehr dagegen als dafür. Denn Rußland hätte auch jede friedliche Lösung zu verhindern gesucht, die Oesterreich genugtun konnte. Das wissen wir heute sicher. Denn Rußland wollte Oesterreichs Zerstückelung zugunsten seiner mehr oder weniger slavischen Vasallenvölker, die in den Grenzen oder doch im Schatten Oesterreichs lebten.

Rußland — sein Außenminister — hat das auch während der Krise gegenüber den Bundesgenossen zugegeben; am 2. August, als die Würfel zum Teil schon gefallen waren, aber England noch zögerte, telegraphierte Sasonow nach London:

„Eine andere Lösung" — als den Krieg, den Rußland zu erzwingen im Begriffe war — „wäre mit unserer eigenen Würde unvereinbar und hätte selbstverständlich das europäische Gleichgewicht erschüttert und zur Hegemonie Deutschlands geführt. Diese europäische, ja Weltbedeutung (!) des Konflikts ist unendlich wichtiger als der Anlaß des Konflikts."

Man sieht: Die Formel von 1912 wird hervorgeholt und England — Frankreich hat es nicht mehr nötig — vorgehalten als Zaubermittel, um es in den Krieg mit Deutschland zu treiben; die Formel ist noch etwas „verbessert": Es ist nicht mehr von der Hegemonie Oesterreichs auf dem Balkan, sondern von „Deutschlands Hegemonie", d. h. der Welt-Hegemonie, die Rede.

Es war völlig gleichgiltig, daß Oesterreich — wenn möglich mehr noch als bisher — ganz offenkundig angegriffen war; Serbiens Schuld hätte noch hundertmal größer sein können: Serbien wurde geschützt. Denn Serbien durfte nichts geschehen, was Rußland die Möglichkeit nahm, seine Pläne mit Serbien weiter zu verfolgen. Die Politik der Entente wurde also gar nicht von den Ursachen der Krise bestimmt, sondern von gewissen Plänen der Entente, die freilich „Weltbedeutung" hatten, kurz gesagt, von der Erdrosselungspolitik gegenüber den Mittelmächten. Und in dieser Politik ging Frankreich mit Rußland völlig einig.

* * *

Rufen wir uns die Hauptdaten der Krise ins Gedächtnis zurück:

Am 28. Juni Ermordung des Erzherzogs.

Am 23. Juli, abends 6 Uhr, sogenanntes Ultimatum an Serbien, mit 48-stündiger Frist.

Am 25. Juli, mittags 3 Uhr, noch vor Beantwortung des Ultimatums, serbische Mobilisation.

Am selben Tag, abends 6 Uhr, bedingte Annahme des Ultimatums durch Serbien, während unbedingte Annahme gefordert war; sofortiger Abbruch der Beziehungen durch den österreichischen Gesandten; abends 8 Uhr Anordnung der österreichischen Mobilisation, ausschließlich gegen Serbien (8 Armeekorps, d. i. die halbe Armee).

Am 28. Juli, mittags 12 Uhr, nachdem Serbien sich drei Tage lang in keiner Weise um Verständigung mit Oesterreich bemüht, Kriegserklärung Oesterreichs an Serbien.

Am 29. Juli, abends 9 Uhr, Mobilisation Rußlands gegen Oesterreich (13 Armeekorps gegen die 8 österreichischen, die ausschließlich gegen Serbien marschieren sollten; die Mobilisation der ganzen russischen Armee, also auch gegen Deutschland, wird in allerletzter Minute — nach gewissen Quellen nur dem Schein nach — aufgeschoben dank den versöhnlichen Schritten Kaiser Wilhelms).

Am 30. Juli, mittags gegen 4 Uhr, Befehl zur Durchführung der allgemeinen Mobilisation Rußlands; abends 6 Uhr Ausführung. Beides ohne jeden neuen Anlaß von Seiten der Mittelmächte, beides auch im vollen Bewußtsein, daß Mobilisation den Krieg bedeute. Verheimlichung dieser Mobilisation bis zum andern Morgen, gegenüber Rußlands Bundesgenossen bis zum andern Abend!

Am 31. Juli abends deutsches Ultimatum an Rußland, das die Einstellung der Mobilisation verlangt; Anfrage bei Frankreich nach dessen Haltung; „Verkündigung drohender Kriegsgefahr" (eine Vormobilisation!).

Am 1. August, abends kurz vor 5 Uhr, französische Mobilisation, 5 Uhr deutsche Mobilisation; 7 Uhr, wegen Ausbleiben der erbetenen Antwort, Kriegserklärung an Rußland.

Am 3. August Kriegserklärung an Frankreich, das sich in Schweigen hüllt.

Am 4. August Kriegserklärung Englands an Deutschland, das erklärt, durch Belgien marschieren zu müssen, um den ihm aufgenötigten Zweifrontenkrieg gegen Rußland und Frankreich nicht unbedingt zu verlieren. Absage Italiens, da die Bundesgenossen in einen „Angriffskrieg" verwickelt seien.

* * *

Zwischen diesen Hauptaktionen spielt der „Diplomatenkampf", das eigentliche „Drama der dreizehn Tage". Dieses Drama hat ein Vorspiel, auf zwei Bühnen, der österreichisch-deutschen und der russisch-französischen.

Oesterreich-Deutschland.

Oesterreich, das schon vor dem Attentat eine Denkschrift vorbereitet hatte, um Deutschland zu einer grundsätzlichen Erörterung der Lage am Balkan einzuladen, schickt einen außerordentlichen Gesandten nach Berlin bzw. Potsdam („Potsdamer Kronrat" vom 5. Juli!), um die neue Lage zu besprechen. Oesterreich vertritt dabei den Standpunkt, daß die Lage mit friedlichen Mitteln nicht mehr zu retten sei.

Deutschland erklärt, daß es Sache Oesterreichs sei, sein Verhalten gegen Serbien zu bestimmen, sagt aber seine Unterstützung zu für den Fall, daß, bei kriegerischem Vorgehen gegen Serbien, andere Mächte eingreifen sollten. Man rechnet in Berlin „mit etwas Lärm", glaubt aber nicht an einen allgemeinen Krieg; teils, weil man sich auf den Abscheu verläßt, den das Attentat hervorrufen müsse (insbesondere in einem so monarchischem Staat wie Rußland); teils, weil man die innere und äußere Kriegsbereitschaft der Entente unterschätzt. Infolge dieser „Blanko-Vollmacht" nahm man also den lokalen Krieg gegen Serbien — die „Strafexpedition" gegen Serbien — zwar als sehr wahrscheinlich an; den allgemeinen Krieg erwartete man nicht. Man erhoffte und erstrebte also die „Lokalisation des Konflikts", wie die deutsche Formel lautete.

Man riet ferner deutscherseits zu einem raschen Vorgehen, teils zur Ausnutzung der Stimmung, die Oesterreich zunächst recht günstig war, besonders in England; teils um ein „fait accompli" zu schaffen, das die Einmischung der andern Mächte unmöglich mache, wenigstens eine Einmischung, die Oesterreich hindern könnte, Serbien zu „züchtigen".

Diese deutsche Rechnung litt an etlichen Fehlern.

Vor allem unterschätzte man die rein real-politische Einstellung der Regierungen der Entente zu dem Attentat; mit dem Appell an das gekränkte „monarchische Gefühl" stieß man selbst in Rußland fast auf Hohn. Man unterschätzte aber vor allem eben die Kriegsbereitschaft der Gegner, besonders die innere. Man unterschätzte ferner den schlechten Eindruck, den die Ueberrumpelungs-Politik erwecken mußte. Hätte Oesterreich sich bloß in Schweigen gehüllt mit der Begründung, daß man auf das Ergebnis der gerichtlichen Untersuchung warte, gut! Aber man hat bis zum letzten Augenblick die beruhigendsten Versicherungen abgegeben. Das mußte nachher mißtrauisch machen gegen alle Zusicherungen. Nicht zuletzt unterschätzte Deutschland die Unglaubwürdigkeit seiner Behauptung — bei Beginn der Krise —, daß es selber die Note Oesterreichs nicht gekannt habe, also für die Einzelheiten dieser Note nicht mit verantwortlich sei.

Weiter hat Deutschland seinerzeit bei seiner Vereinbarung mit Oesterreich vom 5. Juli die Führung aus der Hand gegeben, ohne sich die möglichen oder wahrscheinlichen Folgen einer unbehinderten österreichischen Politik zu überlegen.

Endlich hat man deutscherseits bei den Verhandlungen des „Diplomatenkampfes" zwar sehr bald dem unerwarteten Verlauf der Dinge Rechnung getragen, hat nachgegeben und Oesterreich mit wachsender Dringlichkeit Entgegenkommen angeraten, dabei aber, eben infolge der vorherigen unbedingten Zustimmung, recht harten Ohren gepredigt. In dem Bestreben, den Bundesgenossen nicht bloßzustellen, hat man ferner nach außen hin, gegenüber den Gegnern und der übrigen Welt, von dieser ernsten Vermittlertätigkeit recht wenig merken lassen, so daß die Weltmeinung an sie nicht glaubte bis zum Jahre 1919, wo die Oeffnung der deutschen Archive ihre Ueberraschungen brachte. (Ich selber habe aus gewissen Anzeichen diese Vermittlertätigkeit in meinem „Kriegsausbruch" lange zuvor vorausgesagt, wie so vieles andere, was bei gutem Willen schon ohne alle „Enthüllungen" zu sehen war.)

Die deutsche Schwenkung begann, als man die serbische Antwort im Wortlaut kennen lernte, (nämlich dank bestimmten Umständen später noch als in allen anderen Ländern): im Auswärtigen Amt am Abend des 27., in Potsdam erst am anderen Morgen.

Aber auch in diesem Augenblick beging man einen schweren Fehler: Man duldete es, daß Oesterreich gerade jetzt, wo alles überrascht war von dem Maß des serbischen Entgegenkommens, an Serbien den Krieg erklärte, am 28. Juli, mittags 12 Uhr. Diese Duldung hat dem Glauben an Deutschlands Vermittlung erst recht geschadet. In Berlin aber hatte man dafür nicht das geringste Augenmaß, so sehr, daß in dem gewaltigen Aktenmaterial nicht ein Wort des Bedenkens wegen dieser Kriegserklärung zu finden ist.

Wie konnte die Welt angesichts dieser unerwarteten Kriegserklärung, die übrigens, wie man heute weiß, auch militärisch damals noch ganz überflüssig war — da Oesterreich frühestens am 12. August kriegsbereit war, — wie konnte man angesichts der Duldung dieses Schrittes ahnen, daß der Kanzler schon am 27. abends eine ernste Mahnung nach Wien gehen ließ oder gar, daß der Kaiser folgende Worte unter die serbische Antwortnote schrieb:

„Das ist mehr, als man erwarten konnte! Ein großer moralischer Erfolg für Wien; aber damit fällt jeder Kriegsgrund fort, und Giesl — der österreichische Gesandte in Belgrad — hätte ruhig in Belgrad bleiben sollen! Daraufhin hätte ich niemals Mobilmachung befohlen!"

Das losgelassene Oesterreich aber erklärte nach vier Stunden sogar den Krieg. Und Deutschland war vorher davon verständigt worden!

Dazu kam, daß am selben Tag der Leiter der österreichischen Politik, Graf Berchtold, sich gegenüber dem russischen Botschafter nicht sehr glücklich ausdrückte, so daß der böse Wille, der in Petersburg nun herrschte, es so deuten konnte, als verweigere Oesterreich auch die Aussprache mit Rußland, jene Aussprache, die Deutschland selbst empfohlen hatte, und die Rußland und England als die beste Methode der Verständigung bezeichnet hatten. So war eine Lage geschaffen — nicht ohne Schuld der beiden Mittelmächte! —, die der russischen Kriegspartei Oberwasser gab.

Schon am nächsten Tag begann die russische Mobilisatiion und damit die eigentliche Geschichte des Kriegsausbruchs wie oben skizziert. Den Angriff Oesterreichs auf Serbien beantwortete Rußland ohne weiteres mit dem Angriff auf Oesterreich und Deutschland — denn die Mobilisation war der Angriff, wie heute völlig außer Zweifel steht. Kein Geringerer als der russische Mobilmachungschef, Dobrorolsky, hat es ausgesprochen — wir wissen es aber auch aus

anderen, nicht minder unanfechtbaren Quellen: „Die Sache hatte unweigerlich begonnen. . . . Eine Abänderung war nicht möglich. Der Prolog des großen Dramas hatte begonnen!" (Siehe Dobrorolsky, Seite 29.)

Die Welt freilich machte man glauben, daß man sehr wohl „Gewehr bei Fuß" an der Grenze stehen könne, und daß Rußland alles gerne dem Haager Schiedsgericht überlasse. So telegraphierte bekanntlich der Zar, als das Verhängnisvolle geschehen war, an den Kaiser, der ihn beschworen hatte, nicht zu mobilisieren, da dies „den Krieg bedeute". In seinem Herzen aber trug auch der Zar damals die Verzweiflung: „Denken Sie an die Verantwortung, die Sie mir raten, auf mich zu nehmen", sagte der Zar „mit zugeschnürter Kehle" seinem Außenminister, als er ihm die allgemeine Mobilisation zum zweiten Male abrang. „Denken Sie daran, daß es sich darum handelt, Tausende und Abertausende in den Tod zu schicken!" So nach dem Botschafter Frankreichs am Zarenhof, einem sicher unverdächtigen Zeugen. (Paléologue, S. 260.)

All das ist freilich mehr als sieben Jahre Geheimnis geblieben. Man konnte es aber ahnen.

Und nun schließt die Tragödie mit einem unüberbietbar häßlichen Spiel. Dieses Spiel ist nur zu verstehen, wenn man die Rolle Frankreichs kennt. Wir schildern sie nunmehr zusammenhängend.

Rußland—Frankreich.

Schon wenige Tage nach dem Attentat, während noch alle Welt voll Abscheu und Entsetzen über die Bluttat ist, kommt nach Belgrad eine sonderbare Meldung aus Paris (Serbisches Blaubuch Nr. 13):

„Nach der ersten Erregung hat sich die öffentliche Meinung Frankreichs bis zu einem solchen Grad beruhigt, daß der Ministerpräsident" — und Außenminister, Viviani, Sozialist von Hause aus — „es für angebracht erachtet hat, im Palais Bourbon" — in der Deputiertenkammer — „die Ausdrücke der Erklärung zu mildern, die er zuvor in bezug auf jenes Ereignis im Senate abgeben hatte." Frankreich hat sich immer gerühmt, „mäßigend und beruhigend" auf Serbien gewirkt zu haben. Man kann sich denken, wie beruhigend diese Meldung auf die Serben wirkte, die besser als irgend jemand, außer den Russen, wußten, was diese plötzliche „Beruhigung" der öffentlichen Meinung Frankreichs zu bedeuten hatte.

Noch ehe die Note an Serbien übergeben war, am 20. Juli, kam Poincaré, gemäß einer älteren Abmachung, als Rußlands Gast auf Frankreichs schönstem Kriegsschiff „La France", den finnischen Busen heraufgeschwommen, wie Lohengrin die Schelde: „Willst du, daß ich dein Retter sei?" Und Rußland wollte! Bis heute haben Poincaré und sein Begleiter, der sozialistische Ministerpräsident Viviani, geschworen, so oft man es hören wollte und darüber hinaus, daß bei diesem pompösen Besuch, wo eine strahlende Festlichkeit die andere jagte, „kein Wort von Politik gesprochen worden sei". Diese Behauptung war schon immer etwas kühn, denn seit Dezember 1914 konnte man im Französischen Gelbbuch über den Kriegsausbruch folgende Depesche lesen, die datiert ist vom 24. Juli, morgens 1 Uhr, vor dem Bekanntwerden des österreichischen Ultimatums (Gelbbuch Nr. 22):

„Im Verlauf meiner Unterredungen" (Mehrzahl!) „mit dem russischen Minister des Aeußeren kamen wir dazu, die Gefahren ins Auge zu fassen, die aus einem eventuellen Vorgehen Oesterreichs gegen Serbien wegen des Attentats . . . hervorgehen könnten. Wir waren einig in dem Gedanken, daß alles getan werden solle, um einem Verlangen nach Aufklärung (!) oder irgendwelcher dringlicher Aufforderung zuvorzukommen, das für Serbien einer Einmischung in seine inneren Angelegenheiten gleichkäme, und das Serbien als einen Angriff auf seine Souveränität und seine Unabhängigkeit betrachten müßte". (Die amtliche Uebersetzung ins Deutsche lautet noch viel belastender für Frankreich. (Siehe meinen „Kriegsausbruch" S. 97.)

Wir sehen also: Rußlands und Frankreichs Standpunkt ist festgelegt, ganz unabhängig vom Ergebnis der Untersuchungen über das Attentat; ja sogar dieser Untersuchung werden Schranken gesetzt: Oesterreich soll selbst Fragen nicht stellen dürfen, die Serbien im angedeuteten Sinn empfinden „müßte". Ist aber, so frägt man sich, so etwas gegenüber bloßen Fragen möglich? Nach russisch-französischer Auffassung ja! Wir wissen dies aus anderen Dokumenten. Rußland — und mit ihm Frankreich! — stellte sich ganz unbedingt vor Serbien, unbedingt für den Fall, daß Serbien ernstlich angefaßt werden sollte, gleichgiltig, ob es das verdiente oder nicht! Das ist dieses schwarzen Pudels Kern! Das nannte man nachher „die Politik des Rechts".

England dachte hier etwas anders; Sir Edward Grey indes trieb auch hier eine Politik der zwei Hände, von denen die eine nahm, was die andere gab. Er erklärte zwar, daß Oesterreich sein Recht werden müsse; er erklärte aber auch, daß, wenn Rußland und in seinem Gefolge Frankreich gegen Oesterreich aufstehen würden — gleichgiltig mit welcher Motivation! — England sich auf ihre Seite schlagen werde. Doch wir müssen hier England beiseite lassen und uns an Frankreich halten. Was tat Frankreich weiter, und was hatte es vorher getan?

Dem französischen Botschafter in Petersburg, Paléologue, verdanken wir eine plastische Schilderung jener Tage von Poincarés Besuch. Wir geben nur eine kleine Probe dieser Schilderung: Festtafel im Lager von Krasnoje Selo, gegeben vom späteren Generalissimus, dem Onkel des Kaisers, dem Haupt der russischen Kriegspartei, dem heutigen Thronprätendenten Nikolaji Nikolajewitsch. Der französische Botschafter hat zu Nachbarinnen die Gattin des Gastgebers und ihre Schwester, beides Töchter des Königs von Montenegro. Die Gastgeberin weist auf den Tafelschmuck, „Disteln aus Lothringen!"; sie zeigt eine Bonbonnière mit „Erde aus Lothringen"; war sie doch 1912, im Schicksalsjahr, mit ihrem Mann bei den französischen Manövern in Lothringen, um dort mit ihrem

Taschentuch nach den „verlorenen Provinzen" hinüberzuwinken! Sie spricht von „historischen Tagen", die man jetzt durchlebe. Sie habe von ihrem Vater ein Telegramm in verabredeter Schrift erhalten, das melde, noch vor Monatsschluß werde Krieg sein. „Der Krieg wird kommen. ... Von Oesterreich wird nichts bleiben. ... Sie — die Franzosen! — werden Elsaß und Lothringen wiedernehmen. ... Unsere Armeen werden sich in Berlin vereinigen. ... Deutschland wird vernichtet werden. ..." Das alles läßt sich der Botschafter Frankreichs erzählen, seinem eigenen Bericht nach, ohne das mindeste Befremden. Nicht er, sondern „ein strenger Blick des Zaren", der aufmerksam geworden, macht den „Prophezeiungen der montenegrinischen Sibyllen" ein Ende!

Das war, vor dem Ultimatum Oesterreichs, die Stimmung jener Kreise, die sich nachher als entscheidende Macht erwiesen, der Kriegspartei. Und diese Kreise hat Frankreich, haben Poincaré und auch Viviani stark gemacht mit ihrem Besuch am Vorabend der großen Krise. Im Jahre 1915 hat Zar Nikolaus zum französischen Minister Cruppi gesagt: „Ich habe stets in meinem Geiste die so feste Sprache gegenwärtig, die der Präsident der Republik am 22. Juli 14, im Augenblick, da er Rußland verließ, mir gegenüber geführt hat."

Dies war der „gänzlich unpolitische Besuch" der Herren Poincaré und Viviani in Petersburg, im verhängnisvollsten Augenblick der europäischen Geschichte!

Jener „festen Haltung" Poincarés entsprach, was weiter kam: Nie ein Wort der Beruhigung, der Abmahnung oder gar Warnung oder Drohung gegenüber der bedenklichen Politik, die das ermutigte Rußland nunmehr einschlägt: Grundsätzlicher Beschluß der russischen Mobilisation schon am 24. Juli, vor der serbischen Antwort; Gutheißung durch den Zaren am 25.; Beginn der Vormobilisation am 26.

Gleich nach Bekanntwerden der österreichischen Note Sitzung Sasonows mit den Vertretern Frankreichs und Englands in der französischen Botschaft in Petersburg (!): Paléologue erklärt, zum Erstaunen des englischen Botschafters, die unbedingte Gefolgschaft Frankreichs, schon am 24. Juli mittags! (Engl. Blaubuch, N. 6.)

Als in Paris der deutsche Botschafter den Standpunkt Deutschlands meldet, — durch eine „Verbalnote", also in gleichem Wortlaut wie in London und Petersburg —, setzt alsbald eine Pressehetze über die „deutsche Drohung" ein.

Poincaré und Viviani schwimmen noch auf dem Wasser; letzterer wird vertreten von dem Justizminister, der nicht zum Kreis der Eingeweihten gehört. Paul Cambon, der Botschafter in London, der 1912 dem englischen Außenminister Sir Edward Grey die Novemberbriefe abgewonnen hatte, reist für vier Tage — mitten in der Krise — nach Paris. Wie er dort wirkte, wissen wir noch nicht aus den Akten; denn England und Frankreich halten diese unter Siegel. Wir können es erraten, unter anderem daraus, daß schon am 26. sein Bruder Jules Cambon, Botschafter in Berlin, sich mit der Gewißheit brüstet, daß England auf der Seite Rußlands und Frankreichs stehen werde. Paul Cambon ist offenbar in Paris der eigentliche „Vertreter" Poincarés gewesen, zusammen mit dem Direktor der politischen Abteilung, Berthelot, der gleichfalls Herrn Bienvenu-Martin, dem Justizminister, den Rücken steifte.

In Berlin aber gefällt sich Jules Cambon darin, in alle Zusicherungen der deutschen Regierung dauernd ein beleidigendes Mißtrauen zu setzen und völlig falsche Nachrichten über deutsche Rüstungen auszustreuen.

In Italien dürfen wir Barrère an der Arbeit glauben, Italien zum Verrat an seinen Bundesgenossen zu bewegen.

Kurz überall ist die französische Diplomatie eifrig dabei, das große Werk des „starken Mannes", Poincarés, zu vollenden.

Einen Augenblick freilich scheint das Verhältnis Frankreichs und Rußlands zum Heil der Welt sich trüben zu wollen: Auf Grund gewisser Nachrichten über die versöhnliche Haltung des Herrn Bienvenu-Martin, des stellvertretenden Außenministers in Paris, hatte Sasonow erregt nach Paris telegraphiert: „Wenn es sich darum handelt, irgend einen mäßigenden Einfluß in Petersburg auszuüben, so weisen wir einen solchen von vornherein ab. ..." (Romberg, Tel. Petersb. 1521.) Nun ist mittlerweile Iswolsky nach Paris zurückgekehrt (er war beim Besuch Poincarés auch in Petersburg). Er hat dem armen unkundigen Bienvenu-Martin den Kopf gewaschen und kann nun telegraphieren, „daß der Verweser des französischen Außenministeriums keinen Augenblick die Möglichkeit irgendeines mäßigenden Einflusses in Petersburg zugelassen hat. ..." (Romberg, Tel. Paris 198.)

Damit vergleiche man, was Sasonow kurz nachher zu melden hat:

„Der deutsche Botschafter teilte mir ... mit, Deutschland habe nicht aufgehört und werde nicht aufhören, in Wien einen mäßigenden Einfluß auszuüben." (Romberg.) Und wie wir heute wissen, ist Deutschland am nächsten Tag, dem 30. Juli, am Tag der endgiltigen russischen Mobilmachung auch gegen Deutschland, soweit gegangen, dem Bundesgenossen mit der Aufkündigung des Bündnisses zu drohen, eine Mahnung, die Graf Berchtold „bleich und schweigend" anhörte. (Deutsche Dokumente, Nr. 465.)

Anders in Paris: Am 29. kommen Poincaré und Viviani in Frankreich an. Auf der Reise nach Paris überzeugt man sich „von der festen, energischen und gleichzeitig ruhigen Stimmung der öffentlichen Meinung, welche sich von dem wahren Sinn der Ereignisse deutlich Rechenschaft gebe" — wir wissen, wie Iswolsky schon 1912 dem französischen Volke mit Geld und guten Worten diese „deutliche Rechenschaft von dem wahren Sinn der Ereignisse"

beigebracht hat („Oesterreich der Störenfried, Deutschland der Hauptnutznießer usw.").

Am selben Tag „bestätigt" (!) der eben zurückgekehrte Viviani „den festen Entschluß der französischen Regierung, in Uebereinstimmung mit uns" — den Russen! — zu handeln." (Romberg, Tel. Paris 207.)

* * *

Und nun gibt es in Rußland kein Halten mehr: Das Kriegsspiel, der „Prolog des großen Dramas", beginnt: Mobilmachung gegen Oesterreich und Deutschland; spät abends, dank den Bemühungen des deutschen Kaisers, wie gesagt, auf Oesterreich eingeschränkt. Von Anfang an nur diese Teilmobilmachung bekannt gegeben! Zuerst mit der richtigen Motivierung (Kriegserklärung Oesterreichs gegen Serbien!), dann mit einer falschen: „Mobilmachung Oesterreichs gegen Rußland", während eine solche gegen Rußland gar nicht vorlag. Beginn der großen Geschichtsfälschung!

Man meldet diese Mobilmachung ganz unklar nach Paris, erklärt dabei, „mit der wahrscheinlichen Unvermeidlichkeit des Krieges zu rechnen und dankt der französischen Regierung" für die Erklärung des Herrn Viviani, „daß wir vollständig auf die Unterstützung des uns verbündeten Frankreich zählen können". Man fügt bei: „Es wäre wünschenswert, daß auch England, ohne Zeit zu verlieren, sich Frankreich und Rußland anschlösse, da es England nur auf diese Weise gelingen wird, eine gefährliche Verschiebung des europäischen Gleichgewichts zu verhindern" — nämlich durch Teilnahme am Krieg! (Romberg-Akten, Tel. Petersburg 1551.) Eine Mitteilung, die Iswolsky für so wichtig hält, daß er seinen Inhalt „sofort, d. h. 3 Uhr nachts, dem Minister des Aeußeren, Viviani, mitteilt. ... Im Elysée (beim Präsidenten!) hat sofort zwischen Poincaré, Viviani und dem Kriegsminister Messimy eine Beratung stattgefunden ..", mit dem Ergebnis folgender Erklärung:

„Die französische Regierung ist bereit, alle Bundespflichten zu erfüllen. Sie meint jedoch, daß es im jetzigen Augenblick, in dem noch zwischen den weniger interessierten Mächten Verhandlungen stattfinden, zweckmäßig wäre, daß Rußland, soweit es die Verteidigungs- und Vorsichtsmaßregeln zulassen, die es zu treffen für nötig erachtet, unmittelbar keine Maßnahmen ergreift, die Deutschland als Vorwand (!) dienen könnten, die allgemeine oder partielle Mobilisierung seiner Kräfte anzuordnen." (Romberg, Tel. Paris 208.)

Diesen Wink, weiterzumobilisieren, aber heimlich, hat Rußland wohl verstanden. Hatte es schon am 29. abends die geplante volle Mobilmachung verschleiert hinter den Worten, daß es „seine Rüstungen beschleunigen werde", so spricht es am 30., bei der endgiltigen Mobilmachung seiner ganzen Streitmacht, nur „von den ersten Maßnahmen der allgemeinen Mobilmachung"; und daraus hat nun Viviani einen Vorteil von ganz unermeßlicher Bedeutung gezogen: Als infolge der nunmehr öffentlich bekannten allgemeinen russischen Mobilmachung schon der Wagen in den Abgrund rollte und Deutschland den „Zustand drohender Kriegsgefahr" verkündigte und in Paris die Frage nach dem Verhalten Frankreichs tat, am 31. Juli, abends 7 Uhr, 25 Stunden nach Rußlands allgemeiner Mobilmachung, da konnte sich Viviani völlig überrascht stellen und erklären, er wisse nichts von einer solchen Mobilmachung. Deutschland erschien nun als „Provokateur", und das französische Volk war gewonnen!

Natürlich mußten nun Rußland und Frankreich ihre „Weißbücher" — das Orangebuch und das Gelbbuch fälschen. Auch hier erfreute sich Rußland „der vollen Unterstützung Frankreichs". Die Sache war zwar, da die Russen den Vortritt hatten, nicht ganz leicht: Frankreich brauchte bis zum Dezember 1914, ehe es sein Gelbbuch herausgeben konnte. Und die Welt kam doch hinter die Schliche des Herrn Viviani. Herr Viviani hat weiter gelogen, wie nie ein Diplomat der alten Schule log. Es nützte nichts. Aus dem revolutionierten Rußland kam Enthüllung über Enthüllung. Und auch die Fälschungen der französischen Aktensammlung wurden offenbar. (Man vergleiche die Romberg-Akten, wo durch geschickte Anordnung die russische Fälschung wie in einem Schulfall klargelegt ist.)

Frankreich hält immer noch die Hand auf seine Archive. Der Augenblick wird aber kommen, wo der Nutzen dieser Maßnahme sich als kleiner erweist, als der Schaden. Das moralische Nationalvermögen Frankreichs ist schon sehr zusammengeschrumpft. Die Rettung kann nur noch kommen, wenn das französische Volk das tut, was es immer wieder — so Herriot noch vor kurzer Zeit — von dem deutschen Volk verlangte: wenn es abrückt von den „Führern von 1914", die mehr als anderswo Verführer waren, auf einem bösen Wege.

* * *

Das Bild wäre allzu lückenhaft, wenn wir nicht noch einer Episode gedächten:

Am 1. August, als die deutsche Mobilisation schon im Gange ist — ebenso auch die französische —, kommt eine überraschende Anfrage aus London nach Berlin, ob nämlich Deutschland vom Krieg gegen Frankreich absehen würde, falls dieses neutral bleiben wolle. Deutschland willigt mit Freuden ein. Da kommt aber eine neue Meldung aus London, nämlich das Ganze sei ein „Mißverständnis"; die englischen Anregungen seien „ohne vorherige Fühlungnahme mit Frankreich erfolgt". („Kriegsausbruch", S. 523 ff.)

In der Tat hatte schon am Vorabend der französische Kriegsminister dem russischen Militär-Attaché „in gehobenem Ton" versichert: „Frankreich ist zum Krieg fest entschlossen." (Romberg, Tel. Paris 216.)

Deutschland hoffte immer noch auf Frieden; Frankreich war unweigerlich auf dem Weg zum Krieg, vor der Kriegserklärung Deutschlands an Rußland!

* * *

Es gilt zwar noch immer das Wort des alten Oxenstjerna: „Du glaubst nicht, mein Sohn, mit wie wenig Vernunft man die Welt regiert.“ Die Vernunft war in der Tat gering bei allen Regierenden von 1914; aber anderswo noch geringer, besonders in Rußland und Frankreich. Indes, die Vernunft der Regierten war etwas größer. Und das ehedem von jenen Regierenden so gern vernommene „Weltgewissen“ hat sich schließlich doch nicht täuschen lassen: „La vérité est en marche!“ Auch in Frankreich: Man hat damals, am Abend, wo Viviani seinem Land durch jene ungeheure Heuchelei zu dienen suchte, das Gewissen Frankreichs in Jean Jaurès doch nicht tödlich genug getroffen; Jaurès steht wieder auf! Wer Frankreich wirklich liebt, wird auf ihn hören.

Denn auf Lüge läßt sich eine dauerhafte Politik nicht bauen, und erst recht nicht jene „Politik des Rechts“, für die Frankreich und der Erdkreis 1914 — wie man damals lehrte — in den „größten Krieg“ gezogen sind.

„Nur die Wahrheit kann uns frei machen“, dies Wort Rathenaus gilt nicht nur für die Deutschen, es gilt für alle, nicht zuletzt für die Franzosen. Werden sie es einsehen? „Es gibt zwei Frankreich ...“

„Vae victoribus, veritas vincit!“

Unser Pazifismus. — Eine Entgegnung.

Von Dr. A. Krencker.

In der „Menschheit“, dem Hauptorgan der deutschen Pazifisten, veröffentlichte am 19. September eine seit Jahren in Berlin praktizierende, aber auf Rückkehr in die Heimat sinnende Aerztin elsässischer Herkunft, Dr. Noëmi Stricker, eine vom Verlag der „Menschheit“ erbetene Erklärung gegen den Geist und die Haltung unserer „Heimatstimmen“. Zu Unrecht hätte deren Herausgeber dem Dr. Otto Grautoff widersprochen, der bekanntlich gelegentlich einer kurzen Spritztour zu Herrn Vermeil die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß das Elsaß dem deutschen Gedanken auch kulturell endgültig entglitten sei.“ Doch hören wir Noëmi Stricker:

„... Die Eindrücke des Dr. Grautoff sind meiner Ansicht nach sehr richtig, ja, ich möchte sagen, für einen Deutschen auffallend richtig. Dr. Ernst stellt ihnen das Urteil führender ausgewanderter Altelsässer entgegen. Führender Altelsässer? Bedeutender Männer wohl, die Verdienste, besonders verwaltungspolitischer Art um das Elsaß haben, und die in einem deutschgebliebenen Elsaß wohl eine Vermittlerrolle hätten spielen können, aber Führer der elsässischen Seele und zumal jetzt? Nein. Die elsässische Seele hat keinen wirklichen Führer, sie ist auf sich selber angewiesen. Was die Arbeiterschaft betrifft, kommt wohl Grumbach der Frage am nächsten.

Die vom katholischen Klerus ausgelöste Protestbewegung, die vorauszusehen war, wird stark aufgebauscht und ist nicht der Ausdruck der an und für sich ziemlich nüchternen elsässischen Volksseele. Die Majorität der Elsässer will die republikanischen Gesetze: „Wir wollen keine deutschen Gesetze mehr, wir wollen Franzosen sein.“ Die katholische Protestbewegung gibt ein getreues Abbild dessen, was aus einem autonomen Elsaß werden würde. Die evangelischen Kirchenbehörden und der Ober-Rabbiner haben durchaus loyale Erklärungen abgegeben, sie versuchen nur im Rahmen der republikanischen Gesetze den Religionsunterricht in den Schulen zu sichern. Der Ober-Rabbiner äußerte ganz ehrlich: „Keine Kirchenbehörde gibt gern Rechte auf.“ Das Problem ist auch kein spezifisch französisch-elsässisches, es ist international und alle Staaten müssen sich damit abgeben.

Es ist ein großer Fehler der ausgewanderten Altelsässer, sich mit den Angelegenheiten des Landes zu befassen, das sie verlassen haben. Ihre „elsässische“ Propaganda*) entfremdet das Elsaß der deutschen Kultur immer mehr und züchtet nur Unversöhnlichkeit bei den Zurückgebliebenen. Die Dinge liegen ganz anders als die Ausgewanderten sie sehen. Schon die Möglichkeit der gegenwärtigen Protestbewegung zeigt, daß es mit der „französischen Zwangsjacke“ nichts ist. Jeder vernünftige Mensch kann und darf im Elsaß reden, z. Zt. tun es sogar sehr Unvernünftige in großer Ungebundenheit. Von einer Vergewaltigung durch „Fremde“ kann keine Rede sein, und die Zurückgebliebenen sind keine Französlinge, sondern Franzosen. Seiner ganzen zerrissenen Vergangenheit nach kann das Elsaß kein echtdeutsches Land sein, die Art und Lebensführung seiner Bewohner ist undeutsch, seinem innersten Wesen nach gehört es zu Frankreich, dessen Schöpfung es auch ist. Denn ein einheitliches Elsaß gibt es erst seit 1789.

Es gibt für das Elsaß nur einen Weg: völligen Anschluß an Frankreich. Herriot bringt Befreiung, nicht Knechtschaft. Die meisten Elsässer wollen keine Sondergesetze, kein anderes Recht als das, was für alle Franzosen gilt.

Die elsaß-lothringische Frage wäre gelöst, wenn sie nicht immer von Deutschland aus immer neu aufgewühlt würde. Die Vorgänge im Elsaß sind innerpolitische Fragen, die es allein lösen will und ohne Einmischung von Deutschland aus. Wer das Elsaß lieb hat, kann ihm nur den völligen Anschluß an Frankreich wünschen. Dieser Anschluß bedeutet Beruhigung, Friede. Und der Friede steht höher als das Selbstbestimmungsrecht, höher als das Recht überhaupt. Im übrigen hat das Elsaß im November 1918 deutlich genug über sich selber bestimmt. Und der tiefe Sinn dieser jubelnden Selbstbestimmung war der, daß es sich zunächst wieder selber gefunden hat.

In der elsaß-lothringischen Frage sind nur die weitesten, ethisch am höchsten stehenden Gesichtspunkte angebracht. Und die hetzen für Deutschland und die Ausgewanderten: Restloser Verzicht, und für das Elsaß: Verzicht auf Sonderstellung, restloser Anschluß an Frankreich, zu dem es gehört als lebendiges Glied eines lebenden Körpers. Opfer verlangt jede Vereinigung, Kämpfe gibt es überall. Um der elsaß-lothringischen Frage willen am Weltfrieden rütteln ist ein Verbrechen am Elsaß und an der Welt.

Dr. Noëmi Stricker.“

Ich habe die Ausführungen unserer Landsmännin mit Absicht so ausführlich wiedergegeben, obwohl sie nur brav und bieder ein Sprüchlein aufsagt, das man bei uns zuhause in den verwelschten Bourgeoishäusern die unmündigen Kinder lehrt. Wir kennen es ebenso gut wie sie und möchten gähnen. Aber wir täten Unrecht, wenn wir nicht immer wieder das Verfahren, wie hier und an tausend anderen Orten auf unwissende und haltlose Leute eingewirkt wird, unermüdlich als das nachweisen, was es, aller tönenden Phrasen entkleidet, ist.

Dr. Noëmi Stricker spricht uns das Recht ab, als Ausgewanderte zu den Vorkommnissen der Heimat öffentlich Stellung zu nehmen. Sie mag es tun. Doch meinen wir, sie täte gut daran, ihre ultrapazifistischen Maßstäbe, mit denen sie uns verurteilt, rückblickend auch an die politische Tätigkeit der 1871 nach Frankreich ausgewanderten Elsässer und Lothringer anzulegen. Ferner fällt uns auf, daß sie selbst, obwohl sie doch auch in Berlin wohnt, sich an die uns gepredigte Pflicht absoluter politischer Zurückhaltung nicht kehrt, vielmehr auf Streitfragen, die die Heimat bewegen, materiell eingeht und sie im Sinne ihrer Weltanschauung recht energisch beurteilt. Vielleicht hält sie sich hierzu aus dem Grunde für befugt, weil sie zurück will. Nun, das wollen wir auch; denn wir sind keine Pilgerväter, die den Staub der Heimat von den Füßen schüttelten, um sich in der Fremde eine neue Heimat ideal einzurichten. Sondern wir warten für uns oder unsere Kinder oder unsere Enkel der Stunde, da man heimkehren mag, ohne sich selbst untreu zu werden.

*) Die Anführungsstriche sollen unsere Arbeit und uns selbst als pseudoelsässisch kennzeichnen! (Der Verf.)

Im Dezemberheft werden wir über den gegenwärtigen Stand der Kriegsschuldforschung berichten. Die Schriftleitung.

Nun zur Sache selbst, zum Wesentlichen! Wir geben ohne weiteres zu, daß wir uns am Elsaß und am Frieden schwer versündigen, wenn Dr. Noëmi Stricker und die Kreise, deren Kind sie ist, recht haben mit der Behauptung, die Elsässer seien ihrem innersten Wesen nach Franzosen. Wir müssen also begründen, warum wir schwerlich jemals in der Lage sein werden, uns diesem Hauptartikel des bourgeoisen Glaubensbekenntnisses zu unterwerfen.

1. Wir können uns nicht dazu entschließen, die 1200 deutschen Jahre unserer Geschichte zu unterschlagen, als ob sie an unserm Wesen nicht mitgewoben hätten und nicht mitgewertet werden müßten bei einer endgültigen Entscheidung des großen Rechtsstreites.

2. Wir weigern uns, die gewaltigen politischen und sozialen Umwälzungen von 1789 vom Standpunkte französisch-nationalistischen Aufklärertums aus einzuschätzen und sie zum herrlichen Auftakt einer elsässischen Geschichte im eigentlichen und positiven Sinn aufzufrisieren. Denn wir wissen, daß die Revolution, und daß das bürgerliche Frankreich das Gegenteil betrieben: Die Geschichte des Elsasses sollte zu Ende sein, das Persönliche und Eigenartige seiner geschichtlichen Erscheinung, seines Volkstums und seiner Einrichtungen untergehn in dem alles Sonderleben verneinenden französischen Einheitsstaat. Haut-Rhin und Bas-Rhin, so, nicht anders nannten sie geschichtsfeindlich die elsässischen Bezirke; denn selbst der Begriff „Elsaß“ sollte verschwinden, zuerst politisch, dann auch völkisch und kulturell-geistig. Daß er nicht verschwunden ist, danken wir wahrhaftig nicht den Franzosen und ihren bourgeoisen Knechten, sondern lediglich der hoffentlich unbesiegbaren Widerstandskraft des natürlich Gegebenen.

3. In unsern Adern fließt wie in jedem Elsässer deutschstämmiges Bauernblut. Wir fühlen das und sind nachdenklich geworden. Wir haben bis zu Ende gedacht, was unser elsässisches Bauernvolk führerlos zu Angriffswaffen gegen die Verderber seines uralten Erbguts an Sprache, Glauben, Lebensformen leider noch nicht zubereitet und politisch verwertet hat. Wir haben erkannt, daß die verwelschte städtische Oberschicht ein falsches Spiel spielt, wenn sie sich anmaßt, im Namen des elsässischen Volkes zu sprechen. Auf ihr lastet der Fluch des Apostatentums. Sie muß verleugnen, was sie an ihren eigenen Ursprung erinnert, und muß ihren Verrat bis zur perversen Feindschaft gegen alles Deutsche drinnen und draußen steigern. Spricht der Bourgeois vom wahren Elsaß und Elsässertum, so meint er sich, meint er die Negation des Elsasses, meint er, das einzige wirkliche Geschöpf Frankreichs aus elsässischem Ton, die aus einem dumpfen Rechtfertigungsbedürfnis heraus assimilationssüchtige Untreue. Er allein ist es, der sich in Wahrheit wieder zu Hause fühlt, seit die Fremden als Herren im Lande schalten. Von da zu uns führt keine Brücke. Wir sind in unserm Gewissen gebunden, unsere Stimme zu erheben, wenn wir sehen, wie man Etiketten fälscht. Es ist die Stimme des Blutes.

Aber unsere Landsmännin ist nicht nur Nachbeterin „elsässischer“ Glaubenssätze. Sie will „die weitesten, ethisch am höchsten stehenden Gesichtspunkte“ entscheiden lassen. Sie ist Pazifistin und als Pazifistin von so naivem Radikalismus, daß sie den Frieden über das Nationalitätenprinzip, ja über das Recht selbst stellt, also unbewußt den Pazifistenpapst Fr. W. Foerster berichtigt, dessen Theorien die Begriffe Wahrheit und Recht aus dem pazifistischen Wörterbuch noch nicht gestrichen haben. Um des Friedens willen also, dieses höchsten Gutes, sei jedes Opfer zu bringen: Deutschland müsse restlos auf das Elsaß, dieses auf jede Sonderstellung innerhalb Frankreichs verzichten und restlos in ihm aufgehen.

Wir sehen: dem Scharfblick Noëmi Strickers ist es nicht entgangen, daß mit einer naturrechtlichen oder schlicht sittlichen Beurteilung der elsaß-lothringischen Frage ihrem Frieden nicht gedient ist, sonst hätte sie die pazifistische Theorie, zu der auch wir uns bekennen möchten, die Theorie, daß der Friede nur auf der Basis allgemeiner Achtung vor Recht und Wahrheit möglich sei, nicht aufgegeben und das eine im andern immanent und gleichwertig bestehen lassen. Es ist daher erklärlich, wenn auch nicht folgerichtig, wenn sie einerseits die „jubelnde Selbstbestimmung des elsässischen Volkes im November 1918“ als eine rechtsbegründende, die Deutschen zum Verzicht verpflichtende Tatsache freudig würdigt, andererseits aber die Möglichkeit einer nachträglichen Selbstbestimmung unter andern Auspizien um der höhern Sittlichkeit willen nicht ins Auge faßt und zwischen den Zeilen ablehnt. Es ist erklärlich und logisch, wenn sie gegen alle geschichtliche Wahrheit die nach simpeln sittlichen Begriffen verwerfliche, aber im Interesse „höchster ethischer Gesichtspunkte“ offenbar nützliche Lüge wiederholt, daß es immer nur die Deutschen seien, welche die elsaß-lothringische Frage nicht ruhen ließen und den Weltfrieden störten. Es ist erklärlich und folgerichtig, wenn sie in ihrer höchst potenzierten Moralität den Fall Ley und hundert andre nicht so widerlich ins Auge fallende, klüger verschleierte Ungeheuerlichkeiten verschweigt, wenn sie die Rede- und Gewissensfreiheit der „vernünftigen“ Elsässer nicht gefährdet sieht und die immerhin nicht unwichtige Frage, wer denn eigentlich die Grenzlinie zwischen Vernunft und Unvernunft im Ländel bestimmt, mit keinem Worte berücksichtigt. Wir begreifen endlich, daß sie kein Verständnis zeigt für den im Sprachenkampf, im Kampf um die Schule und die Kirchengesetze aufbegehrenden Selbsterhaltungstrieb ihres Volkes, wenn sie Opfer nur von Deutschland und dem Elsaß verlangt, die Franzosen aber mit opferheischenden Zumutungen nicht einmal andeutungsweise belästigt; denn „höchste ethische Gesichtspunkte“ beherrschen sie.

Bei Lichte betrachtet, deckt sich die Denkart Noëmi Strickers trotz ihrer theoretischen Entgleisung praktisch völlig mit dem im gesamten Westeuropa heute üblichen Asphaltpazifismus und hat zum mindesten bezüglich der uns hier allein beschäftigenden elsaß-lothringischen Frage verzweifelte Aehnlichkeit mit der Friedenssehnsucht Raymond Poincarés, des gesättigten Wolfes, nur daß dieser sich in seiner pazifistischen Weltanschauung ehrlicher und irdischer auf den konkreten Versailler Frieden als das vorderhand höchste Gut gründet, dem alle andern Ideale unterzuordnen seien. Er ist für seinen Frieden, weil dieser den Franzosen die Herrschaft über den Rhein, den Besitz des Elsasses und die europäische Vormachtstellung auf dem Boden der machtpolitischen Ohnmacht Deutschlands gewährleistet. Die Patentpazifisten dagegen, insonderheit Deutschlands, denen sich Noëmi Stricker angeschlossen zu haben scheint, besahen die neue Ordnung der Verhältnisse am Oberrhein nicht minder freudig, weil sie angeblich oder in Wirklichkeit des holden Glaubens sind, daß wir mit ihr der Verwirklichung des Weltfriedens näher gekommen sind, und daß die restlose, auch seelische Verschmelzung des Elsasses mit Frankreich allein den Stein des Anstoßes völlig aus dem Wege räumen kann.

Wir mögen mit der Laterne suchen: „höchste ethische Gesichtspunkte“ zieren weder den einen noch den andern. Man muß entschieden etwas höher steigen und sie dort suchen, wo ausschließlich der entsagungsvolle Wille zur Gerechtigkeit auch gegen den Feind und die heilige Scheu vor der Würde und Freiheit des andern nach einem versöhnenden, auf freier Zustimmung aller Kontrahenten beruhenden Vergleich hinarbeitet. Das weiß niemand besser als das Haupt der Pazifistengemeinde, und niemand hat unerbittlicher und wirkungsvoller die gegen diesen völkerverbindenden Geist seiner Meinung nach verstoßenden Reden, Taten und Gebärden deutscher Fürsten, Staatsmänner, Generale, Professoren, Publizisten, Parteien und Korporationen gebucht und als fluchwürdige Verbrechen gebrandmarkt als Fr. W. Foerster und die Seinen, um Deutschlands Feinde von dem Ernste seines ethischen Willens zu überzeugen. Seiner leidenschaftlichen Inquisitor- und Anklägertätigkeit ist es zu verdanken, daß heute alle nichtpazifistischen Deutschen von Rang und Bedeutung, tote und

lebende, als Trottel oder Schurken entlarvt sind und der Versailler Gewaltfriede trotz seiner grundsätzlichen Unvereinbarkeit mit sittlichem Empfinden nicht nur als brauchbarer Ausgangspunkt für die weitere Entwicklung, sondern als abschließende Entscheidung der wichtigsten kontinentalen Schicksalsfrage von allen „Ethikern" seines Schlages glatt anerkannt wird. Werden sie aber von Leuten mit beschränktem Rechtssinn ersucht, mit gleich strengen Maßen auch Franzosen, Engländer, Amerikaner, also die Mächtigen, zu messen und deren gegenwärtiges oder vergangenes Handeln daraufhin zu prüfen, ob es ihren offiziellen Anspruch auf das Richteramt über die Deutschen und die Art und Weise, wie sie zu Versailles dies Richteramt verwalteten, rechtfertigt, dann werden sie plötzlich auffallend zurückhaltend. Es mag etwas Kluges und ethisch Sinnvolles an sich haben, wenn sie nach dem Grundsatz: „Jede Nation fege vor ihrer Tür" solches Geschäft ihren ausländischen Gesinnungsgenossen überlassen. Aber das ändert nichts an der für unser Verhältnis zu ihnen entscheidenden Tatsache, daß sie sich in den kritischsten Momenten dieser Weltenwende, in der wir stehn, in Augenblicken, wo sie sich durch heldischen Protest gegen das Versailler Gerichts- und Exekutionsverfahren die Bahn zu einem Siegeszuge sondergleichen hätten freimachen können, völlig verfaßten und in schmachvoller Hemmungslosigkeit Beifall klatschten, als der Ueberlistete und Wehrlose von Richtern, die zugleich Partei waren, ungehört verurteilt wurde. Seitdem sind sie, die aufdringlichen Moralisten, mit dem in Versailles triumphierenden Machtgedanken auf Gedeih und Verderb verbunden, müssen zittern vor einer Wiederaufnahme des Prozesses durch einen sittlich und rechtlich zuständigen Gerichtshof, müssen aufatmen und jubeln, wenn etwas zutage gefördert wird, das nur irgendwie als Beweisstück für die Schuld von Volksgenossen verwertbar scheint. Wie könnten sie, schuldbeladen und unfrei, wie sie sind, einen Frieden wollen, der sie und die Herren Europas Lüge strafen müßte? Es ist so, wie Dr. Nolmi Stricker sagt — wir wiederholen es, nicht ohne schmerzliches Bedauern: ihr Friede steht „über" dem Recht.

Wir aber, wir stammesbewußten Elsässer, wir haben uns auf den Boden des Rechts gestellt und werden von ihm aus kämpfen, solange wir atmen. Als Kultur- und Blutsverwandte bekennen wir uns zu dem großen deutschen Volke, das nach den furchtbaren Erfahrungen der letzten Jahrzehnte aufgehört hat, eine staatsrechtliche Regelung seines Verhältnisses zu uns gegen unsern frei bekundeten Willen zu wünschen, aber als ebenbürtige Kulturnation eine Vernichtung des deutschen Volkstums im Elsaß niemals verwinden könnte und verwinden dürfte. Hier, nicht in der staatsrechtlichen Frage liegt der Kern des deutsch-französischen Friedensproblems seit 1918. Kein Pazifist würde auf den Einfall kommen, umgekehrt den gewaltsamen oder sanfteren Abbau französischen oder englischen Volkstums in französischen oder englischen Kulturprovinzen um des Friedens willen anzuregen, die sich im staatsrechtlichen Verbande etwa eines äußerst mächtigen deutschen Reiches befänden. Er wüßte, daß damit unter keinen Umständen dem Frieden gedient wäre, und daß das tödlich verletzte Selbstgefühl jener stolzen, geistig also beraubten Kulturgemeinschaften unnachgiebig und kämpferisch Genugtuung verlangte und niemals sich beruhigen würde, bevor sie nicht die Lebensmöglichkeit ihrer Kinder gewährleistet sähen. Daß er und daß die Franzosen nach andrer Richtung hin durchaus imstande sind, das Wesen der Sphinx zu erfassen, möchte ich, mittelbar aus dem überaus leidenschaftlichen Interesse folgern, mit dem sie sich von jeher um preußisch-deutsche Sünden gegen Polen und Dänen bekümmert haben. Nun aber irren die, welche den Trägern des deutschen Kulturgedankens jenes zähe Verharren nicht zutrauen, ihr Ehrgefühl und ihre Gedächtniskraft gering einschätzen und darum dem törichten Wahn sich hingeben können, ein verwelschtes Elsaß bedeute die Ruhe Europas. Nein, das Gegenteil ist der Fall, und darauf mit allem Nachdruck hinzuweisen und für die Erhaltung des elsässischen Volkstums hingebend und besonnen zu wirken, das ist Pflicht jedermanns, der die Zusammenhänge sieht und sich entschlossen hat, von „höchsten ethischen Gesichtspunkten" aus für Völkerversöhnung und Weltfrieden zu streiten.

„Befreiung".

Unter auffälliger Beiseiteschiebung der Vertreter des katholischen Volksteils hat nach einer Havas-Meldung am 7. November Herriot, vom Wunsch beseelt, die Ansicht der Parlamentarier und höheren Beamten von Elsaß und Lothringen zu hören, den „Direktor der Dienstzweige von Elsaß und Lothringen" und Rektor der Straßburger Universität Charléty, den Verweser des Generalkommissariats Cacaud, die Senatoren General Taufflieb und Eccard, die unterelsässischen Députés: Altorffer, Frey, Peirotes und Georges Weill und die oberelsässischen: Scheer, Burger und Jourdain und die Präfekten der drei Departements zu einer Beratung empfangen, die in der Hauptsache Verwaltungsfragen betraf, bei denen sich Herriot scheinbar im wesentlichen auf die Vorarbeiten des „Colrat-Planes" zu stützen gedenkt. Ueber die brennenden Fragen der Schul- und Kirchengesetzgebung soll kein Beschluß gefaßt worden sein.

Nach dem „Matin" wurde Einigkeit erzielt über die Aufhebung des Generalkommissariats zum 1. Januar 1925 und über die Ernennung eines „Generalverwalters" mit dem Sitz in Paris (!) („Direktor der elsaß-lothringischen Angelegenheiten bei der Ministerpräsidentschaft"). Für dies Amt soll Charlety ausersehen sein.

„Der Conseil consultatif wird aufgehoben und durch ein Komitee ersetzt, das seinen Sitz nicht in Straßburg, sondern gleichfalls in Paris haben soll; die Direktionen der Justiz, des Handels, der Landwirtschaft und der Finanzen würden den betreffenden Pariser Ministerien angegliedert werden.

„Es klingt unglaublich, wenn man hört, daß der Conseil consultatif durch ein von der Pariser Regierung ernanntes Komitee ersetzt werden soll. Das wagt man uns Elsaß-Lothringern zu bieten. Der Conseil consultatif war nicht das Muster einer Volksvertretung, aber es saßen in ihm wenigstens vom Volke gewählte Vertreter. Das Komitee, das ihn ersetzen wird, hat mit einer Volksvertretung auch gar nichts gemein . . . So was tut eine Regierung, die sich demokratisch nennt, und die immer wieder von den „befreiten" Brüdern Elsaß-Lothringens spricht, von einem Joch, unter dem wir geseufzt haben sollen. Die Deutschen haben uns einst einen aus einer zweiten und ersten Kammer bestehenden Landtag gegeben. Die Abgeordneten des Landtages wurden vom Volke auf Grund des allgemeinen direkten Wahlrechtes gewählt. Durch diesen Landtag hat sich das elsaß-lothringische Volk selbst seine Gesetze gegeben. Mit diesem Landtag und seinen Rechten vergleiche man das Komitee, das die Regierung zu bilden beabsichtigt, und dann weiß man, woran die Elsaß-Lothringer sind." („Elsässer Kurier" vom 10. November.)

Bemerkungen zu den deutsch-französischen Wirtschaftsverhandlungen.

Von einem Elsässer.

Edmond Théry, der Direktor des „Economiste Européen" stellte 1920 in seiner Schrift „Der wirtschaftliche Reichtum Elsaß-Lothringens" („Les richesses économiques de l'Alsace-Lorraine") zusammenfassend fest:

„Elsaß-Lothringen wird wesentliche materielle Vorteile aus der durch unsern Sieg errungenen Desannexion ziehen: seine Interessen werden in Zukunft nicht mehr den bayerischen, den badischen oder den Interessen des Ruhrgebiets geopfert werden. Elsaß-Lothringen wird für seine Waren eine hilfsbereite Kundschaft finden, und weiterhin werden wir nicht die großen öffentlichen Arbeiten hemmen, die notwendig sind, um den wirtschaftlichen Aufschwung zu fördern, wie es bisher zur Schonung der Empfindlichkeit der Bewohner des rechten Rheinufers oder im Verfolg von Plänen des pangermanistischen Generalstabes geschah."

Es ist bezeichnend, daß Théry seine Wirtschaftsstudie mit der Wiedergabe der Reden beschloß, die von den Herren Siegfried, François und Clemenceau am 8. Dezember 1919 anläßlich des Erscheinens der elsaß-lothringischen Abgeordneten in der französischen Kammer gehalten worden sind. Elsässische und lothringische Notable und Bourgeois haben damals auf der Schaubühne der französischen Kammer einen Befreiungstaumel der Welt vorgeführt. Wie schön paßten doch solche Töne in das Befreiungsgeschrei der ersten Nachkriegsjahre! Und wie lächerlich mutet uns solches Geschwätz gerade im Zusammenhang mit wirtschaftlichen Fragen heute an, wo im Hinblick auf die notwendig gewordene Neuregelung der französisch-deutschen Wirtschaftsbeziehungen fast die Gesamtheit der elsaß-lothringischen Bevölkerung mit größter Sorge einer möglichen Zerreißung der bis heute noch auf Grund der Paragraphen 68 und 268a des Versailler Vertrages bestehenden starken Verknüpfung unserer Heimat mit der deutschen Volkswirtschaft entgegensieht. Mit schönen Redensarten kommt man auf dem Gebiet der Wirtschaft am allerwenigsten weiter. Da ist es für Frankreich immer noch leichter, den Elsässern und Deutsch-Lothringern einzureden, ihre Sprache und Art sei keltisch, und es bedeute für sie das höchste Glück, auf schnellstem Wege zu Patentfranzosen umgeformt zu werden. Auch von diesem Schwindel will heute niemand mehr etwas wissen. Noch viel weniger läßt man sich aber über die großen Nachteile hinwegtäuschen, die sich als Folgen der „Befreiung" immer deutlicher zeigen. Der Direktor der handelspolitischen Abteilung im französischen Auswärtigen Amt, Seydoux, hat in einem kleineren Kreise vor einigen Wochen erklärt, es stehe zu befürchten, daß Frankreich nicht imstande sein werde, die durch die Annektion Elsaß-Lothringens erwachsenen wirtschaftlichen Probleme in einem für die elsaß-lothringische Bevölkerung günstigen Sinne zu lösen, und man müsse damit rechnen, daß diese Schwierigkeit auch Rückschläge politischer Art in Elsaß-Lothringen für Frankreich bringen werde. Welch eine Ernüchterung im Vergleich mit den Befreiungsreden der letzten Jahre!

Man kann in deutschen Kreisen oft die vorwurfsvolle Frage vernehmen: Wir Deutsche haben die elsaß-lothringische Wirtschaft in der Zeit von 1870 bis 1918 zu gewaltiger Entfaltung und Ausnutzung aller Kräfte geführt, sollte man uns nicht dafür Dank wissen? Ganz abgesehen davon, daß man im Rahmen der Beziehungen größerer Gemeinschaften untereinander noch weniger mit Dank als einer festen Grundlage friedlichen Zusammenlebens rechnen soll als im Verkehr von Mensch zu Mensch, darf man wohl sagen, daß gerade die Kreise, die auf Grund von Besitz und Bildungsmöglichkeit im letzten halben Jahrhundert in Elsaß-Lothringen sich politisch immer wieder Einfluß zu schaffen verstanden, die Bourgeoisie der Städte, diesen durch deutschen Unternehmungsgeist hervorgerufenen Aufschwung wirtschaftlichen nicht allzusehr beargwöhnten. Sie nahmen wohl teil an dem reichen Gewinn dieser Entwicklung, sie hätten sich aber lieber auf leichtere Ausnutzung der gegebenen wirtschaftlichen Möglichkeiten beschränkt. Es wäre ja so viel bequemer gewesen wenn der deutsche Unternehmer den elsaß-lothringischen Reichtum nicht in so rastloser Betriebsamkeit in einen immer sich erweiternden Arbeitskreis hineingespannt hätte. Man hatte ja sein gutes Auskommen gehabt. Für die Masse der Bevölkerung war ja gewiß die Erschließung neuer Arbeitsfelder ein großer Gewinn. Aber das war dem Bourgeois doch nicht das Wichtigste. Sein persönliches Wohlleben war ohnedies gesichert gewesen. Und heute tritt diese in der deutschen Zeit erreichte großartige Entwicklung der elsaß-lothringischen Wirtschaft als eine weitere Erschwerung den Franzosen und französischgesinnten Gruppen Elsaß-Lothringens bei dem Versuch einer endgültigen Eingliederung unserer Heimat in den französischen Staat entgegen. Die elsaß-lothringische Wirtschaft — Industrie, Landwirtschaft und Handel — muß auf der zu deutscher Zeit erreichten Höhe erhalten werden, wenn nicht schon ganz allein aus wirtschaftlichen Ueberlegungen die Annektion durch Frankreich von Elsaß-Lothringen binnen kurzem vor aller Welt zurückgewiesen werden soll. Ist Frankreich in der Lage, diese Gefahr zu beschwören?

* * *

Elsaß-Lothringen ist in den Jahren der Zugehörigkeit zum Deutschen Reich entsprechend der allgemeindeutschen Entwicklung immer stärker industrialisiert worden, was für den Bezirk Lothringen ganz unverkennbar ist, was aber auch durch das Zurückbleiben des landwirtschaftlichen Anteils an der Bevölkerung verdeutlicht werden kann, wie das beispielsweise — vgl. Presseschau des Maiheftes unserer Zeitschrift — von dem Straßburger französischen Universitätsprofessor Oualid in einem Aufsatz der „Alsace Française" auf Grund der im allgemeinen noch völlig unausgewerteten ersten französischen Volkszählung von 1921 nachgewiesen worden ist. Nach der letzten Berufszählung (12. Juni 1907) ergab sich so, daß bei einer Gesamtbevölkerung von 1 820 249 Köpfen als „Berufszugehörige" der Industrie 730 952 Personen zu zählen waren.

Die Bedeutung der einzelnen Industriezweige beleuchtet dabei die nachstehende Aufstellung der wichtigsten Berufsgruppen — nach dem „Statistischen Jahrbuch für Elsaß-Lothringen", Jahrgang 1913/14, Seite 21:

Textilindustrie	134 656	Berufszugehörige
Baugewerbe	125 461	"
Bergbau, Hütten- und Salinenwesen	94 228	"
Metallverarbeitung	70 835	"
Industrie der Steine und Erden	54 978	"
Bekleidungsgewerbe	52 909	"
Holz- und Schnitzstoffe	52 660	"
Nahrungs- und Genußmittel	52 020	"
Maschinen, Instrumente, Apparate	88 746	"

Dem allgemeinen deutschen Aufschwung in den Jahren nach 1870 entsprechend stieg die Kurve der elsässischen und lothringischen Produktion, wie sie ja so besonders auffällig in der Zunahme der Bergwerkserzeugnisse erscheint:

Produzierte Menge (in Tonnen):

Steinkohlen	1872	995 662
	1882	1 950 399
	1892	4 879 302
	1902	10 128 698
	1911	20 939 551
	1912	23 311 769
Eisenerze	1872	684 600
	1882	1 359 141
	1892	3 571 426
	1902	8 793 496
	1911	17 754 571
	1912	20 083 238

oder nach dem Geldwert der Produktion:

Steinkohlen (in 1000 Mk.)	1872	3 278
	1882	4 244
	1892	7 466
	1902	14 140
	1911	32 730
	1912	38 889
Eisenerze (in 1000 Mk)	1872	1 872
	1882	2 916
	1892	6 823
	1902	22 624
	1911	49 322
	1912	53 932

Die oberelsässische Textilindustrie, für deren Bestand große Bedenken 1871 bestanden hatten, stellte sich ohne nennenswerte Schwierigkeiten auf den deutschen Markt ein, dessen Bedürfnissen sie zu dienen verstand — während gleichzeitig jenseits der Vogesen, zum Teil als Ableger der elsässischen, eine neue gleichartige Industrie aufwuchs, die keinerlei Interesse daran hatte, durch „Desannektion" Elsaß-Lothringens einen Konkurrenten im eignen Land und auf den eignen Auslandsmärkten zu erhalten. Und die sich daher gleich wie die französische Schwerindustrie in einer Geheim-Denkschrift während des Krieges gegen die „Befreiung" der „elsässischen und lothringischen Brüder" wandte! Wie Frankreich schon vor dem Kriege, vor der Anfügung der lothringischen Erzproduktion, an Ueberzeugung litt, — jährliche Erzausfuhr 10 Millionen Tonnen —, und wie die Annektion Lothringens hier geradezu beklemmende Ueberzeugungsnöte hervorrufen mußte, das ist von weltwirtschaftlich interessierten Sachverständigen ja seit dem Kriegsende wiederholt aufgezeigt worden; uns liegt es nahe, besonders auf die jüngst erschienene aufschlußreiche Arbeit unseres Landsmannes Henry Laufenburger und ihre Darlegungen hinzuweisen, die in seinem Buche „L'industrie sidérurgique de la Lorraine désannexée et la France" dem ganzen Fragenkreis mustergültig gewidmet sind.

* * *

Dem Beispiel entsprechend, wie man nach 1871 der elsaß-lothringischen Wirtschaft die notwendig werdende Umstellung erleichtern wollte, indem man durch Zollvergünstigungen eine Frist schuf, die den alten französischen Markt noch nicht verschloß, den neuen deutschen Markt aber bereits völlig freigab, hat man im Versailler Vertrag dem Lande eine 5-Jahres-Frist zugebilligt. Während fünf Jahren nach Inkrafttreten des Friedensvertrages sollten Landwirtschaft, Industrie und Handel Gelegenheit haben, im Ausmaße des früheren Austauschverkehrs mit dem deutschen Markt in Verbindung zu bleiben. Weil dafür jedoch ein eigentlicher Maßstab fehlte, so sollten „Kontingente" festgesetzt werden, Zahlen, eine Freiliste, in deren Rahmen Deutschland Waren aus dem früheren Reichslande frei von Zöllen und Aufgaben aufnehmen müßte. Zugleich setzte man fest, daß vor Ablauf der ersten vier Jahre Frankreich das Recht haben sollte, auf Grund der tatsächlichen Entwicklung beim Völkerbundsrat eine Verlängerung der Periode zollfreier Ausfuhr zu beantragen.

Die Festsetzung der Kontingentzahlen lag — ohne jede deutsche Einflußmöglichkeit — beim französischen Staat, der, wie bei der Feststellung der Wiederaufbaupflichten, den bequemen, jedoch — fehlerhaften Weg einschlug, die Interessenten, d. h. hier die Wirtschaftskreise Elsaß-Lothringens selber, zur Benennung der Mengen aufzufordern. Es kam so zu einer vielfach lächerlich hohen Festsetzung von Kontingentzahlen, deren Ausnutzung auch dann nicht hätte gelingen können, wenn die Beglaubigung des elsässischen und lothringischen Ursprungs der Waren seitens der Handelskammern des Landes mit noch mehr „Großzügigkeit" vorgenommen wurde, auch wenn noch mehr rasch gegründete Filialen französischer Firmen von dem Segen profitiert hätten. .... Wie es ja nachweislich geschehen ist.

Auch wenn man von den vorgelegten Kontingentzahlen so von vornherein große Abstriche zu machen hat, so läßt sich doch nicht leugnen, daß durch den Zusammenbruch der deutschen Währung, durch den Ruhrkrieg und durch den über französische Waren allgemein verhängten vielfachen deutschen Boykott, die Ausnützung der Kontingentsjahre aufs äußerste erschwert oder unmöglich geworden ist. Mit „schlechtem Willen" deutscherseits hat das wirklich nichts zu tun; schuld daran ist letzten Endes hier wie bei allen Nachkriegsnöten die Verkennung der Wirklichkeit, die im Siegerdünkel und in Gewaltanbetung „ausgeschaltete" und vergessene Gesetzmäßigkeit der Wirtschaft, der mit Diktaten so wenig beizukommen ist wie mit schönen Redensarten.

Das Maß der Ausnützung der Kontingente der Freiliste ist beispielsweise im zweiten Kontingentsjahr, d. h. in der Zeit vom 11. Januar 1921 bis zum 10. Januar 1922 bei nachstehenden Waren so festgestellt:

Nr.	Ware	Kontingent	Nachgewiesene Mengen
		in Kilogramm	
1a	Seidengarn	105 000	10 212
b	Gewebe aus reiner Seide	435 000	115 286
c	Gewebe, teilweise aus Seide	180 000	21 212
d	Bänder, ganz oder teilweise aus Seide	260 000	26 356
2a	Wollengarn	6 775 000	1685 343
2c	Gewebe, teilweise aus Wolle	600 000	101 385
3a	Baumwollengarn und -zwirn	16 750 000	6 862 603
3d	Gewebe aus Baumwolle	50 000 000	22 528 624
4c	Gewebe aus Leinen, Jute oder anderen vorstehend nicht genannten Stoffen	4 000 000	247 637
18	Getreide	18 500 000	34 172
19	Malz	5 626 000	922 904
24	Hopfen	1 600 000	428 001
43	Mühlenerzeugnisse	65 000 000	613 921
53	Abfälle von der Verarbeitung landwirtschaftlicher Erzeugnisse, einschl. Kleie	47 600 000	281 339
61	Erden und Steine	220 000 000	255 504
62	Erze	3 400 000 000	104851665
72	Salz	70 000 000	40
76	Künstliche Düngstoffe	366 600 000	92 940 901
79	Chemische pharmazeutische Erzeugnisse, Heilmittel, Watte	1 200 000	50 216
81	Schuhe aller Art	700 000	24 654
99	Porzellanwaren und Gebrauchsgegenstände aus Steingut	4 500 000	3 427
107	Schmiedbares Eisen, Metallkonstruktionen, Schwarzblech, Weißblech, Waren aus Schwarzblech und aus Weißblech	410 000 000	8 983 214
109	Eisenbahnbaumaterialen und Eisenbahnmaterial	120 000 000	2 198 229
114	Große und kleine Eisenwaren	1 050 000	3 921
125	Textilmaschinen	4 200 000	39 221

In welchem Maße nicht allein die elsaß-lothringische Industrie, sondern in gleich empfindlichem Maße die Landwirtschaft an dem deutschen Markt interessiert ist, das ist in der Denkschrift an den Pariser Landwirtschaftsminister aufgewiesen, die von der „Fédération Agricole" in Zusammenarbeit mit dem „Groupement des Comices agricoles" und nach Beratung mit den leitenden Straßburger Stellen des Generalkommissariats eingereicht worden ist. (Vgl. „Straßburger Neue Zeitung" vom 25. Oktober.) Für die verschiedenen Gruppen der landwirtschaftlichen Produktion ist da nachgewiesen, daß allein die Sorge, „ihnen die Absatzgebiete zu sichern, auf die sie infolge der geographischen Lage, der langjährigen wirtschaftlichen und kommerziellen Entwicklung angewiesen", „die glückliche Weiterentwicklung garantieren und mit dazu beitragen kann, den Wert des Bodens zu sichern...." Ausdrücklich erwähnt sind der Weinbau (..."auf den Export nach Deutschland angewiesen, ... schwer gegen die billiger erzeugten Weine des Midi zu kämpfen ...."), der Hopfenbau, die Erzeugung von Obst und Gemüse, der Gerstenbau. —

Nachdem man es zunächst in Anwendung der zu Poincarés Zeiten angewöhnten Drohmethoden mit Zwang versucht hatte, von Deutschland eine Verlängerung der bequemen Kontingentsjahre zu erpressen, haben die Vertreter der Handels- und Industriekreise allgemach sich auf die nüchterne Wirklichkeit umgestellt und sich bei den Pariser Gewaltigen für eine deutsch-französische Wirtschaftsverständigung eingesetzt. Nachdem selbst ein Charles Schmitt auf Grund der Erfahrungen der Jahre vor 1870 nachgewiesen hat, daß die elsaß-lothringischen Wirtschaftsbedürfnisse mit einem französischen Protektionismus unvereinbar sind, hat die Presse allgemein unterstrichen, daß als „Grenzdurchgangsland" Elsaß-Lothringen „nach allen Seiten offen" sein müsse. Und das bedeutet — man kann es nicht oft genug unterstreichen —, daß Frankreich den deutschen Markt nicht ersetzen kann, daß Elsaß-Lothringen auf Gedeih und Verderb mit der deutschen Wirtschaft verknüpft ist.

In dem schon genannten Buche Laufenburgers ist für die lothringische Schwerindustrie nachgewiesen, in welchem Maße sie ein Stiefkind für Frankreich geworden ist, dem man in guten Zeiten etwas von den Brosamen vom Tische des Reichen zukommen läßt, dem man aber den Brotkorb höher hängt, sowie die Konjunktur schlecht wird. Darf daraus wie aus der folgenden Tatsache geschlossen werden, daß Frankreich mit einem Zurücklinken der elsaß-lothringischen Wirtschaft als einem unvermeidbaren Ergebnis der „Befreiung" rechnet? Nach dem, was man aus der spärlichen Berichterstattung über die deutsch-französischen Handelsvertragsverhandlungen entnehmen kann, hat Frankreich selbst nur noch eine insgesamt 18monatige Uebergangszeit ins Auge gefaßt — Festsetzung abnehmender Kontingente von 6 zu 6 Monaten — und diese Kontingente bezeichnenderweise nicht mehr für elsaß-lothringische Erzeugnisse allein, sondern allgemein für die betreffenden französischen Waren vorgesehen.

Für die deutsche Einstellung zu den ganzen Fragen ist zunächst von vornherein das Erlebnis der ablaufenden 5 Jahre mitbestimmend, wo man die zugestandene Zollfreiheit für „elsaß-lothringische Erzeugnisse" in der Praxis vielfach einfach den unterschobenen französischen Produkten gewährt hat. Der gesamtfranzösischen Wirtschaft weiterhin auf diesem Umwege besondere Vorteile zuschustern zu lassen kann man nicht wohl von deutschem Entgegenkommen erwarten. Ganz abgesehen davon, daß auf Grund der Meistbegünstigungsklausel anderer Handelsverträge Vorteile, die Deutschland seinem früheren Reichsland gewähren wollte, automatisch andern Vertragspartnern zugutekämen! Dabei alles unter der Flagge der Erleichterung der Umstellung, mit dem Signum „Uebergangsbestimmungen".

Erfreulicherweise hat sich die elsaß-lothringische Oeffentlichkeit in den letzten Wochen zu der Ueberzeugung durchgerungen, daß etwas Endgültiges etwas Dauerhaftes geschaffen werden muß. Man hat sich davon überzeugt, daß in Wirtschaftsfragen Klarheit auf lange Sicht hin Not tut. Mit „Uebergangsbestimmungen" ist niemand gedient. So wenig unser Land um der schönen Augen Frankreichs willen auf Sprache und Art der Väter verzichten wird, so wenig läßt es sich um allfranzösischer Ziele und Wünsche willen die Möglichkeiten eines engen Zusammenarbeitens mit Deutschland auf dem Wirtschaftsgebiet verbauen und verriegeln.

Marie Hart-Ehrung.

Aus Raummangel sehen wir uns gezwungen, die Veröffentlichung der IV. Spendenliste zurückzustellen. Der Betrag der Sammlung ist durch den Eingang neuer Spenden in Höhe von 331,75 Mk. angestiegen auf insgesamt 1529,45 Mk. Weitere Spenden erbeten auf Postscheckkonto Dr. Robert Ernst, Berlin, Nr. 109799.

Bei den Verhandlungen der Großen ist unser Elsaß-Lothringen wieder einmal Anhängsel, Objekt, nicht selbstbestimmendes Subjekt. Seinen Bedürfnissen Gehör und Anerkennung zu verschaffen, ist in der heutigen Lage kaum möglich; die Wettermacher sitzen in Paris. Und Paris ist weit. Und aus „Innerfrankreich" weht in wirtschaftlichen Dingen noch mehr fast als in andern Fragen ein eisig kalter, abweisender Wind herüber. Die Ellbogen-Rührigkeit der innerfranzösischen „Schwester"-Industrien, die keinerlei Interesse darin erkennen können, daß den Brüdern am Rhein der deutsche Markt zugänglicher sein soll als ihnen selbst, ist größer als die der neu erworbenen Gebiete. Hilfe von „Innerfrankreich" ist keine zu erwarten. Bitter ist die Erkenntnis, daß man mit gebundenen Händen zusehen muß, was andere über die Zukunft bestimmen, aber es wäre kindisch, sich über solche Erkenntnis hinwegzutäuschen.

Es sollte hier lediglich in einigen Bemerkungen darauf hingewiesen werden, daß für die große Linie unserer heimatlichen Zukunft völlig unwesentlich ist, ob nach dem 10. Januar neue Krücken für eine kurze Frist des Uebergangs bereitstehen. Wie im einzelnen die Entscheidung fallen wird, ist abhängig von kalten rechnerischen Ueberlegungen und vom Kräfteverhältnis der beteiligten „Interessenten" .... auf beiden Seiten. Wie da z. B. die süddeutsche eisenverarbeitende Industrie Erleichterung ihres Rohstoffbezuges aus Lothringen wünschen wird, so wird andererseits die rheinisch-westfälische Schwerindustrie Zollschutz genau so fordern wie die deutsche Textilindustrie und der deutsche Weinbau. Auf derartige Einzelfragen hier einzugehen, kann nicht unsere Aufgabe sein. Von deutscher wie von französischer Seite wird man nichts als das volkswirtschaftliche Interesse des eigenen Landes ins Auge fassen können. Kommt dabei, wie bestimmt zu erwarten, das elsaß-lothringische Interesse zu kurz, so liegt es nicht an uns, daraus die praktischen Schlüsse zu ziehen. Das mögen die Betroffenen dann mit sich ausmachen und mit ihren neuen Herren in Paris!

Warten wir ab, ob ihnen die Entwicklung nach dem 10. Januar 1925 dazu den Mut endlich geben wird!

Politische Rundschau.

Straßburg, Mitte November.

22. November! Wenn diese Zeilen den Lesern zu Gesicht kommen, wird dieses historische Datum nicht mehr fern sein. Es ist immer wieder angebracht, Rückschau auf jene Tage deutschen Zusammenbruchs und tiefster deutscher Not zu halten und zu sehen, wie eng deutsche Not und deutsche Schwäche auch im Jahre 1918 verknüpft war mit dem uralten Streben Frankreichs nach dem Rhein und damit nach der militärischen, wirtschaftlichen Vormachtstellung in Europa, wie aber auch unser Elsaß damit wieder einmal zwischen die Puffer geraten und seither immer tiefer in wirtschaftliche, kulturelle und politische Not geraten ist. Die 1918 geschaffene äußere politische Lage im Elsaß und in Lothringen dauert unverändert fort. Es ist die Lage, wie sie geschaffen wurde durch eine unlautere Auslegung und einen betrügerischen Gebrauch der phrasenreichen 14 Punkte Wilsons.

Unserem elsaß-lothringischen Volke ist das Plebiszit vorenthalten worden, das Plebiszit, wie es angewandt wurde in den Teilen des alten Reiches, wo anzunehmen war, daß die Volksbefragung zuungunsten Deutschlands ausfallen könnte. Weil diese unnatürlich konstruierte Lage Elsaß-Lothringens auch in den Augen Frankreichs keinen Bestand zu garantieren schien, ging es gleich nach Abschluß der Feindseligkeiten auf dem Schlachtfeld dazu über, unser Land, das der Qualen eines 4½jährigen Krieges so wie so müde war, durch ein folterreiches, mittelalterlich-rohes Femeverfahren zu „säubern" von den Elementen, die sich voraussichtlich nicht ohne weiteres in die Lage süaen würden, die durch eine Lüge geschaffen ward. Es kamen die für alle kommenden Jahrhunderte nicht zu übertreffenden Schandtage der Vertreibungen, der Verdrängungen der „Altdeutschen" und der aufrechten Elsaß-Lothringer. Es folgten die Vermögenskonfiskationen und die Entrechtung tausender und abertausender Landeskinder. Und während die Säuberung im Gange war, stahlen sich ungezählte Franzosen bei uns ein, drangen ein in alle Zweige der Verwaltung, des Berufslebens, der Schule. Eine Ueberwelschung wurde versucht in einem Ausmaße, daß alle zurückliegenden Praktiken Frankreichs zwischen Ludwig XIV. und 1870 daneben verschwinden. Und zu allen Quälereien kam als schlimmste Erscheinung ein zur Ermöglichung der Verwelschungspläne Frankreichs großgezüchtetes politisches Spitzeltum, unter dem unsere Bevölkerung heute, sechs Jahre nach einer sogenannten Befreiung, genau ebenso leidet wie in den schmutzigen Wintertagen 1918/19.

Durch eine Lüge ist die politische Lage in Elsaß-Lothringen bestimmt und geschaffen worden. Es war die Lüge von der volkhaften Zugehörigkeit der Elsaß-Lothringer zu der französischen Nation, die in allen Variationen und aus Anlaß der unbedeutendsten Ereignisse aller Welt mit Marktschreierei ostentativ verkündigt worden ist. Diese Lüge hat gerade dadurch so gefährliche Konsequenzen provoziert, daß sie von solchen mitunterstützt worden ist, die sich als Kinder dieses Volkes und als seine Beauftragten ausgegeben haben, wenngleich die gefährlichsten und gehässigsten Wortführer gar nicht unserem alemannischen Stamme angehört haben, sondern ihren Ursprung jenseits des Rheines hatten. Die Franzosen haben nach den ersten Enttäuschungen bei ihrer Ueberwelschungsarbeit versucht, Material zu sammeln, das den Beweis der französischen Eigenart des Elsaß erbringen sollte. Sie sind nie über die Lächerlichkeit hinausgekommen. Aber trotzdem dürfen die jetzt Lebenden im Interesse der Wahrheit nicht säumen, herauszutreten mit dem Material, das der Welt, die vom Elsaß und Lothringen nichts weiß, beweist, daß wir deutscher Art sind, und daß wir entschlossen sind, diese unsere Eigenart zu verteidigen und zu retten. Wir verlangen dabei nichts Unmögliches: lassen wir doch nur die sprechen, die zu jeder Zeit elsässischer Kulturgeschichte zu den Großen gehört haben, zu den Großen im Riesenreiche deutscher Geisteskultur. Uns erwartet ja nicht die undankbare und lächerliche Aufgabe, mit Verdrehungen und Verrenkungen „Beweise" zu schaffen. Laßt sie reden und redet selber so, wie von Natur der die Zunge spricht; dann wird alle Welt, selbst am Mississipi und am Ganges, erkennen können, daß wir zum wenigsten keine Franzosen sind. Das muß unsere Verpflichtung werden, heute, zur sechsten Wiederkehr des Tages, der uns zum zweiten Male in der Geschichte äußerlich mit Frankreich verband, daß wir in Zukunft einen Kreuzzug zu führen gewillt seien gegen die Lüge und für die reine elsässische Wahrheit.

* * *

Für die Wahrheit! Unsere elsaß-lothringische Geschichte hat die tragische Wendung erlebt 1918 dank der Lüge. Unser Volk seufzt in weiten Kreisen unter den Auswirkungen dieser Lüge und unter den Folgen der Unwahrheit. Unser elsässisches und lothringisches Volk hat seine Vertretung in die Kammer entsandt in der Hoffnung, daß diese seine vitalen Interessen, besonders auch auf kulturellem Gebiete der nackten Wahrheit entsprechend wahren möchten. Und was hat unser Volk erlebt? Lügen von allen Seiten. Kein einziger der Abgeordneten hat bis heute den Mut zur Wahrheit gefunden. Das ist die elsässische Tragödie: der Mangel an Mut zur Wahrheit.

Warum ist unter den Parteigrößen von Walter bis Huber nicht schon einer aufgestanden und hat feierlich erklärt: Wir wissen, daß wir euch weh tun, aber um euch wahr zu unterrichten und um euch die Richtung zu zeigen in eurem politischen Vorgehen im Elsaß und in Lothringen erkläre ich:

Wahr ist, daß ein gewisser Teil des Volkes Frankreich bis 1918 mit Sehnsucht erwartet, und als Frankreich kam, sich in höchster Freude Frankreich in die Arme geworfen hat. Das war die alte, absterbende Generation, das war die städtische Oberschicht mit ihrem verhältnismäßig kleinen Anhang.

Wahr ist, daß ein anderer Teil damals, als es um das Schicksal unseres Volkstums ging, mit aller Inbrunst gewünscht hat und zum Teil heute noch wünscht, deutsch zu bleiben, deutsch vor allem deswegen, weil wir volkhaft und wirtschaftlich von unserem deutschen Muttervolk abhängen.

Wahr ist, daß der überwiegend größte Teil unseres Volkes damals, heute aber in gesteigertem Maße, weder die deutsche noch die französische Lösung wünschte und wünscht, sondern aus den verschiedensten Gründen, ein Drittes erstrebt: die vollkommene politische, wirtschaftliche und kulturelle Autonomie. — Warum hat noch keiner den Mut hierzu gefunden? Und doch wäre das die Wahrheit!

Wir wissen, daß sich Herr Thomas Seltz in der „Kleinen Revue" des „Elsässer" sicherlich wieder über die „Heimatstimmen" einen besonderen Vers machen wird, wie er es in der letzten Zeit immer wieder tut, wenn ihm aus diesem oder jenem Grunde etwas aus unserer Arbeit in die Quere kommt. Wir werden seinen Sarkasmus zu tragen wissen, wenn er den Mut der elsaß-lothringischen Abgeordneten etwa in ein anderes Licht stellen wollte — auf Kosten der Wahrheit. Wir werden für die Wahrheit eintreten, auch wenn unser Kreis von Seltz wieder mit Prädikaten beehrt werden sollte, wie er sie zusammengetragen hat in der Nummer vom 15. Oktober. Da sehen wir, daß er aus der Liste der Spender für das Marie-Hart-Denkmal Einzelne herausgreift und sie nach seiner Façon betitelt: „Denunziant und Kriegsprofitler", „im Krieg Großschnauze in den Straßburger Kaffeehäusern", u. dgl. m. Es wäre zu viel Ehre einem Mann angetan, der seine Kampfmethode in der Bekämpfung ihm fremder Ideen anscheinend sich unter — um es elsässisch auszudrücken — Roßbuben angeeignet hat, wollten wir weiter auf seinen üblen Sarkasmus eingehen. Nur sagen wollen wir ihm, daß uns

seine Anwürfe nicht erreichen können, selbst nicht dann, wenn wir, wie der Rundschauschreiber, in seiner allernächsten Nachbarschaft sitzen.

Diese Art Leute sind die Hauptschuldigen an unserer tragischen Situation. Sie haben immer wieder, der Wahrheit entgegengesetzt, Erklärungen abgegeben, daß unser ganzes elsässisches Volk ohne Ausnahme keine andere Sehnsucht kenne, als aufzugehen in dem großen über alles geliebten Mutterlande. Darum bekämpfen wir sie. „C'est le roman de l'Alsace délivrée". So heißt es auf einer farbig illustrierten, mehrere Blätter umfassenden Anpreisung, die der „Petit Parisien" zu tausenden in unserem Lande verteilen läßt, um seinen Feuilletonroman und damit sein Blatt den Elsässern zu empfehlen. Das Titelbild mit einer sehnsüchtig wartenden Elsässerin — natürlich mit der dreifarbigen Kokarde an der Schlupfkappe — verrät schon von vornherein, daß es sich um ein schmierig-sentimentales Tendenz-Machwerk handelt. Und wir kennen bereits den ganzen Inhalt des „Romans", wenn wir die ersten Zeilen des Probekapitels gelesen haben. Wieder die alte Lüge: Unser Elsaß seufzt unter dem Barbarenstiefel und schmachtet nach Erlösung und Befreiung! Das ist die Lüge, die einen 22. November in Straßburg möglich gemacht hat. Das ist das Stück Heuchelei, zu der sich seit jenen unglückseligen Tagen des November 1918 auch ein großer Teil unseres Volkes aus Sicherheitsgründen verpflichtet fühlt. Es ist die Heuchelei, wie sie von den Machthabern freilich geradezu herausgefordert wird. Und der Ton klingt um so lauter, je hohler das geschlagene Instrument gebaut ist! Es ist nicht wahr, daß wir unter Tyrannenherrschaft geseufzt und eine Erlösung erwartet haben. Wir waren, besonders das junge Geschlecht, gefühlsmäßig deutsch und können niemals ebensogut französisch werden. Die aufgezwungene Lüge von der Unterdrückung und Befreiung stellt eine niederträchtige Vergewaltigung unserer Volksseele dar, eine Entehrung und eine Vergiftung des Charakters, einen Betrug der Welt. Wir waren früher frei und sind es heute nicht mehr. Wir sind unterdrückt in jeder Weise, vor allem aber auf kulturellem Gebiete. Eine einzige deutsche Zeitung ist uns jetzt erlaubt zu lesen: die „Frankfurter Zeitung". Als wir „unter dem Stiefel der Barbaren knirschten", kaufte sich der behäbige Bourgeois morgens vor dem Apéritif den „Matin" oder den „Temps" oder sonst eine Pariser Zeitung. Heute sind wir so „frei", daß man immer noch ängstlich um die Ecke schaut, bevor man sich die einzige zugängliche deutsche Zeitung kauft, damit man auch sicher ist, daß einen nicht ein Gendarm oder ein amtlicher Spitzel allzugenau unter die Lupe nehme.

Wir hatten früher regelmäßig die französischen Theatertruppen in unseren Städten und Städtchen, die der französischsprechenden und französisch übertünchten Bourgeoisie zu Gefallen ihr Bestes gaben. Und heute stehen 90 Prozent der Elsässer und 80 Prozent der Lothringer außerhalb des von ihren teuren Steuergroschen mitunterhaltenen Theaters, weil die Theatersprache dem Volke fremd ist und deutsche Aufführungen immer noch verboten sind. Die „Freie Presse" meldete dieser Tage mit andern Blättern, daß endlich Straßburg einen Anfang gemacht hätte, und daß die Basler Truppe in Straßburg zwei deutsche Vorstellungen zu geben verpflichtet worden wäre. Darf man es glauben? Auch Mülhausen war, wenn wir nicht sehr irren, schon einmal so weit. Aber die ängstlich wachsame Behörde hat den Plan des deutschen Schauspiels wieder zu vereiteln gewußt.

Wir hatten in den französischsprechenden Gegenden vor der Befreiung die zweisprachige Schule; und die hat prächtige Erfolge gehabt. Und was damals unter der „Tyrannenherrschaft" den 15 Prozent unseres Volkes gewährt ward, das verweigert heute der neue Herr den 85 anderen Prozent, weil die Lüge bestimmt über unser zukünftiges Geschlecht, und damit anderseits unser deutschrassiger Stamm infolge seiner Inferiorität, die folgen muß, nicht mehr in Wettbewerb treten kann mit den Welschen, besonders nicht bei der Besetzung gut bezahlter öffentlicher Aemter.

Und daß unser einheimischer Beamtenkörper immer mehr gelichtet wird zugunsten der zugezogenen Franzosen, ist eine Tatsache, die trotz aller gegenteiligen Beteuerungen vor 1918 nicht ihresgleichen hatte, als „altdeutsche" Beamte im Lande mitbestimmten, aber doch niemals den alleinigen Ausschlag gaben. Wenn sich der heutige elsässische Beamte noch halten will, so muß er eine kriecherische, knechtselige Ergebenheit zu Frankreich und eine Liebe heucheln, die ihm so unbekannt ist, wie uns die Gefühle der Marsbewohner. —

Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Tatsache viel mit dazu beiträgt, wenn die Verstimmung in den Kreisen der elsässischen Beamten und Lehrer immer stärker wird. Dazu kommt, daß der elsässische Beamte noch eine Beamtenehre kennt, die den Franzosen etwas Unbekanntes zu sein scheint. Wenn in der Protestversammlung der Beamten und Lehrer in der Aubette am Sonntag, den 12. Oktober mit leidenschaftlichen Worten Wiedereinsetzung in geraubte Beamtenrechte, vor allem in die alte soziale Stellung, also ein auskömmliches Gehalt, gefordert wurde, so war der Protest nicht für einige hundert Franken organisiert, sondern es war eine Forderung der notwendigen Verwaltungsreform, der Reorganisation von unten bis oben. Es war die Forderung, nach des Referenten Rossé Worten, daß die Beamtenschaft frei sein will und frei bleiben will von der Abhängigkeit von Schmier- und Trinkgeldern, wie sie üblich sind in der französischen Verwaltung. Die neue Verwaltung hält eingegangene Versprechen nicht. Sie läßt die Beamten auf einer möglichst tiefen sozialen Stufe darben. Mit Absicht, so hörten wir, wird die Ausführung des vor Jahr und Tag verabschiedeten Beamtenstatuts verschleppt, und die elsaß-lothringischen Beamten leiden Not. Die Aubetteversammlung war ein böses Wetterleuchten, und die Stimmung unter den Beamten war derart, daß der Kommunistenführer Huber mit seiner Forderung auf solidarisches Zusammengehen der Beamten mit seiner Partei tosenden Beifall erntete. „48 Jahre haben wir ja auf Aufbesserung gewartet!" rief Rossé ironisch und unter dem Gelächter der Zuhörer aus. Und dann erklärte er in allem Ernst, daß die Behandlung der Beamten in unserm Lande das traurigste Kapitel wäre, seit es eine elsaß-lothringische Geschichte gäbe. Die Lage der Beamtenschaft war mit den Worten charakterisiert, daß sich die Beamten gezwungen sähen, ihre alten Rechte dem Rachen des Pariser Drachen zu entreißen. Nicht einmal schön sterben läßt die Regierung die elsaß-lothringischen Beamten: die Zwangspensionierungen bilden eine unbeschreibliche Schmach. Aber die Regierung soll sich über die Gefahr keine Illusionen machen: die Gleichgültigkeit, die die Beamten alle dem Staate gegenüber, dessen Stützen sie sein sollten, beweisen, ist gefährlicher und ernster als selbst die ernstesten Straßendemonstrationen!

In denselben Formen erhoben die Eisenbahner des ganzen Landes ihre Forderungen. Und der Eisenbahnerstreik scheint wieder einmal in greifbare Nähe rücken zu wollen. Eine unzweideutige Meinungsäußerung lesen wir im „Courier des Syndicats professionels des Cheminots", die er dem „Syndicaliste" entnimmt:

„Seit Jahr und Tag wendet sich die einheimische Beamtenschaft in Wort und Schrift gegen die Heranziehung und die Vormachtstellung des Personals aus dem Innern, und zwar, wie wir gleich feststellen wollen, mit absolut negativem Erfolg. Nach sechsjähriger Befreiung (!!) müssen wir konstatieren, daß bei den Eisenbahnen von Elsaß-Lothringen vom Ingenieur en Chef bis herunter zum Inspecteur die wenigsten Einheimischen zu finden sind. Aus allen kompetenten Stellen sind die Einheimischen verdrängt. Sie mußten ihren Platz, den sie auf Grund ihrer Schulbildung, auf Grund ihres Könnens und auf Grund abgelegter Prüfungen besetzen konnten, manchmal zugunsten von Leuten freimachen, die, auf gut Elsässisch ausgedrückt, „zum Seschter kaan Messel" verstanden. Bei dieser trostlosen Feststellung drängt sich uns nun doch einmal die Frage auf, ob wir Elsaß-Lothringer tatsächlich so unfähig sind, einen Verwaltungsapparat selbst zu leiten und ob es denn immer so bleiben wird, daß wir neben der Tragik als Grenzländer im eigenen Lande nur als Arbeitskulis angesehen werden, die zur Beaufsichtigung Leute aus dem Innern in Hülle und Fülle brauchen.

Mehrfach ist schon darauf aufmerksam gemacht worden, daß die derzeitigen Zustände zu Vergleichen mit früheren Zeiten Anlaß geben, und zweifelsohne schneidet das derzeitige Beamtensystem sehr schlecht ab. An unseren Eisenbahnen wimmelt es nur so von Aufsichtspersonal aus dem Innern. Während uns Einheimischen die Möglichkeit des Vorwärtskommens genommen ist, klettern diese Leute von Jahr zu Jahr Stufe um Stufe. Sie nehmen für sich die hohen Gehälter, die fetten Gratifikationen, Verwaltungsprämien und sonstigen Zulagen. Unser Land ist für sie jenes Kanaan, von dem es in der Bibel heißt, es fließe voll Milch und Honig. Wir aber sind nach wie vor die Aschenbrödel im eigenen Heim, und mit nur ganz wenigen Ausnahmen dürfen wir froh sein, wenn wir die Abfälle aus der elsaß-lothringischen Küche hingeworfen bekommen.

Bei solchen Zuständen war es natürlich nicht zu vermeiden, daß zwischen Einheimischen und Innerfranzosen ein Verhältnis entstanden ist, das gehässig ist und den ganzen Verwaltungsapparat außerordentlich erschwert. Wir haben Beispiele, wo die Arbeit elsässischer Beamten einfach sabotiert wurde, trotzdem an ihr nichts auszusetzen war.

Solche Schikanen haben selbstverständlich nicht dazu geführt, das Renommee der Innerfranzosen zu erhöhen, und so tobt nun seit Jahren ein stiller Krieg, der in seiner Auswirkung früher oder später zu nichts Gutem führen wird. Bis heute haben die Einheimischen immer nur eine Faust im Sack gemacht; doch die Empörung wächst von Tag zu Tag. Eine derartige systematische Verdrängung unserer Landeskinder ist dem deutschen monarchischen Regime schwer aufgestoßen und wird, wenn

nicht sofort abgeholfen wird, der demokratischen Republik Frankreich ebenso schwer auf die Nerven gehen. Der Elsässer oder Lothringer ist nicht gewillt, immer nur der Sklave derjenigen zu sein, die sich von Periode zu Periode als seine „Befreier" aufspielen. Die Behandlung als Stiefkinder läßt uns neben der Tragik als Grenzländer noch zu dem Schluß kommen, heimatlos in der eigenen Heimat zu sein.

Unser Verlangen richtet sich darauf, unseren Landeskindern den Weg zur Sonne frei zu machen, und das wird erreicht, wenn die Verwaltung:

1. die Beförderung, die im Laufe der Zeit bei Innerfranzosen stattfand, revidiert. Wir kennen Fälle, wo Innerfranzosen, die auf ihrem Reseau in Stufe 7 waren, bei uns bis zur Stufe 16 und schließlich noch höher hinaufgerutscht sind.
2. Einen Kopf-Etat herausgibt, aus dem klar hervorgeht, wieviel Stellen in der oder jener Stufe besetzt sind und wer sie besetzt.
3. Beförderungsmöglichkeit schafft für alle Bediensteten auf einer gerechten, loyalen Grundlage."

Camille Dahlet schreibt in seiner „République" vom 12. Oktober hierzu folgenden Kommentar:

„Soweit die beiden Berufsblätter. Das sind bittere Worte, verbitterte Worte. Wer aber die Stimmung in unseren Eisenbahnerkreisen kennt, der weiß, daß sie kaum übertrieben sind. In anderen Verwaltungen herrschen ähnliche Verhältnisse, und es wird auch hierüber noch ein ernstes Wort zu sagen sein. Wir glauben deshalb, daß die neue Regierung dieser Situation nicht mehr weiter teilnahmslos oder tatenlos gegenüberstehen darf, wenn sie nicht eine Sturmsaat ernten will, die schließlich nicht sie hier ausgestreut hat.

Unsere einheimischen Beamten und Angestellten verlangen keine Ausnahmestellung, keine Bevorzugung. Sie sind in ihrer großen Mehrzahl bescheidene und loyale Staatsdiener, aus denen man beruflich viel herausholen kann, wenn man ihnen nicht mit Mißtrauen und Feindseligkeit, sondern mit Zutrauen und Brüderlichkeit begegnet. Aber sie haben es satt, in ihrer eigenen Heimat in allem und jedem „hinte hott" zu sein und sich beiseiteschieben zu lassen, damit andere besser an die Krippe herankommen und sich dort behaglich breit machen können. Das selbstherrliche Paschasystem, dem sie nur zu oft schutzlos ausgeliefert sind, muß endlich aufhören, der Skandal hat schon zu lange gedauert.

Aber wenn der Herr Minister wirklich, wie er es der kürzlich von ihm empfangenen Delegation zugesagt hat, eine Enquête veranstalten will, so darf er sich allerdings nicht — wie dies in solchen Fällen leider meist geschieht — ausschließlich an aus dem Innern gekommene Beamte wenden. Es wäre zwecklos, die bevorzugten Schwestern, die zu den Festlichkeiten gehen, über die Stimmung und die Zufriedenheit des Aschenbrödels zu befragen. Man muß sich an dieses selbst wenden ... und unter vier Augen."

Es kann jedermann daraus erkennen, wo die Beamtenschaft unseres Landes heute steht. Dazu kommen nun, vielleicht geboren aus dieser erregten Situation, Gerüchte geschwirrt, die die Unruhe noch vergrößern: der Direktor der elsaß-lothringischen Bahnen, der Franzose Peychez, hat unter auffallenden Umständen seinen Rücktritt genommen. In Straßburg ruft man es sich über die Straße zu, daß Unterschlagungen von mehreren Millionen — man spricht von etwa 40 Millionen, was wohl kaum glaubhaft ist — den Rücktritt veranlaßt haben.

* * *

An dieser Stelle müssen wir einen anderen Skandal erwähnen, der aber die Straßburger Strafkammer selber zu treffen scheint. Am 20. Juli anläßlich der Protestkundgebung der Katholiken auf dem Kleberplatz war es bekanntlich zu einem Zusammenstoß zwischen Demonstranten und der Polizei gekommen. Nun mußte sich der damals verhaftete, dann aber wieder freigelassene Eisenbahnbeamte Fashauer wegen Beamtenbeleidigung verantworten. Unter Eid macht nun der „beleidigte" Beamte, der Polizeiinspektor Rueff, die widersprechendsten Angaben, ein Brigadier zeugt unter Eid gegen ihn, die Entlastungszeugen machen vernichtende Aussagen für die Polizeiorgane, und trotz der haarsträubenden Widersprüche des einzigen Belastungszeugen wird Fashauer verurteilt! Die katholischen Blätter schreiben hierzu:

„Man steht vor diesem Urteil wie vor einem Rätsel. Es unterliegt für uns keinem Zweifel, daß Polizeiinspektor Rueff sich geirrt hat. In demselben Augenblicke, in dem er beteuerte, daß ein Irrtum und eine Verwechslung der Person ausgeschlossen seien, befand sich der betreffende Herr, der die dem Angeklagten Fashauer in den Mund gelegten Worte ausgesprochen hat, in dem Gerichtssaal. ...

Wie kann das Gericht auf Grund der Aussagen eines Polizeibeamten, der sich selbst widersprochen hat und dem unrichtige Angaben eidlich nachgewiesen worden sind, eine Verurteilung aussprechen? Wo bleibt denn da die Gerechtigkeit? Wie soll das Volk unter solchen Umständen noch Vertrauen zu den Gerichten haben? Wir zögern nicht einen Augenblick, das Urteil der Straßburger Strafkammer als Justizirrtum zu bezeichnen."

Darf man sich wundern, daß der „Elsässer Kurier" eine Arbeit in auffallender Weise überschrieb: „Kein Vertrauen"? Wo solche Skandale sich ereignen, und wo sich vor den Gerichtshöfen die Unsitte immer breiter macht, mit erlogenem Patriotismus Geschäfte zu machen und Schacher zu treiben, da muß das Vertrauen schwinden, wenn es nicht schon dahin ist!

Die Protestbewegung gegen Herriots „Kulturkampfansage" nimmt ihren Fortgang. Die Oeffentlichkeit erwartet die endgültigen Beschlüsse der Regierung, die nicht zweifelhaft sind. Dann geht es um Biegen und Brechen. Assimilationswille und -freudigkeit ist wenig mehr vorhanden, und wenn die Links-Parteien und -Blätter manchmal das Gegenteil behaupten, so tun sie es des prinzipiellen Gegensatzes zu den „Klerikalen" wegen.

Es ist am Platze, hier aus einer Zuschrift, die der „Elsässer" vom 16. Oktober als Stime aus dem Leserkreis an führender Stelle mit dem Titel „Assimilation und Elsässertum" veröffentlicht hat, einzelne Stellen wiederzugeben:

„F. L. Merkwürdigerweise halten sich nicht wenige für verpflichtet, bei jeder Gelegenheit auf das große Werk hinzuweisen, das die nurfranzösische Kultur in den wiedergewonnenen Provinzen zu vollbringen habe. In den Forderungen, die auf vollkommene Einschmelzung des Elsässertums in die französische Kulturgemeinschaft hinzielen, wollen besonders die nicht zum Schweigen kommen, die am wenigsten geeignet sind, in der Rolle von Bildungsvermittlern aufzutreten. Was irgendwie die kalt berechnende skrupellose Staatsraison der Jakobiner als Ziel erstrebt, das suchen deren berufene und auch unberufene Diener im Handumdrehen zu erreichen. Mit einer Geschwindigkeit, die fast Entsetzen erregt, klettern sie auf dem mehr als 1000 Jahre alten Baum elsässischer Eigenkultur herum, sägen planmäßig alle fruchtbringenden Aeste ab und meinen, wenn sie das „edle" Pfropfreis in die klaffenden Einschnitte gesenkt haben, daß nun ein neuer Frühling anbrechen müsse. ...

Was hat man nun eigentlich unter Assimilation zu verstehen? Assimilation ist Angleichung eines auf niedriger Stufe stehenden Dinges an ein höheres. So werden beim Menschen, um ein Beispiel aus der Physiologie zu bringen, durch Aufnahme von Nahrung stoffliche Elemente in eine vollkommenere Seinsweise übergeleitet: sie werden einem lebendigen, geistig-sinnlichen Organismus eingebaut. Sofern man nun diese Begriffsbestimmung auf das Völkerleben anwendet, leuchtet von vornherein ein, wo Assimilation möglich ist. Nur solche Völker können diesem Umwandlungsprozeß zum Opfer fallen, die in kultureller Hinsicht hinter anderen zurückstehen. Während Rothäute und tätowierte Papuaneger, also Menschen tiefstehender Rassen, den Einflüssen einer höheren Kultur nur wenig Widerstand entgegensetzen, muß der Kampf um die Kultur da um so heißer sich gestalten, wo gleichwertige aufeinanderstoßen. Hier käme der Versuch, den Bereich der einen auf Kosten der anderen zu erweitern, geistiger Menschenfresserei gleich. Die, welche unsere Sprache mit Absicht zurückdrängen, wissen nicht, oder scheinen nicht zu wissen, daß unser Kulturleben eine Geschichte hat, die mindestens so viel Glanzpunkte aufweist, wie die anderen Völker. Jeder wahre Elsässer muß es demnach bedauern, wenn immer wieder die Rede davon ist, ihn möglichst schnell in die innerfranzösische Kultureinheit einzuspannen.

Mag man uns auch, um sicherer zum Ziel zu gelangen, in politischer Hinsicht unverdächtigen, unser hartnäckiges Festhalten an unserer Eigenart als Querköpfigkeit bezeichnen, so liegt doch kein Grund vor, aus lauter Liebedienerei in eine geistige Prostitution einzuwilligen. ...

Auf Grund der oben geschilderten Voraussetzungen weiß man, daß das Werk der Assimilation, an dessen Ausführung seit 1918 unverdrossen gearbeitet wird, meist nur negative Ergebnisse haben wird. In den Primärschulen auf dem Land führt das System direkt zur Verdummung, denn die Mehrzahl der abgehenden Schüler bringt es im Deutschen nicht mehr zum ordentlichen Lesen, geschweige Schreiben, und die wenigen Brocken Französisch, die ihnen mit vieler Mühe eingebläut werden, fallen nach der Schulentlassung schneller ab als die Blätter im beißenden Herbstnebel. In nicht geringerem Maße begegnen wir Schwierigkeiten auf den Sekundärschulen, wo nur die begabten Schüler mit denen aus dem Innern Frankreichs in Wettbewerb treten können. Die üblen Folgen der Assimilation werden sich besonders bei denen zeigen, deren Beruf es ist, als Führer mit dem Volk in ständiger Fühlung zu leben. Es greift einem ans Herz, wenn man in Zukunft junge, nach der neuen Methode geformte Herren hinausziehen sieht, deren Handhabung des Deutschen zu Befürchtungen Anlaß gibt. Die Schäden, die z. B. der Religion erwachsen, sind unberechenbar. ... Daß die Assimilation zur Erdrosselung der elsässischen Eigenart führt, stellt ebereits vor achtzig Jahren der liberale Geschichtsschreiber von Schlettstadt, A. Dorlan,

fest. „Wenn für die Stadt Schlettstadt", so bemerkt er bei der Rückschau in die früheren Jahrhunderte, „die Neuzeit nicht so fruchtbar gewesen ist an hervorragenden Persönlichkeiten — ihm schweben ganz besonders Wimpheling, Bucer und Beatus Rhenanus vor Augen — so ist dies vielleicht (?) der Zerstörung des national (lies: lokal) gerichteten Geistes, der die kleine Republik belebte und dessen Aktivität notwendigerweise in der großen französischen Einheit aufging, zuzuschreiben." Assimilation und elsässische Eigenart schließen sich aus; den Sieg könnte übrigens die erstere bloß auf dem Trümmerfeld der elsässischen Kultur erringen.

Nur in energischer Selbstbehauptung liegt unsere Rettung, und nur durch zähes Festhalten an dem teuren Erbgut unserer Väter entgehen wir dem bitteren Vorwurf, Totengräber des elsässischen Volkstums zu sein."

„Totengräber des elsässischen Volkstums!", das ist ein furchtbares Wort. Und doch ist es bittere Wahrheit, daß viele unserer Landsleute berufsmäßig zu solchen gemacht werden; wir denken an die Lehrer, deren Hauptaufgabe darin erblickt wird, dem deutschen Elsaß die deutsche Seele und die deutsche Schule zu rauben.

Unser elsässisches Volk kämpft um sein Volkstum so bitter, wie die Bewohner der Halligen um ihr Stück Land. Die Gefahren sind riesengroß. Und doch lassen wir nicht locker. Wir haben lange genug gezögert, es auszusprechen; aber es sei gesagt: Der Vertrag von Versailles hat zwischen Rhein und Vogesen eine „Irredenta" geschaffen, die durchaus nicht notwendig gewesen ist. Weder wirtschaftliche noch geographische Gründe haben sie erfordert, sondern sie beruht einzig und allein auf dem machtpolitischen Streben des Siegerstaates Frankreich. Und darum kann und darf die heutige Lage im Elsaß nicht endgültig sein. Die Lüge des 22. November 1918 muß berichtigt werden. Darum ist es falsch, und wir verurteilen es scharf, wenn die Elsässer innerhalb oder außerhalb ihrer Heimat, die den rechten Weg sehen, in feiger Resignation abseits vom Wege stehen. Allerdings, wenn wir für die nackte Wahrheit eintreten und sie zum Siege führen wollen, darf es keine Rücksichten auf Personen und zarte Nerven geben. Wenn solcher Entschluß zum Jahrestage des Einzuges der Franzosen wach würde, wenn der Entschluß zur unbedingten Wahrhaftigkeit allseits gefaßt würde, dann würden wir diesen Tag segnen und mit doppeltem Vertrauen in den Sieg unserer Sache der Zukunft entgegenschreiten.

Brief aus dem Unter-Elsaß.

... In den ersten Novembertagen hielten sich wiederum zahlreiche Deutsche im Lande auf. Ihre ganze Erscheinung war von der letztjährigen bereits auffallend verschieden. In Kleidung und Haltung stellte man eine erhebliche Verbesserung der wirtschaftlichen Lebensbedingungen in Deutschland fest. Es wurde viel eingekauft, da die Straßburger Geschäftswelt (Blum) eine Verlängerung der Aufenthaltsdauer um zwei Tage (zwei Werktage nach den beiden Feiertagen!) durchgesetzt hatte. Besonders das Straßburger Geschäftshaus **„Louvre"**, das schon vor dem Kriege bestanden hatte, war überlaufen. Wieder sehr stark war der Zustrom aus dem badischen Hinterland.

Im allgemeinen mögen die Deutschen von ihrer diesjährigen Reise einen leidlichen Eindruck mitgenommen haben. Die „Regierungsblätter", **„République"** und **„Freie Presse"**, widmeten ihnen verständige Artikel, letztere erhebt sich sogar zu dem Wunsch, daß im kommenden Jahre eine besondere Zureiseerlaubnis nicht mehr nötig sein möge. Daß es ohne bissige Reizungen nicht abging, ist selbstverständlich. So konnte der **„Schlifstaan"** einen gelinden Spoot nicht verbeißen, daß die Deutschen nun wieder wohlgenährt aussehen und mit der stummen Frage auf den Mienen: „Was kostet Straßburg?" die Stadt durchstreifen. Bissiger wer wundert sich darüber? — ist Jean **Knittel** in den **„Neuesten Nachrichten"**. Nach eigenen Beobachtungen muß leider festgestellt werden, daß das Selbstbewußtsein der Deutschen, die ein klein wenig ostentative Sucht, ihr heutiges Wohlergehen anzupreisen, an dem zutagegetretenen Spott der Elsässer nicht ganz unschuldig ist. Man verhalte sich doch möglichst unauffällig und freue sich mehr im stillen, dann kann man den Elsässern am besten den überlegenen Mann zeigen! Der völlige Umschwung der Verhältnisse, der darin beruht, daß man nun mit besserer Valuta im Elsaß billiger lebt als in Kehl usw., ist an sich Triumph genug; man hüte sich aber, ihn als solchen laut werden zu lassen!

Auch in diesem Zusammenhang muß wie bei jeder sich bietenden Gelegenheit der Wunsch ausgesprochen werden, bei den **kommenden Wirtschaftsverhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich** fest zu bleiben und sich nicht durch falsche Sentimentalität zu besonderen Rücksichten auf uns Elsaß-Lothringer verleiten zu lassen. Das giftige Geschwür, genannt elsässische Bourgeoisie, kann nur geöffnet werden, wenn die deutsche Politik endlich einmal von dem servilen Wahn geheilt wird, man könne die elsässische Notabelnwirtschaft durch einseitiges Entgegenkommen gewinnen. — Gerüchtweise verlautet, daß Raynaldi mit vollständig leeren Händen in die Wirtschaftsverhandlungen hineinmarschiert ist, während die Deutschen mit gefüllten Dossiers angerückt seien. Auch munkelt man wieder einmal allerseits von einer Frankenkatastrophe. Wie weit das — ebenfalls bei uns umlaufende — Gerücht, daß Morgan zwar die alte Anleihe verlängert, die Aufnahme einer neuen aber abgelehnt habe, auf Wahrheit beruht, bleibe dahingestellt. Jedenfalls tragen derartige Gerüchte nicht zur Festigung des Vertrauens in die französische Wirtschaftslage bei, und sie beeinflussen die elsässische Stimmung stärker noch als der von Woche zu Woche **weiterschwelende Kulturkampf.**

Ueber diesen ist zu sagen, daß im allgemeinen die **Haltung der Protestanten** wesentlich von jener der Katholiken abweicht. Aus guter Quelle höre ich, daß Herriot beabsichtigt habe, sich mit den kirchlichen Behörden auf dem diplomatischen Weg in Verbindung zu setzen, daß er aber von dem Straßburger Bischof eine schroffe Zurückweisung erfahren habe, was ihn veranlaßte, den Schritt bei den Katholiken nicht zu wiederholen. Dagegen hat er sich nun durch einen Vermittler vertraulich an das protestantische Kirchenvolk gewandt, und zwar an einen hierfür besonders geeigneten Verein. Die der kirchlichen Richtung nach liberalen Führer dieses Vereins, deren Vergangenheit deutschfreundlich ist, sind offenbar geneigt, Herriot freundlich entgegenzukommen. Ob sich diese Herren damit den Dank der katholischen und weiter protestantischer Kreise verdienen werden, bleibt abzuwarten. Das Bestreben, auf alle Fälle politisch eine Rolle zu spielen und sich hierfür zunächst eine gute Note zu holen, steckt eben im Elsaß immer noch manche an, denen man mehr Selbstachtung zutrauen sollte! Die Rückgratlosigkeit des elsässischen Protestantismus trat erst jüngst wieder gelegentlich der **Straßburger Tagung der „Fédération protestante"** in die Erscheinung. Herr Pfarrer Stricker aus Mülhausen feierte in beredten Worten den Gedanken der protestantischen Einheit in dogmatischer und internationaler Beziehung und hatte dabei die Kühnheit, von der Gleichgesinnung zunächst der Völker auszugehen, die im Kriege für „Recht und Freiheit" auf der gleichen Seite gekämpft hätten. Aber die **deutschen** Kirchen blieben bei dem Kongreß **unvertreten!** Erfrischend wirkt demgegenüber das Verhalten der Straßburger Lutheraner, die in ihren diesjährigen Reformationsfeiern von dem pflaumenweichen und doch so vorurteilsvollen Verhalten der **„Fédération"** in Straßburg keine Notiz nahmen. Man mag die wiedereinsetzenden Sondertümeleien der kirchlichen Rechten vom kirchlichen und dogmatischen Standpunkt aus bedauern, — solange die Kriegsschuldfrage von den protestantischen Organisationen Frankreichs so einseitig betrachtet wird, wie es bis heute noch der Fall ist, ruht die größere Kraft der Ueberzeugung jedenfalls bei denen, die sich bewußt bleiben, wo der Protestantismus geschichtlich seinen Ausgangspunkt genommen hat.

Wer unsere Arbeit unterstützen will, bezieht seinen gesamten Bedarf an Büchern durch uns. (Sonderkosten entstehen nicht.) Bestellungen sind zu richten an unsere Vertriebsstelle, Berlin W 30, Postschließfach 5.

Ferientag.

Von Eduard Reinacher.

(Aus des Verfassers soeben erschienenen „Elsässer Idyllen und Elegien")

Sehnsucht weckte mich früh, wie den Knaben alltäglich die Küsse
Voller Reizung und Weh in die Seelen brennt, daß ich die Fenster
Weit aufriß und stieß heftig die Läden hinaus, daß die Kühle
Mich anwehte und Licht, noch ein trockenes, dämmriges, aber
Weltverklärendes schon, das den Schritten des Taggolds voraufgeht,
Mich begrüßte, voll Ahnung des lockenden, tauigen Landes!
Taulg dufteten alle die Bäume im Garten, die Gräser
An dem Eisenbahndamme, auf welchen mein Fenster hinausfah —
O, wie lockte mich alles! Wie bald war ich fertig und prächtig,
Und wie voll Ungeduld trug ich mein Rad aus der Haustür, wie fuhr ich
Rasch zu, hinaus vor den Wall und hinaus durch die Straßen der Vorstadt
Und hinüber die Wege, zur birnbaumgeleiteten Straße
In das Land, das mich lockte! Weit drinnen im Land fand die Sonne
Endlich mich, da sie über die Wolken des Weltrands mit vollem
Gold-Glanz aufging! O Straße! O Raine! O Hügel, o Matten
Und ihr Oertlein am Wege, mir sind eure Namen zum Beten,
Dingsheim, Marlenheim, Waßlen und Romansweiler und Dagsburg —
Perlenkette, du liebe, ich werde nicht müd, dich zu zählen!
Und dort ward ich nicht müd'. Ob der Tau bis zur Dürrnis verdampfte,
Ob die Sonne auch brannte, die Strasse auch stäubte: mich ging's all
Nichts an! Zu, und nur zu, unersättlich, nur tiefer in Landes
Uebermaß, es zu fassen, das große Geheimnis, zu fangen!
Mancherlei Straßen fuhr ich, so Hügel hinauf wie hinunter,
Manchmal schob ich das Rad unter Mühen, und manchmal glitt ich
Lange Wege, getragen und sausend, daß lustig die Luft pfiff,
Manchmal ging es an Weiden hin, manchmal an Lasten der Aehren
Unermeßlichen Weizengefilds, und manchmal durch Wälder,
Und das Gebirge hinauf zu den Füßen unsäglicher Tannen!
Alles sah ich an Dingen und Pflanzen und Häusern und Tieren;
Was mir begegnete, alles, was weit vor der Aussicht mich anschien —
Menschen nur sahe ich nicht und erfaßte sie nicht mit der Seele,
Weder Männer noch Frauen noch Maidle noch Buben, soviel mir
Ihrer entgegenkamen, das Herz war zu spröd zu den Menschen. —
Gegen den Abend lag ich im Gras, ausschnaufend, am Bergrain.
Meine Augen schlossen die Lider. Ich dacht' eines Dinges
Wie eines Aufbaus von Kränzen aus weißen Sternblumen — vielleicht auch
Eines Kleidchens mit Spitzen, worin ein Kind in den Wind liefe.
In dem Grase vergrub ich das Haupt, litt die Sehnsucht der Knaben.
Da kam etwas daher, zart tretend auf leisesten Sohlen,
Das blieb stehen bei mir und schnupperte und war ein Hündlein,
Das mich beroch, und enthüpfte. Das war jenes Tages das Wesen,
Das mir am nächsten gekommen: Ich stand auf, summenden Kopfes,
Und da der Abend, schon tief mit dem Mantel im Bergwald verfangen,
Sank, so zündete ich die Laterne an, glitt in des Abends
Kühle die Straße hinab, und durch Dörfer und Felder der Hügel
Und des ebenen Lands, durch die Sternnacht, der Stadt und dem Hause
Meiner Mutterfrau zu, und sie lächelte unter der Türe —

Yes minere Abedeekerzit.

Von Fritz Bouchholtz.

In Owerfelde. — 5. 's Schäfer-Marie.

Wenn d'r Mensch am Daa nix ze schaffe het, ze müeß 'r wenigschtens am Owed sini Rüej han! Drum han m'r uns am andre Daa by Zitte mit 'm Wien in's Gartehiesel g'setzt. Un ich hab verzehlt:

„Es isch emol e Maidele g'sin, un diß isch jede Daa in d' Abedeek vun Owerfelde kumme. Sin Babbe-n-isch Büür g'sin un Poschthalter in eme Dorf ebbe füenf Kilometer vun Owerfelde in Frickerschhüüse. In eme Wäjele isch's ankütschiert kumme, un ebb daß es uf d' Poscht g'fahre-n-isch, het's d' Rezepter vun Frickerschhüüse abgenn. Jeds Mol isch es uf d'r Posch schneller ferti worre, un jedes Mol haw ich fur die Sälwele un Pille un Inriewunge länger gebrücht.

Jed's Mol het's m'r e Strüß Feldbliemle mitgebroocht, awer aß 's nit eso dumm üssieht, het's g'saat, 's hätt se numme geropft, wil es sie nit kennt. Un ich hab 'm alli mit 'm ladinische Namme nenne mien. Un die het 's alli geb'halde, so e güede Kopf het 's g'het! Sackre-di-bigger-di-bois, diß Köepfele! Dunkli Hoor, de Scheitel in d'r Mitte un zwei dicki Zöepf zweimol um de Kopf gelaijt! Un so süüser wie g'schleckt isch's g'sin. Schloowiß 's Hemd an de runde Aerm, un d' Händ klaan un brobber. D'rbi het 's d'heim Hüs un Hofd b'jorrit! E jeder het's Schäfer-Marie gre g'het, wiel's immer gelacht het un friendlich isch g'sin.

Viel scheeni G'schichtle het's Mariggele gewißt. Emol het's Johanniskrütt mitgebroocht. „Wissen'r, worum die scheene gäle Blätter nix wie rodi Dipsele han?". „Diß Blimele isch unter'm Kritz vun unserem Herr un Heiland g'stande. Un do isch e Blüetsdröpfele-n-eiabg'falle uf die gäle Stern, un zitter därf e jeds neijs Pflänzele Blietsdröpfele drawe. M'r saat awer au, daß d'r Deisel wüetig isch g'sin iwer d' Kraft vom Johanniskrütt, daß 'r die Blättle alli mit Noodle durichg'stoße het".

Jede Daa haw ich mich uf diß Stüendel mit'm Schäfer-Mariggele g'frait. D' guet ald Marie het als gemaant, sie stört, un het d' Möerser, d' Pischtill un d' Spatel e Stund später züem Butze g'holt. Un d'r Monsieur Monard het emol 's recht Au zügepfetzt un mit'm linke geblinzelt, awer ich hab gedohn, wie wenn ich nix merike däät.

An eme Sundaa het's Schäfer-Marie Geburtsdaa g'het, un 's het mich ingelaade. O, Büewe, zelle Daa vergeß ich nit. S'morjeds am zehn het e Geischel vor d'r Abedeek geknellt, un drüsse isch's G'fährt vum Mariggele g'stande, frisch gebutzt, un d'r Jules in eme neje G'schirr. Uf'm Bock isch's Mariggele g'sesse mit d'r breite schwarze Schlupfkapp, d' Bäckle root wie Heckeröesle, un wie's m'r zügewunke het, hen sini Zähn geblitzt. Ich hab mini neij Sundaaskluft ang'hett un e neje Strohhüet uf, un am an dere Daa het m'r mir g'saat, m'r wärde-n-e prachtvolls Päärel g'sin. D' ganz Familli Monard isch um de Wawe-n-erum g'stande-n-un het uns noch gewunke, wie m'r in de scheene Sundaamorje ning'fahre sin. Ken Seel han m'r getroffe uf unserer Partie, 's isch e so scheen g'sin, daß m'r lang ken Wort zamme gebabbelt hän.

Awer d'r Jules isch e Satan g'sin. Iwer aanmol isch 'r mit 'm linke Rad iwer e Waggele g'fahre, daß ich im Mariggele an d' Schulter g'stoße bin un sini Hand gepackt hab, fur mich irig ze hewe. 's isch ganz rot worre, un mier het's Herz gebobbelt. Un wie m'r uns angelöejt han, han m'r imer aanmol lache müen. Un jetzt isch's luschtig worre! D'r Jules isch ganz langsam gedappt, wil 's e bissel de Berri nuff gange-n-isch. Do sin m'r zamme Hand in Hand hinter 'm Wawe here gelosse un han g'sunge-n-un gelacht. Wenn awer d'r Jules erumgelöejt het, han m'r schienhellige G'sichter gemacht, un do han m'r no ersicht recht lache müen. Wil m'r vor de zwölfe nit han d' haam brüche sin, han m'r e Strang vum Wawe eweg gemacht un de Jules an e Baum gebunde. 's Mariggele-n-un ich han uns in e Matt g'setzt am Waldrand un de Vöjele züe g'horicht. D' Wüetig het dert im Grund e klaaner See gebild', wo mit Schilf b'stande-n-isch g'sin. Un do drin han e paar Rohrsüüaer mitnander g'händelt. M'r het bis nuf züe uns gehöert, wie sie g'scholde han: „karr karr kaar kiet kiet kiet!" Awer iwer dem läschterliche Familiehändel isch e Lerich in d' Höch g'flöje un het ihre Sunda-Lobg'sang in de Himmel g'schmettert: „trli trli trliiii — —!", aß eim wohl und weh worre-n-isch. In d'r Wißdornheck in d'r Nähde het's iwer aanmol gemacht: „Zerr zerr zerr zerr!" Ich hab 's Mariggele an d'r Hand genumme un anneg'fiehrt, un do han m'r e wunziger Zünkönni g'sähn, wo durich's G'strüepp g'fahre un uf's letscht in sinem Nescht verschwunde-n-isch.

Do isch uf d'r Matt e grußi Familli Marguerite-Bliemle g'stande. Un ich bin ufg'sprunge un hab e Handvoll vun dene wisse Sterne mit de safran-gäle Herzele im Mariggele in de Geere gewoise. Un wie ich wider furtlauf un e paar Plopperrose breche will, do sieh ich, wie's Mariggele e Marguerite g'schwind verzupft, un ich hab bitlich g'sähn, wie sini rote Lippel sich bewejt han. Ich hab awer nit dröje pröje, was es macht, awer an sine-n-Aue haw ich gemerikt, was bi dem Orakel erliskumme-n-isch."

„Dü bisch nit ingebildt!" saat d'r Schorsch.

Ich hab awer nit druf g'höert, was d'r Schorsch saat. Gedenkt haw ich numme: natierlich so e Fässel wie dü isch vun-eme Schäfer-Mariggele nit angelöejt worre!

„Eh bien, ich hab 'm e Strüß Plapperrose gebroocht. Awer do het's e drüürigs G'sichtel gemacht un g'saat: „Die scheene Plapperrose sin nit umesunscht eso root! Denn se sin üs 'm Blüet vun dene viele G'fallene entstande, wie do im Elsässer Bodde lejel" Ich hab's Mariggele noch nie eso ernscht g'sähn. Awer schun het's wider gelacht „Dort blüejt d' blöj chicorée. Dis isch e verwunscheni Ridderstochter, wie als noch uf ihre Versprochene baßt, wo ins gelobt Land g'fahre-n-isch. Un wil se jetzt als noch am Weij sitzt un wart, nennt m'r se au „Weijwart".

Bi dem G'schichtel schlaats 's uf 'm Dorfkirichel zwölf Uehr. Jesses, sin mir verschrockt! Mit ere halwe Stund Verspätigung sin m'r in Frickerschhüüse-n- ankumme. Awer m'r sin doch friendlich ufgenomme worre un han glich z' Middaa esse müen. Noch 'm Esse het m'r 's Mariggele de Hofd gezeit, un isch iwermüetig g'sin wie e klaans Maidele. Uf's letscht, sin m'r an de Säustall kumme. „Was maane-n-'r, unseri Säu redde franzöesch, gän acht!" Un 's klopft an d' Düer un frejt: „Gell, Ihr kenne franzeesch?" Un die Hützle hen ganz bitlich Antwort gen: „oui oui, oui!" Un drono het's noch g'frejt: „Wenn stehn ihr als am Morjenn-uf?" Un d' Antwort isch g'sin: „Neuf, neuf, neuf!" „Heere-u- 'r, am niene han se g'saat!" Nix wie so Plän het's getrimt.

Zuem z' Owenesse sin noch Kamerädle vum Mariggele kumme, un nochher han m'r unter de Quetschelbaim hinter 'm Hüüs g'spielt: Fanges, Wie lauft d' Scheer un Blindi Küh. So isch's gange bis zuem Nachtesse. Ich hab im Mariggele zügelöejt, wie 's in d'r Kiche hantiert un 's klaan Briederle in 's Bett geleijt het, awer ebb daß d'r Knecks sich anegeleijt het, het 'r d' Händ in d' Höeh g'streckt un g'saat: „Maribdele, Hurlemann mache!" Un 's Mariggele het gelacht, 's Büewele uf de Buggel genumme un isch als in d'r Stub uf un ab gedanzt un het g'sunge

Ho, ho, ho,
D'r Hurlemann isch do!
Er geht 's Gässel uf un ab,
Wer kauft m'r mini Kinder ab?
Ho, ho, ho,
D'r Hurlemann isch do!

Bal noch 'm Nachtesse isch 's Zitt g'sin züem Fortgehn. Wie ich im Mariggele d' Hand hab genn, het 's nassi Aue g'het, un ken Wörtel isch 'm üs 'm Hals kumme. M'r han uns gewunke, bis daß 's wiß Nastüech in d'r Dunkelheit verschwunde-n-isch.

Un ich bin dapfer druf los marschiert in d' Nacht nin, durich Matte, wo d'r Newel driwer g'stande-n- isch. Un wie ich an de Himmel lüej, do schießt e Stern erab. Un ich hab gedenkt, ob bis 's Mariggele au g'sähn het? Was wurd 's sich gewüenscht han?

Noch ere lange Paus, wo ich gemacht hab, saat iwer aanmol d'r Otto: „Alle, widdersch! Dis G'schichtel isch doch noch nit fertig?"— „Doch, 's isch fertig" haw ich g'saat, „'s Mariggele haw ich nimmi g'sähn. An de nächschte Däj het's gereijt, d'r alt Schäfer het selwer g'fahre, un d'rno sin mini Vakanze-n-erum g'sin, un ich bin wider uf Straßburi zeruck. Wenn jetzt 's Schäfer-Marie noch eso e richer Büür g'hierot un noch e so e großer Hofd het un e Stub voll Kinder, für mich bliet 's jung schöen Mariggele mit dene liewe Strahlenaue vun zellemols. Un wenn's mich nit ganz vergesse het in sim Glück, no hei's mich au in eme güede Gedächtnis."

„Dü? Dü bisch e Simpel g'sin!" saat d'r Schorch. „Ich hab genüe vun so Legende. Güed Nacht!"

Veröffentlichungen des „Wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer im Reich"

Den ersten sechs Bändchen der vom Institut herausgegebenen **„Elsaß-Lothringischen Hausbücherei"**, die wir im März vergangenen Jahres zusammenfassend besprochen haben, sind inzwischen drei weitere Bändchen gefolgt, auch weiterhin im Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin. Fritz **Bouchholtz**, der die Schriftenreihe mit „Elsässischen Sagen" begonnen hatte, hat im Doppelbändchen 7/8 nunmehr **„Lothringische Sagen"** (kart. 2,–) in gleicher Weise auserwählt und bearbeitet; die Anordnung ist wiederum geographisch erfolgt, den Kreisen entsprechend. Aus dem reichhaltigen Schatze hat B. die ansprechendsten Sagen herausgegriffen und in schlichter Erzählerweise wiedergegeben. — Das neunte Bändchen bringt eine Erzählung unseres Landsmannes Friedrich **Lienhard: „Aus Taulers Tagen"**. (kart. 1.—), der Novellensammlung des Verfassers „Der Einsiedler und sein Volk" entnommen. Für die Darstellungskunst und die Schönheit der Sprache bürgt Lienhards Name. — Als vorläufig letztes Bändchen dieser Reihe, Nr. 10, ist vor kurzem erschienen: **„Walther von Geroldseck"**. „Eine elsässische Chronik aus dem 13. Jahrhundert" von Maria **Frauzem.** (kart. 3.— Mk.). Das lebendig gegebene Bild aus dem mittelalterlichen Elsaß ist eine willkommene Bereicherung der Sammlung, die damit ihrem Grundgedanken getreu Heimatpflege im besten Sinne betreibt, —

Vom **„Elsaß-Lothringischen Jahrbuch"** sind **zwei weitere Bände, 1923 und 1924** herausgekommen. Die Vielseitigkeit und Gediegenheit, die bereits an dem ersten Bande zu loben waren, sind auch diesen beiden Bänden eigen. Die Fülle des dargebotenen Stoffes verbietet uns näheres Eingehen auf Einzelheiten; wir müssen uns darauf beschränken, die wichtigsten der großen Beiträge zu erwähnen, deren Verfassernamen an sich schon für die Gewichtigkeit des Urteils bürgen.

Aus dem 2. Bande (1923), der mit 5 Tafeln und 5 Textabbildungen geschmückt ist (gebunden 10.— Mk., kart. 6.— Mk.), führen wir so den einleitenden Aufsatz von Dietrich Schäfer an: „Elsaß, deutsches Grenz-, aber deutsches Kernland", und den ihm folgenden von Dr. theol. E. C. Scherer: „Bischof Werner I. von Straßburg". Ueber die Geschichte der Rheinregulierung Straßburg—Sondernheim berichtet Baurat Schneider, z. Zt. Leiter der Rheinregulierungsarbeit. Geheimrat Professor Bruck bespricht die „Madonna von Monsweiler". Ein weiterer kunsthistorischer Beitrag („Das erste Holzschnittbildnis Martin Bucers") hat zum Verfasser den früheren Straßburger Kirchenhistoriker Geheimrat Ficker. Professor Polaczek schildert uns „Straßburg als Porzellanstadt". Eine elsaß-lothringische Bibliographie für die Jahre 1919-21 und eine Totenschau (wiederum von Professor Spahn verfaßt) beschließen das Heft.

Im dritten Bande, der mit Bücherbesprechungen und einer Bibliographie für das Jahr 1922 endet, bildet die Einleitung ein Aufsatz über „Bismark und die Annektion Elsaß-Lothringens" aus der Feder von Walter Platzhoff. Ueber die Beziehungen zwischen Lothringen und Frankfurt a. M. spricht Dr. Dietz, dem Alexander Schnütgen ein Bild des jungen Andreas Raeß nachsendet. Von den übrigen Beiträgen erwähnen wir den von Kurt Rheindorf über „Elsaß, Lothringen und die Großmächte im Zeitalter Ludwigs XIV".

und die Darlegungen von Dr. Lüdtke über „Elsaß-Lothringen im französischen Tendenzroman", eine Untersuchung, die gerade im gegenwärtigen Zeitpunkt interessieren wird, wo man in Metz und auf dem Odilienberg Gedenktafeln für Maurice Barrès enthüllt hat. Dieser Beitrag ist übrigens als Sonderdruck (1 Mk.) erschienen.

Als jüngste Publikation des „rastlos und vielseitig tätigen Instituts" — um die Würdigung aufzugreifen, die die oberelsässische Monatsschrift „Elsaßland" in einem anerkennenden Urteil über seine Arbeiten gewählt hat — ist vor kurzem die Mappe „Die Vogesen" im Selbstverlag herausgegeben worden. Die 40 Aufnahmen des Liebhaberphotographen Dr. Paul Wolf, früher in Straßburg jetzt in Frankfurt o. M., bilden eine liebe Erinnerung für jeden Vogesenwanderer. Ueber die künstlerischen Qualitäten der Bilder ein besonderes Lob auszusprechen, erscheint angesichts der allseits bekannten schönen früheren Gaben von Paul Wolf unangebracht. Die technisch vollendete Wiedergabe schöpft ihren vollen Stimmungsgehalt aus. (Für Mitglieder des Instituts ist der Preis des Albums auf 6 Mk. festgesetzt; eine Luxusausgabe zu 25 Mk. ist für Geschenkzwecke besonders willkommen.)

Presseschau.

Der Fall Keppi.

Eine recht nachhaltige Bloßstellung französischer Rechtsprechung bedeutet die mit einer Freisprechung — bezeichnenderweise übrigens selbst nunmehr im zweiten Verfahren lediglich mit 5 gegen 2 Stimmen — endende Wiederaufrollung des Prozesses gegen den früheren Straßburger Beigeordneten, jetzigen Hagenauer Generalsekretär **Keppi.** Da Keppi eine führende Persönlichkeit des politischen Katholizismus des Unterelsaß ist, so hat sich die katholische Presse des Landes seiner Sache besonders angenommen, und die Abgeordneten Seltz und Schumann haben als Entlastungszeugen ihren Parteifreund gedeckt.

Aus der Darstellung, die die **„Straßburger Neue Zeitung"** als „Epiloz zu einem Prozeß" den Begleitumständen, die sehr lehrreich sind, widmet, führen wir Folgendes an:

„. . . Keppi erhielt am 1. April d. s. Js. von einem Bekannten aus Metz einen Ausschnitt aus einer französischen Zeitung zugesandt, in dem zu lesen stand, daß das Metzer Kriegsgericht am 30. März zwei deutsche Kriegsverbrecher und zwar einen Rittmeister Etzel und einen Leutnant Keppi wegen Diebstahls zu je 10 Jahren Zuchthaus und 20 Jahren Ehrverlust usw. verurteilt habe. Der Bekannte hatte Keppi den Abschnitt spaßeshalber „wegen der Namensgleichheit" gesandt. Fast hätte er ihm, wohlgelaunt, zu den 10 Jahren Zuchthaus gratuliert. Er ahnte nicht, daß aus dem Spaß Ernst werden sollte!

Keppi erinnerte sich gleich daran, daß er im Jahre 1918 in Sedan mit einem Rittmeister Hetzel längere Zeit Diensträume in einem und demselben Hause innehatte. Hetzel war sein Vorgesetzter. Der Besitzer dieses Hauses scheint nun nach dem Kriegsende gemeldet zu haben, daß ihm einige Möbelstücke abhanden gekommen seien... Da man sich neben dem Namen „Etzel" noch an den Namen Keppi erinnerte, so verurteilte man eben „Etzel" und Keppi zu 10 Jahren Zuchthaus! **Und zwar, ohne irgend einen Zeugen vernommen zu haben, also ohne ordentliche Verhandlung!...** Keppi ließ durch einen Anwalt Einblick in die Akten des Prozesses nehmen. Die einfachste Prüfung ergab gleich den summarischen Charakter des ganzen Prozesses... Am 2. April ds. Js. stellte sich Keppi auf die Gefahr hin, verhaftet zu werden, dem Metzer Kriegsgericht zur Verfügung. Er erzielte, daß er in „liberté provisoire" belassen wurde. Im Juni mußte der frühere Straßburger Adjoint unter dem üblichen Wald von Bajonetten vor dem Metzer Kriegsgericht erscheinen und wohlbewacht, in öffentlicher Verhandlung, auf der Anklagebank Platz nehmen . . Die Einvernahme von fünf Zivilzeugen und die Konfrontierung hatte ergeben: Die Zeugen wußten nichts von gestohlenen Möbeln. Keppi selber stellten sie über seine allgemeine Haltung das günstigste Zeugnis aus."

Es wurde also ein neues Verfahren beschlossen, und dabei wurde auch über den „Verbrecher" ein „Moralitäts-Zeugnis" aufgenommen. Da der Betroffene durch ein Versehen darin Einsicht nehmen konnte, stellte sich über das Zustandekommen dieses Dossiers Folgendes heraus, was die „Neue Zeitung" milde „sehr eigenartig" nennt:

„. . . In Straßburg hat man, um Auskunft über einen Mann zu holen, der immerhin vor kurzer Zeit noch Adjoint der Stadt, also durchaus nicht unbekannt war, nicht etwa den Maire oder Gemeinderatsmitglieder oder sonst im Vordergrund stehende kompetente Persönlichkeiten gefunden, sondern — einen kleinen, früheren Oktroibeamten und — einen concierge der Mairie! Also Rückkehr zum alten „berühmten" System, nach dem in Frankreich der Portier berufen ist, über kleine, mittlere und hohe Persönlichkeiten sein gewichtiges, oft folgenschweres Urteil abzugeben . . . Im vorliegenden Falle stipulierten Oktroibeamter und Concierge nicht nur über die berufliche Tüchtigkeit, sondern auch über die politische Gesinnung des Ex-Adjoint. Die gönnerhaften Wendungen, in denen sie das tun, erheitern einige Szenen dieses grenzländischen Zwischenspiels, das so leicht ein Drama sein könnte . . ."

„In Hagenau war es ein Mann, der im April 1923 noch in den milden Gefilden der Konferenzstadt Cannes spazieren ging, der, unbeschwert von allem Wissen, über die besonderen Verhältnisse unserer Regien „rapportierte". Er legte das Hauptgewicht in dieser, der Parteipolitik recht fernstehenden Frage, auf die Farbe. Er heißt Darné und ist Gendarmerie-Caitaine.

„Homme clérical, inspirateur principal du jounal clérical, homme de tendances allemandes" - Bum! Lies in Klammern: Zehn Jahre Zuchthaus täten ihm ganz gut!

In materieller Hinsicht wird Keppi nachgesagt, daß er „sehr interessiert" sei und vor keinem Mittel zurückschrecke, wenn es Mammon zu verdienen gebe. Der Delinquent soll über diesen Passus fast am meisten erstaunt gewesen sein.

Die Genauigkeit, mit der solche Rapporte aufgestellt werden, geht aus einem an sich unwichtigen, aber bezeichnenden Detail hervor. Es wird berichtet, Keppi habe ein Kind. Nun hat er aber wohlabgezählte fünf Kinder, was immerhin ein Zeichen für eine gewisse materielle Selbstlosigkeit ist. . .

Dieser Herr Darné scheint mir das Zeug zu einem umgekehrten Briand zu haben. Während man Briand aus Cannes zurückberief, sollte man Darne nach Cannes zurückberufen"...

* * *

Der „französischen Idee" ist durch solche Blamagen ganz gewiß nicht gedient; lächerlich machen darf man sich in Elsaß-Lothringen nicht, da kann man einpacken!

Die Forbacher Verhaftung.

„Einen ungeschickten, unnötigen Zwischenfall" nennt die **„Lothringer Volkszeitung"** vom 5. November die Verhaftung des deutschen **Generals von Nathusius,** die nicht nur in Deutschland großes Aufsehen erregt hat. General von Nathusius, der vor dem Kriege das Forbacher Trainbataillon geführt hat, hatte von der französischen Ermächtigung Gebrauch gemacht, und wollte das Grab seines Schwiegervaters aufsuchen. Unter der Beschuldigung „französische Möbel verschleppt zu haben", war er in einem der berüchtigten französischen Nachkriegsverfahren in Abwesenheit zu 5 Jahren Gefängnis verurteilt worden, wovon weder der Betroffene, noch die deutsche Regierung je Kenntnis erhalten hatte. Die genannte Lothringer Zeitung bringt diesen **Fall Nathusius** nicht mit Unrecht in Verbindung mit dem **Fall des Hagenauer Beigeordneten Keppi,** der in einem ebenso famosen „Rechtsverfahren" als Kriegsverbrecher verurteilt worden war, und den kürzlich das Metzer Kriegsgericht im Wiederaufnahmeverfahren freisprechen mußte, weil sich die völlige Haltlosigkeit der Anschuldigungen herausgestellt hatte.

Das Blatt berichtet, daß die Verantwortung für die Verhaftung dem Forbacher Unterpräfekten zur Last falle. „Wenn auch immer der Form nach der Sousprefekt zu diesem Schritt berechtigt war, so können wir doch nicht umhin festzustellen, daß hier patriotischer (für Allerseelen und nach dem Fall Keppi schon garnicht angebrachter) **Uebereifer** zu einem **Geniestreich** geführt hat, den man sicherlich in Paris stark bedauert. . . . Man hätte besser getan, den Krieg bei jeder Gelegenheit zu begraben, als immer wieder die Leidenschaften und besonders zweifelhafte Schuldfragen wieder auszugraben . . . Jedenfalls wird die Verhaftung des Generals am Allerheiligentag von vielen Kreisen nicht gerade als ein Heldenstück angesehen."

Der Straßburger „République", der in diesem Falle zunächst eine seltsam chauvinistische Berichterstattung ihres Saargemünder Vertreters passiert war, die von ihrer sonstigen Einstellung absticht, — was soll die törichte Ueberschrift: Ein „edler" Gefangener? ? — sei gegenübergestellt, was selbst der „Messin", der wahrlich nicht der Deutschfreundlichkeit „verdächtig" ist, schreibt (4 November):

„. . . . . Verheiratet mit einer Engländerin, war dieser Mann der unkriegerischste, den es geben kann. . . . Nathusius bleibt für uns der Feind, das ist selbstverständlich, aber **die gegen ihn erhobene Beschuldigung ist wohl dazu angetan, alle die in Erstaunen zu setzen, die ihn gekannt haben."**

Der „Messin" vorurteilsloser als die „République?" Ein grotesk anmutendes Bild! In einem Aufsatz **„Politische Justiz"** hat Dahlet allerdings nachträglich (9. November) die ersten Meldungen seines Blattes repariert. Er hat die „Unfähigkeit" französischer Kriegsgerichte, „auch nur annähernd objektiv zu bleiben und Recht zu sprechen", festgestellt und als „besten Beleg" dafür den Fall Nathusius angeführt, „der wohl **die bisher geübte Praxis in der Behandlung der Kriegsschuldigenfrage vollends der Lächerlichkeit preisgeben** dürfte". „Denn wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir behaupten, daß nun infolge der im Fall Keppi gemachten Erfahrungen wenigstens hierzulande kaum jemand an die Schuld dieses höheren deutschen Offiziers glaubt, der wenige Tage nach der Freisprechung Keppis — ebenfalls ahnungslos — unter der gleichen Anklage, „französische Möbel verschleppt zu haben", verhaftet wurde. **Dieses allgemein festzustellende Mißtrauen ist eine sehr erdenkliche Erscheinung,** und wenn man weiß, wie die deutsche Kriegsgerichtskomödie in der Zaberner Affäre das deutsche Ansehen in der Welt untergraben hat, so kann man nur wünschen, daß wir in Zukunft vor ähnlichen Erfahrungen bewahrt werden. . . .

Wechsel in der Generaldirektion der elsaß-lothringischen Eisenbahnen.

Nach einem Bericht der Agentur Fournier von Anfang Oktober haben sich die Gerüchte von einem Wechsel in der Leitung der elsaßlothringischen Staatsbahnen, wovon vielfach in der Presse zu lesen war, bestätigt. Der Generaldirektor, „Innerfranzose" natürlich, Peychez, verläßt aus „persönlichen Gründen" seinen Posten. Wie später gemeldet worden ist, tritt er in die Leitung eines Pariser elsaßlothringischen Finanzunternehmens ein. Peychez ist anläßlich der Ernennung seines Nachfolgers, des Chefingenieurs Henry Bauer — dessen Familie aus Weißenburg stammen soll — zum Ehrengeneraldirektor der elsaß-lothringischen Bahnen ernannt worden. In einzelnen elsässischen Blättern ist anläßlich seines Rücktritts der Hoffnung Ausdruck gegeben worden, daß seine Kenntnisse künftighin in der Form einer Beteiligung an einem zu schaffenden „Eisenbahnrat" dem Lande zugute kommen möchten.

Der „Elsässer Kurier" vom 8. Oktober fügte der Fournier-Meldung hinzu, daß „seit mehreren Tagen in Straßburg und sonstwo im Lande Gerüchte von Millionenunterschlagungen bei der Generaldirektion zirkulieren". „Die einen sprechen von 40, die andern von 45 oder gar 50 Millionen, die verschwunden sein sollen. Wiederum andere wollen wissen, daß ein 130-Millionen-Kredit, der für die Eisenbahnbeamten und -angestellten bestimmt war, z. T. für andere Zwecke, wie Umbauten, verwendet worden sei."

Das Blatt hatte der Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß die zuständigen Stellen es für ihre Pflicht ansehen würden, „der Oeffentlichkeit Aufklärung zu geben und den Gerüchten, die in immer weitere Kreise dringen, den Boden zu entziehen". In den Wochen seit dieser Aeußerung hat man aber nichts über die Hintergründe dieser Angelegenheit zu hören bekommen. Dagegen hat die Straßburger „Freie Presse" am 21. Oktober in einem großen Aufsatze, „Das Fazit der Aera Peychez" — unterschrieben mit „Ein Eisenbahner" — scharfe Kritik an dem ausgeschiedenen Direktor geübt, wobei besonders auch Front gemacht wurde gegen die oben erwähnte, den Handelskammerkreisen zugeschriebene Darstellung einzelner Blätter, wonach es den „Wünschen der elsaß-lothringischen Bevölkerung" entspreche, wenn ein Eisenbahnrat für Elsaß-Lothringen gebildet und Peychez an dessen Spitze gestellt würde, um seine „tiefen Kenntnisse und bewährte Erfahrung" weiterhin auszunutzen. Die „Freie Presse" übt in dem Aufsatz außerordentlich scharfe Kritik an dem ganzen System; wir geben aus den Ausführungen Nachstehendes wieder:

„. . . Besonders das einheimische Personal (40—50 000 agents), das höchstes Lob verdient für die bis jetzt bewiesene bewunderungswürdige Anpassungsfähigkeit (Zweisprachigkeit, ohne die im Prinzip gebilligte Sprachenzulage zu beziehen) ist jetzt im Begriff, den Mut sinken zu lassen, nachdem es nicht aufgehört hat, durch eindringliche Mahnrufe die unseligen „Neuerungen" zu brandmarken. Aber vergebens; man wollte an leitender Stelle anscheinend ein Versagen des einheimischen Personals provozieren, denn dieses Versagen hätte ja die willkommene Gelegenheit geboten, das Herbeiholen von zu Controleurs und Inspecteurs ernannten agents anderer Réseaux zu rechtfertigen.

Eine Statistik müßte beweisen, daß die Verwaltung bei der Besetzung der Controleurs- und Inspecteursstellen die einheimischen Agents fast vollständig ignoriert hat, um auf solche Elemente zurückgreifen zu können, deren Pflicht es gewesen wäre, ihre Avancements dort abzuwarten, wo sie ihre Karriere begonnen haben. . . . .

Was für Aussichten bieten sich noch für jüngere einheimische Agents, wenn man die Stellen, auf die sie auf Grund ihrer Schulbildung oder ihrer sonstigen (kaufmännischen, technischen usw.) Fähigkeiten berechtigten Anspruch haben, mit von andern Réseaux herangeholten Kräften ausfüllt? Diese Taktik, für die Herr Peychez in erster Linie verantwortlich ist, hat daher in den in Frage kommenden elsässischen Beamtenkreisen eine tiefe Erbitterung hervorgerufen und sogar einen Teil der fähigsten, nach dem Waffenstillstand mit großen Hoffnungen in den A.L.-Bahndienst eingetretenen elsässischen Elemente gezwungen, die Konsequenzen zu ziehen und zu demissionieren. Diese Frage wäre geeignet, wieder einmal die Unfähigkeit bzw. Untüchtigkeit der elsaß-lothringischen Bloc National-Députés zu beweisen, die während 4½ Jahren mit verschränkten Armen dem Treiben zugesehen haben, ohne einzuschreiten. . . . . Unsere elsässischen und lothringischen am 16. November 1919 gewählten Block-Députés haben in dieser für das gesamte elsässische Volk lebenswichtigen Frage wie in vielen andern Fragen (Lebensversicherungen, Valorisationen, Kommunalsteuern usw.) geschwiegen. . . . .

Wir könnten in bezug auf alle im Bahnfach vorgenommenen Reformen noch zahlreiche Beispiele anführen, wie mit dem Nationaleigentum von seiten einer gewissen an der A.L.-Bahn-Direktionen herrschenden reaktionären Clique in leichtfertiger Weise Verschwendung getrieben wird. Für alle oben kurz gestreiften Taten müssen wir ausschließlich den Directeur Peychez verantwortlich machen, der sich von seinen be . . . rühmten Mitarbeitern als willenloses Werkzeug ins Schlepptau hat nehmen lassen. Möge nun Herr Peychez seine neue Laufbahn in Paris als Chef eines Finanzunternehmens ruhig antreten. In den Annalen der A.L.-Bahn bedeutet die Aera Peychez eine Periode des administrativen Rückschritts. Seitens der überwältigenden Mehrheit der Personals hat er infolge seiner schändlichen Personal- und Beförderungspolitik auf noch weniger Dank zu rechnen, als ihm von seiten des Publikums entgegengebracht werden wird. . . . ."

Unzufriedenheit der Staatsbeamten und Lehrer.

Die „Fédération des Fonctionnaires et Instituteurs d'Alsace et de Lorraine" hatte zum 19. Oktober zu einer Protestkundgebung in der Straßburger Aubette aufgefordert. Ueber die Versammlung, die überfüllt war, berichtet der „Elsässer Kurier" vom 20. Oktober, daß die Beamten „gerne dem Rufe ihrer Vereinsleitung gefolgt" sind, „um noch einmal in würdigen Formen energischen Protest zu erheben, denn ihr Herz ist übervoll von Mißmut und Zorn über die Art und Weise, wie die gesamte französische Beamtenschaft und erst recht die elsaß-lothringische zurzeit behandelt wird. Dieser Stimmung gaben auch die Referenten lebhaften Ausdruck und fanden dabei immer den stürmischen Beifall der Versammlung, welche durch eine ganze Anzahl Zwischenrufe bekundete, daß sie gerne noch viel stärkere Töne gehört hätte."

Der erste Redner, Kuntz, der für die Postbeamten sprach, wandte sich insbesondere gegen die Verschleppung in der Ausführung des Beamtenstatuts. 15 Monate seien bereits seit der Veröffentlichung des Gesetzes verflossen, das nach seinem Wortlaut innerhalb von 6 Monaten angewandt werden sollte. „Heute noch steht das erste Ausführungsdekret aus, und das Schreiben, das er von der Ministerpräsidentschaft verlas, läßt erkennen, daß diese Dekrete wahrscheinlich auch nicht so schnell erscheinen werden. . . ."

Hauptredner war der Bundesvorsitzende und Führer der Lehrerschaft, Rossé. Heute handle es sich nicht nur um eine Gehaltserhöhung von einigen Francs oder einigen Sous. Es drehe sich darum, einen unabhängigen, rechtlich, moralisch und finanziell in seiner Existenz gesicherten Beamtenstand zu erhalten, der allein ein Gegengewicht bieten könne gegen die übermächtige Finanzoligarchie, die das ganze Staatsleben heute beherrsche." Die sittlichen Werte der Unbestechlichkeit, des berufsständigen Ehrgefühls, des Willens, den Rechtsstand über alles zu stellen, setze ein gesundes Beamtentum voraus, welches wieder die Voraussetzung ist, zu einem ordentlichen Staat." „Selbst wenn die gegenwärtig erhobenen Forderungen der französischen Beamtenschaft Annahme finden sollten, würden sie für die elsaß-lothringische Beamtenschaft einen Abstieg bedeuten von der sozialen Stufe, die sie 1914, in deutscher Zeit, im Volksganzen einnahm; denn ihre Gehälter waren damals bedeutend höher als die ihrer französischen Kollegen. . . . . Elementarste Gerechtigkeit verlangen die elsaß-lothringischen Beamten, besonders diejenigen, die bereits vor dem 11. November 1918 im Dienst waren. . . . . Denn die Art und Weise, wie sie behandelt werden, ist eine Schande. In allen Gebieten, die 1918 die Staatshoheit wechselten, in Italien, Polen, Dänemark und Belgien, sind die Uebergangsprobleme der dortigen Beamtenschaft schon lange geregelt. Nur die Beamten unserer wiedergewonnenen Provinzen warten 6 Jahre nach dem Waffenstillstand noch auf die Anerkennung ihrer erworbenen Rechte. In äußerst scharfen Ausführungen und an Hand zahlreicher Beispiele zeigt dann der Redner die Gewissenlosigkeit und Ungerechtigkeit, mit welchen die früheren Landesbeamten und Lehrer behandelt werden, . . . so daß heute die Erbitterung einen solchen Grad erreicht hat, daß die Beamtenführer jede Verantwortung ablehnen müssen für die Zukunft, wenn nicht bald Remedur geschaffen wird. . . ."

Sport und Chauvinismus.

An Allerheiligen sollte zum ersten Mal seit dem Kriege eine deutsche Sportsmannschaft mit einem elsässischen Verein sich auf elsässischen Boden messen; in Straßburg sollte ein Wettkampf zwischen dem dortigen Fußballverein „A. S. S." und einem Freiburger Fußballklub stattfinden.

Die „elsässische" Filiale der französischen Kriegervereine, die „Union nationale des anciens combattants", „Groupe d'Alsace", empörte sich über diesen Plan; ihr Vorsitzender richtete sofort nach Bekanntwerden des Planes einen Brief an die elsässische Fußball-Liga, um gegen die Wahl des Tages Einspruch zu erheben. Nach einer gemeinschaftlichen Besprechung auf der Präfektur willigte die Leitung in eine Verlegung des Wettspiels auf den 16. November ein.

Die Zeitschrift der „U. N. C.", das Straßburger Halbmonatsblatt „Entre nous", hat in einem gehässigen Artikel ihren engherzigen Standpunkt dargelegt. In dem Aufsatze war zunächst zugestanden, daß die Ansicht, in sportlichen Dingen dürfe es ebensowenig wie in der Wissenschaft nationale Grenzen geben, ihre Verteidiger auch in den Reihen der Vereinigung habe, „umso mehr als die Gesellschaften anderer Departements bereits das Beispiel gegeben hatten." „Allein die fragliche Vereinigung hatte, sei es aus Sparsamkeitsgründen, sei es aus irgendeinem andern Grund, diese sensationelle Begegnung, die erste seit dem Ende der Feindseligkeiten, auf einen Tag verlegt, der für uns Kriegsteilnehmer heilig ist. Wir haben in Straßburg gedacht — und alle elsässischen Abteilungen werden darin einer Meinung sein, — daß, wenn es gerecht und menschlich sei, an diesem Tag auf unser Gebiet an diesem Tag der Trauer, des Bedauerns und der Erinnerung Deutsche zuzulassen, um die Ihrigen zu beweinen, es andererseits unzulässig sei, im Herzen Straßburgs (en plein coeur de Strasbourg) eine Begegnung zu veranstalten, die — ob man es wollte oder nicht — eher eine politische als eine sportliche Bedeutung gehabt hätte, eine Begegnung, die gezeigt hätte, daß das Vergessen heraufsteigt und allmählich unsere 1.500.000 Toten überschwemmt. Herr de Lapré, unser Präsident, hat denn auch die Gesellschaft, die diese Schaustellung ex-feldgrauer Darsteller (!! „la société organisatrice de l'exhibition des acteurs ex-feldgrau") organisiert hatte, ebensowie die Präfektur des Unter-Elsaß benachrichtigt, daß die Kriegsteilnehmer entschlossen seien, mit allen Mitteln die geplante Kundgebung zu verhindern, und daß — falls sie doch stattfände — unsere vollumhüllten Fahnen in geschlossener Formation mitten auf dem Sportplatz aufmarschieren würden bis zum Abzug der unerwünschten Besucher. . ."

* * *

Zu diesen dummdreisten Darlegungen bemerkt Camille Dahlet in einem ausführlichen Aufsatze seiner „République": „Wir müssen energisch der Auffassung entgegentreten, als ob das Elsaß — etwa aus Angst, in den Verruf des mangelnden Patriotismus zu kommen, oder gar um sich zu rehabiltieren — die moralische Berechtigung zu derartigen Schritten erst erhalten könnte, wenn andere französische Provinzen bereits vorangegangen sind. Hier herrscht seit dem Waffenstillstande in weiten Kreisen ein Mißverständnis, das man im Interesse der Ehre unserer Bevölkerung ebensosehr wie im Interesse des Friedensgedankens nicht genug bekämpfen kann, und das auf einer vollständigen Verkennung der eigentlichen Mission des Elsasses beruht. Man versucht uns immer wieder eine Art von moralischer Diktatur aufzudrängen, die von den Elsässern u. a. verlangt, daß sie die Deutschen hassen, und zwar noch mehr als andere. Bei uns wird auch weiterhin Patriotismus mit Nationalismus gleichgesetzt, es erhält sich eigentümlicherweise immer noch die Fiktion, daß dem Elsässer Nationalismus gezieme. . ."

„Die breite Bevölkerung unseres Landes erträgt diese moralische Diktatur mit steigendem Widerwillen und mit wachsender Beschämung. Sie empfindet — mit Ausnahme eines gewissen Prozentsatzes in den Kreisen der städtischen Bourgeoisie — keinen Haß gegen das deutsche Volk. . . Wir können nun einmal denen, die in vollständiger Unkenntnis der Situation sich eingeredet haben und sich darauf versteifen, daß die Elsässer vor und gar während dem Kriege mit keinem Deutschen ehrlich freundschaftliche oder gut-kameradschaftliche Beziehungen gepflegt haben, nicht den Gefallen tun, eine unwürdige Komödie zu spielen, uns für die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft heuchlerisch zu verstellen, damit sie Spaß an uns haben und nicht umzulernen brauchen, oder damit sie uns nicht, je nachdem wir ihrer Illusion mehr oder weniger entsprechen, in „bons Alsaciens" und andere einteilen. . ."

„. . . Die wahre Mission unseres Landes, das bisher stets ein Streitapfel war zwischen zwei großen Kulturnationen, muß in Zukunft darin bestehen, eine Brücke zwischen ihnen zu sein, ein Bindestrich, kein Trennungsstrich. Wir müssen es ablehnen auch unter dem neuen Regime, wie nur zu oft unter dem alten (??), die Rolle des kläffenden Renommier-Köters zu spielen, der angeblich im nationalen Interesse und um die europäische Galerie zu impressionieren, dem Nachbarvolke besonders demonstrativ die Zähne zeigen muß. Es hat hier jeder Franzose das Recht, Nationalist oder Pazifist zu sein, aber es ist eine Frage des Taktes, daß nicht ausschließlich Leute aus anderen Provinzen hier dauernd die Wortführer spielen und gewissermaßen im Namen der Elsässer gewisse Gefühle proklamieren, die keineswegs die der breiten Masse der einheimischen Bevölkerung, sondern allenfalls die einiger Chauvins sind. Wir sind überzeugt, daß wir der Mehrzahl unserer Landsleute aus dem Herzen sprechen, wenn wir auch das einmal rückhaltslos feststellen. . ."

In Baden-Baden, wo sie nach dem Verlassen ihrer zweiten Heimat Straßburg Zuflucht gefunden hatte, ist vor kurzem Frau Martha Tauber geb. Waldeck verstorben. Während ihrer Straßburger Jahre ist sie als Gründerin und spätere Leiterin des „Vereins für Frauenbildung", darüber hinaus durch ihre soziale Arbeit im Frieden (Weiterbildung der schulentlassenen weiblichen Jugend, Vortragstätigkeit, Berufsberatung) und während der Kriegszeit (Kriegsfürsorgeabende, Rechtsschutz, Kleiderhilfe) und späterhin nach dem Waffenstillstand durch ihre Unterstützung der Frauen der Ausgewiesenen hervorgetreten, Arbeiten, die um so beachtlicher waren, als die Verstorbene das Augenlicht verloren hatte. Ein tätiges Leben im Dienste der Allgemeinheit hat durch Frau Taubers Tod ein Ende gefunden.

Durch den am 5. November erfolgten Tod seiner Gattin ist Ministerialdirektor z. D. Dr. h. c. A. Goetz in tiefes Leid versetzt worden. Wer der Verstorbenen nahe treten durfte, weiß die Schwere dieses Verlustes zu würdigen.

Die Schriftleitung und Mitarbeiter versichern die Angehörigen auch an dieser Stelle ihrer herzlichen Teilnahme.

Heute entschlief sanft im Alter von 82 Jahren unsere liebe Mutter und Großmutter

Frau Professor Minna Michaelis

geb. Trendelenburg.

Weimar, Bad Kreuznach, Bonn und München, den 21. Oktober 1924.

Pfarrer Otto Michaelis u. Frau Frida geb. Becker
Frauenarzt Dr. Rudolf Michaelis u. Frau Lili geb. Somborn
Geh. Justizrat Prof. Dr. Hans Schreuer u. Frau Luise geb. Michaelis
Frau Anna Michaelis geb. Mücke und Enkelkinder.

Die Trauerfeier fand am 24. Okt. in Weimar in der dortigen Friedhofskapelle statt.

Stuttgart, Marienstr. 39
früher Straßburg i. E.

Am 5. November, abends 9 Uhr, entschlief sanft nach langem schweren Leiden unsere liebe Gattin und Mutter

Helene Goetz, geb. Woringer

im Alter von 53 Jahren.

Dr. h. c. Adolf Goetz,
Ministerialdirektor z. D.
Helene Caillaud, geb. Goetz
Dr. med. Hermann Caillaud

Elsaß-Lothringen
Heimatstimmen
Herausgeber Dr. Robert Ernst

Nummer 12 | Berlin, 15. Dezember 1924 | 2. Jahrgang

Inhaltsverzeichnis: Der Abbau Elsaß-Lothringens (J. Karcher) / **Zur Sprachendebatte in der französischen Kammer / Der Kampf um die Wahrheit über die Kriegsschuldfrage in Frankreich** (W. Schaer) / **Politische Rundschau / Aufführung des „Don Carlos" in Straßburg / E. Kayser zum siebzigsten Geburtstag** (W. K.) / **Elsässische Weihnacht / Das Elsaß, die Wiege des Christbaums / Marie Harts literarische Bedeutung** (K. Walter) / **Buchbesprechung: P. Wentzke, Der Deutschen Einheit Schicksalsland** (Dr. A. Krencker) / **Elsässische Kalender / Deutsche politische und Heimatkalender / Das zweite Jahr. Inhaltsverzeichnis des Jahrgangs 1924.**

Der Abbau Elsaß-Lothringens.

Von J. Karcher.

„Gnadenzeit". Zurzeit amnestiert die Regierung die Deserteure des Krieges und sogar die, welche bisher als Verräter galten, wie Caillaux und Malvy.

Wir beantragen einen weiteren Akt der Gnade: Die Regierung möge großmütig dem Elsaß verzeihen, daß es fünfzig Jahre eine andere politische Entwicklung durchgemacht hat als Altfrankreich, und zwar indem sie ihm die politischen Errungenschaften dieser fünfzig Jahre läßt!

Das satirische Blatt: „D'r Schlifftaan," 29. Novbr. 24.

Der Traum des „Regionalismus" ist ausgeträumt; das große Reinemachen, die Säuberung unserer Heimat von allen Ueberbleibseln der Tyrannenherrschaft, die Wegwischung der Grenze von 1870 bis 1918 neigen sich ihrem Ende zu. Bald wird es keinem eingewanderten Franzosen in den zum Mutterland zurückgekehrten Provinzen mehr weh tun, wenn das Schema F des schablonenhaft aufgeteilten französischen Landes an der Ostgrenze durch bochistische Reminiszenzen verunstaltet ist. Daß der Abbau der unterm Preußenstiefel errungenen verfassungs- und verwaltungsmäßigen heimatlichen Selbständigkeit das unbeirrbar angestrebte Ziel der Befreier sei, hätte wissen können, wer nur einigermaßen in französischen Staatsauffassungen bewandert war, oder wer sich wenigstens den Stimmen nicht verschloß, die aus der maßgebenden, d. h. der nicht-einheimischen Presse uns seit dem Waffenstillstand entgegenschlugen. Mit welch fanatischer Gehässigkeit ein echter Franzose die Idee der „einen und unteilbaren Republik" verficht gegenüber den elsässisch-lothringischen Auffassungen der Anpassung des Staatsaufbaus an besonders hervortretende, geschichtlich bedingte Bedürfnisse der „Regionen" — um dies gern gebrauchte Wort zu gebrauchen —, das ist in den letzten Wochen und Monaten allen nicht absichtlich Blinden klar vor Augen getreten; hier möge als Beispiel für die Gesinnung der Einheitsfanatiker ein Beispiel aus etwas zurückliegenden Jahren herausgegriffen werden, das typisch für die Kampfesweise ist: Im „Messin", dem Metzer französischen Blatt, vom 7. Juli 1921 hieß es anläßlich des damals fälligen Zusammentritts des Conseil consultatif unter dem an sich schon bezeichnenden Titel „Die letzten Tage eines Verurteilten" (!): „Diese Komödie wird sich genau 32 Monate nach der endgültigen Rückkehr Elsaß-Lothringens zu Frankreich abspielen in einem Lande, das französisch bis in die letzten Fasern seines Herzens ist, und in dem eine winzige Minderheit ihre separatistischen Ziele verfolgt, indem sie versucht — zur großen Freude unserer Feinde — die Verwaltungsmethoden Deutschlands, seine Gesetzgebung und seine Sprache festzuhalten. Die öffentliche Meinung hat seit langem begriffen, daß Elsaß-Lothringen endgültig mit den deutschen Regeln und Formeln brechen muß, und daß es vollständig wieder französisch werden muß. . .!"

Heute, wo nach Herriots Absichten den „Wünschen unserer lieben Bevölkerung von Elsaß und Lothringen" so „entgegengekommen" werden soll, daß in Kürze selbst der Begriff eines Elsaß-Lothringen keinen Sinn haben wird, ist es vielleicht nicht unnütz, daran zu erinnern, daß die Franzosen damit wieder zum Ausgangspunkt ihres Werkes zurückkehren. War es doch unter der berüchtigten Aera Maringer schon so gewesen, wie es jetzt kommen soll: Alle und jede Entscheidung über heimatliche elsässische und lothringische Fragen fiel in den Pariser Büros (meist „fiel" sie nicht, weil der französische „Kult der Unzuständigkeit" es verhinderte oder auch „nur", weil auf dem weiten Weg die Akten abhanden gekommen waren). Das gab das erste Malaise, und die neuen Herren setzten an Maringers Stelle Herrn Millerand mit weitesten Vollmachten. Der kluge Taktiker fand den wunden Punkt; er holte die Zuständigkeiten wieder ins Land zurück, schuf eine verantwortliche Stelle in Straßburg, einen französischen Statthalter, das „Generalkommissariat" mit

einem umfangreichen Apparat von Direktionen und „Diensten". Ja, er gab diesem Statthalter-Ersatz einen Landtag-Ersatz bei, einen „Conseil consultatif". Es hat nach Millerand nur noch einen Generalkommissar gegeben, den vielgerühmten Herrn Alapetite, der wahrscheinlich ein ebenso guter Verwaltungsmann wie sein Vorgänger, aber ein schlechterer Politiker war, der getreu den Pariser Direktiven und ungehemmt von der im beratenden Rat säuselnden vox populi seine Aufgabe darin sah, sich und sein ganzes Amt rasch — den „Assimilisten" freilich nicht rasch genug — überflüssig zu machen, gelegentlich unter gesetzeswidriger Nachhilfe (Tissier!) der unzuständigen, aber ellenbogenkräftigen Pariser Zentralstellen und hin und wieder auch unter Uebergehung des Landesrats und einmal auch gegen seinen ausdrücklichen Beschluß. Die „Rattachements", d. h. die Angliederungen elsaß-lothringischer Verwaltungszweige an die entsprechenden Pariser Ministerien, sind zumeist durch Dekret, d. h. durch ministrielle Verordnung erfolgt, was in einer juristischen Untersuchung der Zeitschrift „Die Heimat" (15. Aug. 1923) treffend als eine „legislative Ungeheuerlichkeit", gekennzeichnet worden ist.

In manchen Kreisen hat man bis in die allerletzte Zeit des Nationalblock-Regimes den Glauben genährt, man könne für Elsaß-Lothringen eine Art von „regionaler Sonderstellung" sich erhalten; man spielte wohl auch noch mit der Anschauung, die der geschickte Herr Millerand aufgebracht hatte, daß Frankreich seine „Region Elsaß-Lothringen" als willkommenes Muster des ja unbedingt nötigen Neubaus Gesamtfrankreichs erhalten und pflegen werde. „Alsatia docet", hatte es geheißen! (Wie es heute wieder aus ähnlichen michelhaften Illusionen als Aufgabe des gesunden Elsasses hingestellt wird, Frankreich den großen Dienst zu leisten, es — in kirchlichen und Schulfragen — auf den rechten Weg zurückzuführen, den es zu seinem Schaden verlassen hätte!). Millerand, der ja als Präsident der Republik das Staatssteuer richten konnte, hatte ob seiner regionalistischen Phrasen eine gute Presse. Aber die Lehren des Lehrmeisters Elsaß schienen den ausschlaggebenden Kräften Frankreichs nichts zu sagen; unter Millerands Präsidentschaft und unter dem Regime des Nationalblocks (dem diese elsässischen und lothringischen Regionalisten doch mitbestimmend zugehörten), ist planmäßig assimiliert und rattachiert worden, so daß schließlich selbst überzeugte Regionalisten dem Colrat-Projekt — seine Beratung war unbewußt der Schwanengesang des Conseil consultatif — gegenüber, d. h. dem noch von der Poincaré-Regierung vorgelegten Plane einer Aufhebung des Generalkommissariats und Ersetzung durch ein Pariser Unterstaatssekretariat, mit der Motivierung zugestimmt haben, das Amt sei nun doch so ausgehöhlt, daß man es mit etwas Neuem probieren müsse!

Im Novemberheft unserer Zeitschrift war auf Grund einer Havas-Meldung kurz von der Konferenz am Quai d'Orsay berichtet worden, die in recht einseitiger Zusammensetzung bei Herrn Herriot getagt hatte, und bei der von ihm zum ersten Mal seine Absicht der Aufhebung von Generalkommissariat und Conseil consultatif bekanntgegeben wurde. Am 14. November hat das „Journal officiel" dann den Wortlaut und die Begründung des Gesetzentwurfes mitgeteilt, der der Kammer zugegangen ist. Die fünf Artikel des Vorschlages lauten:(hier nach der „République" vom 16. November)

Artikel 1: Das Generalkommissariat der Republik in Straßburg ist aufgehoben ab 1. Januar 1925. — Von diesem Zeitpunkte ab wird der Ministerpräsident die Befugnisse ausüben, die gemäß dem bisherigen Gesetz dem Generalkommissar zugeteilt worden sind.

Artikel 2: Eine Generalverwaltung unter unmittelbarer Autorität des Ministerpräsidenten wird eingesetzt werden, von welcher alle Dienstzweige der Departements des Haut-Rhin, des Bas-Rhin und der Moselle abhängig werden, welche nicht schon den Ministerien angegliedert worden sind, zu deren Kompetenz sie ihrer Natur nach gehören würden.

Der Generalvertreter wird außerdem im Namen des Ministerpräsidenten beauftragt sein, die Einheit des Standpunkts und der Aktion sowie die schnelle Lösung der Angelegenheiten in den den zuständigen Ministerien angegliederten Verwaltungszweigen zu sichern, besonders bezüglich aller Projekte, welche eine Abänderung der Gesetzgebung, der Verwaltung und des Steuerregimes der drei Departements betreffen oder die Ausführung wichtiger Bauten von öffentlicher Nützlichkeit.

Artikel 3: Die Generalverwaltung wird umfassen:

1. in Straßburg die Verwaltungszweige für öffentlichen Unterricht, Kultus und Finanzen;

2. in Paris eine Zentralverwaltung, die beauftragt ist mit den legislativen Arbeiten, der Kontrolle und der Zentralisation der von den Diensten in Straßburg vorbereiteten Angelegenheiten sowie mit der Verbindung der einzenen Verwaltungszweige untereinander, die schon den verschiedenen Ministerien angegliedert sind.

Der Ministerpräsident kann dem Generalverwalter Delegation erteilen, um in seinem Namen über gewisse Angelegenheiten zu statutieren.

Die Vorschläge, die dem Ministerpräsidenten durch die Präfekten unterbreitet werden, werden ihm, soweit sie sich auf Angelegenheiten beziehen, die den in Straßburg beibehaltenen Verwaltungszweigen unterstehen, und die im Paragraphen 1 dieses Artikels aufgezählt sind, durch Vermittlung dieser Verwaltung übersandt werden.

Artikel 4: Der Paragraph 2 des Artikels 62 des Gesetzes vom 31. Dezember 1921 wird folgendermaßen abgeändert:

Die Kredite für die nicht angegliederten Verwaltungszweige werden nur der Ordnung halber in den Budgets der zuständigen Ministerien figurieren. Sie werden mit den Krediten für die in Artikel 3 erwähnten Verwaltungen in einem Sonderanhang des Budgets des Ministeriums eingetragen, das vom Ministerpräsidenten geleitet wird, und werden von ihm selbst verwaltet werden.

Artikel 5: Die Verfügungen des Gesetzes vom 17. Oktober 1919, die dem vorliegenden Gesetze widersprechen, sind aufgehoben.

Aus der offiziellen Begründung, die dem Gesetzentwurf beigegeben ist, heben wir nachstehende Stellen hervor:

„ . . . . Das seit vier Jahren dank dem durch das Gesetz vom 17. Oktober 1919 eingesetzten Verfahren verfolgte Assimilierungswerk ist weit davon entfernt, beendigt zu sein, und es ist augenblicklich nicht möglich, mit Genauigkeit den Moment vorauszusehen, an welchem die Einheit der Gesetzgebung zwischen den drei Departements und den übrigen Gebieten vollständig sein wird.

Man darf unter diesen Umständen nicht daran denken, einfach restlos die Dienste, welche in Straßburg damit beauftragt sind, die Anwendung der Gesetze zu sichern, zu unterdrücken, und sie ihren Befugnissen gemäß den entsprechenden Ministerien anzugliedern. Die praktische Erfahrung lehrt, daß jede vorzeitige Angliederung dem guten Funktionieren der Dienste entgegensteht: sie muß eher der Vereinheitlichung der Gesetzgebung folgen als ihr vorauzugehen.

Wenn für gewisse Materien die Assimilierung weit genug fortgeschritten ist, um zu erlauben, die Betriebe zu unterdrücken, deren Bestehen nicht unentbehrlich ist, und den entsprechenden Ministerien die Befugnisse zu übergeben, die bis dahin durch die Straßburger Dienststellen ausgeübt wurden, so wäre es für andere gefährlich, die Anwendung der in den drei wiedergewonnenen Departements in Kraft befindlichen Gesetzestexte ausschließlich der Kenntnis der zentralen Verwaltung zu überlassen, die wenig auf dem Laufenden ist über die lokale Reglementierung und schlecht darauf vorbereitet, auf die Uebergangsschwierigkeiten die Rücksicht zu nehmen, die notwendig ist bei der Ueberführung eines Regimes in das andere: Deshalb ist es nötig, ein Organ zu erhalten, das beauftragt ist, das Werk der Vereinheitlichung der Gesetzgebung auf den Gebieten zu vervollständigen, wo sie noch nicht gelungen ist . . .

Schon jetzt scheint dieses Organ im Hinblick auf den gegenwärtigen Zustand der vollzogenen Assimilierung in Paris eher am Platze zu sein als in Straßburg. Die beständige Notwendigkeit, sich über die gesetzgeberischen Arbeiten, die unsere Departements interessieren, auf dem Laufenden zu halten und gemeinsam mit den verschiedenen Ministerien das Werk der herbeizuführenden Vereinheitlichung zu vollziehen, zwingt es in enger Fühlung mit dem Parlament und den großen öffentlichen Verwaltungen zu bleiben.

Um diese schwierige Aufgabe mit aller wünschenswerten Autorität durchzuführen, sind wir zu der Ueberzeugung gelangt, daß dieses der Ministerpräsidentschaft angegliederte und seiner Autorität unterstellte Organ durch einen Generaladministrator geleitet werden müsse, der speziell und ausschließlich mit der Führung und der Liquidation der elsässischen und lothringischen Angelegenheiten betraut wäre. Dieser Generaladministrator müßte der Interessenvertreter unserer wiedergewonnenen Landsleute sein; er hätte dementsprechend vollste Amtsbefugnis über alle nicht irgend einem Ministerium angegliederten Dienststellen, sowie auch über die Präfekturen des Bas-Rhin, des Haut-Rhin und der Moselle . . . . Durch seine ständige Gegenwart bei der Regierung, durch die engen und täglichen Beziehungen mit dem Parlament und den elsässischen und lothringischen Volksvertretern, wird der Generaladministrator das Werk der Assimilation mit der wünschenswerten Sorgfalt und im Maße der Realisierbarkeit vollziehen können . . . ."

„Man glaubt seinen Augen nicht zu trauen, wenn man diese Begründung liest", bemerkt zu diesen Ausführungen die „Straßburger Neue Zeitung"; „der Entwurf geht von der Erkenntnis aus, daß erstens das Assimilationswerk weit davon entfernt ist, beendet zu sein; daß es zweitens nicht möglich ist, den Augenblick vorauszusehen, an dem die Einheitlichkeit der Gesetzgebung durchgeführt sein wird; das drittens die Angliederung der Straßburger Dienststellen an ihre Pariser Ministerien nicht dieser Vereinheitlichung vorangehen, sondern ihr folgen solle, um dann zu dem Schluß zu kommen, alles bis auf den Unterricht, den Kultus und die Finanzen aufzuheben". Wenn dann davon gesprochen wird, daß man den Eindruck haben müsse, daß die Verfasser des Gesetzentwurfs die Begründung zum Colrat-Projekt einfach übernommen hätten, ohne Rücksicht, ob sie passe, so kann man dem nur zustimmen. „Es mußte halt ganz schnell gehen. Eine andere Erklärung dürfte es für diese Logik kaum geben. Der Eindruck verstärkt sich, wenn man liest, mit welchen Argumenten die Schaffung einer Generalverwalterstelle in Paris begründet wird: sie rechtfertigen einzig ein Unterstaatssekretariat, aber keineswegs das Einsetzen eines weiteren Beamten, der den verschiedenen Ministerien mindestens ebenso hilflos gegenüberstehen wird wie seinerzeit Herr Alapetite. . ."

Am 15. November hat das „Journal officiel" alsdann die schon in Aussicht gestellt gewesene Abschaffung des Conseil consultatif durch folgendes Dekret bekanntgegeben:

„Durch ein Dekret, das auf Vorschlag des Ministerpräsidenten erlassen ist, wird bei der Ministerpräsidentenschaft ein Comité consultatif für Elsaß-Lothringen eingesetzt, das beauftragt ist, ein Gutachten über die Projekte abzugeben, die ihm bezüglich der Einführung der französischen Gesetze in den drei Departements vorgelegt werden. Alle diesem Dekret widersprechenden Bestimmungen, insbesondere das Dekret vom 9. September 1920, sind abgeschafft. Die Zusammensetzung dieses Ausschusses wird später bestimmt werden."

Eine „Volksvertretung", die durch einen Federstrich aus der Welt geschafft werden kann, ohne daß das vertretene Volk auch nur um seine Ansicht, geschweige um seine Zustimmung befragt wird, ist eine wunderschöne Sache. Eine Interpellation in der Kammer (Abg. Walter) hat nur die magere Zusage erwirken können, daß die Zusammensetzung des neuen Rates nicht bestimmt würde vor der großen, in Aussicht genommenen Aussprache über die ganze Verwaltungsreform überhaupt. („Elsässer" vom 28. November.) Zwei Pressestimmen zu dieser „legislativen Ungeheuerlichkeit":

Vor der Veröffentlichung des eben angeführten Dekrets schrieb Charles Frey (in der „Neuen Zeitung" vom 16. November):

„Einen politischen Fehler stellt die Art und Weise der Aufhebung des Conseil consultatif dar. Die Regierung Herriot hat sich bis jetzt dadurch ausgezeichnet, daß sie die Gesetze mißachtet. . . . . Sie hat sich in keiner Weise um die rechtliche Lage gekümmert, die ihr vorschreibt, den Conseil consultatif mit allen die drei desannektierten Provinzen angehenden Gesetzesveränderungen zu befassen. So hat sie ganz besonders auch das Budget für 1925 der Begutachtung des Conseil vorenthalten, und sie hätte zweifelsohne auch das Dekret über die Aufhebung des Conseil consultatif diesem vor seiner Veröffentlichung unterbreiten müssen. Herr Herriot kommt nicht darum herum: er ist den Schwierigkeiten oder Unbequemlichkeiten durch gesetzwidrige Handlungen ausgewichen. Vollends die Ankündigung, die Regierung werde sich nunmehr einen besonderen Conseil in Paris zusammenstellen, ist so ziemlich das Ungeschickteste, was Herr Herriot in der gegenwärtigen Situation begehen konnte. . . Nun zweifeln wir nicht, daß man auch für den Pariser Conseil consultatif ein demagogisches Mäntelchen finden wird; man wird Vertreter der Landwirtschaft, des Handwerks, der Handelskammern, der Gewerkschaften usw. usw. aussuchen, damit ja „alle Interessen vertreten" sein werden. Man wird auch der Opposition einen kleinen Platz einräumen, aber man wird einer dermaßen zustande gebrachten Körperschaft im Lande selber keine Autorität verschaffen können. Wenn die Herren logisch wären, würden sie sich mit der Commission d'Alsace et de Lorraine in Senat und Kammer begnügen. Dann hätten sie wenigstens den Schein vermieden."

Die „République", die als Herriotblatt die Heimatfragen offenbar jetzt plötzlich nicht mehr im gleichen Licht sieht wie in der schönen Zeit, da man alle Schuld dem bösen Nationalblock in die Schuhe schieben konnte, bemerkte lediglich devot und sänftiglich, daß „niemand sehnlicher als wir wünscht, daß die Auffassung, das Schwergewicht des Liquidationsorgans nunmehr unbedenklich von Straßburg, d. h. von dem Zentrum der Interessen, deren Vertretung ihm übertragen ist, sich nicht als Irrtum erweise." Es ist etwas Schönes um solche Loyalität eines Blattes, das man sich fast schon als unparteiischen Vorkämpfer und Verteidiger der Heimatidee anzusehen angewöhnt hatte! Daß die „Freie Presse" nicht anders als ihr Parteifreund, Herr Georges Weill, sich einstellen würde, war anzunehmen; Weill ist der Berater und böse Geist Herriots in elsaß-lothringischen Dingen. Aus antikatholischer Gesinnung heraus treibt er die Regierung immer weiter in der Richtung des Abbaus Elsaß-Lothringens; in seinem Schlepptau hat er dabei die sozialistische Presse des Landes!

Ebenso scharf ablehnend wie die „Neue Zeitung" ist der Colmarer „Elsässer Kurier", der das Dekret vom 15. November „haarsträubend" nennt und von der „grotesken Rücksichtslosigkeit" spricht, mit der sich die Regierung über die Wünsche und Forderungen der Volksvertreter hinwegsetzte.

„Die Regierung will die Stimme des elsaß-lothringischen Volkes nicht mehr hören. So weit sind die „befreiten Brüder" Elsaß-Lothringens innerhalb von 6 Jahren gekommen. Früher haben wir uns selbst regiert, früher hatten wir ein Landesparlament mit Volks-

vertretern, in dem die Wünsche und die Stimmung des Volkes unverblümt und unverfälscht zum Ausdruck kamen. Diese Möglichkeit ist uns heute genommen. Man stopft uns den Mund zu. Man will in Paris unsere Forderungen nicht kennen lernen..."

Unsere eingangs ausgesprochene Ueberzeugung, daß die von Millerand 1919 in den Vordergrund gerückte Idee eines regionalistischen Umbaus Frankreichs unter Ausnützung der fünfzigjährigen Erfahrungen Elsaß-Lothringens keine Aussicht auf Verwirklichung habe, ist durch die inzwischen stattgehabte Kammerdebatte u. E. bestätigt worden. Herr Herriot hat den ihn in der Schul- und Sprachenfrage interpellierenden Abgeordneten Peirotes und Prof. Müller ausdrücklich entgegengehalten, daß Deutschland allerdings die Möglichkeit gehabt habe und habe, Sonderwünschen und -bedürfnissen der verschiedenen Gebiete nachzukommen, daß aber Frankreich eben anders gewachsen sei. Die Revolution habe das Werk der Könige fortgesetzt und die Einheitlichkeit des Staatsgebietes als oberste Leitidee bis in ihre letzten Konsequenzen durchgeführt. Das sei Frankreichs Stärke, und es werde von dieser bewährten Einheitlichkeit nicht abgehen.

Die vor etwa 4 Wochen unter Mitwirkung von Seltz, Walter, Bilger, Brom u. a. erfolgte Gründung einer neuen französischen Partei, der „Demokratischen Volkspartei", die eine grundlegende Verwaltungsreform auf der Basis des Regionalismus und einer durchgreifenden Dezentralisation mit in ihr Programm aufgenommen hat, könnte an sich einen Wandel bringen; bei dem Schicksal, das allen regionalistischen Bestrebungen bisher beschieden gewesen ist, können wir uns nicht zu der optimistischen Auffassung durchringen, daß auf diesem Wege — im Bunde etwa mit Bretonen und Flamen und Basken — noch rechtzeitig Hilfe für das mit dem Untergang bedrohte Volkstum unserer Heimat kommen könnte. Wir halten Frankreich als Volk und als Staat für unfähig, unseren Stämmen in ihrem Rahmen in auch nur annähernd gleichem Maße ihr Recht werden zu lassen, wie das — laut Herriot! — das bundesstaatliche Deutsche Reich seinem einstigen „Reichsland" gegenüber vermochte.

Von der Möglichkeit eines selbständigen Elsaß-Lothringen hat Herr Herriot natürlich überhaupt nicht gesprochen.

Die bevorstehende große Aussprache in der französischen Kammer wird Gelegenheit bieten, auf diese Schicksalsfragen Elsaß-Lothringens zurückzukommen.

Zur Sprachendebatte in der französischen Kammer.

Anläßlich der Aussprache in der französischen Kammer über die einzelnen Punkte des Budgets der elsaß-lothringischen Verwaltung haben die Abgeordneten Peirotes und Professor Müller am 2. Dezember die Regierung über ihre Haltung gegenüber dem Problem der Muttersprache interpelliert. Wir geben aus dieser außerordentlich beachtenswerten Debatte heute nur kurze Auszüge auf Grund der Berichte, die in der elsässischen und lothringischen Presse bisher erschienen sind, und fügen einige Stellen aus Urteilen der Presse an. Eine grundsätzliche Stellungnahme behalten wir uns vor.

Die französische Sprache müsse zwar in den Schulen sorgfältig gepflegt werden, stellte Peirotes fest, es müsse aber auch den Kindern Unterricht in der deutschen Sprache gegeben werden. „Das Deutsche muß in den Gerichtsverhandlungen wieder zugelassen werden. Die große Mehrheit der Elsässer kann nicht französisch. Wenn auch die Schuljugend bedeutende Fortschritte in der Kenntnis der französischen Sprache gemacht hat, so behauptet doch die deutsche Sprache ihre Herrschaft in der Presse, in der Kirche, im Theater und im Gerichtssaal. Sie muß vor allem in den Strafkammern und vor den Schwurgerichten wieder zugelassen werden. Angeklagte, Zeugen und Geschworene müssen den Verhandlungen und der ganzen Prozedur zu folgen vermögen, was heute nicht der Fall ist..." (Angeführt nach dem „Elsässer Kurier" vom 3. Dezember.)

Prof. Müller knüpfte an Peirotes Worte an:

„... Die elsässische Volkssprache ist ein deutscher Dialekt. Dieser Tatsache muß Rechnung getragen werden. Jedes Volk hat ein Recht auf seine Sprache; es darf seiner Sprache nicht durch irgendein Schulsystem beraubt werden. Für die Ausrottung einer Sprache dürfen nicht einmal nationale Gründe ins Feld geführt werden. Es liegt im nationalen Interesse, daß die Bevölkerung Elsaß-Lothringens der deutschen Sprache nicht beraubt wird, da sie von Ländern umgeben ist, deren Bewohner sich ausschließlich der deutschen Sprache bedienen. Als wir unter der deutschen Herrschaft standen, gehörte ich zu denjenigen, die um das Recht auf Kenntnis der französischen Sprache gekämpft haben. Mit derselben Entschiedenheit verlange ich heute, daß die elsässische Jugend in ihrer Muttersprache, in der deutschen Sprache, unterrichtet werde. Werden Sie, Herr Ministerpräsident, der Sie eine Politik der Eintracht und des Friedens unter den Völkern zu betreiben behaupten, den Elsaß-Lothringern die Erlernung der deutschen Sprache in den Schulen verbieten?"

Nach einem Zwischenruf Peirotes, daß der Poincaré-Regierung so etwas nie gesagt worden sei, begründete Abg. Prof. Müller seine Forderungen auch noch mit den Bedürfnissen der religiösen Erziehung. Eine solche sei nur dann möglich, wenn der Unterricht in der Volkssprache gegeben werde. „Die Elsässer müssen in einem Geist der Versöhnung und der Gerechtigkeit behandelt werden, dann werden sie glücklich sein, in den Schoß Frankreichs zurückgekehrt zu sein."

Die Entgegnung Herriots auf die beiden Interpellationen geben wir im wesentlichen in der Form, wie sie in der „République", dem Straßburger radikalsozialistischen Blatt, als „Standpunkt der Regierung" wiedergegeben ist:

„... Die Frage des zweisprachigen Unterrichts hat sich in verschiedenen Ländern aufgeworfen, namentlich in Belgien, wo man dem Französischen oder dem Flämischen den Vorzug gab, je nachdem das wallonische oder flämische Element vorherrschte. In Elsaß und Lothringen ist die Frage jedoch anders. Uebrigens läßt Frankreich den Unterricht des Deutschen zu, denn drei oder vier Stunden sind wöchentlich vorgesehen und außerdem noch drei oder vier Stunden für den Religionsunterricht, welcher in deutscher Sprache erteilt werden kann."

Den folgenden Satz bringt die „République" in Fettdruck und ohne Widerspruch, also wohl zustimmend:

„Man kann somit nicht behaupten, daß Frankreich die deutsche Sprache aus dem Elsaß verbannen will, aber die Rolle Frankreichs kann nicht sein, im Elsaß die deutsche Sprache zu verbreiten." Stürmischen Beifall auf zahlreichen Bänken meldet der Bericht! Eigentümlicherweise fehlt in der „République" der folgende Satz Herriots: „Sie (die deutsche Sprache) hat sich durch Familiengewohnheiten und durch die lange deutsche Besetzung eingebürgert (!!). Wir müssen alles tun, um die französische Sprache zu verbreiten."

Das Hauptargument Herriots bestand in dem Grundsatz der Einheit des französischen Staatsgebiets; aus ihr habe Frankreich seine Stärke geschöpft. Die Monarchie habe ihn zu verwirklichen begonnen, und die Republik ihn aufgenommen und weiterverfolgt. Und der Hauptkitt der französischen Einheit sei dabei die Einheitlichkeit der Sprache gewesen. Diese Einheitlichkeit dürfe auch in

Elsaß-Lothringen nicht durchbrochen werden, einen Regionalismus könne es für Frankreich nicht geben. Daher müsse man allen materiellen (wirtschaftlichen?) Gründen, die für die deutsche Sprache sprechen, die geistigen französischen Kräfte entgegensetzen... „Es ist dies das liberalste und beste Mittel für das Elsaß, sein eigenes Genie sich auswirken zu lassen, das sich nie anders als im Rahmen des französischen Genies wird auswirken können (!!)"

Auf die Haltung der elsaß-lothringischen Presse aller Parteien gegenüber diesem wahrlich eindeutigen Bekenntnis zur offiziellen französischen Verwelschungspolitik gehen wir hier nur kurz ein. Während die „République" bis zum 6. Dezember noch kein einziges Wort der Kritik gefunden hat, beschränkt sich der „Elsässer Kurier" darauf, in einem zusammenfassenden Aufsatz über die Kammerdebatten (6. Dezember) festzustellen, daß französische Blätter „die glänzende und überzeugende Rede" Prof. Müllers gelobt hätten; der „Homme libre" habe an ihr ausdrücklich „den hohen Gedankenflug und die absolute Ehrlichkeit der Darlegungen anerkannt." „Monsieur Müller est quelqu'un." Zu Herrn Herriots Darlegungen meint der „Kurier": „immer wieder die alte, engherzig, kurzsichtige Parforce-Politik, der die Interessen des elsaß-lothringischen Volkes vollkommen gleichgültig sind..."

Im „Elsässer", der noch vor kurzem eine unsern Lesern bekannte scharf ablehnende Zuschrift aus dem Leserkreis gegen die fanatische Totengräberarbeit der Assimilations-Eiferer gebracht hatte, findet sich (in der Wochenschau) lediglich eine summarische Kritik der Ergebnisse der Aussprache in der Kammer:

„... Es hat allgemein Genugtuung bei uns ausgelöst, daß bei der Budgetdebatte elsaß-lothringische Einzelfragen besprochen wurden. Wir werden die Hauptreden im Wortlaut bringen, sobald sie im Journal officiel' vorliegen. Man hat bei uns sehr viel Interesse an solchen parlamentarischen Debatten, da man daran aus der Zeit des Landesausschusses und des Landtages gewohnt ist (!!). Leider ermöglicht die zentralistische Regierung Frankreichs nicht, im einzigen Parlament alle provinziellen Fragen gründlich zu diskutieren, und doch wäre eine solche Debatte das beste Mittel der politischen Erziehung der Massen und die wirksamste Abwehr der größten Gefahr unserer Demokratie, der politischen Teilnahmslosigkeit und Unerfahrenheit weiter Schichten der Bevölkerung, die als Glieder des souveränen Volkes die Schicksale des Landes mitzuentscheiden haben."

Erst nach Veröffentlichung des Wortlautes der Reden will das Blatt „das Fazit aus der Diskussion ziehen". Die „Straßburger Neue Zeitung" behält sich gleichfalls vor, auf die aufgeworfenen Fragen noch zurückzukommen; Herriots Antwort bedeute jedenfalls lediglich die Aufrechterhaltung der bisher verfolgten Politik. Von den deutschsprachigen Zeitungen übt nur die kommunistische Straßburger „Humanité" scharfe Kritik:

„Dieser engherzige Standpunkt (Herriots) charakterisiert so recht die Aufgeblasenheit unserer kleinbürgerlichen Politiker, denen jedes psychologische Verständnis für eine so wichtige Frage, wie sie die Sprachenfrage darstellt, abgeht. Das ganze Assimilierungswerk erschöpft sich bis heute in der gewaltsamen Ausrottung der Volkssprache. ... Mehr denn je muß sich das arbeitende Volk Elsaß-Lothringens gegen den Raub seiner Sprache zur Wehr setzen."

Von den französischen Zeitungen im Lande nennt das „Journal d'Alsace et de Lorraine" Herrn Peirotes Intervention „völlig überflüssig"; da man keinen Conseil consultatif mehr zur Verfügung habe, so scheine man dessen Spezialität, die Debatten über die „Muttersprache", auf das große Parlament übertragen zu wollen. Herriot habe die Aufgabe Frankreichs sehr richtig gezeichnet: „Unsere Provinzen sind nicht zum Mutterland zurückgekehrt, um der deutschen Sprache eine Entwicklung zu sichern, die eine internationale Gefahr schaffen würde. Vor 1870 hatte sich das zweite Kaiserreich im Hinblick auf den Unterricht des Französischen einer verbrecherischen Nachlässigkeit schuldig gemacht, die von Deutschland ausgenützt wurde. Das wird sich unter der Republik nicht wiederholen!"

Und der Metzer „Messin" findet, daß es nur darauf ankomme, sich zu verständigen. „Schon ist die Frage der französischen Sprache in Ordnung. Möchten die andern Fragen eine Lösung auf der gleichen Ebene der Einigkeit finden!"

Und über allem schwebt der Geist des neuen „Generalverwalters" unserer Heimat, des Herrn Charlety, dessen Ansichten durch den Mund Herriots als die Gesamtfrankreichs verkündet worden sind. Französierung um jeden Preis! Weg mit der verdammten deutschen Sprache der befreiten Brüder!

Der Kampf um die Wahrheit über die Kriegsschuldfrage in Frankreich.

Von Wilhelm Schaer, vormals Mülhausen i. Els.

Ich möchte meiner Abhandlung eine Wahrheit und zugleich eine Warnung voranstellen, die kein Geringerer als der amerikanische Präsident Wilson in einer seiner Reden ausgesprochen hat:

„Interessen verbrüdern die Menschheit nicht, Interessen trennen sie nur. Es gibt nur ein Gemeinsames, das die Menschen miteinander zu verbinden vermag: die gemeinsame Hingabe an das Recht."

Dieser Wahrheit haben weder er noch seine Alliierten zum Siege verholfen. Die Warnung wurde in den Wind geschlagen. Interessengegensätze haben den Weltkrieg herbeigeführt, Interessen diktierten den Vertrag, der in Versailles Deutschland aufgezwungen wurde, und schließlich ist die ganze Nachkriegspolitik von Versailles bis London (Dawes-Gutachten) und Genf (Völkerbund) durch die Verfolgung wirtschaftlicher oder machtpolitischer Interessen herbeigeführt worden. Alles Uebrige wurde ein „Ramsch im Idealismus", wie es Ray Stannard Baker, der Herausgeber der Memoiren Wilsons (Woodrow Wilson and World Settlement) treffend ausgedrückt hat. Mit den idealsten, in langer Tradition übernommenen Begriffen und Prinzipien wurde von den Regierenden der Entente nicht nur ihren eigenen Völkern, sondern auch dem deutschen Volke gegenüber ein Mißbrauch getrieben; wie er beispiellos in der Menschheitsgeschichte dasteht. Die Völker der alliierten und assoziierten Mächte wurden während des Krieges wie nach demselben mit Lügen gefüttert, um sie über die wahren Ziele und Gründe des Krieges zu täuschen und ihnen gegenüber den Abschluß eines Friedens zu rechtfertigen, der auf der nackten Siegergewalt aufgebaut war, mit Recht und Gerechtigkeit nichts mehr zu tun hatte und den feierlichen Versprechungen Wilsons wie der alliierten Staatsmänner zuwiderlief, die letzten Endes dem deutschen Volke seine Waffen aus der Hand schlugen.

Man kann diese Propaganda der Lüge, der Rache und des Hasses als ein Kriegsmittel gelten lassen, solange die Heere sich noch feindlich gegenüberstanden und durch sie die nationalen Leidenschaften der Völker und ihr Wille zum Durchhalten entfacht und gestärkt werden sollten. Man muß sie aber verdammen, wenn sie, nach Friedensschluß, die Annäherung der Gegner, die Anknüpfung gegenseitiger Beziehungen und damit die Wiederaufnahme friedlicher Arbeit verhindern und jene Gefühle aufrechterhalten will, an deren künstlicher Erzeugung die Jugend Europas fünf Jahre hindurch verblutete

und durch die die abendländische Kultur an den Rand des Abgrundes gebracht wurde.

Gibt es für das Fortleben dieses Massenwahns, dieser Kriegspsychose etwas Bezeichnenderes als die Selbstverständlichkeit, ja die Genugtuung, mit der die Programme der Gewalt und der Zerstörung nicht nur in ihrer Form, sondern auch in ihrer Vollziehung von den Siegervölkern so leichten Herzens angenommen wurden? Gibt es etwas Beklagenswerteres als die Leichtfertigkeit, mit der die Keime zu neuen Kriegen gelegt wurden nach diesem angeblichen Krieg dem Kriege? Gibt es etwas Groteskeres als den bei den meisten unserer ehemaligen Feinde heute noch bestehenden Glauben (bei diesen allerdings in bewußter Kenntnis des Gegenteils), daß sie 1914 in den Krieg ziehen mußten, um sich und die Menschheit einschließlich des deutschen Volkes von einem brutalen Militarismus zu befreien, der plötzlich, nach lang gehegten Plänen, über das ahnungslose, unvorbereitete und waffenlose Europa herfiel, um es zu unterjochen und zu beherrschen? In der Propagierung dieses Irrglaubens hat die Ententepropaganda eine Virtuosität entfaltet, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Sie hat ihn schließlich zu einem feststehenden Glaubenssatz erhoben, indem sie ihn im Artikel 231 des Versailler Diktats verankerte und dessen ungeheuerliche, rechts- und vertragswidrige Bestimmungen und Bedingungen geradezu auf diese „alleinige Schuld Deutschlands am Kriegsausbruch" stützte.

Aus der berufenen Feder des bekannten Schweizers Dr. Sauerbeck sind in den beiden letzten Heften dieser Zeitschrift mit der ganzen Sachlichkeit und Unbefangenheit eines neutralen Forschers die historischen Tatsachen herausgestellt worden, die zum Kriege geführt haben. Ich bin gerne dem Wunsche des Herausgebers nachgekommen, mehr die moralische Seite des Kriegsschuldproblems zu behandeln und zwar an der Hand von französischen Quellen, in der Beurteilung von Franzosen selbst, die, Freunde der Wahrheit, die Gefahren heraufsteigen sehen, die aus einer weiteren lügenhaften und entstellten Behandlung desselben in den gegenseitigen Beziehungen der beiden großen Nationen und damit für die Herstellung des europäischen Friedens sich ergeben.

Ueber die Bedeutung der Kriegsschuldfrage und über die Notwendigkeit, sich mit ihr zu befassen, schreibt der im Kriege schwer verstümmelte ehemalige Infanteriehauptmann Gouttenoire de Toury in seinem 1924 im Verlag von André Delpeuch, Rue de Babylone 51, Paris, erschienenen Buche: „Les responsabilités de la guerre. Un plaidoyer allemand" unter dem Abschnitt „Pourquoi il faut étudier la question des responsabilités de la guerre" (Warum man die Verantwortung am Kriege studieren muß):

„Wenn man ohne Prüfung die offizielle These, die den Zentralmächten in einer einseitigen Weise die Schuld am Kriege auferlegt, bestreitet und ihr diejenige der geteilten Verantwortung entgegenstellt, die heute überall im Auslande und insbesondere in England Platz gegriffen hat, dann läuft man in Frankreich Gefahr, für vogelfrei erklärt zu werden. Indessen, welches auch immer die Gefahren sind, die man läuft und die Verleumdungen, die man erdulden muß, ist es absolut notwendig, daß wir in Frankreich wie anderswo uns weiter mit der Frage der Kriegsschuld beschäftigen, da wir in ihr die Brandfackel der Uneinigkeit sehen, die früher oder später Europa an allen vier Ecken anzünden wird.

Der Vertrag von Versailles hat viel Uebles verursacht. Indem sie die großen, von den Alliierten während des Krieges verkündeten Prinzipien verleugneten und die als Grundlage des Waffenstillstandes und des Friedens feierlich angenommenen 14 Punkte Wilsons zynisch vergewaltigten, haben die Unterhändler von Versailles sowohl den Siegern als den Besiegten den Wiederaufbau und die Sicherheit unmöglich gemacht. Sie haben den wirtschaftlichen und finanziellen Ruin vorbereitet und den Grund gelegt für die ganze Gewaltpolitik an Ruhr und Rhein. Viel schwerer aber noch als alle diese materiellen Vergewaltigungen lasten auf dem brüchigen Frieden von 1919 mit ihrem ganzen erdrückenden Gewicht die vielen unbekannten moralischen Vergewaltigungen, welche Staatsmänner in die Bedingungen des Vertrages eingeführt haben. Anstatt die Reparationen, den Wiederaufbau und den Frieden auf die nach Jahren der Verwüstungen und des Blutbades nicht zu umgehende Solidarität und Versöhnung zu stützen, haben sie geglaubt, die Völker, wie während des Krieges, in zwei sich entgegengesetzte Gruppen teilen zu sollen: in die Guten und Friedliebenden, in die Schlechten und Barbaren."

Lloyd George, einer der hauptsächlichsten Erbauer des Vertrages von Versailles, hat es auf der Konferenz von London am 3. Mai 1921 ausgerufen:

„Für die Alliierten ist die deutsche Verantwortung für den Krieg grundlegend. Es ist die Basis, auf der der Bau des Vertrages von Versailles errichtet worden ist. Wenn dieses Eingeständnis abgelehnt oder aufgegeben wird, so ist der Vertrag zerstört. Wir wünschen es daher ein für allemal ganz klar zu machen, daß die deutsche Verantwortung für den Krieg von den Alliierten als eine Cause jugée behandelt werden muß."

Cause jugée. Dabei ist die Schuld des deutschen Volkes ohne Untersuchung sowie ohne irgend ein Gerichtsverfahren proklamiert worden. Die Unterschrift unter den Artikel 231 des Versailler Vertrages ist unter der Drohung der alliierten Armeen erzwungen worden, welche damals dem entwaffneten Feinde gegenüber am Rheine standen. Wenn man behauptet, daß Deutschland ja selbst seine Kriegsschuld anerkannt habe, dann vergißt man, daß von Rechts wegen jeder durch Gewalt aufgezwungene Vertrag null und nichtig ist.

Man braucht nicht viel Einbildungskraft aufzubringen, um zu erkennen, mit welcher Schwere auf dem Gewissen des deutschen Volkes und zwar des gesamten deutschen Volkes die tödliche Beleidigung lastet, die man ihm damit angetan hat, indem man es als das einzig schuldige und einzig barbarische Volk im Schoße der Gemeinschaft der unschuldigen und pazifistischen Völker stempelte. Ich kann also nicht übertreiben, wenn ich behaupte, daß die Frage der Kriegsschuld, wie sie im Vertrag von Versailles behandelt worden ist, für Gegenwart wie Zukunft durch ihre zwischen den Völkern verursachende Mißstimmung eine Hauptgefahr für neue Kriege darstellt. Deshalb kann niemand aufrechten Herzens und klaren Verstandes an dieser Frage vorbeigehen, ehe sie nicht endgültig durch eine öffentliche kontradiktorische und unparteiische Untersuchung entschieden sein wird. Sie muß das menschliche Gewissen mit Leidenschaft erfüllen, denn durch den Fehler der Unterhändler von Versailles ist sie aus der rein historischen Sphäre in diejenige der Moral und des Gewissens herausgehoben worden. Solange diese furchtbare Anklage nach einem regelrechten Verfahren nicht bewiesen worden ist, werden wir keinen Frieden haben. Auch diejenigen, die nicht wie ich von einer geteilten Verantwortung aller Vorkriegsregierungen überzeugt sind und immer noch an die einseitige Verantwortung der Zentralmächte glauben, sollten nicht zuletzt die große internationale Untersuchung fordern, die ihren Anklagen die feste Basis geben, die ihnen heute noch fehlt. Sie sollten gleich wie wir andern Freunde der Wahrheit alle die verschiedenen Thesen kennen lernen, behandeln, vergleichen, das Für und Wider abwägen. Sie werden dann wie wir zu dem Schlusse kommen, daß die Völker, sämtlich unschuldig, von ihren Regierungen, sämtlich schuldig, in die Katastrophe hineingeführt worden sind.

Seignobos, der bekannte Professor an der Pariser Sorbonne, eine der geistvollsten Stützen und Verfechter der alliierten Kriegsschuldpropaganda, schrieb im Juni 1919, gleich nach der Unterzeichnung des Versailler Vertrages, in der französischen Zeitschrift „Le Progrès civique": „Der Vertrag fordert, daß Deutschland sich schuldig bekennt, den Krieg angefangen zu haben. Dies war gerecht, denn von dieser Schuld hängen die Reparationsverpflichtungen ab und die Garantie, ohne die der Friede nur ein Gewaltfriede bliebe. Diese Schuld konnte aber nur durch ein Urteil festgelegt werden. Da es sich um ein ganzes Volk handelte, konnte dieses Urteil nur nach einer öffentlichen Diskussion gefällt werden. Jetzt gründet es sich aber nur auf eine geheime Beratung der verbündeten Regierungen."

Und vorausahnend schrieb der größte Franzose unserer Zeit, der eben verstorbene Anatole France, in seiner kraftvollen, von Leidenschaft durchglühten Sprache: „Wir werden einen schrecklichen, unerbittlichen, drohenden, flammenden Frieden schließen, der unserer würdig ist; einen Frieden, der, fürchterlicher als der fürchterlichste Krieg, die Welt in Schrecken erstarren läßt."

Dieser Friede ist in Versailles geschlossen worden, mit all der Furchtbarkeit, in der ihn Anatole France vorausgesehen. Und die Mobilisierung der Gewissen, oder wie es ein französischer Ausdruck treffender kennzeichnet, „Le bourrage des crânes" gegenüber der Frage der Kriegsschuld geht wie im Kriege so auch nach demselben mit unverminderter Heftigkeit weiter und vergiftet immer wieder die Atmosphäre, in der miteinander zu leben die im heutigen Zeitalter der Weltwirtschaft zwangsläufig aufeinander angewiesenen großen Nationen des europäischen Kontinents gezwungen sind. Angesichts dieser Behandlung der Frage stehen sich beide heute mit beinahe unüberwindlichem Mißtrauen gegenüber, die eine bedacht darauf, den in Versailles diktierten Gewaltfrieden als eine „Magna Charta" in alle Ewigkeit aufrecht zu erhalten, die andere, sich der darin enthaltenen Recht und Gesetz, Sitte und Moral verletzenden und daher für ein großes Kulturvolk unerträglichen Lasten zu entledigen und hierbei namentlich den Hebel an den Angelpunkt des Diktats anzusetzen, den die alliierten und assoziierten Mächte ihm selbst als solchen bezeichneten.

In diesem Kampf um Recht, Freiheit und Ehre hat das deutsche Volk immer mehr auch bei seinem westlichen Nachbarn Verständnis und Unterstützung gefunden. Wenn der Kreis auch noch nicht sehr groß ist, so haben doch die ihm angehörigen sich mit einer Gewissenhaftigkeit in der Untersuchung, mit einer Energie in der Verbreitung der Ergebnisse ihrer Aufgabe gewidmet, daß sie den tiefsten Dank aller verdienen, denen die Erforschung der Wahrheit nicht nur Phrase, sondern innerer Drang ist.

Die ersten Franzosen, die kühn und unerschrocken für die Wahrheit einzutreten wagten, schlossen sich im Januar 1916 zusammen in der „Société d'Etudes Documentaires et Critiques sur la Guerre" mit dem Ziele, rein wissenschaftlich und ohne parteipolitische Einstellung und Beeinflussung die wahren Ursachen des Krieges zu erforschen. Gegründet wurde die Gesellschaft von Mathias Morhard, dem Mitbegründer, langjährigen Generalsekretär und derzeitigen Mitglied des Zentralausschusses der französischen Liga für Menschenrechte. Die bedeutendsten ihrer Mitarbeiter, die im Laufe der Zeit auch außerhalb der Gesellschaft namentlich mit größeren Werken vor der breiten Oeffentlichkeit den Kampf gegen die Schuldlüge aufnahmen, werden wir nachstehend noch kennen lernen.

Aus dem Mitarbeiterkreise der „Société" erschien bereits im Frühjahr 1917 die kleine Flugschrift „Qui a entraîné la France dans la guerre?" (Wer hat Frankreich in den Krieg hineinigezogen?) Trotzdem de Zensur die Möglichkeit einer Aufklärung damals fast völlig unterdrückt hatte, kamen die ungenannten Verfasser doch schon zu dem Ergebnis, daß die Geheimverträge mit dem zaristischen Rußland Frankreich in den Krieg hineingezogen haben unter der tatkräftigen Mitwirkung von Poincaré und Genossen.

Die „Société" begann im April 1922 in fünf Nummern ihres „Bulletin officiel", die Ergebnisse ihrer bisherigen Forschungen zu veröffentlichen. Im Mittelpunkt ihrer Untersuchungen standen die allgemeine russische Mobilmachung und die Fälschungen des französischen Gelbbuches über dieses für den Ausbruch des Krieges so entscheidende Ereignis, dessen Bedeutung Poincaré und Viviani durch unwahre Behauptungen und Urkundenfälschungen zu verschleiern wußten. Als Schlußfolgerung ihrer Untersuchungen stellt die „Société" fest, daß der berüchtigte Artikel 231, auf dem der ganze Vertrag ruht, in Wahrheit eine abscheuliche Lüge, einen abscheulichen Betrug darstellt.

Als Fortsetzung der „Bulletins" erschien ab April 1923 in Paris die Zeitschrift „Vers la Vérité" (der Wahrheit entgegen) als „Publication Mensuelle Spéciale aux Origines et Responsabilités de la Guerre" (Monatsschrift zur besonderen Untersuchung der Kriegsursachen und Kriegsschuldigen), Herausgeber Gustave Dupin, Mitarbeiter in der Hauptsache die Mitglieder der Société d'Etudes.

In einem stattlichen Sammelbande sind die Publications für die Zeit vom April 1923 bis zum Mai 1924 erschienen bei dem Verlag Bonaiche, 200 Quai de Bemmapes, Paris, bei dem auch die genannten Bulletins herausgegeben wurden.

Auch hier untersuchen die Verfasser mit einer peinlichen Genauigkeit die Vorgänge in den letzten Tagen unmittelbar vor Kriegsausbruch, immer wieder zu heftigen Anklagen gegen Poincaré-Viviani und Genossen gelangend und sie zur Rechtfertigung auffordernd. Ich kann mich aus Raummangel im einzelnen mit dem manches Interessante und Wertvolle enthaltenden Untersuchungen leider nicht befassen. Sie kehren übrigens in den nachfolgenden größeren Werken der Verfasser meistens wieder.

Die aus Anlaß des Dreyfuß-Prozesses im Jahre 1899 gegründete „Liga für Menschenrechte" beschäftigte sich bereits zu Beginn des Krieges mit der Schuldfrage. Es war aber nur eine kleine Gruppe um Morhardt, die sich innerhalb der Liga nicht durchzusetzen vermochte und aus diesem Grunde 1916 die oben erwähnte Société d'Etudes ins Leben rief. Nach Beendigung des Krieges gelang aber dieser Minderheit trotz großer Widerstände die Einsetzung einer „Commission d'Enquête sur les Responsabilités de la Guerre" (Untersuchungsausschuß zur Erforschung der Kriegsursachen), die aber angesichts der Haltung der Mehrheit nichts erreichen konnte. Auf dem 25. Jahreskongreß der Liga im November 1923 stellte namentlich Oscar Bloch, der bekannte Rechtsanwalt am Pariser Appellationsgericht, fest, daß die Untersuchungskommission sich nur zweimal zusammengefunden habe, um lediglich zu erklären, daß es ihr unmöglich sei, einen Bericht zu erstatten. „Die Gleichgültigkeit sei bedauerlich, da die Kriegsschuld geteilt sei und diese Teilung durch die Oeffnung der Geheimarchive festgestellt werden müsse. Auch in dieser Forderung nach Oeffnung der Archive habe die Liga versagt." An sich konnte das Zentralkomitee darauf erwidern, daß es mehrmals und zwar namentlich am 10. November 1922, am 12. Januar 1923 und endlich gemeinsam mit der deutschen Liga bereits im Februar 1922 die Oeffnung der Archive von Poincaré gefordert habe, „da es unverständlich und ärgerlich sei, daß die französische Republik hartnäckig auf der Verheimlichung der französischen Dokumente bestehe!" Erreicht hat sie mit diesen Aufforderungen nichts, zweifellos auf Grund der recht geteilten Meinungen innerhalb der Liga und insbesondere der Haltung ihrer beiden Vorsitzenden, des Präsidenten und ehemaligen Unterrichtsministers Fernand Buisson und des Vizepräsidenten und Universitätsprofessors Victor Basch. Trotzdem dieser schon 1915 in einer Broschüre über „La guerre de 1914 et le droit" (Marcel Rivière et Cie. Paris) nach einer Prüfung der Krisentage zu dem immerhin bemerkenswerten Urteil gelangte, „daß die Mittelmächte den allgemeinen Krieg nicht wollten", hat er später seine Ansichten stark revidiert. Er trat sogar mehrmals in Wort und Schrift als heftiger Verteidiger Poincarés auf und hat sich nicht gescheut, in den von der Liga herausgegebenen „Cahier des Droits de l'Homme" (Paris, Rue de l'université 10), Heft 23 vom 25. November 1922 mit Pathos auszurufen: „Die einzige Haltung, die dem Besiegten ziemt, ist diejenige des Schweigens".

Besser als die Liga für Menschenrechte des Professors Basch hat sich eine andere Pariser Friedensgesellschaft für ihre Aufgabe eingesetzt: die „Union Populaire pour la Paix Universelle" in ihren „Cahiers Internationaux", die in der Hauptsache von der italienischen Gruppe als Monatsschrift „Rassegna In-

ternazionale“ in Rom erscheint. In dieser Schrift hat die Behandlung der Kriegsschuldfrage weite Aufnahme gefunden, wie denn auch vor kurzem als „Suppléments de la „Rassegna Internazionale et Cahiers Internationaux“ ein erstes Heft erschien über die „Recherches sur les Responsabilités de la Guerre“ mit zahlreichen Beiträgen französischer, englischer und deutscher Kriegsschuldforscher, ein stattlicher Band von rund 300 Seiten. (Casa editrice Rassegna Internazionale Roma.)

Ich gehe nun zu den einzelnen Schriftstellern des „Société d'Etudes“ über.

Da ist in erster Linie Georges Demartial, ehemals stellvertretender Direktor des französischen Kolonialministeriums, Inhaber zahlreicher Kriegsauszeichnungen, Offizier der Ehrenlegion. Bereits zu Beginn des Krieges ist er der ja schon damals aufgestellten These von Deutschlands Kriegsschuld entgegengetreten: im Winter 1914 in der „Union pour la Vérité“, Ostern 1915 auf einer Tagung der Liga für Menschenrechte, dann seit 1916 fortdauernd in der „Société d'Etudes“ und zwar lediglich auf Grund der damals allein bekannten Entente-Farbbücher. Seine erste Schrift erschien bald nach Friedensschluß, am 25. Oktober 1919 unter dem Titel: „Les Responsabilités de la guerre, le patriotisme et la vérité“ und erfuhr nach kurzer Zeit eine englische, amerikanische, italienische und deutsche Ausgabe (letztere unter dem Titel „Die Schuld am Kriege, die Vaterlandsliebe und die Wahrheit“, Verlag H. R. Engelmann, Berlin 1921). In mehreren Kapiteln untersucht Demartial, warum so viele an die Einseitigkeit der deutschen Kriegsschuld; die niemals erwiesen worden sei, glauben und warum trotz dieser nicht erwiesenen Einseitigkeit die Entente ihre Kriegspolitik darauf gründete: weil sie vor ihren Völkern damit nur die in den verschiedenen Geheimverträgen festgelegten Kriegsziele rechtfertigen konnten, deren Verwirklichung, wie der Verfasser an Hand von Beweisen ausdrücklist feststellt, die Regierungen der Entente sogar veranlaßten, die verschiedenen Friedensfühlre der Zentralmächte zurückzuweisen und so die furchtbare Schuld der Kriegsverlängerung auf sich zu laden. Am 27. Juli 1924 legte Demartial ferner dem Kongreß der „Fédération de lá Seine de la Ligue des Droits de l'Homme“ einen längeren Bericht „De quelques dogmes sur les origines de la guerre“ vor, der später als Flugschrift verbreitet wurde. Demartial stellt hier 15 landläufige Anklagen gegen Deutschland auf und widerlegt sie unter Benutzung der deutschen Akten sehr geschickt und wirkungsvoll mit dokumentarischem Material aus Belgien, Rußland, Frankreich und England; am Schlusse fordert er, daß sich die Liga für Menschenrechte ihren Satzungen gemäß für die Aufhebung des Artikels 231 des Vertrages von Versailles und für dessen gründliche Revision einsetze.

Die Krone aber hat Demartial seinen Schriften aufgesetzt durch das Werk, das 1922 im Verlage F. Rieder & Cie., Paris, Place St. Sulpice 7 erschien: „La Guerre de 1914, Comment on mobilisa les Consciences“ (Der Krieg von 1914. Wie man die Gewissen mobilisierte).

Schonungslos und unparteiisch wird hier das Lügengewebe zerrissen, welches die Alliierten um die einseitige Kriegsschuld Deutschlands gelegt haben. Punkt für Punkt werden deren Argumente widerlegt durch ein mit erstaunlichem Fleiße zusammengetragenes Material. Schlag auf Schlag fallen die gegen Deutschland erhobenen Anklagen auf die Ankläger selbst zurück. Aus dem Werke spricht weder Abneigung gegen die Alliierten, noch Zuneigung gegen die Deutschen. Aus ihm spricht nur das Verlangen nach Recht und Gerechtigkeit, um das Gewissen der Welt und namentlich dasjenige Frankreichs aufzurütteln aus einer durch den ungeheuren Lügenfeldzug vergifteten Kriegspsychose, die sich heute noch trotz aller Erschütterungen, die sie in der Zwischenzeit erlitten hat, der Verbreitung der Wahrheit in den Weg stellt.

Demartial nimmt zum Ausgangspunkt seiner Streitschrift einen in der „Revue de Paris“ vom 1. April 1915 erschienenen Artikel des bekannten französischen Historikers und Mitgliedes der Französischen Akademie Lavisse, eine Antwort dieses Gelehrten auf den Vorschlag der beiden Schweizer Heberlein und Reynold, eine Revue des Nations zu gründen, in welcher die geistigen Führer aller Länder zusammen gewisse Kriegsprobleme studieren und dadurch die wahren Ursachen des Krieges ergründen sollten. Lavisse lehnte diesen Vorschlag ab. Seine Antwort gipfelte in einem non possumus, dessen Begründung er auf sechs gegen Deutschland erhobene Vorwürfe stützte. Auch heute, nach dem Kriege, nachdem diese Erscheinungen einer künstlich erzeugten Kriegspsychose in den anderen Ländern in schnellem Abnehmen begriffen sind, stellen die Franzosen mit Lavisse an der Spitze jedem Annäherungsversuch mit dem ehemaligen Gegner dieses non possumus sich hartnäckig entgegen. Gegen diese nach wie vor feindselige und kriegerische Haltung muß das französische Gewissen mobilisiert werden. Dieser Aufgabe widmet Demartial in glänzender und überzeugender Weise sein Werk. In dem ersten Teile untersieht er die von Lavisse gegen Deutschland erhobenen Vorwürfe einer kritischen und dokumentarisch belegten Prüfung und stellt fest, daß diese Vorwürfe mit demselben Rechte auch gegen alle anderen am Kriege beteiligten Nationen erhoben werden können. Im zweiten Teile enthüllt er das Lügengewebe unserer ehemaligen Gegner, sowie die von ihnen zum Aufbau desselben angewendeten Mittel. Im dritten ruft er ein friedliebendes Frankreich und eine friedliebende Menschheit zum Kampfe ggeen dieses Lügengewebe und gegen den auf ihn gegründeten Versailler Vertrag auf.

Der Schlußfolgerung von Lavisse: „Im Kriege haben zwei verschiedene Auffassungen über Gott und die Menschheit miteinander gerungen. Sie sind auch nicht auszusöhnen, und zwischen dem heutigen Deutschland und uns kann es keine Gemeinschaft geben“ stellt Demartial seine eigene gegenüber und schreibt am Schlusse des ersten Teils:

„Mit der Lüge und durch dieselbe haben Sie jahrzehntelang den Revanchekrieg provoziert und den Gedanken an ihn aufrecht erhalten. Heute wollen Sie dem deutschen Volke die alleinige Schuld aufbürden, es dafür bestrafen und wie einen Aussätzigen behandeln. Während das Urteil über Deutschland bei den anderen Nationen den Krieg nicht überlebt hat, wollen Sie Frankreich veranlassen, dasselbe zu verewigen. Dieses Verhalten sei Ihnen und Ihren Anhängern freigestellt, das Gegenteil aber auch den Franzosen, welche dieses Verhalten als skandalös erachten. Ich meinerseits strecke dem deutschen Volke die Hände entgegen, nicht wie viele aus politischen oder egoistischen wirtschaftlichen Berechnungen, nicht indem ich zwischen zwei Strömungen in Deutschland unterscheide, sondern allein aus dem Gefühl moralischer Reinlichkeit heraus, wie ich sie einem Manne entgegenstrecken würde, der in gemeinster Weise verleumdet und ungerecht verurteilt worden ist. Ihrem non possumus setze ich daher entgegen debemus. Erst wenn der Artikel 231 des Versailler Vertrages revidiert sein wird, dann ist einer Lüge der Vergangenheit Gerechtigkeit widerfahren.“

Mathias Morhardt veröffentlichte die Briefe und Antworten, die er seinerzeit vor Gründung der „Société d'Etudes“ an die Liga richtete und von ihr empfing, 1921 unter dem Titel „Les origines de la guerre“ (Die Kriegsursachen). Alle seine Schriften und Veröffentlichungen hat er dann in dem kürzlich im Verlage der „Librairie de Travail“, Paris, Quai de Jemmapes 96, erschienenen großen Werke „Les Preuves“ (Die Beweise) zusammengefaßt. Der Verfasser unterscheidet zwischen zwei Verbrechen, die den Krieg herbeigeführt haben, das eine der Mord von Serajewo, das nur nach gemeinem Recht zu beurteilen sei und sich nie zum Kriege hätte entwickeln können, wenn ihm nicht das diplomatische Verbrechen gefolgt wäre, durch welches der Konflikt zwischen Serbien und Oesterreich von den Ententemächten bewußt und vorsätzlich zu einem europäischen erweitert wurde. Die Hauptanstifter dieses diplomatischen Verbrechens erblickt er

in Poincaré, Iswolski, Delcassé, Sasonow, Grey sowie in den beiden Botschaftern Frankreichs und Englands in Petersburg, Paléologue und Buchanan. Für deren Urheberschaft findet er übergenügende Beweise selbst in dem gefälschten französischen Gelbbuch und russischen Orangebuch, welche diese Schuld eigentlich vertuschen sollten.

Das erste Buch des bereits genannten Gouttenoire de Toury erschien 1920 im Verlage der Clarté, Paris, unter dem Titel: „Poincaré a-t-il voulu la guerre?“ (Hat Poincaré den Krieg gewollt?), wo er zum ersten Male an der Hand zahlreichen Materials sich mit der Abberufung des französischen Botschafters Georges Louis in den Jahren 1912 und 1913 befaßte. In seiner Antwort auf die Frage: „War Poincaré im Laufe der Jahre 1912, 1913 und 1914 der Mann der Politik des Grafen Iswolski, des russischen Botschafters in Paris, gegen die Politik des Herrn Georges Louis, des französischen Botschafters in St. Petersburg?“ erblickt er mit Recht einen der stärksten Pfeiler der Anklage gegen den ehemaligen Präsidenten der Republik. Zwischen ihm und Poincaré entspann sich dann im „Matin“ ein Schriftwechsel, den Gouttenoire de Toury in einem zweiten Büchlein veröffentlichte: „La politique russe de Poincaré“, worin er seiner Ueberzeugung noch größeren Nachdruck verlieh. Endlich erschien als drittes in dem Verlag F. Rieder et Cie., rue Saint Sulpice 7, 1922, Paris, ein größeres Werk „Jaurès et le Parti de la guerre“ (Jaurès und die Kriegspartei) mit einem Vorwort des bekannten französischen Nationalökonomen Prof. Charles Gide. Dieses Buch sollte namentlich dazu dienen, die Behauptung Poincarés zu entkräften, daß der große Sozialistenführer und Friedensfreund seine Politik als eine friedliebende gekennzeichnet habe. Diese Behauptung widerlegt er an einer großen Zahl von Aeußerungen Jaurès über die französische Vorkriegspolitik der Jahre 1912, 1913 und 1914, wo, wie Gouttenoire schließt, alle Anstrengungen der Regierungen Poincarés und der großen Presse auf ein gemeinsames, alle beherrschendes Ziel gerichtet waren, nämlich den Krieg vorzubereiten, materiell durch die verstärkten Rüstungen, moralisch durch die Erzeugung des Chauvinismus und durch die Xenophobie der blinden Massen, und wo die Stimme des einzigen Mannes, die täglich die Wahrheit predigte, die Stimme von Jaurès, ungehört verhallte, wie diejenige des Predigers in der Wüste, in dieser Wüste von getäuschten und verhöhnten Menschen. Beschwörend ruft Gouttenoire seinen Landsleuten zu: „Der Vertrag von Versailles ist nur ein Werk des Hasses, der Lüge, der Gewalt gewesen. Unser aller Pflicht ist es, gegen diesen Haß, diese Lüge, diese Gewalt und für Wahrheit und Frieden zu kämpfen und erbarmungslos den Versailler Vertrag und namentlich den Artikel 231 niederzuringen.“

Endlich sei Louis Guétant das Wort gegeben, jenem edelmütigen Vorsitzenden der Abteilung Lyon der französischen Liga für Menschenrechte, der im Gegensatz zu den anderen Abteilungen und namentlich zu der Pariser Zentralleitung unerschütterlich und unerbittlich die Forderung nach einer erneuten Prüfung der Schuldfrage, nach einr Revision des Versailler Vertrages erhebt. Guétant war seinerzeit durch den am 5., 6. und 7. April 1920 in Straßburg tagenden Kongreß der Liga beauftragt worden, die Friedensverträge zu prüfen und einen Bericht darüber vorzulegen. Diesen Bericht hat er 1921 in einer bei dem Verlage Traquet in Lyon erschienenen Broschüre veröffentlicht unter dem Titel: „Rapport sur le Traité de Versailles et les Responsabilités de la Guerre.“ (Deutsch erschienen im Verlag Webers, Berlin O. 17 unter „Versailles“.) Diese Arbeit ist leider wenig bekannt geworden, trotzdem sie eines der vernichtendsten Urteile des Versailler Vertrages, der alliierten und namentlich der französischen Vergeltungspolitik enthält. Mit dieser Veröffentlichung will Guétant der Pflicht seines Gewissens folgen:

„So wenig wir auch von unserem Appell an die Wahrheit, an die Vernunft erhoffen, so haben wir doch nicht das Recht zu schweigen. Bei allen Sorgen der gegenwärtigen Zeit bleibt die Verantwortung am Kriege die große Qual unserer Seele; sie bleibt die Frage der Fragen, denn von ihrer Lösung hängt die ganze Wirksamkeit und Gellungskraft des Vertrages und damit unsere Zukunft ab. Wenn die Verantwortung geteilt ist, ja wenn sie vielleicht in der Hauptsache den Ententemächten zur Last fällt, dann sind alle geforderten Entschädigungen in solchem Umfange ein Mißbrauch der Gewalt, ein Anschlag auf die Gerechtigkeit, eine Vergewaltigung des Rechts. Alle diese Bedingungen entfernen uns dann immer mehr von einem wahren Frieden und bereiten neue Katastrophen für die Zukunft vor. Deshalb wollen wir den Knebel vom Munde reißen und frei sprechen, da wir nicht wollen, daß in den kommenden Jahrhunderten unser Land einen fluchbeladenen Namen trägt, den der Heuchelei und Grausamkeit. Die Stunde der Wahrheit und Gerechtigkeit rückt näher. Wir können nicht zulassen, daß der Vertrag von Versailles ein Werk der auf Lüge gegründeten Gewalt bleibe, gegen den sich der Widerwille aller aufrechten Menschen und Gewissen erhebt, und der die Keime zukünftiger Kriege in sich birgt. Diese verfluchte Saat können wir nur ausrotten, wenn wir die absolute Revision fordern. Diese ist eine kategorische Pflicht, eine Pflicht des Gewissens und der Selbsterhaltung. Wenn wir sie nicht erfüllen, dann machen wir uns für alle Folgen mitverantwortlich und werden tatsächlich zu Mördern unserer eigenen zukünftigen Kinder.“

Gustave Dupin hat seine zahlreichen Abhandlungen unter dem Pseudonym Ermenonville veröffentlicht. In seiner ersten Schrift zur Schuldfrage „Considérations sur la Responsabilité de la guerre“ (Betrachtungen zur Kriegsschuld), Paris, 1921, Société Mutuelle d'Edition, rue de Lille 25, behandelt er namentlich die amtlichen französischen Fälschungen und widmet eine besondere Untersuchung der Ende Juli 1914 angeordneten „Zurücknahme der französischen Truppen um 10 Kilometer“, mit welchem „Friedensopfer“ die Franzosen bekanntlich ungeheures Kapital im Auslande geschlagen haben und auch heute noch schlagen. Er weist dokumentarisch das Scheinmanöver dieses Schrittes nach, durch den, namentlich im Interesse des englischen Eingreifens, Deutschland als der Angreifer hingestellt werden sollte. In der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Vers la Vérité“ hat Dupin dann zu dieser wie auch zu anderen Fragen Stellung genommen. Sein letztes Buch „Juillet 1914“ ist erst kürzlich in dem gleichen Verlage erschienen und behandelt tageweise die Julikrise, wobei er zu dem Ergebnis kommt, daß Frankreich in den Krieg nicht in Ausübung seiner Bündnispflicht hineingezogen worden ist, sondern durch die Kriegstreibereien Poincarés, Iswolskis, Sasonows und der russischen Kriegspartei.

Dupin hat nunmehr seine schriftstellerische Tätigkeit in der Monatsschrift „L'Universel“ (51 Avenue Reille, Paris) wieder aufgenommen und bereits im Oktoberheft 1924 erneut über die Kriegsschuldfrage geschrieben. Zu den Mitarbeitern dieser Zeitschrift gehören ferner Dumesnil als Chefredakteur, ferner Oberst Converset, der Verfasser von „Les trois ans de Diplomatie secrête, qui nous menèrent à la guerre de 1914“ (3 Jahre Geheimdiplomatie, die uns in den Krieg stürzten), Verlag La Mère Educatrice, 39 Rue Chaptal, Levallois-Perret. Seine, der Artilleriegeneral und ehemalige Kommandant von Lille, Percin (einer der eifrigsten Vorkämpfer für eine deutsch-französische Verständigung) und endlich der bereits zitierte Louis Guétant.

Alfred Pevet hat seine erste größere Arbeit 1921 im Verlage der Clarté Paris veröffentlicht: „Les traités. Ce que c'étaient les differents systèmes d'alliance au jour de la déclaration de la guerre“. Wie schon der Untertitel besagt, handelt das Buch von den zu Beginn des Krieges zwischen den Ententemächten bereits bestehenden Geheimverträgen, deren letztes Ziel die Einkreisung Deutschlands war. Die verhängnisvollen Machenschaften Delcassés springen deutlich in die Augen: „Im Jahre 1900 eröffnet Delcassé die große Periode der

diplomatischen Angriffe gegen Deutschland, die Periode der Einkreisung."

Das Meisterwerk einer gewissenhaften Untersuchung hat aber Pevet mit dem 1922 in der Librairie de l'Humanité, Rue Montmartre 142, erschienenen Monumentalwerk „Les responsables de la guerre" geliefert. Er ist die erste größere französische Untersuchung aus französischer Feder, die mit Hilfe der bis zu diesem Zeitpunkte veröffentlichten Urkunden und Dokumentensammlungen, zahlreichen Memoirenwerke usw. auf rund 500 Seiten die geschichtliche Entwicklung der letzten Jahrzehnte vor Kriegsausbruch und sodann die Tage vom Mord von Serajewo bis zum Kriegsausbruch bis ins einzelne zergliedert und hierbei namentlich die Machenschaften und Intrigen der „finsteren Helden" des Dramas Delcassé, Poincaré, Viviani, Iswolski, Sassonow, Grey, Paléologue und Buchanan ins volle Licht stellt. Das Werk schildert in seinen Hauptteilen zuerst die allgemeine politische Lage in Europa vor dem Kriege (Le concert européen); es verfolgt dann die Bestrebungen, den Konflikt zwischen Oesterreich und Serbien zu lokalisieren (Localisation ou Européanisation), begleitet die wachsende Spannung der Ereignisse (Armes sur l'épaule .... gauche) und schließt mit dem traurigen Endergebnis (Aux armes), daß die Leitung der Dinge der Herrschaft der Vernunft entglitten ist. In ungemein tief schürfender Weise, mit außerordentlicher Klarheit und Schärfe der Logik legt Pevet die einzelnen Phasen der Geschehnisse und die geheimen Triebfedern der Hauptdrahtzieher bloß. Ein unter der Wucht der Tatsachen großartiges und zugleich erschütterndes Bild entrollt sich, eine dramatische Spannung herrscht und die einzelnen Hauptpersonen des Dramas treten uns in ihrer geistig politischen, aber auch zugleich sittlich-moralischen Art vor Augen. Der Leser gewinnt volle Klarheit über den Gang der Dinge, er sieht, wie der Knoten sich schürzt und wie die dämonischen Mächte des Hasses und der Leidenschaft, unterstützt durch manches Ungeschick, durch grobe politische Mißgriffe und Fehlrechnungen des Gegners immer mehr Macht gewinnen und endlich ganze Völker in den Abgrund stürzen.

Das Werk ist so nicht nur ein wissenschaftliches und literarisches Meisterstück, es bedeutet auch eine moralische Tat, was Demartial in seinem Vorwort dazu mit folgenden Worten anerkennt: „Sie werden die Ehre haben, als erster in diesem Lande durch ein Sammelwerk die Irrtümer bloßgelegt zu haben, mit denen man die Welt gespeist. Ihr Buch wird vor der Nachwelt zeugen als ein Beweis dafür, daß es trotz allem in Frankreich noch vernünftige Menschen gibt."

Am Schlusse seines Werkes ruft Pevet selbst aus: „Und so haben beim Ausgange des Weltkrieges 70 Millionen Deutsche, durch Hunger widerstandslos gemacht, einen Vertrag unterzeichnet, der durch die Wirkung von tausend Fallstricken, die durch 14 aus Uebersee importierte Punkte verschleiert werden, sie auf Jahrhunderte hinaus ohnmächtig und wehrlos zu einer raffinierten Sklaverei verwehrlos zu einer raffinierten Sklaverei verdammen sollte. Die Verteidiger des Rechts haben durch die Zauberkraft einiger Falschspielerkunststücke ein großes Volk dazu bringen können, sich vor den Menschen und Göttern zu erniedrigen durch die Unterzeichnung dieses Artikels 231."

Hiermit möchte ich die erste Reihe der im französischen Schuldfragekampf in vorderster Linie stehenden unerschrockenen und charaktervollen Franzosen schließen. Sie haben erkannt, worum es in diesem Kampfe geht. Möge ihr Beispiel dem französischen Volke voranleuchten und möge es bald die Mahnung verstehen und beherzigen, die Demartial im Schlußkapitel seiner erstgenannten Schrift erhebt:

„Unsere Pflicht von heute verlangt gebieterisch auf die Vergangenheit zurückzugreifen, weil von der Vergangenheit die Zukunft abhängt. Mehr als je ist die Schuldfrage die Frage aller Fragen. Sie wirft nicht nur das denkbar größte sittliche Problem auf, auch das Schicksal der Welt hängt von ihrer Lösung ab. Dies sollte das französische Volk zu verstehen suchen, wenn es tatsächlich den Worten Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit noch einige Bedeutung beimißt."

Politische Rundschau.

Straßburg, Anfang Dezember 1924.

Die Furcht vor den „Heimatstimmen" hat einen hohen Grad erreicht. In der freien Republik wird unser bescheidenes Organ, das nichts anderes will, als der Wahrheit und damit dem Frieden zu dienen (nämlich einem Frieden, begründet auf dem Recht der Völker, selbst in aller Freiheit über ihr Schicksal zu entscheiden), gehetzt wie ein Raubwild. Staatsanwalt, Polizei und nun auch die Post sind hinter den rot-weißen Heften her, als gelte es, die Pest von unserem „befreiten" elsaß-lothringischen Volke fernzuhalten. Am 24. November wurde den versammelten Briefträgern auf der Hauptpost in Straßburg von einem höheren Vorgesetzten zur strengen Pflicht gemacht, gerade in diesen kritischen Tagen (in denen die „Heimatstimmen" eintreffen) jede Korrespondenz daraufhin anzusehen, ob es sich nicht um das geächtete Heft aus Berlin handeln könnte. Beim geringsten Verdacht sei die Sendung zu prüfen und die „Heimatstimmen" zu vernichten. Auf der Post hängt eine amtliche Bekanntmachung für die Beamten aus, worin die Sendungen der „Heimatstimmen" genau bis aufs Millimeter gekennzeichnet sind. Dabei fehlt nicht einmal die Angabe der üblichen Aufgabepostanstalt. — Diese Verfolgungssucht aller Behörden bedeutet für unsere Arbeit eine ungemein hohe Anerkennung, und wir dürfen uns beglückwünschen, daß sich auch die neue Regierung unter Herrn Herriot bemüht, nach Kräften das Interesse nach dieser verbotenen Frucht in Elsaß-Lothringen zu steigern. Es ist in diesem Falle für alle die Zeitungen im Lande eine peinliche Sache, die früher gegen jedes Zeitschriften- und Kalenderverbot des Generalkommissariats als einer unwürdigen Herausforderung unseres Volkes in aller Schärfe vorgegangen, und die nun heute sozusagen Regierungsorgane geworden sind. Diese Zeitungen nehmen heute die einzig richtige Stellung ein zu solchen neuen Mätzchen: sie sagen „dem Geschäfte zuliebe" überhaupt nichts. An der Stelle, wo wir früher fast täglich unter dem Stichwort „Maulkorb" lesen konnten, daß dies und jenes Blatt oder Buch verboten wäre, lesen wir heute ganz erstaunt entweder gar nichts mehr oder doch ganz zahm und artig „Verbotene Zeitschriften und Kalender". Wir wollen gerne zugeben, daß es für die festgefügte Republik keine Kleinigkeit wäre, wenn auf einmal im Elsaß ein Herz-Jesu-Kalender oder der Lahrer Hinkende Bote oder gar ein Marien-Kalender auftauchen würde!! — Es geht also auch heute der schon jahrelang bekämpfte Unfug weiter, daß uns Elsässern der geistige Brotkorb recht hoch gehängt wird. Heute aber geschieht das unter der Duldung all jener Organe, die früher wenigstens ein offenes Wort des Protestes gewagt hatten. Es scheint also alles auf diesem Felde in Ordnung und Zufriedenheit zu sein, und, wer es nicht glaubt, hat sichs selber zuzuschreiben. Es kommt wohl auch nur alles auf den Schein an, was unser elsässisch-lothringisches Glück betrifft. „Wenn's nur die Welt glaubt! Es gibt Leute, die glaubten und glauben schließlich heute noch, daß Herr Herriot uns die Freiheit bringen würde, die uns seit sechs Jahren vorenthalten wird. Wenn Poincaré uns bis zur geistigen Anämie hungern und jeden deutschen Katalog anhalten und beschlagnahmen ließ, so gibt man sich heute den Anschein, als lockere man die Stränge und ließe den erwähnten Brotkorb etwas tiefer herabgleiten. Nun ist die „Vossische Zeitung" und auch die „Kölnische Zeitung" wieder erlaubt, über die Straßburger Bühne ist „Don Carlos" geschritten. Aber die Verbote gegen deutsche Kalender und Kirchenblätter sind immer noch in Kraft, sind wohl auch erneuert worden, und wenn man sich am Straßburger Zeitungskiosk die „Kölnische" kaufen will, dann ist sie fast in der Regel — nicht eingetroffen! Das Straßburger Eden-Theater ist immer noch zur komischen Bühne gestempelt dadurch,

daß es die deutschen und Wiener Operetten und Schwänke in elsässischem Dialekt aufführen muß. Und selbst das ist der Polizei zuviel, und das Eden-Theater darf sicher sein, daß „man" mit Spannung auf den Augenblick wartet, wo man Handhabe findet, es zu schließen. Nein, mit der Herriotschen Freiheit ist es auch nicht weit her. Es ist eben für Frankreich, komme es, in welcher Gestalt es wolle, unmöglich, die Elsässer so sich geben zu lassen, wie sie nun einmal sind. Das würde die ganze Lügenburg, die um uns aufgerichtet ist, in Trümmer legen.

Sehen wir uns das Theater in Straßburg an! Es war ein wahrhaft großer Tag, als Schillers „Don Carlos" als erstes deutsches Bühnenwerk am 26. November aufgeführt werden durfte. Und was sahen wir? Am Sonntag, den 23. November begann der Vorverkauf. Zwei Stunden hat es gedauert, bis der letzte Platz verkauft war. Hunderte von Besuchern aus Straßburg und aus allen Teilen des Landes, ja selbst aus Metz, mußten enttäuscht umkehren und verzichten. Es wurden durch Zurufe Angebote an Karleninhaber gemacht. Es wurden 100 Franken geboten für Karten, gleichgültig welchen Ranges. Und bei der Aufführung selber war das Theater brechend voll. Schillers Pathos ergriff sie alle, und sie lauschten in schauernder Andacht. Am Schlusse aber gab es kaum mehr einen Einhalt. Sie jubelten und äußerten Beifall, als wäre ihnen allen etwas ungeheuer Großes geschehen. Galt diese Ovation den Basler Gästen und ihrer Kunst? Wohl auch! Aber sie galt vor allem dem deutschen klassischen Drama, der deutschen Kunst, die man ihnen roh sechs lange Jahre hindurch vorenthalten hatte. Man liebt es, die erste deutsche Aufführung im Straßburger Theater hinzustellen als einen Beweis der sich ausgleichenden Gegensätze Frankreichs zu Deutschland. Wir wollen niemandem diesen schönen Glauben rauben. Es sei aber gestattet, darin noch etwas anderes zu erblicken. Zuerst war es für die Stadt Straßburg keine Kleinigkeit, daß das Jahresdefizit allein für das Theater 1¼ Millionen Franken beträgt. 1¼ Millionen Franken müssen von den Steuerzahlern der Stadt aufgebracht werden, von zumeist deutschsprechenden Elsässern, die der französischen Theatersprache nicht mächtig und deshalb vom Theater ausgeschlossen sind. Die Unruhe in diesen Kreisen hat einen solchen Grad erreicht, daß sie eine beruhigende Ablenkung unbedingt nötig hatten. Zudem konnte bei dieser Gelegenheit die Stadt die Erfahrung machen, daß sie aus ihrem Defizit durch Einführung des deutschen Schauspieles (die Oper wäre nicht weniger zugkräftig) herauskommen könnte. Dieses Argument wird wohl bei den weiteren Verhandlungen zwischen Stadt und Behörden eine wichtige Rolle spielen. Dann aber rief das Publikum so laut nach den deutschen Aufführungen, wie ein hungerndes Volk nach Brot schreit. Es war unbedingt geboten, endlich das Theater wieder zur Stätte zu erheben, an der das Volk nicht nur billige Ablenkung von den Alltagssorgen, sondern in Wahrheit geistige Nahrung finden konnte. Die Stadt Straßburg hat dem Drängen versuchsweise nachgegeben, und die Behörden haben die Aufführung genehmigt. — Im „Journal d'Alsace et de Lorraine" hatte eine Studentengruppe für den Fall der Aufführung Gegendemonstrationen angekündigt. Aber es ist dank einem verschärften Polizeidienste alles ruhig geblieben. Nur vor dem Kaffee Broglie, dem typischen Franzosenlokal, standen um Mitternacht einige Studenten und stritten sich heftig um die Berechtigung des deutschen Theaters in Straßburg. Es ist eben manchen Leuten nicht auszureden, daß deutsche Aufführungen so gut oder schlecht einzuwerten wären, wie vollendeter Hochverrat. Selbst das Stadtparlament ist nicht frei von solchen Elementen, die es als Schmach empfinden, daß heute noch im Elsaß die deutsche Zunge erklingt. — „Geben Sie Gedankenfreiheit!" O, Ironie, daß gerade „Don Carlos" als erstes hochdeutsches Stück uns gebracht wurde! — In Straßburg hat nun wieder mancher den Unterschied zwischen deutscher und welscher Kunst feststellen können. Der Theaterkritiker des „Elsässer", der für die Don Carlos-Aufführung nur Worte des Lobes hat, schrieb einige Tage zuvor anläßlich der Aufführung eines Stückes „Le Vertige": „Es ist doch bedauerlich, daß wir auf unserer städtischen Bühne solch kunstloses Theater vorgesetzt bekommen, und daß unsere Schauspieler ihre besten Kräfte an solche aufreizenden Filmszenen verschwenden müssen." Und Dr. S. R. macht in der Nummer vom 17. November in der „République" auf folgende Weise seinem vergewaltigten Kritikerherzen Luft: „Kein aufrecht urteilsfähiger Besucher unseres Theaters wird bestreiten, daß der künstlerische Rückgang unseres kostspieligen Theaters von Monat zu Monat heftiger und katastrophaler wird. Dieser Wahrheit kann auch eine gewisse, stets kollegial verpflichtete Berichterstattung sogenannter kritischer Mitarbeiter nicht den Hals umdrehen, obgleich dieser Unfug gerade an der Zerrüttung indirekt wesentliche Schuld trägt." Ueber den Besuch des Theaters bemerkt er bei derselben Gelegenheit Folgendes: „Das Haus war sehr schlecht besucht. Wie es schien, mußte man in letzter Stunde mit großer Bereitwilligkeit das Parkett füllen." Das ist der Typus französischer Theaterkunst in Straßburg und ein Abbild ihres Erfolges, das man auf jedes andere Theater unseres deutschsprechenden Landes anwenden könnte. Deshalb auch überall von Metz bis Mülhausen das immer größer werdende Defizit des Theaterbudgets. Unser kunsthungriges Publikum dankt für die Pariser Variétézoten und überläßt die Freude am Gemeinen denen, die durch ihre Erziehung und moralische Entartung reif sind für Schaustücke im Montmartrestil.

Die Carlosaufführung hat aber noch einen anderen Erfolg im Lande gezeitigt als nur den, den absichtlich Blinden für die Unhaltbarkeit ihrer sprachennationalistischen These die schlagende Gegenthese ins Gesicht zu schleudern. Darüber war von allen Organen des Landes das famose „Journal", das den Namen unseres Landes trägt, das einzige, das außer sich vor Wut geriet.

Die Pariser Presse selber sah sich zur Rettung der Republik veranlaßt, ins Angsthorn zu blasen anläßlich der ersten deutschen Theateraufführung seit 1918 in Straßburg, und nun ist die Sprachenfrage, das dringlichste Problem unseres Landes, wieder akut geworden, über die die Diskussion zu versanden drohte. Im Juliheft der Haegyschen „Heimat" wurde schon in Anbetracht des unterbrochenen Kampfes auf diesem Felde gefragt: „Gibt es keine Sprachenfrage mehr?" Es gibt noch eine solche und sie hat noch nichts eingebüßt an Ernst. Das wird hier klipp und klar aufs neue nachgewiesen. Und nun macht auch C. Dahlet in seiner „République" keine Umschweife mehr und äußert sich in der Nummer vom 30. November unter der Ueberschrift „Theater und Politik" u. a. folgendermaßen:

„Der elsässische und der deutsch-lothringische Dialekt sind deutsche Dialekte, die ihren Ausdruck in der hochdeutschen Schriftsprache haben und die sich von dieser nicht mehr unterscheiden, als etwa der deutsch-schweizerische Dialekt, der bayerische Dialekt oder das norddeutsche Platt. So grotesk es erscheint, diese Binsenwahrheit erst verkünden zu müssen, so nötig ist es, in Anbetracht der ständigen kindischen Versuche von gewisser Seite, solches zu leugnen oder zu vertuschen. Wer das leugnet oder vertuschen möchte, macht sich nicht nur vor den Elsässern lächerlich, sondern schwächt auch die Idee, die er stärken möchte.

Die elsässischen und lothringischen Zeitungen, welche für die große Masse unserer Bevölkerung schreiben, erscheinen heute wie vor 1870 nicht im Dialekt, sondern— bel et bien — in „der Sprache Schillers ... und des Kronprinzen", wie Herr Franc-Nohain*) so schön sagt. Und so wenig ein Schiller und ein Goethe sich ihrer Sprache geschämt haben würden, wenn man ihnen vorausgesagt hätte, daß sie dereinst auch die Sprache des Kronprinzen sein würde, so wenig haben wir eine Veranlassung, uns ihrer zu schämen. Solche Mätzchen sind wirklich nicht intelligenter, als wenn man das Französische „die Sprache von Anatole France und von Landru" nennen wollte; aber das derartiges in einem führenden französischen Blatt erscheinen kann, zeigt die kulturellen Verheerungen, die der Nationalismus angerichtet hat.

Auf ein noch niedrigeres Niveau ist es natürlich zu setzen, wenn ein Mann wie Blumenthal, der sich übrigens trotz seiner nationalistischen Liebedienerei auch im „Journal d'Alsace et de Lorraine" nicht halten konnte, sich herabwürdigt gelegentlich in seinen Artikeln ebenfalls über „leur Muttersprache" zu witzeln und sogar von „La nostalgie du Boche" (die Sehnsucht nach der Boche-Sprache) zu sprechen. Wenn man die Herkunft dieses so begabten, aber leider so prinzipienlosen, so rückhaltlos opportunistischen Politikers kennt, so bedeutet solches doch zum mindesten eine Geschmacklosigkeit."

Somit ist die Sprachenfrage wieder zur Diskussion gestellt, und es steht zu erwarten, daß sie in der kommenden Zeit wieder mehr und mehr sich in den Vordergrund schieben wird, auch wenn dadurch die

*) Franc-Nohain im „Echo de Paris": „... die Einwohner von Straßburg, die, wenn sie nicht französisch sprechen — wenn es solche gibt — einen Dialekt sprechen, der nicht die Sprache Schillers und des Kronprinzen ist".

Kirchen- und Schulfragen für einige Zeit nur mehr einseitig von diesem Gesichtspunkte aus behandelt werden sollten.*)

* * *

Es gehört zu den typischen Erscheinungen unserer Tage, daß gegenwärtige und vergangene Größen Frankreichs in besonders schweren Stunden sich gern in die Arme der wiedergefundenen Kinder des Elsaß und Lothringens flüchten, um sich da Trost und neue Kraft zu holen. Als in der Pariser Zeitung „Oeuvre" der für tot und unschädlich gehaltene ehemalige französische Botschafter Georges Louis wieder zu sprechen begann und eine Anklage nach der anderen Herrn Poincaré ins Gesicht warf, da hielt es dieser für angebracht, in Straßburg als Präsident der „Freunde der Universität" einige schöne Ansprachen von der undiskutierbaren Friedensliebe Frankreichs und seiner Unschuld am Kriege zu halten. Es gibt Leute, die auch so etwas noch gerne hören und —glauben. Herr Poincaré war auch in Straßburg im „Roten Haus" nicht sicher vor den Ausfragern, und er ließ durch einen solchen sogleich ein entschiedenes Dementi in die Welt setzen. — Für uns Elsaß-Lothringer hat die Diskussion über die Kriegsschuldlüge eine ganz besondere Bedeutung, und wir haben alles Interesse daran, daß diese Frage restlos geklärt werde, denn wir sind überzeugt davon, daß das Versailler Dokument, das uns „für ewige Zeiten" Frankreich einverleibt, nur bestehen kann, solange die große Lüge besteht. Wenn sich Poincaré und seine Gefolgschaft verzweifelt wehren gegen den Sieg der Wahrheit, dann handeln sie eben alle nach den Lehren des unsterblichen Machiavelli, des Vaters der „Staatsräson" der neueren Geschichte, sind, was dieser empfahl, vulpinari cum vulpibus, verstoßen gegen das Sittengesetz und sündigen, selbst wenn ein ganzer Volksteil durch ihre Hinwegsetzung über alle ethischen Schranken dem staatlichen Machttrieb zum Opfer fällt. — Auf diesem Kampffelde geht auch Herr Herriot Hand in Hand mit Poincaré. Wenn es gilt, uns Elsaß-Lothringer trotz der vielen Widerhaken zu verschlingen, so probiert er die Assimilation vorerst dadurch zu erzwingen, daß er sich recht viele Kundgebungen für Einführung der republikanischen Gesetze zuschicken läßt, oder indem er sich sogar solche Kundgebungen bestellt. Wir müssen dem „Elsässer Kurier" die Verantwortung überlassen für das, was er in seiner Nummer vom 22. November über die „Volkskundgebungen" um die Mitternachtsstunde in Diedenhofen und Metz berichtet. In Paris habe man für nötig gehalten, wieder einmal eine „elsässische" Demonstration melden zu können und habe die Gelegenheit der Reise Herriots nach Luxemburg als geeigneten Anlaß hierfür angesehen. Man habe also in letzter Stunde eine „einstimmige Volkskundgebung" bestellt; doch hätten sich für Diedenhofen nur ganze 30 Personen dazu hergegeben. „... Herr Herriot war sichtlich enttäuscht über die „Menge" dieser frierenden Statisten, die keinen sonderlichen Enthusiasmus aufbrachten. .... Herr Herriot wandte sich in frostiger Stimmung an die Umstehenden. Er dankt dem „Volke" von Elsaß-Lothringen für die ihm so „spontan" bereitete Ovation. ... Unter den Journalisten macht man sich unharmherzig lustig über die Komödie. ... Man wußte im ganzen präsidentiellen Zuge, wieviel für die „Demonstranten", diese schnell angeworbenen Statisten der politischen Linksblockbühne bezahlt worden war. 25 Franken! Geheimfonds! ..." In Metz die gleiche Komödie. „Kenner der Verhältnisse versichern, daß sich unter den Demonstranten kein einziger eingeborener Lothringer befand."

Herr Herriot hat sich in eine Sackgasse verrannt, und es ist verständlich, daß er sucht, auf jede annehmbare Art wieder herauszukommen. Hinter allem steht als die starke Triebfeder der unbrechbare Assimilationswille Frankreichs. Der Ministerpräsident spricht Senator Lazare Weiller gegenüber von Mißverständnissen, die zwischen ihm und Elsaß-Lothringen bestünden. Nein, Herr Ministerpräsident! Auch wenn der „Kulturkampf" unter der Asche weiter glimmt und nur deshalb augenblicklich nicht so recht in Erscheinung tritt, weil schon alles gesagt ist, so ist nicht ein Mißverständnis schuld am französisch-elsaß-lothringischen Zerwürfnis, sondern die einfache und natürliche Tatsache, daß sich unser deutschrassiges Volk instinktiv sträubt vor dem Aufgehen in der französischen Einheit, die vom Frankreich der Revolution immer stürmischer gefordert wird.

*) Unser „Rundschauer" hatte seine Monatsübersicht schon an die Schriftleitung abgesandt vor der großen Sprachendebatte in der französischen Kammer, über die wir an anderer Stelle berichten. Der Rundschauer hat richtig vorausgesehen. Die Schriftl.

Auf dem Kampffelde Elsaß-Lothringen hat sich nun doch seit der sogenannten Kulturkampfansage Herriots eine merkliche Verschiebung der Situation herausgebildet. Wenn bis zu Poincarés Abgang ein reiner Defensivkrieg um die Traditionen geführt worden ist, besonders um die Elternrechte und die Schule, so steht zurzeit eigentlich die französische Regierung in der Abwehr. Es ist nämlich gelungen, die Kirchenfrage vom schmalen Geleise des Elsaß und Lothringens auf die breite Spur Gesamtfrankreichs zu dirigieren, und die Regierung hat sich der Forderungen des französischen Katholizismus nach Wiederherstellung aller entzogenen Rechte und Freiheiten zu erwehren. Damit ist aber in gewissem Sinne der Regierung in die Hände gearbeitet; denn die gesamten Problemkomplexe sind auf einmal nicht mehr „elsaß-lothringisch", sondern „französisch". Und das bedeutet für Frankreich eine gewisse Entlastung vor der Welt. Es war gefährlich geworden, immer wieder vor aller Welt als der Räuber der elsaß-lothringischen Rechte und Freiheiten erscheinen zu müssen. Nicht umsonst hat Elsaß-Lothringen bis zum Kriegsabschluß für Frankreich die dominierende Rolle gespielt und war von ihm in den Vordergrund der europäischen Politik gerückt worden. Nun aber sieht das Glück des Befreitseins nach Unterdrückung aus, und das ist für Frankreich, das heute politisch isoliert zu werden droht, eine leicht verwundbare Stelle. Es kann darum den Leuten wie Michel Walter nicht dankbar genug sein, daß sie Frankreich zuliebe den innerfranzösischen Katholizismus wachgerüttelt und eine Einheitsfront zu schaffen gewußt haben, die dem Kampf das spezifisch Elsässische nimmt. Welche Rolle der Bischof Ruch in dieser Konzentrierung der Kräfte spielt, kann nicht so ohne weiteres erkannt werden. Auf alle Fälle darf man in ihm die Hauptkraft sehen, die aus dem Freiheitskampf der elsaß-lothringischen Katholiken einen „Kreuzzug" aller französischen Gläubigen gemacht hat. Es stehen deshalb auch nicht alle katholischen Führer bedingungslos hinter ihrem geistlichen Oberhirten, sondern es gibt recht viele, die in ihm den Saboteur der elsaß-lothringischen Bewegung sehen, der Bewegung, die um so mächtiger war, je isolierter sie vorging. Immerhin ist die Opposition heute noch so stark, fühlt sich auch so sicher in ihrer Proteststellung, daß wir immer wieder Worte vernehmen können, die zu anderer Zeit als Hochverrat ausgelegt worden wären. Heute aber, wo Frankreich an dem Anschein der Ruhe in Elsaß-Lothringen alles liegen muß, darf es nicht wagen, noch mehr Funken zu schlagen.

Als Beispiel zu Gesagtem können wir anführen, daß unter Mithilfe einiger elsaß-lothringischer Deputierter am 16. November in Paris eine neue Partei ins Leben gerufen worden ist. Es handelt sich um eine katholische Kammergruppe, „Parti démocrate populaire", die so etwa die Rolle der deutschen Zentrumspartei spielen will. Unter den 14 Abgeordneten stellt unser Land allein 6 zu dieser neuen Partei. Es sind das die Herren Walter, Brom, Bilger und Seltz als Elsässer und Louis und Meyer als Lothringer. Die übrigen sind Bretonen und Basken. Die Gründungsversuche zu dieser Partei hat schon vor Wochen Walter durch eine Vortragsreise im Innern unternommen. Die katholische Bewegung hat allen Anlaß, dieser Partei mit besten Wünschen entgegenzukommen. Die elsässische Bewegung aber kann dadurch eine Schwächung erfahren.

Es war früher schon angedeutet, daß durch die Protestbewegung der Katholiken die andern Kreise des Landes nicht minder in der Opposition zu Frankreich gestärkt worden sind. Heute aber glauben wir Kräfte erkennen zu können, die bestrebt sind, vor allem die Protestanten weich und nachgiebig zu machen. Schon hört man aus dem katholischen Lager den Vorwurf, daß durch die Einstellung der protestantischen Kirchenbehörden auf die „unabwendbare" Trennung und durch die daraus entsprungene Gründung einer Zentralkasse für die Bedürfnisse der evangelischen Kultusgemeinden, so etwas wie ein Dolchstoß in den Rücken der Protestler erfolgt wäre. Kommt dazu noch die Fühlungnahme Herriots mit namhaften Protestanten (ein warmer Händedruck und ein feines Kompliment wirken oft sehr viel, besonders bei Leuten, die gerne eine Rolle spielen!) und das Ausschalten der Katholiken bei derlei Beratungen. Das ist vor allen Dingen der unbedingt notwendigen Einheitsfront der Elsaß-Lothringer, die noch herzustellen wäre, nicht förderlich. Die Gründung der Zentralkasse ist sicherlich klug und hausväterlich. Ob sie aber taktisch richtig war, muß die Zukunft entscheiden. Wir müssen auf diese Gefahren hinweisen.

* * *

Bei der stillen Assimilationsarbeit übersieht man leicht Dinge, die uns als ungeheuer wichtig erscheinen. Es hat sich in den letzten Jahren z. B. der Unfug immer breiter gemacht, unsere elsässischen Namen, soweit sie allzu deutsch klingen, zu verfranzösieren. Es sind davon nicht nur die Namen unserer Dörfer, sondern auch unsere deutschen Familiennamen betroffen. Damit soll uns wahrscheinlich die Möglichkeit genommen werden, zu sagen, daß wir so echt französische Namen tragen, daß sie unsere Brüder aus dem Innern nicht einmal aussprechen können. Es wäre von juristischer Seite aus zu untersuchen, inwieweit die Behörden berechtigt sind, unsere deutschen Familiennamen zu verfranzösieren. Der Herr Müller heißt heute „Muller" und Bur wird in „Bour" umgewandelt. Unzählige Beispiele könnten aufgezählt werden. Neulich hat ein Militärpflichtiger seinen Paß abgelehnt, weil sein Name nicht richtig angegeben war und er u. U. den eines anderen bekommen könnte. Der beauftragte Gendarm wußte sich diesen Mann schnell mit der Drohung, seine „Sentiments antifrançais" könnten ihm übel aufstoßen, gefügig zu machen.

So wenig wir uns der Sprache unserer Mutter zu schämen haben, so wenig dürfen wir uns schämen, des Vaters Namen zu tragen. Und wenn dieser Name deutsch war, dann wollen wir eben auch den deutschen Namen tragen. „Du sollst Vater und Mutter ehren!". Und das gehört auch dazu.

* * *

Unsere Rundschau wäre unvollständig, wenn wir nicht der vielen kleinen und großen Sorgen gedächten, die täglich unserem Volke, als Beigabe zum Brot gleichermaßen, bereitet werden. In Lothringen herrscht unter den Notaren eine unbeschreibliche Erregung, weil es der Behörde gefallen hat, die verwaiste Notariatsstelle in Saarburg nicht einem älteren, erfahrenen Manne zu übertragen, der unter den vielen Bewerbern leicht hätte gefunden werden können, sondern die einen jungen Günstling auf diese ganz bevorzugte Stelle berufen hat. Wohlerworbene Rechte gelten auch da nichts mehr. Das „Metzer Freie Journal" bemerkt zu dem Falle u. a.: „Man hat bereits vor Jahren treffend gesagt, daß bei diesem Schmarotzersystem für einen Posten nicht der geeignete Mann, wohl aber für einen Mann ein geeigneter Posten gesucht wird." Während aber die Betroffenen mit kräftigem Protest der Verwaltung zu verstehen gaben, daß sie sich nicht so ohne weiteres in die Ordnung der „Republik der Kameraden" fügen wollten, ereignete sich der zweite Fall, gleichsam als Hohn auf die heftigen Proteste. Der „Lothringer Volkszeitung" entnehmen wir folgendes:

„Noch hat sich die Aufregung über die Besetzung des Notariates Saarburg nicht gelegt, und schon hören wir von einem zweiten nicht minder — wollen wir sagen — interessanten Falle. Dieses Mal handelt es sich um ein Notariat im Bas-Rhin, um Röschwoog. Auf dieses Notariat, das als eines der guten Notariate des Landes gilt, hatten sich eine große Anzahl älterer Notare und Richter gemeldet. Notare, die seit langen Jahren auf unproduktiven Landposten sitzen und hofften auf ihre alten Tage eine der wenigen Stellen zu bekommen, die nicht von jungen Favoriten besetzt sind, und Richter, die dem Staate seit langen Jahren um kargen Lohn Dienste leisten.

Sie alle wurden in ihren Erwartungen getäuscht! Trotz ihrer droits acquis wurde ihnen ein blutjunger Licencié vorgezogen. Man fragt sich, wie derartige Vorkommnisse möglich sind! Die Aufregung unter den Notaren hat jetzt ihren Siedepunkt erreicht. Man erzählt sich heute, daß die Empfehlungen eines F.:. oder eines vénérable der gleichen Spezies mehr Geltung hat als langjährige Dienste und droits acquis. ...

Die innere Assimilation der Elsaß-Lothringer an Frankreich macht herrliche Fortschritte."

Unsere Beamten verlangen immer drohender ihre Rechte. Zurzeit stehen die Eisenbahner im Vordergrunde des Kampfes um das tägliche Brot. In der Sängerhausprotestation vom 9. November wurde dem Mindestgehalt von 6500 Franken das Wort geredet. Diese Forderung ließe sich bei dem Umstande, daß die elsaß-lothringischen Bahnen im vergangenen Geschäftsjahre 65 Millionen Ueberschuß abgeworfen haben und 1924 die Einnahmen noch um 180 Millionen höher sein werden als 1923, leicht ermöglichen. Die Eisenbahnbeamten sind vor allem deswegen so erbittert, weil viele unter ihnen durch die Neueinklassierungen bedeutend schlechter gestellt sind, als sie es früher waren. Der Hauptgrund der Erbitterung hängt aber damit zusammen, daß die fällige Weihnachtsgratifikation abhängig gemacht wird vom Ausfall der „Note", die ihnen erteilt wird. Nun kommen die Eisenbahner in ihre Familie zum Christfest und bringen ein Zeugnis mit, das vielleicht nicht so gut ist wie das des Sohnes und die Familie büßt dann die schlechte Note des Vaters durch eine magere Gratifikation oder dadurch, daß der Vater, der beim welschen Chef nicht in Gnade steht, überhaupt nichts erhält. Wenn man weiß, wie diese Eisenbahnernoten zustande kommen, muß man das System der Noten als unwürdig rücksichtslos verurteilen. Die Werkführer der Eisenbahnwerkstätten bilden eine verstimmte Gruppe für sich. Nach dem Reichsbeamtengesetz waren sie Beamte und genossen alle deren Rechte. Ueber der Assimilierungsarbeit aber wurden sie der Einheitlichkeit wegen als Arbeiter zurückversetzt. Das geschieht trotz der Zusagen, daß durch den Uebergang an Frankreich kein Landeskind auch nur um einen Centimes schlechter gestellt werden sollte, als es früher war. —

Am 1. Dezember haben alle Lebensmittel, voran geht immer das Brot, aufgeschlagen. Unser „Soubrötchen" kostet schon lange 20 Cts., und der Laib Brot steht auf 3,15 Fr. in Straßburg, das Liter Milch auf 1,10 Fr. Natürlich regen sich da die Arbeiter und fordern Lohnerhöhungen. In den Saargemünder Porzellanwerken ist ein Konflikt ausgebrochen, im Kaligebiet rumort es, und 6000 Arbeiter stehen im Generalstreik. — Der Hunger treibt die Pensionäre unter die Reihen der Protestierenden. Es ist wohl nicht allgemein bekannt, daß die Pensionsbeträge der elsaß-lothringischen Beamten auch heute noch nach den deutschen Gehaltssätzen berechnet werden, d. h. ein deutscher Pensionssatz von z. B. 2400 Goldmark ist umgerechnet in 3000 Franken, auch wenn diese noch so papieren sind. Am meisten leiden die Beamtenwitwen. Die Pensionäre warten auf die Inkraftsetzung des Beamtenstatuts, das längst vom Parlament verabschiedet, aber heute, nach 17 Monaten, noch nicht in Kraft gesetzt ist. — Alle Zeitungen des Landes veröffentlichen unter dem Titel „„Les Misérables" einen Notruf der Kriegsinvaliden, die als Glieder der deutschen Armee ihre Kraft und Gesundheit geopfert haben.

„Wie kommt es, daß Kriegsopfer, die 1919 einen Antrag auf Rente gestellt haben, heute, 6 Jahre nach dem Waffenstillstand, an den Folgen ihres im Kriege zugezogenen Leidens sterben, ohne je einen Centime Rente bezogen zu haben? Man wird vielleicht erwidern, daß die administrativen Verzögerungen zu berücksichtigen sind. Dann sind aber diese Verzögerungen Verbrechen, sei es nun durch Deutschland, das die Liquidation absichtlich verzögert, oder eine französische Behörde, das bleibt sich gleich.

Weiß das Publikum, daß gewisse Centres die Renten der Kriegsinvaliden systematisch herabsetzen? Weiß es, daß gewisse Centres die ärztlichen Untersuchungen gewissenlos summarisch, unvollkommen und oberflächlich vornehmen? Weiß es, daß Röntgen-Belege, Atteste von Spezialisten bei den Untersuchungen von den Aerzten der Centres oft nicht einmal gelesen werden? Weiß es, daß Tuberkulose, todkranke Leute, deren Tage gezählt sind, beispielsweise zu einer sage und schreibe 20prozentigen Rente vorgeschlagen werden und 3 Wochen nach der Untersuchung sterben?"

Wir geben diese erschütternde Einzelheit aus der Fülle anderer wieder. Die Tatsache, daß sie deutsche Soldaten gewesen sind, erklärt in der Hauptsache das grenzenlose Elend dieser Leute und ihrer Familien.

Und im Augenblick, wo unser Volk in ideeller und materieller Not steckt und um seine Rechte ringt, da feiern die, denen diese Not fremd ist, rauschende Feste. Der 22. November war in Straßburg das Fest des Generals Gouraud und des unvermeidlichen

Einbanddecken! *Wir verweisen unsere Bezieher auf das Inserat auf dem Umschlag dieses Heftes, worin wir um Vorbestellungen für Einbanddecken für die ersten beiden Jahrgänge unserer Zeitschrift bitten.*

Die Vertriebsstelle.

Fritz Kieffer, der ja bekanntlich der Präsident des „Empfangs- und Festkomitees" war beim Einzug der Franzosen 1918. Der 11. November wurde als Waffenstillstandstag mit vielen befohlenen und erpreßten Fahnen gefeiert, allerdings nur in den Städten; das Land nahm sozusagen keine Notiz von diesem Tage und überließ das Fest den Städtern. Selbst Orte wie Diedenhofen fielen in diesem Jahre dadurch auf, daß sie kalt und interesselos, ohne Festakt und ohne Fahnen, bei der täglichen gewohnten Arbeit, diesen offiziellen Feiertag und Nationaltag „begingen". — In Straßburg fand das traditionelle Pressefest statt. Ein Ereignis wie jedes Jahr. Neuer war eine elsässische Trachtenschau damit verbunden, elsässische Tänze und Kirmeß.

Keines dieser Ablenkungsmittel vermag über den Ernst der Lage zu täuschen. Es ist das alte Lied vom Kampf um das volkhafte Eigenleben.

Am ersten Januar fällt das Generalkommissariat, fällt der Conseil Consultatif. Die ganze Verwaltungsmaschinerie mit Ausnahme der Kultusbehörden wird in Paris konzentriert. Mit verbissenem Groll und in ohnmächtiger Wut gehen die Gedanken gar mancher Elsässer zurück in die Zeit, wo uns von den „Unterdrückern" eine aus dem geheimen und direkten Wahlverfahren entsprungene Kammer gegeben war, die unsere elsässischen Wünsche und Bedürfnisse durch elsässische Parlamentarier und eine geordnete elsaß-lothringische Gesetzgebung befriedigte. Und nun ernennt (!) die Regierung ein Komitee, das in elsaß-lothringischen Fragen funktionieren soll. Paris soll unsere nächste Instanz werden. —

Und täglich ertönen liebevolle Reden und Beteuerungen von höchster Stelle und versichern die „lieben Brüder von Elsaß und Lothringen" der unerschütterlichen Liebe der Machthaber. . . . Wir danken!

„Don Carlos."

Am 26. November 1924, wenige Tage nach der sechsjährigen Wiederkehr des Einzuges französischer Truppen in Erwins Stadt, öffnete das Stadttheater zum ersten Male seine Pforten einer deutschsprachigen Truppe.

Von den mit der Basler Truppe gepflogenen Verhandlungen war nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen, und so wurden die Straßburger plötzlich durch die Nachricht überrascht, daß die hohe Theaterleitung sich im Einverständnis mit der Regierung herabgelassen hatte, auf ihrer Bühne ein Stück in rein hochdeutscher Sprache spielen zu lassen. Begründet wurde dieser Schritt damit, daß man auch den Teilen der Bevölkerung, die der französischen Sprache „nicht gänzlich" gewachsen seien, die Möglichkeit eines Theaterbesuches zu ermöglichen. Andererseits soll aber auch der Wunsch nach einer guten Kasseneinnahme sehr zur Förderung des Gedeihens eines solchen Planes beigetragen haben.

Die Ankündigung dieser Vorstellung erzeugte Freude auf der einen Seite, Erregung auf der anderen. Jugendliche Hitzköpfe faßten den Plan, die Aufführung zu sabotieren. Daß es nicht dazu kam, war wohl in erster Linie den Zuhörern selbst zu verdanken, die in dankbarer Anerkenung jede Provozierung unterließen. Aber auch die Polizei hatte ihre Maßnahmen getroffen. Das Theater war durch ein starkes Polizeiaufgebot geschützt, sehr viele Beamte in Uniform und in Zivil waren auf den Gängen und Rängen verteilt. Ob letztere Beamte gleichzeitig auch die Aufgabe hatten, die Besucher zu identifizieren, bleibt dahingestellt; es ist aber sehr wahrscheinlich! . . . .

Die Basler Truppe verstand es, unter der Spielleitung ihres Direktors Otto Henning das vollbesetzte Haus während des vierdreiviertelstündigen Spieles in voller Aufmerksamkeit zu halten. Es war ein einheitliches Spiel erster Kräfte, bei dem jeder der Darsteller sein Bestes zu geben versuchte. Die Wirkung des Spieles wurde verstärkt durch die vornehme schlichte Szenerie, die mit den einfachsten Mitteln arbeitete, vorwiegend mit dunklen Vorhängen und nur den notwendigsten Ausstattungsstücken. Die Kostüme paßten sich gut der Szenerie an, das von oben herabfallende Scheinwerferlicht fesselte die ganze Aufmerksamkeit auf das Spiel.

Der Infant wurde von Herrn Hans König vorbildlich gegeben, gleich groß im Schmerz wie im Glück. Die Szenen der übermächtigen Liebe zu seiner Stiefmutter, seiner ihm einst vorbestimmten Frau, und die der tiefen Freundschaft mit dem Marquis von Posa, der von Herrn Paul Hierl meisterhaft dargestellt war, waren ergreifend schön und erzeugten eine Erhebung sondergleichen. Diese beiden Darsteller verstanden es, den Grundgedanken des Dramas: „die Selbstüberwindung durch Liebe, die Hinopferung, den Aufstieg von den Niederungen des Egoismus in die selbstlosen Sphären reiner Menschlichkeit" wirkungsvoll hervorzuheben. Durch ihr lebenswarmes Spiel mußte man in Freud und Leid mit ihnen fühlen.

Der besonderen Erwähnung bedarf auch das Spiel des König Philipp (Robert Kleiner), der — durch die Intrigen seiner Hofleute, eines Herzogs Alba (Otto Crone), eines Domingo (Karl Kustrer), einer Prinzessin Eboli (Vera-Maria-Eberle), des Großinquisitors (Johannes Heinz) irregeleitet und fast zum Wahnsinn getrieben — der nicht leichten Rolle voll gewachsen war.

Frau Anna Birklin verstand es, durch ihr ruhiges würdevolles Spiel in uns Mitempfinden mit der Königin Elisabeth von Valois zu wecken, die über alle Intriguen, Lügen und Niedertracht erhaben, nicht nur auf ihre Tugend, sondern auf das Wohl des Landes (insbesondere der Niederlande) bedacht war.

* * *

Die „Theater-Zeitung", das offizielle Organ des Basler Stadttheaters, berichtet in ihrer Nummer vom 5. Dezember über das Straßburger Gastspiel:

„Am 26. November folgten wir dem Rufe der Stadt Straßburg zu einem Gastspiel mit Schillers „Don Carlos". Als wir Straßburg entgegenfuhren, bewegten uns alle Gefühle der Ungewißheit: Wie wird man uns aufnehmen? Das Gastspiel ging weit über die Bedeutung einer gewöhnlichen Theateraufführung hinaus. Zum ersten Male seit 1918 sollte auf der Straßburger Städtischen Bühne, dieser einstmals hochangesehenen deutschen Bühne, wieder hochdeutsches Wort erklingen. Wir waren alle durchdrungen von der bedeutungsvollen Mission, die uns übertragen war.

In diesem Gefühl betraten wir alle das altehrwürdige Theater am Broglieplatz. Gerüchte von geplanten Gegendemonstrationen gewisser Kreise konnten uns nicht einschüchtern, unser Glaube hing an unserm großen Bundesgenossen: Friedrich von Schiller.

Aber auch in künstlerischer Beziehung gingen wir nicht ohne Bedenken an die Vorbereitungen zur Aufführung. Wir haben den „Don Carlos" in derselben Inszenierung, die in Basel bekannt ist, eingerichtet. Das bedeutete für Straßburg eine umwälzende Neuerung. Also auch hier mußten wir uns sagen: Wird man der stilisierten und konzentrierten Art der Inszenierung mit Verständnis folgen?

Der Abend kam. Die intime und warme Wirkung der Straßburger Bühne schlug in wenigen Minuten die Darsteller in ihren Bann. Mit heiligem Eifer setzte jeder sein Bestes ein. Das ausverkaufte Haus gab dem starken Willen der Darsteller eine treffliche Resonanz. Wenige Minuten . . . und der hinreißende Schwung Schillers hatte gesiegt. Bereits nach dem 1. Akt erklang der Beifall in unverkennbarer Wärme. Der Beifall steigerte sich von Bild zu Bild, nahm nach der großen Kerker-Szene einen besonders warmen Klang an und bereitete uns allen am Schluß eine große Dankesovation. Es war kein gewöhnlicher Applaus, es war der Widerhall eines ganz großen Ereignisses! Leuchtende Augen, wohin man sah.

—Das Gefühl ging mit uns allen durch, das Gefühl einer ganz großen Freude! — Der 26. November wird allen Teilnehmern der „Don-Carlos"-Aufführung unvergessen bleiben.

Wie wir am andern Tage aus der Halle des Straßburger Bahnhofes fuhren; hauchten alle Lippen „O Straßburg, du wunderschöne Stadt!"

Das Gastspiel hat den künstlerischen Gedanken, den Glauben an die künstlerische Sendung des Theaters in allen Teilnehmern gestärkt und gefestigt. So wird es Früchte tragen für die Zukunft. —

Nicht nur die lokale Straßburger Presse, die internationale Presse hat unser Gastspiel gewürdigt, und was das Schönste ist, die Leistung unseres Theaters einstimmig anerkannt. . . ."

* * *

Wir geben eine Stelle aus einem Straßburger Bericht als Ergänzung:

. . . Vor der Aufführung zirkulierten in der Stadt Gerüchte von einer beabsichtigten Demonstration frankophiler Kreise. Die Studentenschaft gab mit ihrem „Eingesandt" an das „Journal d'Alsace" den Ton dabei an. Diese Studentenschaft macht sich in den letzten Wochen überhaupt recht unliebsam bemerkbar. Vorigen Samstag sollte im Broglie-Kino ein Fußballmatch mit den Freiburgern darstellender Film erscheinen. In dem Augenblick tauchten einige Studenten im Kino auf und führten eine Unterbrechung der Vorstellung herbei, indem sie die Kapelle zwangen, die „Marseillaise" zu intonieren. Dasselbe geschah am 22. Nov. abds. im „Café de la Paix" („Hoher Steg"). Die Gerüchte, daß nun auch die Vorstellung der Basler Truppe gestört werden sollte, haben noch am Mittwoch nachmittag die Stimmung in ziemlicher Spannung erhalten. . . .

Indessen, es ereignete sich nicht der geringste Zwischenfall.

. . . Der Versuch ist so sehr geglückt, daß man unter den Bourgeois lange Gesichter bemerkte. Auf dem Heimweg waren wir Zeuge, wie ein Herr im Vorbeigehen zu seinem Begleiter sagte: „Voilà la mentalité du peuple de Strasbourg!" — Ein anderes Wort von Passanten wurde aufgefangen: „On doit mettre Guillaume sur le trône (Straßburger Französisch?) et lui embrasser le der . . ." Nun, soweit winds noch nicht sein. Aber ohnmächtige Wut zeigt sich doch bei solchen bitter satirischen Bemerkungen. . . .

Elsässische Weihnacht.

Dem Seppele war doch recht bang so mitten in der stillen Winternacht. Mit der Mutter war er unten in Münster beim Herrn Pfarrer gewesen; sie hatten einen großen Weihnachtsstollen hingetragen. Es waren ja gewiß noch zwei Tage, bis das Christkind kommen würde, aber sie, hoch oben vom Bergdorf hatten ihren Stollen doch lieber heute schon hinabgebracht; ein starkes Schneetreiben hatte eingesetzt, wer wollte sagen, ob sie morgen noch würden durchkommen können. Seppele fühlte sich als Aeltester oft als der Beschützer der Familie. Vier Wochen vor dem Ende des furchtbaren Ringens war der Vater, ein kraftvoller elsässischer Melker oben auf den Höhen seines Heimatlandes ganz dicht beim Hartmannsweilerkopf gefallen. Gar manches Mal war die Mutter mit ihrem Seppele über den Hohneck hinübergewandert nach dem stillen Bergfriedhof, und im ärmlichen Stübchen hing das Bild des Toten, umrahmt von Stechpalmen, dem Vogesenlorbeer. Und darunter das Eiserne Kreuz! Französische Einquartierung, die seit dem Franzosenzeinzug schon wiederholt das kleine Dorf heimgesucht hatte, die freilich hatte ihren Spott an diesem Altar des „Vaterlandes" geübt, aber die Bärbel war nicht von jenem weichen Holz der Ebene; Vogesentannen tragen ihr Haupt aufrecht, nur brechen kann man sie. Und als von Paris ein bunter Wisch ihr ins Haus geschickt wurde, eines jener Totengedenkblätter für die als Feldgraue gefallenen Elsässer „Mort sous l'uniforme allemande avec un coeur français!" (Gefallen in deutscher Uniform mit einem französischen Herzen!), — da hatte sie bitter gelacht und den Fetzen ins Feuer geworfen. Was wußten die Welschen von ihrem Schakob! Gewiß hatten sie früher manchesmal über die Schwoowe geschimpft, aber die Welschen, hatte man die etwa gerufen? Und so floß in Seppeles Adern nicht allein das Blut der selbstbewußten Münstertäler Bauern, die einst vor 200 Jahren, vom Reich im Stich gelassen, ihren Kampf gegen die französischen Könige allein weitergeführt hatten; es lebte auch in ihm der Geist des Vaters, der elsässischen Heimatboden geschützt hatte.

Obertorbrunnen in Reichenweier.

Seppele wollte gern ein Held sein, aber an jeder Wegbiegung, wenn die Tannen mit ihren verkrüppelten Formen ihn gleich Gespenstern schreckten, drückte er sich dicht an die Mutter, und sie erzählte dem Knaben von den Wundern der Christnacht; von der seligen Weihnacht, die allen Völkern immer aufs neue zum Heile wird. Immer wieder glaubte er den Flügelschlag des Christkinds zu verspüren, und vor seinen Augen strahlten die Lichterbäume auf, die sein Leben alljährlich in der Weihnachtsnacht erhellten.

„Jetzert loß doch die Grienereij, due dummer Büe". Seppele saß am Morgen des Weihnachtstages weinend im Stübchen. Schelten und Beruhigungen der Mutter halfen nichts. Eben war er aus der letzten Schulstunde gekommen. Das war doch keine Festtagsstimmung. Endlich ein letztes Aufschluchzen. In abgerissenen Sätzen erzählte er, die Lehrerin, die Mademoiselle l'institutrice, habe ihnen klargemacht, daß Bethlehem und die Wunder der Christnacht nur lächerliche Erfindungen von Dummköpfen seien. Sie habe viel geredet, was er nicht verstand, aber dann, dann — er fing schon wieder an, jämmerlich zu heulen — dann habe sie den Eltern bestellen lassen, sie möchten den französischen Boden des Elsaß nicht mit den lächerlichen Gewohnheiten der Boches schänden, sollten das wehleidige Getue mit den Tannenbäumen endlich aufstecken.

Seppele hatte die Mademoiselle Larvée bisher ganz gern gehabt, von weither war sie gekommen und hatte ihnen oft erzählt von der leuchtenden Sonne, vom blauen Meer und von Marseille, der großen Hafenstadt, in deren Nähe sie aufgewachsen war. Jetzt haßt er sie; weshalb hätte er nicht recht sagen können. Die Erzieherin hatte die Seele des Knaben verwundet. Mutter Bärbel strich ihrem Buben weich mit ihrer rauhen Hand über den zerzausten Kopf. Viel Worte machen war nicht ihre Art. Bedauern sollte er die französische Lehrerin, die nichts vom Zauber der Weihnacht empfinden konnte. Wenn auch die Welschen jetzt mächtig im Land seien, das Christkindel werde den Weg zum Seppele doch finden.

Und als nun die Nacht sich niedersenkte, die Buewe und Maidle mit ihren Schlitten von der Dorfstraße in den kleinen Häusern verschwanden, da flammten überall die kleinen Lichterbäume auf. Vogesentannen und deutsche Lieder kündeten der Französin, daß hier ein anderes Volk wohnt, Menschen, zu deren Herzen sie nicht zu dringen vermag. Eine andere Welt! Pauvres imbéciles! das war ihr einziger Gedanke. Aber sie erlebte doch auch ihren Triumph: auf der Straße, die von Münster herauf nach den Höhen führt, tönten Clairons, und sieghaft übertönten die Klänge der „Marseillaise" das „Stille Nacht, Heilige Nacht" der Kinderstimmen, das aus allen Häusern drang. Dies deutsche Geplärre würde sie den Kindern schon abgewöhnen. Hätte sie doch sehen können, wie aus der Marschkolone da und dort poilus mit hellen, sehnsüchtigen Augen in die heimeligen Stuben, in das Licht der Weihnachtskerzen sahen! Diese Elsässer in französischer Uniform, sie hörten das Geschmetter der Clairons nicht mehr, nur den Sang der vertrauten Lieder . . . Unter der französischen Uniform das Herz französisch — ?

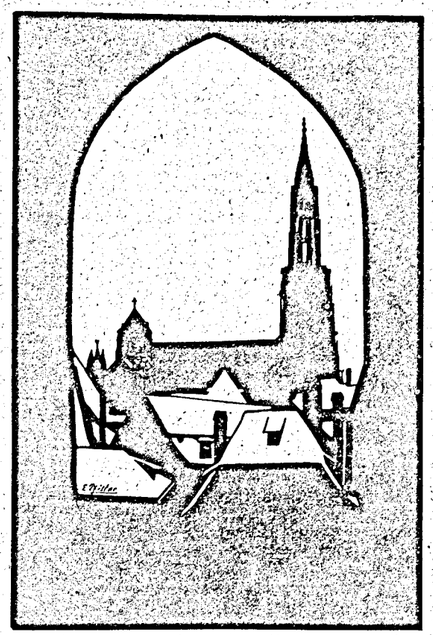
Das Elsaß, die Wiege des Christbaums.

Nach einem Aufsatz der Zeitschrift „Mein Elsaßland".

In einem nicht nur kulturpolitisch lehrreichen Aufsatze über „Die Wiege des Christbaumes" hat Alfred Pfleger im Dezemberheft 1920 der Monatsschrift „Mein Elsaßland" auf Grund urkundlicher Forschungen und unter Benutzung anderweitiger Veröffentlichungen mancherlei mitgeteilt, was dafür spricht, daß die alte liebe deutsche Sitte des Weihnachtsbaumes ihre frühesten Wurzeln in unserer elsässischen Heimat hat.

Wir geben den Aufsatz auszugsweise wieder, zugleich als empfehlenden Hinweis auf die Arbeit der als Quelle dienenden Zeitschrift:

Ueber den „spezifisch elsässischen Brauch" der Christbaumsitte, „die in beispiellosem Siegeslauf sich fast über die ganze zivilisierte Erde verbreitet hat", erfahren wir von A. Pfleger, daß der gründlichste Kenner der Geschichte des Weihnachtsfestes, Alexander Tille, den ältesten, geschichtlich nachweisbaren Weihnachtsbaum im Elsaß, und zwar in Straßburg im Jahre 1605, entdeckt hat: „Vor dem Jahre 1605 kennen wir keinen geschichtlichen Weihnachtsbaum, d. h. einen geschmückten Baum, der ohne Beziehung auf ein Paradies- oder Winter- oder Sommerspiel am Christtage aufgerichtet wurde. Auch dann tritt er nicht gleich fertig vor unsere Augen. Vor allem hat er noch keine Lichter." Gewährsmann für diesen Straßburger Christbaum ist für Tille ein zugewanderter Straßburger, der ohne Namensnennung in seinen Memorabilia quaedam Argentorati observata (Allerhand denkwürdige Beobachtungen aus Straßburg) um das Jahr 1605 schrieb:



E. Pfister-Kaufmann: **Das Münster im Schnee.**

„Auff Weihnachten richtett man Dannenbaeum zu Straßburg in den Stuben auff, daran henket man rossen auß vielfarbigem Papier geschnitten, Aepfel, Oblaten, Zischgolt, Zucker usw. Man pflegt darum ein viereckent ramen zu machen."

Gegen diesen Brauch als gegen eine bekämpfenswerte Unsitte eifert einige Jahrzehnte später Konrad Dannhauer, Professor der evangelischen Theologie und Münsterprediger, in seiner Predigtsammlung „Katechismusmilch" (1642—1646): „Unter anderen Lappalien, damit man die alte Weihnachtszeit oft mehr als mit Gottes Wort zubringt, ist auch der Weihnachtsbaum oder Tannenbaum, den man zu Hause aufrichtet, denselben mit Puppen und Zucker behängt und hernach schütteln und abblümen laßt. Wo die Gewohnheit herkommen, weiß ich nicht; ist ein Kinderspiel."

Wo die Gewohnheit herkommt, das wissen wir auch nicht. So viel jedoch wissen wir bestimmt, daß sie ein im Elsaß schon viel früher geübter Brauch war. Der verdiente elsässische Geschichtsforscher Joseph Gény hat in einem prächtigen Aufsatz der „Revue Alsacienne Illustrée" 1902 diesen Beweis einwandfrei erbracht. Leider sind Génys „Altelsässische Weihnachtsbräuche" von den zünftigen Männern der Volkskunde trotz verschiedener energischer Hinweise so gut wie gar nicht beachtet worden. Auch heute noch ist die Anschauung nicht erschüttert worden, daß der Weihnachtsbaum als Baum vor dem 17. Jahrhundert nicht auftritt. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß die Christbaumsitte bereits das ganze 16. Jahrhundert hindurch gemeiner Volksbrauch gewesen ist. Und zwar darf Schlettstadt den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, als Wiege des ältesten Weihnachtsbaumes zu gelten.

Lassen wir die geschichtlichen Dokumente sprechen. Der älteste Hinweis führt früh ins 16. Jahrhundert hinauf, in das Jahr 1521. Die Stadtrechnung dieses Jahres bucht unter dem 21. Dezember als Ausgabe zwei Schillinge „den ferstern, die meyen am sand Thomastag zu hieten". Was damit gemeint ist, machen weitere Auszüge aus den trockenen nüchternen, doch kulturhistorisch so interessanten Rechnungsbüchern verständlich. 1546 erhalten zwei Männer „so meigen auff die wihnacht gehauwen" drei Schillinge. Das Statutenbuch 1549—65 enthält folgenden, im Mittwochsrat vom 17. Dezember 1555 gefaßten Magistratsbeschluß: „Niemand soll wyhenachtmayen hawen by daruff gesetzter straff." Im Januar 1557 bekommen „die Kinsheim forster von wyhnachtmayen zu hueten zwei Schillinge, zu hawen zwei Schilling".

Diese dürren Rechnungsberichte geben uns in mehrfacher Hinsicht wertvolle Aufschlüsse. Der Bedarf an Weihnachtsbäumen war bei der Bürgerschaft so groß geworden, daß das eigenmächtige Hauen der Tannenbäume die städtischen Forstbestände empfindlich schädigte. Um sie zu schützen, erläßt der Rat unter Strafandrohung ein strenges Verbot. Unter dem Schutze der Nacht wird aber weiter gefrevelt. Deshalb sind die Förster im Kinzheimer Wald, der sich auch heute noch eines schönen Tannenbestandes erfreut, angehalten, vom Thomastage an den Wald Tag und Nacht zu hüten: Doch richtet sich das Verbot nicht gegen den Weihnachtsbaum selbst. Wer einen Tannenbaum kaufen will, dem ist es nicht verwehrt. Nur hat er sich an die Forstbeamten zu wenden. Nähere Anweisungen für die Förster enthält eine Waldordnung der Stadt Ammerschweier vom Jahre 1561: „Es soll khein Burger uf die Weihnachten mehr dann ein Meyen hawen, soll nit lenger sein dann 8 Schuo lang." Damit ist die Tatsache erhärtet, daß im Unterelsaß sowohl wie im Oberelsaß jeder Bürger seinen Baum holen konnte.

Daß unsere Schlußfolgerungen nicht übereilt sind und es sich bei diesen Verordnungen um wirkliche Weihnachtsbäume handelt, zeigt uns eine etwas ausführlichere Schilderung einer Christbaumfeier auf der Schlettstadter Herrenstube im Jahre 1600. Diese Herrenstube der Stubengesellschaft war eine freie Vereinigung der Ratsherren, Zunftmeister, vornehmer Bürger, geistlicher Herren und adliger Ritter zur Pflege der Geselligkeit. Der nachmalige Spitalschaffner Balthasar Beck, Hauptkann der Herrenstube vom 1600—1609, hat uns in seiner Chronik diese bis jetzt älteste Schilderung einer Weihnachtsfeier im Herzen des Elsaß gerettet: „So man die meyen uffricht am christag abendt, bringen die Förster die meyen; zu nacht helffen die potten, seüffer und solder dem schencken die uffrichten und mit ostien, öpfflin zieren. Was der schenck umb öpfflin oder anderem aussgibt, zahlt man ihm uff dem kauffhaus wiederumb. Soll der koch ihnen geben ein flesch mit wein und 6 Pfennig, brolt und liechter. Biss die mötten angeht, gehn sie für die Herrenheuser mit bechpfannen und luzern, beleiten sie in und aus der metten." So weit der Chronist. Dieser mit Hostien oder Oblaten, d. h. einem leichten Backwerk und mit Aepfeln gezierte Christbaum ist unserm heutigen nicht gar unähnlich. Es fehlen bloß die Kerzen. ...

Der geschmückte Weihnachtsbaum blieb auf der Herrenstube bis zum Dreikönigstag stehen. An diesem Tage wurde nach altergebrachter Sitte der Dreikönigskuchen verspeist und der Bohnenkönig gewählt. Wer die Bohne im Kuchen bekam, war König, der die Erbse, Marschall. Nach der lustigen Königswahl deckt der Schenk den Herren wieder den Tisch, darauf der Koch Berge von Küchlein und allerhand Süßigkeiten aus der Apotheke stellt. Dann sollen „der Herren und Stubengesellen buoben kommen, die meyen schüttlin". War das ein Leben, der laute Jubel der Christbaum plündernden Knabenschar und die stille Freude der glücklichen Väter, vor deren Augen die eigene goldene Jugendzeit in den Kindern wiedererstand! Mit freudeglühenden Wangen legte das junge Volk die erstandene Christbaumbeute vor sich hin auf den langen eichenen Tisch, darauf Koch und Schenk und Stubenknecht kalten Braten und duftende Küchlein niedersetzen. Und wie der König oder der Marschall den schweren, innen vergoldeten Silberbecher zum Trunk hebt, schreit die Bubenschar trotz der vollen Mäuler: „Hoch der König! Hoch der Marschall!", eine Huldigung, für welche die Gefeierten den Kuchen und die Apothekerrechnung bezahlen dürfen. Eine köstlichere Schilderung der seligen, fröhlichen Weihnachtszeit im mittelalterlichen Elsaß dürfte nicht leicht gefunden werden. ..."

Aus den Memoiren der Baronin von Oberkirch, einer geborenen Waldner von Freundstein, die eine Reise 1785 durch Straßburg geführt hat, gibt Pfleger nachstehende Stelle an; aus ihr hören wir auch zum ersten Male von einem lichtergeschmückten Baume: „Wir kamen im Winter durch Straßburg, und um die Weihnachtszeit gingen wir nach der Sitte auf den Christkindelmarkt. Dieser Markt, der für die Kinder bestimmt ist, vollzieht sich während der Woche, die Weihnachten vorausgeht, und dauert bis Mitternacht. Der große Tag kommt, man bereitet in jedem Hause den Tannenbaum, bedeckt mit Lichtern und Bonbons, mit einer großen Illumination. Man erwartet die Ankunft des Christkindels, das die braven kleinen Kinder beschenken soll. Aber man fürchtet auch den Hanstrapp, der die ungehorsamen und bösen Kinder aufsuchen und strafen muß. ..."

Des weiteren wird die Tatsache vermerkt, daß der lichtergeschmückte Baum in andern deutschen Landen schon lange zuvor nachweisbar ist, so durch die Briefe der Liselotte von der Pfalz, aus denen der brennende Weihnachtsbaum als Brauch am hannoverschen Hofe schon um 1660 berichtet wird. Pfleger erwähnt auch, daß die an dem französischen Hof verschlagene Pfälzerin umsonst versucht hat, die ihr liebe Sitte in Frankreich einzubürgern: „Vous nous voulez donner de vos modes allemandes pour faire de la dépense; je vous baise les mains", erwiderte ihr Monsieur. „War es konfessionelles Vorurteil, war es nationales Mißtrauen, das den Duc d'Orléans zu dieser Ablehnung bewog? Tatsache ist, daß vor 1870 der Christbaum im Innern Frankreichs nie heimisch wurde. Erst nach dem unglücklichen Kriege wanderte der elsässische Lichterbaum mit den zahlreichen Landeskindern über die blaue Kette der Vogesen und schlug auch in französischer Erde feste Wurzeln. Die alljährliche große Weihnachtsfeier der „Association générale d'Alsace-Lorraine" in Paris trug nicht wenig dazu bei, den altelsässischen Tannenbaum auch im neuzeitlichen Frankreich volkstümlich zu machen."

Der von Pfleger ausgesprochenen Ansicht, der Christbaum werde nun noch volkstümlicher werden, „nun das Elsaß wieder französisch geworden ist", vermögen wir uns nicht anzuschließen. Die Begeisterung der Franzosen für den Christbaum, den sie sicherlich für undeutsch halten, stellen wir auf eine Stufe mit dem Kult mit elsässischen Trachten, die auch bei keiner chauvinistischen Veranstaltung fehlen dürfen. Wir bezweifeln, daß die Franzosen für die Gemütswerte unserer heimischen Sitten das rechte Organ haben; sie huldigen ihnen nur aus politischen Gründen und begeistern sich an unsern „lokalen" Gebräuchen genau so — aus Eigenliebe —, wie sie die Sitten und Gebräuche ihrer (andern!?) Kolonialbevölkerungen „lieben". Dies nur nebenbei.

E. Kayser zum 70. Geburtstag.

Wenn die deutsche Verwaltung in dem französischgewordenen Elsaß-Lothringen in gutem Andenken steht, so hat unter den vielen verdienten Männern des höheren Beamtentums vor allem der letzte Leiter der Schulabteilung im elsaß-lothringischen Ministerium, Ministerialrat E. Kayser zu diesem guten Rufe beigetragen. Wenn er in diesen Tagen seinen 70. Geburtstag in Freiburg feiert, wo er seinen Ruhesitz gefunden, so gedenken wir seiner auch hier gern mit herzlichem Gruß und Glückwunsch.

Von der Referendarszeit an hat er ununterbrochen auf verantwortungsvollsten Posten im Dienste des Landes gestanden. Er war ihm auch durch Abstammung noch besonders verbunden, da die Mutter eine elsässische Pfarrestochter (aus Heiligenstein) war. War er also schon dadurch nicht landfremd, so hatte die enge Berührung, in die ihn seine Verwaltungstätigkeit als Assessor, Kreisdirektor (in Château-Salins), Regierungsrat, Bürgermeister von Mülhausen und schließlich als Dirigent des Schulwesens mit dem wirklichen Leben, mit Land und Leuten brachte, ihm eine besondere Eignung verschafft, das elsässische und lothringische Volk lieben zu lernen, aus sich selbst zu verstehen, seiner Eigenart Rechnung zu tragen. So sehr er die tüchtige preußische Beamtenschulung in allen Stellungen zur Geltung brachte, so fehlte ihm doch jede Veranlagung zu starrem Beamtenbürokratismus. Er ließ sich darum auch nicht leicht bloß von oben dirigieren und war so wegen seines Selbständigkeitstriebes nicht immer persona grata bei den Maßgebenden. Gern ergriff er da auch die Gelegenheit, als sich ihm die Möglichkeit zu völlig selbständigem Wirken bot und nahm den Ruf als Bürgermeister von Mülhausen an. Mit ihm zog 1902 zuerst der Geist deutscher Verwaltung in die Mülhauser Stadtverwaltung ein, die bis dahin eine Domäne der französierten Fabrikantokraten war. Die Sozialdemokratie unter deutscher Führung hatte den Weg dazu freigemacht. In großzügiger Weise konnte nun Kayser, wenn auch unter den aufreibendsten Kämpfen mit Sozialisten und Bürgerlichen, seine Freude am freien Schaffen, sein Interesse für Bildung und Volkswohl, seine Kraft zur Initiative zur Entfaltung bringen. Das deutsche System kommunaler Selbstverwaltung bot dazu ja reichlich Raum. Aber die Bourgeoisie konnte es nicht verwinden, daß sie entthront war, und setzte im Jahre 1908 alle Hebel in Bewegung, um ihn und die sozialdemokratische Mehrheit wieder zu stürzen. Leider war damals auch das deutsche Beamtentum in Mülhausen nicht ganz auf der Höhe, daß es begriffen hätte, worum es sich handelte, wieviel die Stunde geschlagen. Aber man brauchte nur kurze Zeit die alte Fabrikanten- und Herrenschicht mit dem von ihr beliebten System wieder am Werke zu sehen, daß die Mülhauser Volksstimme wieder sehnsüchtig die Aera Kayser zurückwünschte. Das war für ihn und das deutsche Verwaltungssystem die beste nachträgliche Anerkennung. Aber die Straßburger Regierung, die in jenen Jahren nach 1908 entsprechend gewissen Weisungen geoisie ward, glaubte ihre Reverenzen eher nach dieser Seite machen zu müssen.

Erst der Krieg brachte Kayser, der inzwischen Oberregierungsrat am Bezirkspräsidium in Metz geworden war, wieder in eine

Stellung, in der er für sein Verwaltungsgeschick, sein vielseitiges Bildungsinteresse, seine aller Pedanterie und bürokratischer Gebundenheit abholden Art, das rechte Feld fand. Natürlich war er einer der ersten, die die Franzosen nach ihrem Einzug „abbauten". Für den Repräsentanten der deutschen Schule war da auch keine Stunde mehr Raum.

So hat Ministerialrat Kayser Höhen und Tiefen der höheren Beamtenlaufbahn in reichstem Maße erfahren. Der Zusammenbruch, der aller staatlichen und kulturellen Arbeit des Deutschtums im deutschen Elsaß ein Ende bereitete, traf ihn, der alles, was der Durchsetzung des deutschelsässischen Geistes im Lande diente, mit soviel Interesse und Anteilnahme verfolgte, besonders hart. Aber mit all denen, die im Elsaß ihre zweite Heimat gefunden, ihm das Beste der Mannesjahre gegeben, darf er sich heute mehr denn je getrösten: Es war nicht umsonst.

W. K.

Lujo Brentano achtzig Jahre.

Am 18. Dezember dies. Jhrs. begeht der berühmte Nationalökonom, Geh. Rat Prof. Lujo Brentano, seinen achtzigsten Geburtstag. In der wissenschaftlichen und politischen Welt wird man aus diesem Anlasse der Bedeutung seines Werkes gedenken, das mit und ohne Absicht durch seine temperamentvolle Verfechtung insbesondere seiner sozial- und wirtschaftspolitischen Ideen und Forderungen wieder und wieder in den Kampf der Oeffentlichkeit hineingezogen worden ist. Wir gedenken unserseits der Tatsache, daß Brentano in den Kreis der Persönlichkeiten hineingehört, die den wissenschaftlichen Ruf der Straßburger Kaiser Wilhelms-Universität begründet haben; an ihr hat er von 1882 bis 1888 gewirkt, bis er einem Rufe nach Wien folgte.

Ueber seine Straßburger Erlebnisse hat Brentano in seinem viel beachteten Buche „Elsässer Erinnerungen" — erschienen im Verlag von Erich Reiß, Berlin-Gesprochen; als Beitrag zu der Geschichte der Frühzeit des „Reichslandes" ist es willkommen geheißen worden.

Marie Harts literarische Bedeutung.

Von Karl Walter-Stuttgart.

Unter dem Titel **„D'Hex vun Bummernä"** bringt die in Paris erscheinende Monatsschrift **„Revue du Rhin et de la Moselle"** in Fortsetzungen Auszüge aus Marie Harts „Franzosezitt", versehen mit bissigen kritischen Bemerkungen. Im Maiheft der „Revue", acht Tage nach Tode der Dichterin, hat ein „Hans im Schnookeloch" — so zeichnet der „große" Kritiker — mit dieser Würdigung begonnen. „D'Hex vun Bummernä". Die Ueberschrift verrät uns schon, weß Geistes Kind der Herr Schnookeloch ist! Unsere Marie Hart als Hexel Der gute Mann ist sich übrigens völlig im Klaren darüber, daß seine „Revue" wenig mit dem Elsaß zu tun hat, denn er leitet seine Ausführungen ein mit den Worten: Wer isch d' Marie Hart? Auf jeden Elsässer wirkt diese Frage lächerlich, man kennt Marie Hart. Schnookelochs Antwort lautet: „d' Marie Hart isch e Dialektblöyschtrumpf."

Wir werden uns mit diesen, den Verfasser wenig ehrenden Kritiken noch auseinandersetzen. Vorerst sei auf Marie Harts Bedeutung erneut hingewiesen durch Wiedergabe eines Vortrages, den Karl Walter an der Volkshochschule zu Heilbronn an einem Marie Hart-Abend zur Einführung gehalten hat.

Die Schriftleitung.

Die staatspolitischen Erschütterungen, die seit Jahrhunderten das Elsaß niemals zur Ruhe kommen ließen und in die elsässische Seele den Keim eines verhängnisvollen Zwiespalts hineingelegt haben, erzeugten jenen Typus politischer Charakterlosigkeit, den der Volksmund in der Gestalt des „Hans im Schnokeloch" so treffend ironisiert: „Un was er het, des will er nit, un was er will, des het er nit." Der hartnäckige, stets sich wiederholende Kampf zweier Kulturströmungen um die Vorherrschaft mußte natürlich auch einer normal fortschreitenden kulturellen Entwicklung als ein Faktum gegenüberstehen, mit dem sich jeweils der Zeitgeist auseinanderzusetzen hatte.

In dieser unruhigen, oft durchbrochenen Linie der Entwicklung muß man die psychologische Ursache für das Fehlen genialer produktiver Kräfte im Elsaß während der jüngsten Vergangenheit suchen. Das Elsaß hat seit zwei Jahrhunderten keinen produktiven Künstler von Rang hervorgebracht.

In der Dichtkunst flüchteten sich die vielen Sterne dritter und vierter Ordnung mit Vorliebe auf den neutralen Boden der Dialektdichtung, wo es weniger schwierig ist, die Gesinnung unter dem Deckmantel der Ironie und der Satire zu verbergen.

Nur einem Dichter von höchster künstlerischer Kraft wäre es vergönnt gewesen, die in der Psyche des elsässischen Volkes begründeten Hemmungen zu überwinden und sich zum Fluge über die Niederungen einer sogenannten „Doppelkultur" zu erheben, zum kosmischen Weltbild emporzureißen. Aber erst in der Gegenwart scheinen wir zu erleben, daß ein aus dem Elsaß stammender Dichter mit elementarer Kraft zu diesen Höhen emporsteigt: Eduard Reinacher.

Die Dichterin, deren Andenken der heutige Abend gilt, ist von anderem Standpunkt aus zu betrachten. Eine Erscheinung wie Marie Hart beleuchten, heißt Fragen des Grenzlandschicksals berühren, ist überhaupt nur aus der Perspektive des Grenzlandproblems zu verstehen.

Wohlgemerkt: in diesem Zusammenhang erscheint Marie Harts Sendung keineswegs als eine agressiv oder demonstrativ politische. Vielmehr genügt die einfache Tatsache ihrer Existenz, um die Lüge vom französischen Elsaß zu widerlegen und eine durch die Jahrhunderte sich hindurchziehende, im alemannischen, im süddeutschen Kulturkreis verankerte Tradition zu bestätigen. Und damit wird die Lebenstragik dieser am Dampf der Heimatscholle sich berauschenden Dichterin zum Symbol der Grenzlandtragik überhaupt, zum flammenden Protest gegen die gewaltsame Eingliederung eines Volkes in einen dem überwiegenden Teil wesensfremden Kulturkreis.

Man hat Marie Hart oft mit Fritz Reuter verglichen. Dieser Vergleich ist richtig mit gewissen Einschränkungen. Es darf nicht verkannt werden, daß sie die dichterische Spann- und Gestaltungskraft des norddeutschen Dichters niemals erreicht hat, daß ihre Verhältnisse sie in eine begrenzte bürgerliche Sphäre bannten, aus der ein Emporstieg in die Höhen der Dichtkunst nur dem Genie vergönnt ist. Aber die sprachkundlichen Verdienste, die sie sich um die Neubelebung des elsässischen Dialekts in der Literatur erworben hat, sind unbestreitbar, und hierin ist in erster Linie ein Vergleich mit Fritz Reuter angebracht. Wie dieser, so hat ferner auch sie erst spät damit begonnen, in der Mundart zu schreiben. Sie ging nach anfänglichen erfolgreichen Versuchen im Französischen nur zaghaft daran, und erst der Erfolg eines 1905 durch das Elsässische Theater in Mülhausen preisgekrönten und aufgeführten, leider aber durch beschämende Intrigen verlorengegangenen dreiaktigen Schwankes „D'r Hans im Schnokeloch" ermutigte sie, auch zur kleinen Erzählung überzugehen, in der sie es zur anerkannten Meisterschaft gebracht hat, und in der sie elsässische Art und elsässisches Kleinleben ebenso treffend als drastisch wiedergibt. Ohne lange zu suchen, betrat sie dann instinktiv das ihr gemäße Arbeitsgebiet, dem sie ihr ganzes Leben hindurch treu geblieben ist.

Schon mit den ersten Erzählungen, die Kurt Schede im Feuilleton der „Straßburger Post" veröffentlichte, fand sie allgemeine Anerkennung. Es bleibt das Verdienst Friedrich Lienhards, dem sich in jenen Jahren die Augen der idealistisch gesinnten literarischen Kreise des Elsasses zuwandten, die schon 54jährige Dichterin dem Stuttgarter Verlag Greiner u. Pfeiffer zugeführt zu haben, bei dem in der Folge auch sämtliche Werke Marie Harts erschienen sind. Lienhard gab dem Erstlingsbuch eine warmherzige Empfehlung mit auf den Weg und hob den echt elsässischen Humor dieser anmutigen und lebensechten Dokumente hervor. Auch in dem Schwaben Theobald Ziegler fand sie einen verständnisvollen Förderer.

Dieses späte Erstlingswerk — es erschien im Jahre 1911 — läßt bereits die wesentlichen Merkmale der Dichterin erkennen, die nur im Rahmen der politischen Verhältnisse ihrer Heimat zu verstehen ist. Die „G'schichtlen un Erinnerungen üs de sechziger Johr" enthalten Skizzen aus dem kleinstädtischen elsässischen Leben der Uebergangszeit vor und nach 1870, charakteristische Bilder aus jenen Jahren der Unruhe, wie sie der Uebergang von einem Staatsverband in einen andern mit sich führen mußte. Marie Hart schildert darin den Elsässer in seinem echten Volkstum, in seiner ganzen Gemütstiefe, aber auch mit seinen Schwächen, seiner Neigung für die Seite der Opposition. Das alles geschieht aber von hoher Warte aus, mit dem versöhnenden Lächeln eines Menschen, der über den Verhältnissen steht, mit jenem feinen Humor, der nur auf Seite der Wahrheit zu finden ist. In der äußeren Form verzichtet sie auf eine straffe Komposition, wie sie von dem kunstmäßigen Erzähler verlangt wird; sie schreibt häufig, um einen Ausdruck Fontanes zu gebrauchen, „spazieren".

Aus den politischen Verhältnissen der Uebergangszeit herausgewachsen ist auch ihr nächstes Buch „D'r Herr Merkling un sini Deechter", recht eigentlich die Familienchronik der Dichterin, die durch ebenso enge verwandtschaftliche Bande an Frankreich geknüpft war wie an Deutschland.

In einer feinsinnigen Würdigung, die ein ungenannter Freund der heimgegangenen Dichterin in der „Süddeutschen Zeitung" vom 8. Juni d. J. widmete, lesen wir folgende Sätze: „Alle Einzeldarstellungen, die Marie Hart in den zahlreichen kleineren und größeren Erzählungen vorführt, sind Teile eines großen, für die Eigentümlichkeit des Grenzlands geradezu typischen Gesamtbildes. Kein Deutscher, den das elsässische Problem beschäftigt, und der sich mit den Fragen des Grenzlandschicksals befaßt, dürfte an diesen Erzählungen der Marie Hart vorübergehen. Namentlich mit ihren letzten Schöpfungen, in denen sie bewußt mit dem hier gestellten Problem ringt, und die zum großen Teil, man möchte sagen: mit dem eigenen Herzblut der Dichterin geschrieben sind, hat Marie Hart hohe und bleibende Werte geschaffen. Ihre Auseinandersetzung mit der „Befreiung" des Elsaß in „Ues unserer Franzosezit", ihre von tiefem Schmerz über die verlorene Heimat getragenen Gedichte im „Erinnerungsland", ihre allegorischen Erzählungen „Durch drei Jahrhundert" und „E Scheidungsg'schicht", ihre mit fabelhafter Phantasie und treffendem Witz geschriebene Satire „D'r französch Himmel", das alles sind Schöpfungen, welche diese schwierigen Probleme taghell erleuchten."

Damit ist auch die letzte Schaffensperiode der Dichterin durch einen anonymen Alsatikus ebenso treffend wie erschöpfend beurteilt. Denn: während die ersten Werke Marie Harts ihren Stoff der Uebergangszeit von 1870 entnehmen, schildert sie in ihrem vorletzten Buch deutsch-elsässisches Schicksal aus der Zeit nach 1918. Und mit diesem, aus eigenstem Erleben geschöpften Buch „Ues unserer Franzosezit", das sich zwar nicht auf der dichterischen Höhe der andern Werke hält, hinterläßt sie ein kulturgeschichtlich ebenso bedeutsames Dokument wie mit ihren ersten Veröffentlichungen.

Mit der flüchtigen Niederschrift dieses noch im Elsaß konzipierten Zeitspiegels ist Marie Hart ihrem Gatten über den Rhein gefolgt, im Herzen jenes nie zu stillende Heimweh nach etwas für immer Verlorenem. Noch einmal holte ihre letzte dichterische Kraft zu einem Sang auf die Heimat aus, der in dem Buch „Erinnerungsland" die alten Gassen und Häuser, Gärten und Felder, Berge und Wälder des Elsasses mit der Wehmut rückblickender Erinnerung umfaßt. Diesem letzten Werk der Dichterin sind auch einige Gedichte von solch zarter Lyrik einverleibt, wie sie die elsässische Dialektdichtung vorher wohl kaum gekannt hat.

Wohl hat sich Marie Hart in Liebenzell mit äußerer Gelassenheit in ihr hartes Flüchtlingslos gefunden, und ihr einfaches Heim wurde unzähligen Schicksalsgenossen eine Wallfahrtsstätte zur seelischen Erfrischung und Aufmunterung. Wer aber Gelegenheit hatte, tiefer in die Seele der nun rasch alternden Frau zu blicken, der sah, wie der Schmerz um die entrissene Heimat ihre letzte Kraft verzehrte. Eine merkwürdige Fügung des Schicksals hat diese Dichterin, die mit der ganzen Stärke ihres Gefühls im Wesen und Leben des elsässischen Volkes verankert war, an ihrem Lebensabend in dieselbe Gegend zurückführt, aus der Generationen zuvor die väterliche Linie ins Elsaß ausgewandert war.

Als Marie Hart am 30. April dieses Jahres aus dem Leben schied, empfanden weite Kreise ihren Tod wie einen persönlichen Verlust. Was sie ihren Landsleuten gewesen ist, das zeigt die rege Beteiligung an der Sammlung für einen, dem schlichten Wesen der Dichterin entsprechenden Grabstein in Liebenzell, der zugleich „als ein Donkmal der Treue zur Heimat" gelten soll. Aber über diese Schicksalsgemeinschaft hinaus hat Marie Hart überall im Reich und vor allem in Schwaben einen großen Kreis von Freunden. Denn ihre Sprache, ihre Gemütstiefe, ihr Humor ist schwäbischer Art blutsverwandt.

Diese Frau, über deren Leben und Dichten man als Motto jenes kernhafte Bekenntnis des elsässischen Dichters Stöber aus dem Jahre 1838 setzen könnte: „Wir wollen als Elsässer unseren deutschen Charakter behalten und sollten die Welschen darüber des Teufels werden", die um der Wahrhaftigkeit willen mit 62 Jahren ihre Heimat verlassen hat, wird uns allen zum Sinnbild deutschen Schicksals in harter Zeit, aber vor allem auch ein Sinnbild deutscher Treue.

Paul Wentzke, Der deutschen Einheit Schicksalsland, (Drei Maskenverlag, München 1921.)

Was uns Hermann Stegemann in seinem „Kampf um den Rhein" in groß angelegter, dramatisch bewegter Erzählung so überwältigend zum Bewußtsein bringt, das Schicksalhafte des Stromlandes für die deutsche Nation, das hat, durchaus selbständig erfaßt und gefaßt und zeitlich wie räumlich zweckvoll auf das 19. und 20. Jhrh., auf Elsaß-Lothringen und auf das politische Problem begrenzt, der frühere Straßburger Archivar und jetzige Düsseldorfer Archivdirektor zum Gegenstand einer in hohem Maße anregenden geschichtlichen und politischen Untersuchung gemacht.

Wo man in Deutschland seit den Tagen eines Freiherrn von Stein, eines Gneisenau und Görres außenpolitisch auf eine militärische, staatsrechtliche und diplomatische Sicherung unserer Westgrenze drang und innenpolitisch auf die verfassungsmäßige Einheit und staatsbürgerliche Freiheit und Gleichheit der ganzen Nation, da ist es stets die elsaß-lothringische Frage gewesen, in der beide Willensströme sich begegneten. Und wo diese auf die harte Eigensucht der alten partikularistischen und dynastischen Gewalten, auf weltbürgerliche Verständnislosigkeit, auf die Jämmerlichkeiten der parlamentarischen Parteikämpfer, auf Ständehaß und Klassenhaß stießen und im Kampf mit diesen zentrifugalen Kräften sich erschöpften, da ist es wieder der deutsche Gedanke in der alten Westmark gewesen, dessen Schicksal das Schicksal der Nation symbolisch bartut, und unter dessen Rubrik die deutsche Schuld ganz zuerst gebucht werden sollte. So verfolgt Wentzke im Spiegel der Geschichte unserer Heimat Spiel und Gegenspiel aller jener großen allgemeinen und persönlichen Mächte, die im Ringen um den deutschen Reichs- und Einheitsgedanken fördernd oder hemmend auf den Plan getreten sind und deren umfassende Berücksichtigung erst uns erlauben wird, die verwirrend vielseitige und schwierige Problematik der elsaß-lothringischen Frage zu durchschauen. Er entfaltet vor uns die große Exposition des ganzen Trauerspiels. Tief blicken wir in die Zusammenhänge, die vom ewigen Auf und Nieder des nationalen Einheits- und Machtwillens in Deutschland herüberführen zu den Stimmungen, Irrungen und Wirrungen, die das Schicksal unserer Heimat formten. Und wir sind dem Verfasser dankbar, daß er trotz seiner vielseitigen Betrachtungsweise mit einer erfreulichen Konzentration auf das Wesentliche die Geschichte des politischen Problems gerade der neuern und neuesten Zeit durchgeführt hat. Wir sind ihm dankbar, auch wenn wir im einzelnen manches anders sehen und uns namentlich in der für uns entscheidenden Frage einer elsaß-lothringischen Volkspersönlichkeit und deren Recht auf Selbstbestimmung auch gegen Deutschland grundsätzlich von ihm entfernen. Denn wir lesen aus der Geschichte unserer Heimat und aus dem, was die Gegenwart uns lehrt, das Gegenteil heraus, fühlen uns verpflichtet, mit kategorischer Entschiedenheit beides zu bejahen und danach unser Wollen und Handeln zu richten. Im übrigen bitten wir unsere Freunde, sich ernst und nachdrücklich mit den in die Tiefe dringenden Ausführungen des Buches vertraut zu machen und auseinanderzusetzen. Denn wer es durcharbeitet — es muß durchgearbeitet werden —, wird erschüttert einsehen, in welchem Umfange die Deutschen aller Parteien selbst die gute Saat im Elsaß verwüstet haben. Er wird aber auch wertvolle Hilfen empfangen, wenn er innerhalb seines Kreises und innerhalb seiner Partei nationale Würde und Selbstzucht vorleben und damit unserem hart ringenden Volkstum den einzig möglichen Dienst erweisen möchte.

Dr. A.

Elsässische Kalender.

Von den uns vorliegenden neuen Kalendern aus der Heimat sind besonders gut gelungen die von der Verlagsgesellschaft „Alsatia" (Société Alsacienne d'Edition, Colmar) herausgegebenen, beide mit stimmungsvollen, mehrfarbigen Titelbildern von René Kuder geschmückt: Der „Neue Elsässer Kalender für das katholische Volk" (mit dem Leitspruch: Sag' an, wo ist ein Land so schön, wie unser holdes Ländchen ist), und der „Vogesenkalender 1925". Beide Kalender sind auf die Pflege der Heimatliebe und des Heimatgeistes eingestellt, textlich und hinsichtlich des Bildschmuckes, der in der Hauptsache von unserem jungen Straßburger Landsmann Bacher bestritten worden ist. Ihm und seiner bodenständigen, ausstrebenden Kunst ist übrigens im erstgenannten Kalender ein besonderer Aufsatz (mit Selbstbildnis) von Dr. Lefftz gewidmet, aus dem wir einige Sätze anführen möchten, die zugleich den Charakter der ganzen Veröffentlichung treffend schildern: „... Bachers schöne Monatsbilder, Kopfleisten und Textillustrationen fügen sich harmonisch in den volksbuchmäßigen Kalender des von elsässischer Lebensluft umsponnenen Kalenders ein; sie atmen denselben Schollenduft, dieselbe Heimatluft. ... Die Kalenderfrage ist heute so wichtig wie noch nie. Es gilt, dem pilzartig rasch aufschießenden, giftigen Schund Einhalt zu tun, dem Volke, für welches der Kalender fast die einzige Hauslektüre ist, gesunde und nahrhafte Kost zu reichen, heilsame und köstliche Geschichten, Belehrung und Bilder aller Art, schlicht und warm und überzeugend vorzutragen, Wort und Bild so zu halten, daß sie mächtig einschlagen und Herz und Gemüt bereichern in trüben und in guten Stunden. ..." Die Reichhaltigkeit des „Neuen Elsässer Kalenders", der jedem Elsässer, auch dem andersgläubigen, Freude machen wird, wenn er nur wirklich heimatlich-elsässisch empfindet, bezeugt die gedrängte Uebersicht über seine Einteilung: Den Kalendernotizen und kirchlichen Angaben folgen mehrere Skizzen und Erzählungen (hochdeutsch und Dialekt) von Jos. Simon, P. Stintzi, Maria Félice, M. Taglang u. a., fünf Schilderungen elsässischer Gnadenstätten. Es schließen sich Sagen und Märchen aus dem Lande an. Ein Kapitel „Aus vergangenen Tagen" bringt Bilder aus der Heimatgeschichte, die Abschnitte „Unseres Landes Art und Brauch" und „Lebensbilder" und „Elsässischer Humor" passen sich dem Vorangegangenen gut an. Den Abschluß bildet eine Jahresrundschau, die sich inhaltlich übrigens mit der des zweitgenannten Kalenders deckt, und die mit einem Nachruf auf den letzten deutschen Straßburger Dombaumeister Knauth endet: „Dessen rastlosen Bemühungen ist es zum größten Teil zu verdanken, daß das Straßburger Münster, das schönste Kunstwerk unserer Heimat, vor dem drohenden Ruin bewahrt blieb."

Der „Vogesenkalender" (51. Jahrg., früher „Der lustige Land- und Bergbote"), wie erwähnt im gleichen Verlag erschienen, ist einfacher gehalten, aber gleichfalls auf die Pflege gut elsässischer Ueberlieferung eingestellt: Erzählungen, Sagen, Heimatgeschichte, elsässer Brauch, Gedichte. Das „moderne Märchen": „Die Große Prozession" von dem überpatriotischen Louis-Edouard Schaeffer hätte man den Lesern vielleicht ersparen können. Im ganzen genommen ist der Eindruck des gut ausgestatteten Heftes erfreulich.

Der von der Buchhandlung der Evangelischen Gesellschaft in Straßburg herausgegebene „Gute Bote" („Le Bon Messager" [87. Jahrg.]), ebenso wie die beiden katholischen Kalender mit Bildern von Bacher, bringt u. a. einen Beitrag von G. Lasch über „Calvin in Straßburg", einen etwas unmotivierten Aufsatz von Pfarrer Teutsch über die „Alte Kraterwelt der Auvergne" (mit Bildern), eine schlichte Erzählung „Ehre Vater und Mutter" und eine „Weltchronik", die mit einer vielbeachteten Stellungnahme zu der drohenden Trennung von Kirche und Staat schließt. „... Wir sind im Besitz von verbrieften Rechten aus der Väter Zeit, die wir ohne heftigen Widerspruch nicht antasten lassen können. ... Es ist nicht unsere Art, in gereizter und aufreizender Weise unsere Fehden mit der Obrigkeit auszufechten. Aber wer unserer Väter Art kennt, der weiß, daß sie es in kritischen Stunden an Rückgrat, Festigkeit und ächtelsässischer Starrköpfigkeit nie hat fehlen lassen. ..."

Neu erschienen — zum 118. Male — ist auch „Der große Straßburger hinkende Bote. Ein Kalender für Römisch-Katholische und Protestanten", gedruckt und verlegt bei F. X. Le Roux & Cie. in Straßburg. Durch die Auswahl zu langer Beiträge schaut der Kalender etwas recht leer aus im Vergleich mit dem Kalender der Colmarer „Alsatia". Er behandelt auch außer in dem Beitrag „Eine bewegte Flucht. Episode aus dem Kriegsjahre 1814 im Elsaß" viel zu abgelegene Dinge. Recht nichtssagend ist die „Jahresübersicht".

Sehr viel geschickter angelegt ist der „Josephskalender", herausgegeben von der Unterelsässischen Verlagsgesellschaft, d. h. vom Verlag des „Elsässer". Seltsam berührt in ihm das Kalendarium, bei dem den Lebensbildern der Heiligen stets „Humoristisches" folgt! Von Joseph Simon veröffentlicht der Kalender eine „Erzählung aus dem elsässischen Bauernkrieg 1525": „Ittel Jörg, der Schultheiß von Rosheim." Was soll das Bild „Aus den Tiroler Freiheitskriegen" bei dem Aufsatz „Unter der Trikolore"??

Der (in der Schweiz gedruckte) „Marien-Kalender" der katholischen Verlagsanstalt Benziger & Cie. (Einsiedeln und Straßburg) bringt neben allgemeiner gehaltenen Erzählungen einige Beiträge elsässischer und lothringischer Schriftsteller (J. Ph. Riehl-Straßburg, Lucien Pfleger-Straßburg), von denen der geschichtliche Rückblick von E. Steiner-Dambach: „Die St. Sebastianskapelle bei Dambach" als Beitrag zur Heimatkunde willkommen ist. Von dem eben verstorbenen Metzer Landwirtschaftslehrer Dr. August Hertzog ist ein Aufsatz „Die lothringische Landwirtschaft" des Vermerkens wert. Die Jahresrundschau der Diözese Straßburg schrieb Aug. Schmidlin, Aumönier in Straßburg, die des Metzer Bistums Pfarrer Wagner-Roßbrück. Joh. Bapt. Ellerbach, dem „elsässischen Pfarrer Kneipp", der Ende März des Jahres verstorben ist, widmet der Kalender einen schönen Nachruf.

Der oberelsässische Dialekt kommt zu Ehren in dem bei Sutter & Cie. in Ribeauvillé verlegten Kalender „Der lustige Hans-Michel auf das Jahr Christi 1925" (65. Jahrg.), dessen Einstellung nicht allein aus den Tagebuchblättern: „Mülhausen in den ersten Kriegstagen 1914" erkenntlich wird, sondern auch aus Stellen wie die folgenden, die wir aus der „Jahres-Rundschau" herausgreifen: „Deutschland drückt sich, um seine Schulden für die mutwillige Zerstörung der Nordprovinzen Frankreichs zu zahlen, und rüstet dabei im Innern zum Revanchekrieg" (!!) oder (bei Erwähnung des Ruhrkrieges): „... Die französische Leitung der Besatzungsarmee verstand es, Zusammenstöße und harte Konflikte zu vermeiden ..." Von dem „künstlerischen" Bildschmuck — Marke „Kitsch" — erwähnen wir das von der Einweihung der Bibliothek in Löwen mit dem Feldgrauen im Hintergrund, der die Brandfackel schleudert, und das andere vom Empfang des rumänischen Königspaares in Paris. Diese Klischees, wie offenbar auch die meisten andern, stammen aus Paris; man merkt's.

In der Hauptsache mit namenlosen Beiträgen (!) ist im 6. Jahrgang der „Volkskalender für Elsaß-Lothringen" erschienen. Als „Editeur" zeichnet Georges Boh, Strasbourg. Süßliches Titelblatt! Das Ganze scheinbar ein privates Unternehmen des Herrn Boh (Verlagsbuchhändler). Für ganz bescheidene Ansprüche.

Von dem „Familienkalender der Neuesten Straßburger Morgenzeitung La République", gedruckt in der „Imprimerie Française" (Schuler & Minck), ist man etwas überrascht. Man vermißt die der Zeitung eigene Note; weshalb wohl diese Zurückhaltung in der Verfechtung der in der „République" vorgetragenen Ideen? Und weshalb verzichtet eigentlich ein so entschieden kritisch eingestelltes Blatt in seinem Kalender auf jeden politischen Rückblick? Für die „République", die 1924 gewissermaßen Regierungsblatt geworden ist, müßte doch Anlaß zu freudiger Zuversicht sein. Von all dem spürt man hier gar nichts. An heimatlichen Beiträgen erwähnen wir: „Ein Straßburger Volksdichter" (Karl Bernhard, 1815—1864), „Schöpflin und die Jesuiten in Straßburg", „Ottweiler im Jahre 1742", „Von elsässischen Friedhöfen", „Volkshumor in Betreff der alten Jungfrauen und Hagestolzen".

* * *

Allen diesjährigen Kalendern ist gemeinsam, daß sie der „Nationalsprache", dem Französischen, keinen oder nur ganz geringen Raum gönnen. Bisher ist es also mit der Debochisierung noch nicht weit gekommen!

Deutsche politische und Heimatkalender auf das Jahr 1925:

Zur Besprechung sind uns eine Reihe von Kalendern zugegangen, die für unsere Leser von Interesse sein dürften:

Außerordentlich schön und geschmackvoll ausgeführt ist der „Deutsche Heimatkalender", den Karl Mautzner als Veröffentlichung des „Deutschen Heimatbundes" im Dürer-Verlag (Berlin-Zehlendorf) herausgegeben hat; der Kalender ist als Wandabreißblock in guter Größe hergestellt und gibt auf über 150 Blatt (ein Blatt für 2—3 Tage) künstlerisch einwandfreie Bilder und auf der Rückseite jeweils literarisch wertvolle Beiträge. Der Preis von 4,50 M. ist der gediegenen Ausführung angemessen. — Einfacher gehalten, aber ebenfalls gut redigiert und ausgeführt ist der Wochenabreißkalender des Verlags Ernst Letsch-Hannover: „Michel. Ein Zeitweiser fürs deutsche Haus" (3.— M.). Das Geleitwort bezeichnet als „Gedanke und Losung": „Das ganze Deutschland soll es sein!" Ein Verzeichnis von Gedenktagen, jeweils auf den Sonntagsblättern, „soll die Erinnerung an die erhebenden, wie an die traurigen Tage deutscher Geschichte wachhalten." Von den 12 Monatsbildern (Federzeichnungen) sind 2 Motive aus dem Elsaß, unter den 52 Wochenbildern begegnen uns Barr, Finstingen, Dambach, Metz, Busendorf usw. — Der manchen unserer Leser gewiß bekannte Kalender des Hermann Eichblatt-Verlags (Leipzig-G.): „Deutsches Land in Feindeshand" (2,50 M.), ebenfalls ein Wochenabreißkalender, ist in der Anlage etwas schlichter gehalten; auch hier Bilder aus den besetzten und abgetretenen deutschen Gebieten (Ulrichsburg, Ruine Giersberg, Thann, Metz) und einige Gedichte(besonders von Bogislav v. Selchow). — Neu erschienen ist auch ein anderer Abreißkalender, der „Kalender des deutschen Rechts" (Verlag O. Stollberg & Co., Berlin SW 48); in seinem textlichen Teil vor allem auf die Wirkungen der „Reparationen" und auf die sonstigen Folgen des Versailler „Friedensvertrages" zugeschnitten. Unter den Bildern begegnen uns Straßburg (Gutenbergplatz), Colmar und Metz. Unser Landsmann Friedrich Lienhard hat einen Vorspruch für das Titelblatt beigesteuert. — „Für Freiheit und Ehre. Volkskalender 1925" nennt sich ein zum ersten Mal erschienener Kalender, den der „Arbeitsausschuß deutscher Verbände" in Verbindung mit dem „Deutschen Frauenausschuß zur Bekämpfung der Schuldlüge" herausgegeben hat, im Gegensatz zu den bisher besprochenen Kalendern in Heftform angelegt. Politisch bedeutsam in dem hauptsächlich der Kriegsschuldfrage gewidmeten Hefte sind die „Thesen zur Kriegsschuldfrage" (Graf Max Montgelas), dem der gerade auch auf die elsaßlothringische Geschichte sich stützende und u. a. mit Bildern der ruhmvoll 1918 zerstörten Straßburger und Metzer Denkmäler geschmückte Beitrag über „Frankreichs tausendjährige Raubzüge an den deutschen Rhein", ferner „Die Verpflichtungen Deutschlands und die Rechte seiner Gegner auf Grund der Londoner Vereinbarungen" und die in Faksimile wiedergegebenen Aeußerungen des Reichspräsidenten, des Reichskanzlers, des Außenministers, von Tirpitz u. a. — Eine Neuerscheinung bedeutet auch der „Franzosenkalender", den der bekannte Politiker „A" im Brunnenverlag (Karl Winckler), Berlin, mit einer Rückwand nach einem Entwurf von Fritz Koch-Gotha, erstmalig herausgegeben hat. Das Titelblatt des Kalenders zeigt einen aufgeblasenen Gockel mit dem Straßburger Münster im Hintergrund. Als Elsässer und Lothringer stehen wir derartigen Veröffentlichungen mit anderen Empfindungen gegenüber wie der Reichsdeutsche; wir wissen, wie sehr das Schicksal unserer Heimat davon abhängt, daß unsere großen Nachbarn zur Rechten und Linken zu friedlichem Einvernehmen gelangen. Aber wer all die Tatsachen — denn um Tatsachen handelt es sich ja doch — in ihrer Grauenhaftigkeit an sich vorüberziehen läßt, die in diesem Kalender als Extrag einer tausendjährigen Geschichte niedergelegt sind, der versteht, daß es von seiten Frankreichs gewichtigerer Dinge bedarf als schöner Worte, um wahrhaft Vertrauen bei dem augenblicklich ohnmächtigen Gegner zu erwecken. Und stärker als je fühlen wir das Heimatschädigende derer, die sich in den Jahren seit 1918 immer wieder dazu bereitgefunden haben, Frankreich in seiner „Politik der Festigkeit", im Bestehen auf einem (unter Wortbruch erschlichenen!) Schein des Rechts bekräftigt haben, etwa mit dem dummen Worte: „Wir Elsässer kennen die Hinterlist und Verschlagenheit der Boches". ...

Der „Kalender des Auslandsdeutschtums", den das Stuttgarter Deutsche Ausland-Institut herausgegeben hat (Ausland und Heimat Verlags-Akt.-Ges. Stuttgart, 2,— M.), ist zum ersten Male erschienen und bezeichnet sich als einen Versuch; man darf diesen Versuch im wesentlichen als gelungen bezeichnen. Durch geschickt ausgewählte Bilder aus aller Welt (mit kurzem erläuterndem Text) — darunter fünf aus Elsaß-Lothringen — gibt er einen Einblick in die Lebensbedingungen der Deutschstämmigen allüberall, von der Zähigkeit, mit der in fremder Umwelt deutsche Sitte und Ueberlieferung sich erhält. Da der Kalender nicht nur den Reichsdeutschen das Auslandsdeutschtum vorführen will, sondern „Auslandsdeutschtum und Heimat miteinander verbinden" möchte, so hätte er vielleicht auch Bilder aus der Heimat bringen sollen; dies nicht als Kritik gemeint. — War dieser Kalender in Form eines Wandabreißkalenders angelegt, so ist der vom „Verein für das Deutschtum im Ausland" herausgegebene, dem gleichen Zwecke, „Ausschnitte aus dem Deutschtum der ganzen Welt zu geben", dienende Deutsche Volkskalender" (1,50 M.) als Heft gestaltet. Eine Reihe bekannter Schriftsteller hat ihm literarisch hochstehende Beiträge gewidmet (Bartsch, Ginzkey,

K. H. Strobl, G. v. d. Gabelentz, Rudolf Haas, Hohlbaum, Paul Burg u. a.); ein uns besonders interessierender Beitrag von Dr. Fitzbogen spricht von: „Carl Candidus, dem Elsaßdichter". Neben die genannten literarischen Beiträge treten eine Reihe von größeren Aufsätzen, die über einzelne auslanddeutsche Siedelungen unterrichten und ein Abschnitt über Aufbau und Aufgaben der Vereinigung. — Zum dritten Mal erschienen ist der „Saarkalender" (Verlag Gebr. Hofer, Saarbrücken, zu beziehen von der Geschäftsstelle „Saarverein", Berlin SW 11, zum Preise von 2,50 M.), herausgegeben von A. Zühlke, der selbst eine ganze Reihe von Beiträgen des außerordentlich reichhaltigen und gut ausgestatteten Heftes beigesteuert hat. Heimatgeschichtliche, literarische, wirtschaftliche Aufsätze und Glossen unterrichten über Vergangenheit und Gegenwart dieses Mündels des Völkerbundes. Interessant die in Faksimile als Anlage beigegebene Entschließung der Saarbrücken-St. Johanner Bürgerschaft vom 11. Juli 1815: „Von sämtlichen Einwohnern ... geht nur die eine Stimme aus: Befreiung vom Franzosenjoche, Wiedervereinigung mit dem deutschen Vaterlande."

„Bis zum Weihnachtsabend" nennt sich eine Erzählung von Marie Gerst, die im Verlag der „Evangelischen Vereinigung" in Straßburg erschienen und von der Evangelischen Buchhandlung zu beziehen ist. (45 S., kart. 1,50 Fr.) Es handelt sich um eine Geschichte aus dem Ende der 30iger Jahre des 16. Jahrh.; sie spielt in Maursmünster, Straßburg und Buchsweiler und will die Schicksale einer Hugenottenfamilie aus Verdun schildern, die um ihres evangelischen Glaubens willen verfolgt, im Elsaß, insbesondere in Straßburg, der „Herberge der Gerechtigkeit", Zuflucht findet. Die Verfasserin, deren gute Absicht nicht verkannt werden soll, muß noch viel lernen; die vorliegende Probe verspricht noch nicht viel. Die Herausgeber hätten zum mindesteu gewisse Banalitäten und Ungeschicklichkeiten verhüten sollen, die auch einem gutwilligen Beurteiler Anlaß zu Kritik geben müssen.

Eingelaufene Schriften.

Eduard Reinacher, Elsässer Idyllen und Elegien. 150 Stn. In Halbl. gebdn. 5.—Mk. Stuttgart 1925 Deutsche Verlagsanstalt.

John Ries, Die Briefe der Elise von Türkheim geb. Schönemann (Goethes Lili) Herausgegeben im Auftrage des Wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer im Reich unter Mitarbeit von E. Marckwald (Bd. VII der Frankfurter Lebensbilder. 328 Stn. In Halbl. 9,50 Mk, in Halbleder 12,— Mk. Verlag Englert & Schlosser.

Marie Gerst, Bis zum Weihnachtsabend. 45 Stn. Kart. 1 t0 Frs. Straßburg 1924. In Kommission bei der Evangelischen Buchhandlung, Straßburg. Verlag der Evangelischen Vereinigung.

Die Vogesen, 40 Aufnahmen von Dr. Paul Wolff. Herausgegeben vom Wissenschaftlichen Institut der Elsaß-Lothringer im Reich, Frankfurt am Main 1924

Gebetbüchlein für die elsässischen und lothringischen Soldaten im französischen Heere. 1,— Fr. Straßburg 1924. Verlag der Evangelischen Buchhandlung.

Bernd Isemann, Heimliche Briefe. Geb. 2,1— Mk. 44 Stn. Dresden 1924. Sibyllenverlag.

Egid Beitz, Grünewalds Isenheimer Menschwerdungsbild und seine Quellen. Mit 4 Abbildungen. Kart. 2,50 Mk. Köln 1924. F. J. Marcan-Verlag.

Henning Kaufmann, Die Dichtung der Rheinlande. Eine landschaftliche und örtliche Bibliographie nebst einem Abriß ihrer Entwicklung. Kart. 3,— Mk., Bonn und Leipzig 1923. Verlag Kurt Schroeder.

Frederick Bausman, Und Frankreich? 370 Stn. München 1923 Wieland-Verlag.

Deutsche Politik. Ein völkisches Handbuch. Herausgegeben von Dr. Berensmann, Dr. Stahlberg und Fr. Koepp. Erster Teil: Rasse. Erste Lieferung. Frankfurt am Main 1924. Verlag von Englert & Schlosser.

W. Scheffen, Nahe am Abgrund und andere preisgekrönte Volkserzählungen. Herausgegeben im Auftrage des Vereins zur Verbreitung guter volkstümlicher Schriften Geh. 1,50 Mk. geb. 2,50 Mk. Verlag der Feierstunden, Berlin.

W. Scheffen, Das Opfer. Preisgekrönte Volkserzählungen. Zweiter Teil der vorstehenden Sammlung. Preis und Verlag wie oben.

Viktoria Roer, Der Zwergenlümmel. Ein drolliges Waldmärchen. Mit Bildern von Walter Siebert Leman. 132 Stn. In Halbl. gebd. 3,50 Mk. Verlag F. A. Perthes, Gotha-Stuttgart.

Marie Hart-Ehrung

Vierte Spendenliste (abgeschlossen am 8. Dezember 1924

Dr. Beyerlein, Berlin-Schöneberg	25,— Mk.		
Prof. Breßlau, Heidelberg	10,— „		
Landger.-Rat Benecke, Tübingen	4,— „		
Lehrer Bongartz, Kirchzarten	10,— „		
Zollinsp. Clauß, Kaiserslautern	5,— „		
Prof. Dr. Crohn, Stettin	10,— „		
Th. J. Cußler, Baden-Baden	2,— „		
Ein Elsäßer	5,— „		
Maria Eikermann, Marburg	3,— „		
Oberstleutnant a. D. Engels, Freiburg i. Br.	5,— „		
Dr. Epting, Bad Soden	50,— „		
Landger.-Rat Fischer, Elberfeld	3,— „		
Min.-Rat Dr. Fischbach, Berlin-Charlottenburg	10,— „		
Geh. Reg.-Rat Dr. Freudenfeld, Berlin-Steglitz	4,— „		
Rechn.-Rat Freund, Rittergut Breitenau	3,— „		
Frau Magdalene Friese, Berlin-Friedrichsfelde	3,— „		
Staatsrat Gall, Zoppot	5,— „		
Justizrat Gangloff, Berlin-Wannsee	5,— „		
Min.-Rat Gerbeth, Berlin-Südende	10,— „		
Min.-Dir. z. D. Dr. Goetz, Stuttgart	20,— „		
Pfarrer Herrmann, Gehaus	20,— „		
Frau Hauptmann Heusch, Marburg	3,— „		
Hilfsbund f. d. Elsaß-Lothringer, Kiel	16,— „		
Hilfsbund f. d. Elsaß-Lothringer, Stettin	10,— „		
Hilfsbund f. d Elsaß-Lothringer, Würzburg (1. Spende)	20,— „		
Dgl. in Würzburg (2. Spende)	18,68 „		
Hilfsbund f. d. Elsaß-Lothringer, Schwetzingen	28,— „		
Geh.-Rat Hergesell, Lindenberg	20,— „		
Frau Unterstaatssekr. Hoseus, München	5,— „		
Prof. Dr. Kaiser, Potsdam	5,— „		
Prof. Lic. Kapp, Freiburg	5,— „		
Reg.-Sekr. Georg Karl, Berlin-Steglitz	3,— „		
E. Kautz, Direktorin d. städt. höh. Mädchenschule, Opladen	5,— „		
Dr. Friedr. König, Gießen	5,— „		
zu übertragen	355,68 Mk.		
		Uebertrag	355,68 Mk.
General d. Art. z. D. v. Lauter, Karlsruhe		10,—	„
Min.-Rat Lellbach, Berlin		5,—	„
Direktor Loewe, Berlin-Schöneberg		20,—	„
3 lothringische Leser	15 frz Franken =	4,25	„
Frau Luise Lupus, Stettin		5,—	„
Frau Geh.-Rat Meyer, Marburg		5,—	„
M . . s, Hamburg		4,—	„
Pfarrer V. Müller, Berlin		5,—	„
Pfarrer Neßler, Kleinschmalkalden		3,50	„
Frau Prof. Plaßberg, Hamburg		3,—	„
Gymn.-Direktor Dr. Radtke, Zeitz		10,—	„
Leo Raeppel, Berlin-Lichterfelde-Ost		15,—	„
Prof. Dr. Reinhard, Leipzig		5,—	„
Reg.-Rat Röhrig, Nordhausen		10,—	„
Geh. Reg.-Rat a. D. H. Scheuermann, Baden-Baden		5,—	„
August Schuler, Stuttgart		5,—	„
Frau Prof. Spitta, Göttingen		5,—	„
Frau Adelheid Steinmann geb. Holtzmann, Bonn		10,—	„
W. Stieber, Lehrer a. D. Oberweimar		3,—	„
Frl. v. Troilo, Obernigk		5,—	„
Ungenannt, Berlin		5,—	„
Ungenannt, Berlin		5,—	„
Ungenannt, Eßlingen		4,—	„
Ungenannt		2,—	„
Ungenannt		5,—	„
Reichsgerichtsrat Dr. Vogt, Leipzig		5,—	„
Prof. Wehrung, Münster		5,—	„
Siegmund Weil, Gießen		3,—	„
Weil, Brandenburg		3,—	„
Prof. Wendling, Stuttgart		10,—	„
Summa		540,43 Mk.	
Bisher waren eingegangen:		1197,70 „	
Bisher eingegangen:		1738,13 Mk.	

Weitere Spenden erbeten auf Postscheckkonto Dr. Robert Ernst, Berlin, Nr. 109799.

Siebzigster Geburtstag.

Am 9. Dezember feierte in Wiesbaden Frl. L. Otto, die langjährige Leiterin der Straßburger „Industrieschule", der 1875 als Privatschule gegründeten und 1887 vom Vaterländischen Frauenverein übernommenen dem seit 1886 staatlich anerkannten Gewerbe- und Industrieschule ihren 70. Geburtstag. Ihr Lebenswerk war die Führung und der Ausbau dieser Anstalt und die Mithilfe bei der Gründung von zahlreichen ähnlichen Schulen im ganzen Lande. Hunderte und Aberhunderte von Schülerinnen werden der verdienten Lehrerin heute gewiß auch in Elsaß-Lothringen gedenken. Ihr Werk ist nur äußerlich zusammengebrochen; die Frucht ihrer 32jährigen Arbeit im Dienste unserer Heimat liegt in der Hochschätzung ihrer selbstlosen Wirksamkeit. Bei aller Bitterkeit, die der verdienten Greisin ob des Verlustes ihrer zweiten Heimat die Seele füllen mag, sei ihr diese Gewißheit ein Trost.

Eine Unterstützung unserer Arbeit bedeutet es, wenn die Leser ihren Bedarf an Büchern und Noten durch unsere Verlagsbuchhandlung beziehen. Jedes in diese Zeitschrift besprochene und angezeigte Buch, wie überhaupt jede Erscheinung des deutschen und ausländischen Buchhandels wird ohne Mehrkosten geliefert. Wir verweisen unsere Leser erneut auf diese Möglichkeit, ohne eigenes Opfer unserer Bestrebungen zu fördern.

Bestellungen bitten wir zu richten: „An die Vertriebsstelle der Zeitschrift „Elsaß-Lothringen", Berlin W 30, Postschließfach Nr. 5, Zahlungen an Postscheckkonto Dr. R. Ernst, Nr. 109 799, beim Postscheckamt Berlin.

Schriftleitung und Verlag.

Pfarrer Eichler †

Dem am 2. Dezember verstorbenen Pfarrer Ernst Eichler, bis zum Waffenstillstand an der Straßburger Neuen Kirche tätig, widmet die „République" vom 7. Dezember einen kurzen Nachruf, der darauf hinweist, daß Pfarrer Eichler seit 1898 in Straßburg als Seelsorger gewirkt hat, nachdem er zuvor in Neuweiler bei Zabern das Pfarramt versehen hatte. Nach seinem Weggang von Straßburg hatte er trotz hohen Alters noch einmal eine Pfarrstelle angenommen, in Schönfeld bei Sandau a. d. Elbe, wo er nun nach schwerer Krankheit 75jährig verstorben ist. „Die vielen Freunde, welche Pfarrer Eichler überall, wohin er kam, zählte, werden ihm ein gutes Andenken bewahren."

Am 2. Dezember morgens 5½ Uhr entschlief sanft nach kurzem schweren Leiden mein lieber Mann, unser guter Vater

Ernst Reinhard Eichler

em. Pfarrer

im Alter von 75 Jahren.

Schönfeld bei Sandau a. d. Elbe
früher Straßburg i. Els.

Amélie Eichler, geb. Eppel,
Gertrud Eichler,
Ernst Eichler,
Frieda Eichler.

Das zweite Jahr.

Inhaltsübersicht des Jahrgangs 1924

In der folgenden Uebersicht bedeuten die römischen Ziffern das Heft (I=Januar, II=Februar usw.), die arabischen die Seitenzahl.

Politik

Für die Wahrheit (R. Ernst) . . . I, 3
„Rheinland-Elsass-Lothringen" (Brief aus dem Elsass) . . . I, 4
Eine Abrechnung (A. Gilg) . . . I, 7
Schweiz-Elsass (W. Kapp) . . . II, 31
„Elsass-Lothringen wieder Zankapfel?" (A. Gilg) . . . II, 36
Für unsere Heimat (R. Ernst) . . . III, 51
„Gift" (***) . . . III, 57
Vor den Wahlen . . . IV, 78
Vlandern-Elsass (A. Vlamynck) . . . V, 98
Die elsass-lothringischen Wahlen zur französischen Kammer . . . V, 114
Das politische Gesicht des Elsass nach den Wahlen (W. Kapp) . . . VI, 119
Im Zeichen des Protests! (R. Ernst) . . . VII, 144
Zur Beurteilung der elsass-lothringischen Wahlen (Das Wahlergebnis in Lothringen) (A. Gilg) . . . VII, 147
„Gift". Eine Antwort an Herrn Charles-Schmidt (***) . . . VII, 149
Ein Brief aus dem Elsass . . . VII, 151
„Lothringer Volk, wach auf. . ." (R. Ernst) . . . VIII, 171
Vom Widersinn der elsass-lothringischen Staatsangehörigkeitsbestimmungen (M. Schwalb) . . . IX, 198
Auf dem Weg zum Weltkrieg (E. Sauerbeck) . . . X, 223
Elsass-Lothringen im November 1918 (***) . . . XI, 247
Der Kriegsausbruch oder die Julikrise 1914 (E. Sauerbeck) . . . XI, 250
Unser Pazifismus. Eine Entgegnung. (A. Krencker) . . . XI, 256
Brief aus dem Unterelsass . . . XI, 264
Der Abbau Elsass Lothringens (J. Karcher) . . . XII, 275
Der Kampf um die Wahrheit über die Kriegsschuldfrage in Frankreich (W. Schaer) . . . XII, 279

Geschichte

Frankreich und die westgermanischen Gebiete (1000 Jahre französische Eroberungspolitik (F. König) . . . I, 13
Brief eines Strassburger Bügermeisters an einen der Bürgermeister von Amsterdam (1710) (Eingeleitet und erläutert von F. Urban) . . . II, 54
Aus der Geschichte der Strassburger Münsterglocken (G. Joessel) . . . III, 62
Eine Reise nach Buchsweiler im Jahre 1790 . . . IV, 82
Goethe, der Strassburger Student (Dr. F. L.) . . . V, 106
Mülhausen und Frankreich. Ein Stück Wirtschaftskrieg aus der elsässischen Vergangenheit (K. Stenzel) . . . VI, 124
Wanderung durch das alte Metz (J. B. Keune)
I. Teil . . . VII, 158
II. Teil . . . VIII, 179
Der beste Friede mit Frankreich ist ein stummer Krieg (Prinz Eugen i. J. 1714) . . . VIII, 173
Marie Harts literarische Bedeutung (K. Walter) . . . XII, 292
Das Elsass, die Wiege des Christbaums . . . XII, 290

Kultur

Vom Strassburger Münster (E. Polaczek) . . . IV, 72
Vom schweizerischen Deutschtum (E. Blocher) . . . IV, 75
„Les Musiciens d'Alsace" (W. Kipp) . . . VII, 155
Die Schule als Werkzeug der Verwelschung (B. Frey)
I. Teil . . . IX, 195
II. Teil . . . X, 228
Zur Sprachendebatte in der französischen Kammer . . . XII, 278

Wirtschaft

Wirtschaftsbrief aus dem Elsass . . . III, 58
Ein Beitrag zur Rheinfrage (Zur Strassburger Tagung der „Zentralkommission für die Rheinschiffahrt") (K. Brill) . . . IV, 78
Die Lage des elsässischen Winzers . . . V, 104
Vor dem deutsch-französischen Handelsvertrag . . . IX, 217
Weiter Zollfreiheit für elsass-lothringische Erzeugnisse? (Pressestimmen) . . . X, 239
Bemerkungen zu den deutsch-französischen Wirtschaftsverhandlungen . . . XI, 259

Literarische Beiträge

In elsässischer Mundart:

D'Vogese (M. Hart) . . . II, 35
Wanderlied (L. W. Voeltzel) . . . III, 61
Myn Vaterhüüs (R. Will) . . . IV, 86
Ues minere Abedeekerzit. In Owerfelde (F. Bouchholtz).
I. In d'r Abedeek . . . VI, 132
II. Bi's Pfischters . . . VII, 163
III. D'r Notaire . . . VIII, 186
IV. Messti . . . IX, 214
V. 's Schäfer-Marie . . . XI, 266
Uf'm Berri (M. Hart . . . VIII, 178

In Hochdeutsch:

„Margot" (A. Pellon) . . . II, 42
Lothringische Gedichte (V. Wendel) . . . II, 44
Der Turm (Henner) . . . IV, 71
Die Rebe (M. Schwendi) . . . VI, 131
Der letzte Friedenssommer. Metzer Idylle zum Zehnjahrsgedächtnis. (G. Sedelmayr) . . . VII, 162
Vor den Ottrotter Schlössern (Chr. Schmitt) . . . VIII, 183
Solitaire (E. M. Mungenast) . . . VIII, 184
Heimweh (M. Schwendi) . . . VIII, 185
Mein Jugendland (E. Grucker) . . . IX, 204
Die Heidenmauer (A. Sturm) . . . IX, 211
Berg und Tal (E. Reinacher) . . . IX, 213
Erinnerung an Strassburg (C. R. Dietz) . . . IX, 215
Vogesenschau (Chr. Schmitt) . . . X, 237
Germaine (E. M. Mungenast) . . . X, 238
Ferientag (E. Reinacher) . . . XI, 265
Elsässische Weihnacht . . . XII, 289

Persönliches

Curt Mündel, der Erschliesser und Erforscher unserer Vogesen. Ein elsässischer Aufruf zur Erhaltung seines Grabes . . . II, 35
Zum 70. Geburtstag des früheren Oberschulrats Dr. Scherer. Eine elsässische Würdigung seiner Lebensarbeit . . . II, 42
Dem letzten deutschen Münsterbaumeister Dr. h. c. Joh. Knauth zum Gedächtnis (E. Polaczek) . . . IV, 72

Wilhelm Kapp (E. S.) . . . . . IV, 80
Otto Plasberg † . . . . . IV, 90
Unserer Marie Hart zum Gedächtnis (R. Ernst) . V, 95
Eduard Drumm † . . . . . V, 112
Prinz Alexander von Hohenlohe † . . . . . VI, 138
Unserer Marie Hart in Dankbarkeit (Aufruf) . . . VII, 143
Friedrich Spitta zum Gedächtnis (G. Anrich) . . . VII, 154
Prof. E. W. Mayers siebzigster Geburtstag . . . IX, 210
Prof. Dr. Otto Mayer † (M. Schwalb) . . . . . IX, 216
Rodolphe Reuss † (Paira) . . . . . X, 234
Marie Hart-Ehrung (Aufruf) . . . . . X, 236
Prof. Clemens Baeumker † . . . . . X, 241
Silbernes Priesterjubiläum (Universitäts-Prof. Dr. J. Schmidlin) . . . . . X, 242
Oberstudiendirektor Dr. Hoffmann † . . . . . X. 242
Frau Martha Tauber† . . . . . XI, 270
E. Kayser zum 70. Geburtstag . . . . . XII, 292
Lujo Brentano 80 Jahre . . . . . XII, 293
Pfarrer Eichler † . . . . . XII, 296
Siebzigster Geburtstag, (Frl. L. Otto) . . . . . XII, 296

Bücherbesprechungen

Hermann Burte: **Madlee.** Alemannische Gedichte . . III, 59
Jakob Beyhl: **Tausend Jahre Franzosenpolitik** . . III, 63
Gottfried Fittbogen: **Was jeder Deutsche vom Grenz- u. Ausland-Deutschtum wissen muss** . III, 64
Otto Schmitt: **Gotische Skulpturen des Strassburger Münsters** . . . . . IV, 74
Robert Will: **Tauler.** Eine Geschichte aus Strassburgs Vergangenheit . . . . . IV, 84
Derselbe: **E Pfarrhüs üs d'r guede alde Zytt** . . IV, 84
Ernst Traumann: **Goethe, der Strassburger Student** V, 109
Albert Schweitzer: **Aus meiner Kindheit und Jugendzeit** . . . . . V, 111
Hermann Stegemann: **Der Kampf um den Rhein** VI, 134
M. F. von Brackel: **Nur warten!** Erinnerungen an Strassburg . . . . . VI, 136
Ernest Meininger: **Histoire de Mulhouse depuis ses origines jusqu'à nos jours** . . . . . VI, 136
Erich Lilienthal: **Ein Mann geht den Weg** . . . . . VI, 137
Paul Steinmüller: **Der Richter der letzten Kammer** VII, 164
Paul Rühlmann: **Die Fragen des besetzten Westens.** Ein Literaturnachweis . . . . . VII, 164
Rudolf Wackernagel: **Geschichte des Elsasses** . . . IX, 203
Eduard Reinacher: **Elsässer Idyllen und Elegien** IX, 212
Fritz Bouchholtz: **Lothringische Sazen** . . . . . XI, 267
Friedrich Lienhard: **Aus Taulers Tagen** . . . . . XI, 267
Maria Frauzem: **Walther von Geroldseck** . . . . . XI, 267
Elsass-Lothringisches Jahrbuch II (1923) u. III (1924) XI, 267
Paul Wolf: **Die Vogesen** . . . . . XI, 268
Elsässische Kalender 1925 . . . . . XII, 294
Deutsche politische und Heimatkalender 1925 . . XII, 294
Paul Wentzke: Der Deutschen Einheit Schicksalsland XII, 293
Marie Gerst, Bis zum Weihnachtsabend . . . . . XII, 295

Politische Rundschau

Mitte Januar: **Der Strassburger Neutralistenprozess** / Ein zweiter politischer Prozess (Schlaflang-Jérôme) / Verfassungsänderung (Colrats Plan) / Der Frankensturz / Die Pfälzer Separatistenkomödie . . . . . I, 9
Anfang August: **Kulturkampf** / Aufruf der Elsässerpartei / Wirtschaftsfragen . . . . . VIII, 177
September: **Vor Herriots Elsassreise** / „Das elsass-lothringische Volk eine Persönlichkeit"/Elsässisch-französische Gegensätze / Vor dem Ende der Zollfreiheit / „Bedingungsfranzosen" / Kolonialausstellung . . . . . IX, 200
Oktober: **Ministerbesuche** / Versprechungen nach allen Seiten / Ein Beitrag zur Kriegsschuldfrage / Lazare Weiller beschwört und warnt die Pariser Regierung / Der „Bäckehieselkongress" . . . . . X, 232
November: „Befreiungs"-Erinnerungen / Beamtenfragen / Prozess Fasauer / Assimilation . . . . . XI, 261
Dezember: **Jagd auf die „Heimatstimmen"** / Don Carlos / Vom Kulturkampf / Sorgen des Alltags XII, 284

Presseschau und Politische Glossen

„Das Leben im Elsass" . . wie man es durch französische Propagandabrillen sieht (B. Mertz) . . . . . II, 41
Wie sie sich um uns sorgen. Diesmal die „France de l'Est" . . . . . II, 42
„Les embarras de M. Colrat" („Le Réveil Alsacien") II, 45
Vom Strassburger Neutralismus-Prozess („Basler Nachrichten") . . . . . II, 46
Kurzes Nachwort zu den Briefen „Rheinland-Elsass-Lothringen (E. Heywang) . . . . . III, 56
„Leur culture." Eine Essener französische Theatervorstellung . . . . . III, 58
„Das produktive Jahr der Ruhr" („Freie Presse," Strassburg) . . . . . III, 59
Ein Brief aus der Heimat (mit Gedicht: „Verbotte"). III, 63
„Assimilation" (Der Elsässer") . . . . . III, 64
„Ich soll nicht deutsch sprechen" („La République") III, 66
Von Gerlach in Strassburg . . . . . III, 66
Von der protestantischen theologischen Fakultät der Strassburger Universität . . . . . IV, 81
Leeres Gewäsch! . . . . . IV, 81
Herabsetzung der Kaufpreise der lothringischen Hüttenwerke . . . . . IV, 88
Ernennung einer Finanzstudienkommission . . . . . IV, 88
Propagandakünste . . . . . IV, 89
Zensur? „Kolonialartige Dekrete" („Metzer Freies Journal" und „République") . . . . . IV, 89
Ein Denkmal der Rache („Norddeutsche Rundschau") IV, 89
Die elsass-lothringische Frage („Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur") . . . . . IV, 90
Das rumänische Königspaar im Elsass . . . . . V, 112
Die landwirtschaftl. Bevölkerung Elsass-Lothringens V, 113
Gerechtigkeit für die in Frankreich Internierten! . . . V, 113
Eigenartiger Rechtszustand . . . . . V, 113
„Sprachennationalismus" („La République") . . . . . VI, 123
Das Ende des „Echo d'Alsace et de Lorraine" . . . . VI, 137
Ein Brief Leys („La République") . . . . . VII, 153
„Paris und . . Strassburg" . . . . . VII, 153
Kritisches zum Valorisationsproblem („Metzer Freies Journal") . . . . . VII, 157
Vom „Comité alsacien d'études et d'informations" . . VII, 157
Zum Fall Grautoff . . . . . VII, 165
Ueberfremdung . . . . . VII, 166
Moselkanalisation und Nord-Ost-Kanal . . . . . VII, 166
„Die Strassen- u. Verkehrsmisere im Moseldepartement" VII, 166
Aufhebung des Generalkommissariats . . . . . VIII, 177
„Im Hinterhaus" („La République") . . . . . VIII, 189
Zum Fall Bulach („Der Elsässer") . . . . . VIII, 189
Erwerb der französischen Nationalität durch Ausländer in Elsass-Lothringen . . . . . VIII, 189
Wie sieht es in Elsass-Lothringen unter französischer Herrschaft aus? (Reisebericht eines Flamen) . . . VIII, 190
Basel und das Elsass („Berner Tagblatt") . . . . . VIII, 190
Aufruf der Elsässerpartei (Photographie) . . . . . IX, 217
Sowjetrussland als Vorbild („Humanité") . . . . . IX, 218
Der Ruf nach dem französischen Staatsanwalt . . . . X, 234
„Befreiung" . . . . . XI, 258
Der Fall Keppi . . . . . XI, 268
Die Forbacher Verhaftung (v. Nathusius) . . . . . XI, 268
Wechsel in der Generaldirektion der elsass-lothringischen Eisenbahnen . . . . . XI, 269
Unzufriedenheit der Staatsbeamten und Lehrer . . . XI, 269
Sport und Chauvinismus . . . . . XI, 270
„Don Carlos" . . . . . XII, 288